Globus.

XXXIV. Band.

Globus.

Illustrirte

Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde

mit

besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern

herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Vierunddreißigster Band.

Braunschweig,

Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn.

1878.

Inhaltsverzeichniß.

Europa.

Asien.

Afrika.

Der Continent von Australien.

Kleinere Inseln des Stillen Oceans.

Nordamerika.

Südamerika.

Arktisches Gebiet.

Vermischte Aufsätze und Mittheilungen.

Illustrationen.

Afghanistan.

Afrika.

Stanley's Reise 1874 bis 1877.

Australien und Inseln des Stillen Oceans.

Nordamerika.

Südamerika.

Peru.

Charles Wiener's Reise.

Columbien.

Edouard André's Reise.

Karten, Pläne und Profile.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band XXXIV. № 1.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
Begründet von Karl Andree.
In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von
Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1878.

Aus Charles Wiener's Reise in Peru und Bolivien.

(Die Bilder sind nach Wiener's Skizzen und Aquarellen gefertigt.)

I.

Der französische Minister des öffentlichen Unterrichts beauftragte am 9. Juli 1875 den Gelehrten Charles Wiener mit einer vorzugsweise archäologischen Forschungsreise in dem alten Inca-Reiche, welche von der sogenannten „Commission des voyages et missions" für nützlich und wünschenswerth erklärt worden war. Es ist das ein Ausschuß von Fachleuten, welcher jenem Ministerium zur Seite steht und in den wenigen Jahren seines Bestehens — er wurde in Folge eines Antrags des Senators Edouard Charton vom 15. December 1873 ins Leben gerufen — schon eine überaus rege Thätigkeit entfaltet und zahlreiche Reisen im Interesse der verschiedensten Wissenschaften veranlaßt hat. Die wissenschaftlichen Ergebnisse der Wiener'schen Mission, welche in die Jahre 1875 bis 1877 fällt, sollen in einer Monographie über die Ureinwohner niedergelegt werden, welche vor Ankunft der Spanier die Abhänge, Thäler und Hochebenen der Andes zwischen dem fünften und funfzehnten Grade südlicher Breite besetzt hielten, während die folgenden Zeilen nur eine Episode aus der Reise vorführen, welcher archäologische Forschungen in der brasilianischen Provinz Santa Catharina, ein Ausflug nach Chile und eine über 600 Wegestunden lange Küstenwanderung von Lima bis Trujillo, von da nach Cajamarca und bis an die Grenze des Departements Ancachs vorausgegangen waren. Die zu erzählende Reiseepisode selbst umfaßt nur etwa 60 Wegestunden in dem schönen großartigen und traurigen Lande, und niedergeschrieben wurde sie an Ort und Stelle, mitunter während strömenden Regens, wobei der Sattel dem Reisenden als Tisch diente und sein Maulthiertreiber ihn mit dem ausgebreiteten Poncho zu schützen suchte. Wenn er deshalb für seine Aufzeichnungen, die wir nicht wörtlich wiedergeben, auch kein literarisches Lob erstrebt, so bittet er doch, ihnen volle Glaubwürdigkeit beizumessen.

Huandoval, wo seine Erzählung beginnt, war für ihn eine große Ueberraschung. Er kam von Pallasca, das er für den traurigsten Ort auf Erden gehalten hatte — aber Huandoval übertraf ihn noch. Unförmliche Haufen von Ziegeln, welche die Aprilsonne getrocknet und die Octoberregen in eine feuchte Masse verwandelt hatten, verfaultes Stroh der zuckerhutförmigen Dächer, Höfe, von wankenden Mauern umschlossen, wo kleine schwarze Schweine lustig spielten, zerlumpte Menschengestalten und über alle dem ein trüber regniger Himmel — schlechte Aussichten für einen von Strapazen und Hunger mitgenommenen Reisenden. Auf seine Frage nach dem „Tambo", der Herberge, deren sich einige bevorzugte Orte Perus erfreuen, erhielt er die ständig wiederkehrende Antwort „manan cashu" (es giebt keinen). Schon in Europa sind kleine Orte schrecklich; wie viel mehr in den Andes, wo eine äußerst geringe Bevölkerung in fast vollständiger Abgeschlossenheit von der übrigen Welt lebt, wo alle Lebensbedürfnisse fast ausschließlich durch persönliche Arbeit erzeugt werden, wo kein Tauschhandel die Anzahl derselben vergrößert, und wo keiner jener Triebe wirkt, die uns Europäer zum Arbeiten veranlassen. Die Folge davon ist eine erstaunliche Armuth und ein Gleichmuth gegenüber solch hartem Loose, der dem Europäer gefällt, wenn er auch mitunter wenig Sympathie antrifft. Es ist aber oft mehr

Furcht und Scheu vor den eigenen ungenügenden Hülfsmitteln als böser Willen, welcher den Eingeborenen bewegt, einem Fremden Unterkunft und Nahrung zu verweigern. Vergeblich versuchte Wiener ein Obdach aufzutreiben. Der Geistliche und die staatlichen Beamten des Ortes waren insgesammt über Landes gegangen; und als die Leute sahen, daß der Fremde vergeblich bei jenen anklopfte, so hielten sie auch sich selbst nicht für verpflichtet, ihm die Thür zu öffnen. Als alles Klopfen vergeblich blieb, setzte Wiener seine Reise durch Nacht und Regen nothgedrungen fort; denn als einzelner Mann zumal in Abwesenheit der Behörden sich mit Gewalt Einlaß zu erzwingen, erschien ihm bei jener eigen-

Gravé par Erhard

Wiener's Reise im peruanischen Departement Ancachs.

thümlichen Indianerrace unthunlich. Zum Glück stieß er alsbald auf ein junges Weib, welches erfrorene, schwarze Kartoffeln kochte, wie man sie im Innern unter dem Namen chuño ißt; als dieselbe aber auf sein Bitten, ihm einige zu verkaufen, kurz mit „Manan cashu" antwortete, riß ihm die Geduld. Er sprang vom Pferde, füllte sich die Taschen mit den Knollen an und schob der Besitzerin ein Vierrealenstück, wohl das Zwanzigfache des Werthes der Kartoffeln, in die Hand, worauf diese lächelnd mit einem „Vergelt's Gott" dankte. Dann setzte er mit seinem Diener die Reise fort. Bald darauf, kaum eine Viertelstunde vom Orte entfernt, zeigten sich beim ersten Schimmer des Mondes die vielkantigen Umrisse einer großen Ruine und an derselben ein Schirmdach. Es war eine pascana, d. h. eine Hütte aus Schilf mit Strohdach, wie sie den Maulthiertreibern zur Unterkunft dient, welche von Hualgaioc oder Pasacancha Silbertransporte an die Küste bringen. Die Hütte war nur von einer Schar Hunde besetzt, die vor Wiener's Peitsche

rasch das Feld räumten. Bald waren die Maulthiere abgeladen, ein Feuer angezündet und ein landesübliches „chupe“ bereitet, diesmal freilich nur aus Regenwasser, erfrorenen Kartoffeln und etwas spanischem Pfeffer, während in Lima wohlschmeckende Krabben seine Grundlage bilden. Als Lager diente der „pellon“, ein langhaariger Teppich, welcher über den Sattel gedeckt wird, als Kopfkissen letzterer selbst.

Am Morgen weckte sie der Geistliche des ungastlichen Huandoval, der von seinen Pfarrkindern die Durchreise des Fremden vernommen und sich nun beeilt hatte, ihm seine Gastfreundschaft anzubieten und die Ruinen am Berge Chucana zu zeigen.

Huandoval war nicht immer ein so elendes Nest wie heutzutage. Die alte Stadt, welche südöstlich von der jetzigen liegt, hatte einen großartigen Anstrich wie alle Monumente aus der Inca-Zeit. Ihre steinernen Mauern waren mit granitenen Friesen geschmückt und über den Simsen waren grinsende Menschengesichter in Relief angebracht. Die damals herrschende Ordnung in allen Dingen steht mit der absoluten Unordnung von heute im schärfsten Gegensatze. Damals existirte ein großes Schuldbuch, wovon der Geistliche dem Reisenden ein merkwürdiges aus Granit gehauenes Exemplar zeigte. Man könnte dasselbe (s. Fig. 2) für das Modell einer Festung mit zwei viereckigen Thürmen an zweien der vier Ecken und mit länglichen oder quadratischen Lagern dazwischen halten — wie denn A. Bastian, welcher unlängst die hölzerne Nachbildung einer solchen Antiquität dem Berliner ethnographischen Museum einverleibt hat, dieselbe für den Reliefplan einer Stadt hält (s. Zeitschrift für Ethnologie IX, 1877, Heft II, S. 149, und Tafel V, Nro. 15). Der Ueberlieferung zufolge hätte man nämlich früher mittelst Körnern von verschiedener Farbe die Tribute jedes Stammes der Huamachucos einregistrirt; jeder Stamm war durch eine besondere Farbe bezeichnet und jede Etage im Zählbrett zeigte einen zehnmal höhern Tribut an, so daß z. B. ein Korn in den obersten Eckthürmchen eine hundertmal größere Steuer bedeutete, als ein Korn in den untersten Kästchen zwischen den beiden Thürmen.

Fries von den Ruinen am Berge Chucana.

Zählbrett, in Chucana gefunden.

Mit seinem liebenswürdigen Führer kehrte Wiener nach Huandoval zurück, wo ersterer erwartet wurde, um eine Messe der heiligen Rosa zu lesen. Das war keineswegs eine angenehme Nachricht für den Reisenden, welcher eben von Pallasca kam, wo ihm das Tanzen und Lärmen, das Trommeln und Losbrennen der Feuerwerkskörper drei Tage und drei Nächte hinter einander jede Ruhe geraubt hatte. Und darum vermochte er auch die Befriedigung des Pfarrers nicht zu theilen, trotzdem ihm dieser versicherte, daß jenes Fest in Huandoval einen ganz ausgesprochenen localen Charakter bewahrt habe. So war es aber auch der Fall. An die Kirchenthür gelehnt, beobachtete Wiener die merkwürdigen und wahrscheinlich alteinheimischen Gebräuche, welche die katholische Geistlichkeit ihrem Kalender angepaßt hat, um die Gewohnheiten der Besiegten mit den religiösen Scrupeln der Sieger in Uebereinstimmung zu bringen. Etwa funfzig Leute, darunter ein halbes Dutzend Musikanten, brachten einen Hammel vor die Kirchenthür geschleppt, den sie umtanzten, während ein Mann mit rother Schärpe und einer Axt das Thier festhielt. Nach Beendigung des Tanzes tödtete der letztere zur großen Freude der anderen das Thier und von Neuem begann das Tanzen um die Blutlache auf dem Kirchhofe, wozu außer flauta und pita auch die Kirchenglocken ertönten. Dann lud ein starker Bursche den Hammel auf seine Schultern; voran schritt der Schlächter, seine blutige Axt schwingend, und nun zog die Procession durch das ganze Dorf, hielt vor jeder Thür still und begab sich schließlich zu dem Hause desjenigen, welcher aus Verehrung für die heilige Rosa die Kosten des Festes bestritt. Den ganzen Tag über dauerte Gesang und Tanz an, bis man Abends beim Schein der erlöschenden Feuer Männer, Frauen und Kinder, trunken von Chicha und Rum, durch einander am Boden herumliegen sah und sie im Schlafe ab und zu einen rauhen Schrei oder ein modulirtes Heulen ausstoßen hörte. So abstoßend dieser Schluß auch sein mochte, so lag in den Gebräuchen doch ein Anklang an alte Sitten, der für den Reisenden ebenso anziehend wie wichtig für den Archäologen ist.

Nach einer im Hause des Pfarrers gut verbrachten Nacht brach Wiener am Montag früh nach Cabana auf, welches von Huandoval nur durch einen ansehnlichen Berg getrennt wird; sowohl der Anstieg wie der Abstieg nehmen jeder etwa eine Stunde in Anspruch. Der in endlosen Windungen hinaufführende Pfad war von zahlreichen Indianern belebt, von Männern, die ihre mit großen Flaschen voll Rum beladenen Esel vor sich hertrieben, während die Weiber ihre Kinder auf dem Rücken schleppten und dabei Baumwolle spannen.

In Raimondi's Werk hatte Wiener Andeutungen über Ruinen in der Nähe von Cabana gefunden; doch hatte er dieselben nicht für so wichtig gehalten, als er sie in der That fand. Es mögen hier einige Worte über die indianische Baukunst Platz finden. Es ist durchaus falsch, was manche „Amerikanisten“ behaupten, daß es der peruanischen Architektur an Charakter fehle. Arm an Abwechselung, an Unterbrechung ist sie allerdings; ohne jeden Vorsprung verlaufen

die langen horizontalen Mauern; spärlich sind die Fenster und klein die Thüren, welche sie durchbrechen. Keine Säule, keine Statue, kein Fries belebt ihre Einförmigkeit, welche trotzdem von großer künstlerischer Wirkung ist, mag dieselbe nun beabsichtigt sein oder nicht. Diese langen horizontalen Zinnen stehen im schärfsten Gegensatze zu den vulcanischen Zacken der Andes, die sich kühn und regellos überall in die Luft erheben und die einheitliche Größe des Gebirges fast verschwinden lassen. Und ebenso scharf ist der Unterschied zwischen den glatten, unverzierten Façaden der Tempel und

Ansicht von Cabana.

Pashash.

den tiefen Schluchten und Rissen, welche die steilen Bergeshänge durchsetzen. Diese Einfachheit der Ruinen inmitten einer so malerischen, chaotischen Natur, ihre Lage, die Schwierigkeit ihrer Erbauung, deren selbst der gemeine Mann sich heute bewußt ist, ihr Alter und das traurige Loos des Volkes, welchem sie ihre Entstehung verdankten — all das wirkt zusammen, um dem Reisenden Respect vor diesen Monumenten einzuflößen. Trotzdem üben sie keine großartige Wirkung aus, namentlich wenn man sie aus einiger Entfernung betrachtet; nur unmittelbar an ihrem Fuße wird man ihre Kolossalität gewahr. Eine feinere Kunst vermag, ohne solche Massen zu bewegen, doch Größeres hervorzubringen.

Das gilt auch von den Monumenten von Cabana, welche sich auf dem Hügel Pashash erheben; lauter rechteckige, kahle Umfassungsmauern, wie sie Wiener auch in Huamachuco und Cajamarca gefunden. Doch haben sie auch ihre ganz besondere Eigenthümlichkeit: im Innern sind die Mauern mit

Sonne in Basrelief.

Erhaben gearbeiteter Kopf aus Pashash.

Granitkopf aus Pashah, eingemauert in die Umfassungsmauer des Kirchhofs und jetzt herausgefallen.

Erhaben gearbeitete Köpfe aus Pashash.

Steinbild eines Kriegers.

Basreliefs geschmückt, welche einst in ganz bedeutender Anzahl vorhanden gewesen sein müssen, wenn man die große Menge bedenkt, welche später herausgebrochen worden sind, um die Häuser des modernen Ortes zu schmücken. Natürlich ist der archäologische Werth dieser Ornamente weit größer als das etwaige künstlerische Interesse. Meist sind es flache Basreliefs, aber bewundernswerth in der Idee wie in der Ausführung. Die wichtigsten copirte Wiener durch Abklatschen, was volle drei Tage in Anspruch nahm. Die Darstellungen sind von der verschiedensten Art, mitunter Allegorien, mitunter symbolischer Natur, mitunter auch Nachahmungen der Natur. Die eine sehr merkwürdige, welche sich jetzt in der Kirche von Cabana eingemauert befindet (s. Abbildung auf S. 5), bezieht sich auf den vielbesprochenen Sonnendienst und ist aus einem schönen braunrothen Porphyr gearbeitet: in der Mitte das Antlitz der Gottheit, mit

Plan der drei Acequias.

Profil der drei Acequias.

dem königlichen Stirnbande geschmückt, und rings herum vier fabelhafte Thiere. Andere alte Reliefs hat der christliche Architekt bei der Erbauung des Glockenthurmes verwendet, ein seltenes Beispiel unter den zerstörungslustigen Spaniern. Auch die heutigen Bewohner Cabanas gehen mit den antiken Resten nicht sonderlich fein um und nehmen beim Abweißen ihrer Häuser besonders darauf Bedacht, die darin eingemauerten Sculpturen recht dick zu überstreichen. Wiener mußte deshalb jedesmal dieselben erst wieder abkratzen und seine archäologische Wißbegier bar bezahlen. Doch wurden seine Nachforschungen durch das allmälige Auffinden von nicht weniger als dreißig solcher oft in den Häusern des modernen Ortes ziemlich versteckter Bildwerke belohnt. Ebenso besaß Cabana einst treffliche Töpfereien, von deren Erzeugnissen Wiener Einiges noch erhalten fand und abzuzeichnen vermochte.

Am 2. October verließ er Cabana, um Corongo zu erreichen. Anderthalb Stunden südöstlich von Pashash passirte er eine Stelle, Cerro de las tres Acequias genannt. (Acequia ist ein Canal, welcher das Wasser eines Baches oder Sees nach oft weit entfernten Ortschaften leitet.) Es begegnen sich dort zwischen zwei Hügeln zwei Canäle und schneiden sich; der eine führt sein Wasser nach Huandoval, der andere nach Cabana. Zwischen den beiden Hügeln ist eine Mauer von 2 Meter Breite und 37 Meter Länge errichtet, über welche der eine $1^1/_2$ Meter breite Canal wegfließt, während sie unten einen Tunnel für die zweite nach dem entgegengesetzten Abhang (nach Huandoval) fließende

Die Lagune von Tuctucocha.

Acequia hat. Eine dritte, jetzt trockenliegende, zieht sich noch unterhalb der beiden ersteren hin.

Nachdem er Plan und Profil dieser merkwürdigen hydraulischen Anlage aufgenommen hatte, setzte er seinen Ritt fort und erreichte gegen 6 Uhr Morgens die Puna von Tuctubamba, welche 8 Stunden lang ist und 4751 Meter über dem Meeresspiegel, d. h. fast in der Höhe des Mont-Blanc, liegt. Dort oben war alles grau und von unbestimmter Farbe, der Himmel, der Boden und selbst die kleinen Seen und Wasserflächen, welche sich zu beiden Seiten des Weges ausdehnten. Um sich von der vollständigen Oede und Kahlheit und der tiefen Melancholie einer solchen Puna eine Vorstellung machen zu können, muß man über sie hingeritten sein auf einem stets matter und kraftloser werdenden Maulthiere, ihre kalten Winde gefühlt, ihre blendende Sonne gesehen und ihre langhin rollenden Donner gehört, muß Tage lang allein auf solchen unermeßlichen Flächen zugebracht und mit Beschwerden ihre dünne Luft geathmet haben. Dann erst erscheinen einem die Werke der alten Peruaner in ihrer vollen Größe! Dann begreift man, was der Kampf mit der unbändigen, ja unzugänglichen Natur und der schließliche Sieg über dieselbe zu bedeuten hat!

Gegen 4 Uhr Nachmittags begann der Abstieg in weniger kalte Gebiete. 300 Meter tiefer verwandelte sich die Puna in Pampa. Die Ufer der Lagune von Tuctucocha, welche sich eine halbe Stunde weit hinzieht, stürzen steil ab; doch aber hatte sie der Fleiß der einstigen Bewohner in etwa 2 Meter hohe Terrassen, deren Spuren man noch sieht, umzuwandeln und mit Oca (süßen Kartoffeln) zu bebauen verstanden. Die Pampa ist mit einem ziemlich hohen, aber trockenen Kraute von welker Farbe bedeckt, trotz der Nähe des Sees. In zahlreichen Windungen führte der Weg in stark durchschnittenem Terrain abwärts, am schäumenden Flusse von Corongo hinab. Ab und zu zeigten sich kleine Hütten (chosas) von der Gestalt eines Bienenkorbes oder eines umgestülpten Nestes; Hirten haben sich dieselben errichtet und führen darin mit Weib, Kind und Hund ein armseliges Leben. So eng ist der Raum und so über einander gepackt hocken die Leute darin, daß man sich verwundert fragt, ob Athmen überhaupt noch möglich sei.

Die Sonne ging unter, als Wiener Corongo erreichte, einen Ort, wo die Indianer ausschließlich nur Quechua sprechen. Er hat gerade Straßen mit niedrigen Häusern. Vor jeder Thür brannte ein Kohlenfeuer unter dem Suppentopfe, um welchen Vater, Mutter und Kinder herumhockten, so eifrig mit dem Inhalte desselben beschäftigt, daß sie für den vorüberziehenden Reisenden, doch eine seltene Erscheinung in dem abgelegenen Corongo, kaum einen Blick übrig hatten. Ueber eine schöne aus Hausteinen aufgeführte Brücke aus der Spanierzeit erreichte Wiener das Haus des Gouverneurs Isaguirre, eines schönen Indianers von prächtig brauner Hautfarbe, der bei der Bewillkommnung Wohlwollen und neben seiner natürlichen Traurigkeit fast Größe entwickelte — denn traurig ist der Indianer stets, traurig in der Kirche, traurig, wenn er das Pferd sattelt, traurig, wenn er sich auf den Erdboden hinhockt, traurig beim Trinken, traurig beim Tanzen, traurig selbst, wenn er beim Liebchen ist. Sein Liebeslied ist nur ein Klagen, und hat er mitunter den Anschein von Lustigkeit, so ist doch Stimme und Antlitz durchaus melancholisch.

Das europäische Wildpferd und dessen Beziehungen zum domesticirten Pferd[1]).

Von A. Ecker.

I.

Die Frage, woher unsere Hausthiere stammen, welches ihre ursprüngliche Heimath sei, hat seit dem Aufleben der anthropologischen Studien eine ganz besondere Bedeutung erhalten. War es vorher nur die Zoologie, für welche die Beantwortung dieser Frage von Wichtigkeit war, so sind jetzt die Urgeschichte des Menschen und die Ethnologie fast noch mehr dabei interessirt. Daß alle unsere Hausthiere einmal wilde Thiere gewesen und zu verschiedenen Zeiten von dem Menschen unterworfen und domesticirt worden sind, das bedarf wohl keines Beweises. Wo nun aber die Heimath dieser wilden Thiere gewesen, das hat man bis dahin meist in einer etwas zu doctrinären Weise entschieden, indem man dieselbe dahin verlegte, wo man auch die Urheimath des Menschen anzunehmen sich für berechtigt hielt, nämlich nach Asien, in der Meinung, daß die nicht in Europa einheimischen Hausthiere — und das sind wohl die Mehrzahl — doch jedenfalls nicht als wilde, sondern nur als schon domesticirte zu uns gekommen sein könnten. Daß die Hausthiere aber keineswegs alle aus Asien stammen, das ergiebt sich aus den Forschungen der neuesten Zeit mehr und mehr, und ebenso beginnt man auch da und dort das Dogma der gemeinsamen asiatischen Heimath des europäischen Menschen stark anzuzweifeln. Da erscheinen denn erneute Untersuchungen über die Urheimath unserer Hausthiere sicherlich nicht überflüssig; sind doch überdies deren Reste in der dunklen Urzeit, zu welcher weder Geschichte noch Tradition hinaufreichen, häufig die einzigen Documente, welche die Wege bezeichnen, die der menschliche Verkehr gegangen ist.

Daß das Pferd in diesen Fragen aber eine ganz besonders wichtige Stelle einnimmt, das wird niemand bestreiten, der denselben irgendwie näher getreten ist. Nicht nur ist es das älteste der Hausthiere — in welchem Sinn dies zu verstehen, soll weiter unten erörtert werden —, es hat dasselbe auch einen so bedeutenden Einfluß auf den ganzen Gang der Cultur einzelner Völker und damit auch auf ihr Schicksal gehabt, daß man kaum zu viel sagt, wenn man behauptet, der Gang der Weltgeschichte sei mehr als einmal durch dasselbe influirt worden. Mag das Rind dadurch, daß es die Umwandlung des Jägers in den Viehzüchter und weiter in den Ackerbauer ermöglichte — obgleich dies vielleicht noch früher durch das Schaf geschah —, immerhin eine große Culturmission erfüllt haben, so hat doch wohl das Pferd, indem es nicht nur mit seiner Muskelkraft, sondern auch mit

---

[1]) Nach einem im Februar 1876 in der akademischen Gesellschaft zu Freiburg gehaltenen Vortrage.

seiner weit höhern Intelligenz ganz in den Dienst des Menschen trat, diesem eine durch ihn ganz verwendbare Macht zugeführt, wie kein anderes Thier. Ist die Mission des erstern eine ausschließlich friedliche, indem es „emollit mores“, so fällt dagegen in die Domäne des muthigen Pferdes auch der Krieg; sagt doch von ihm schon der Sänger des Buches Hiob: „Es spottet der Furcht und erschrickt und fliehet vor dem Schwert nicht, wenngleich wider dasselbe klinget der Köcher und glänzet Beides, Spieß und Lanze; es zittert und tobet und scharret die Erde und achtet nicht der Trompete Schall. Es wiehert und riecht den Streit von ferne, das Schreien der Fürsten und das Jauchzen.“

Durch seinen wunderbaren Bau ist es in der That die vollendetste lebendige Bewegungsmaschine, die es giebt, und war auch von dem Menschen als solche, bis sie durch die Dampfkraft theilweise abgelöst wurde, in so hervorragender Weise verwendet, daß man heute noch die Leistungen der letztern in Einheiten von Pferdekräften ausdrückt. Und dieses Thier ist mit seinem Verstand, seiner Gelehrigkeit und Erziehbarkeit, seinem Gehorsam dem Menschen in einer Weise dienstbar geworden wie kein anderes, so sehr, daß es den Willen des Menschen fast unmittelbar zum Ausdruck zu bringen vermag, daß es in der That fast eins wird mit seinem Herrn. Das alles tritt schon recht klar zu Tage, wenn wir z. B. einen vollendeten Kunstreiter betrachten, der ein Pferd edler Race in der sogenannten hohen Schule reitet. Der Gedanke, kaum in dem Hirn des Reiters gedacht, wird That in den Bewegungen des Pferdes. Ja es fühlt gewissermaßen die Intentionen seines Gebieters voraus und folgt ihnen, ehe sie befohlen sind, und Roß und Reiter verschmelzen dergestalt in Eins, daß man oft kaum zu sagen weiß, ob der Reiter mehr das Roß oder dieses mehr den Reiter erziehe [1]). Das gesammte Muskelsystem des Thieres hat sich der Reiter zu eigen gemacht und schaltet mit dessen Gliedmaßen wie mit seinen eigenen.

Eine gewaltige Kraft ist damit in seinen Dienst getreten und es ist sehr natürlich, daß auch das Bewußtsein dieser Kraft den Reiter erfüllt. Wer einmal in seinem Leben auf einem guten Pferde über die Ebene dahingejagt ist, hat wohl dieses stolze Gefühl einer ihm neuzugewachsenen Kraft, ein wahres Herrschaftsgefühl, empfunden. — In seiner Weise hat auch Mephisto dieser Empfindung Ausdruck verliehen, wenn er sagt: „Wenn ich sechs Hengste zahlen kann, sind ihre Kräfte nicht auch meine? Ich renne zu und bin ein rechter Mann als hätt' ich 24 Beine.“ Etwas von diesem Herrschaftsgefühl verbleibt auch dem Reiter, wenn er herabgestiegen: der Cavallerist ist stolz und pflegt mit einiger Geringschätzung auf diejenigen herabzusehen, denen nur ein einziges Muskelsystem dienstbar ist, während er über deren zwei gebietet.

Diese Einheit von Roß und Reiter muß aber selbstverständlich eine noch viel innigere werden, wenn Generationen hindurch Jedermann, Mann und Weib, von frühester Jugend an stets zu Pferde sitzt und dasselbe fast nie verläßt. Die alten Schriftsteller erzählen uns von dem Reitervolk der Scythen, daß sie so zu sagen nur auf ihren Pferden und Wagen lebten, und von den Hunnen erzählt Ammianus Marcellinus, daß sie Tag und Nacht zu Pferd waren, auf diesen ihren Geschäften oblagen, kauften und verkauften, aßen und tranken und auf den Hals ihrer Thiere geneigt schliefen. Zu Fuß bewegten sie sich so ungeschickt, daß wir bei einigen alten Schriftstellern den Namen der Apodes, d. h. der „Fußlosen“, für sie angewendet finden. „Und noch jetzt,“ bemerkt Hehn [1]) mit Recht, „ist die Existenz der asiatischen Steppenvölker an die des Pferdes gebunden; der Mongole hält es für eine Schande, zu Fuße zu gehen, sitzt stets zu Rosse, bewegt sich und steht auf der Erde, als wäre er in ein fremdes Element versetzt. Ehe der kleine Knabe noch gehen kann, wird er auf das Pferd gehoben und klammert sich an die Mähne; so wächst er im Verlauf der Jahre auf dem Rücken des Thieres auf und wird zuletzt eins mit ihm.“ Es ist begreiflich, daß der Eindruck solcher Reitervölker, wenn sie in ungezählten Scharen, einem kosmischen Ereignisse gleich, wie es Scheffel in seinem Ekkehard so trefflich schildert, in ein Land friedlicher Ackerbauer und Hirten einbrachen, ein überwältigender sein mußte, und naheliegend, daß die geängstigte Phantasie den Eindruck dieses Verschmolzenseins von Roß und Reiter in Form von Fabeln und Sagen zum Ausdruck brachte. So ist wohl nicht zu bezweifeln, daß die Sage von den Centauren, den fabelhaften Wesen, halb Roß, halb Mensch, der Erinnerung an den ersten Einbruch solcher wilder, immer auf den Pferden hängender kriegerischer Reitervölker in Thessalien ihre Entstehung verdankt, und ganz derselben Sage wie in Griechenland begegnen wir auch in Italien und selbst in Indien. Diese Centaurensage ist aber für den Anthropologen deshalb von Wichtigkeit, weil sie uns Winke geben kann über die Länder, in welchen das Pferd zuerst domesticirt worden ist, und so vielleicht auch über die Urheimath desselben und die Wege, die es bei seiner Ausbreitung gegangen; denn daß diese Sage bei Völkern entstanden ist, denen das Pferd — wenigstens das gezähmte, domesticirte Pferd — noch ganz unbekannt war und die es nun zum ersten Mal und wie eins mit dem Menschen erblickten, ist in hohem Grade wahrscheinlich.

Es ist nun äußerst interessant und spricht sehr für die Richtigkeit der eben ausgesprochenen Ansicht über die Entstehung der Centaurensage, daß sich in einer verhältnißmäßig neuen Zeit, bei einem ganz andern Volk, ja in einem ganz andern Welttheil, eine ganz ähnliche Centaurenfabel entwickelt hat. Daß es in Amerika vor Ankunft der Spanier keine Pferde gab, ist bekannt, und wir werden später noch darauf zurückkommen. Als die Mexicaner nun zum ersten Mal die spanischen Reiter erblickten, hielten sie dieselben für Ungeheuer, halb Thier, halb Mensch, wurden von Entsetzen erfaßt, ergriffen die Flucht und verschafften so den Spaniern den bis dahin ziemlich zweifelhaft gewesenen Sieg. Prescott [2]), der treffliche Geschichtsschreiber der Eroberung von Mexico durch die Spanier, erzählt diese Geschichte wie folgt. Nachdem Ferd. Cortez 1519 von der Mündung des Flusses Tabasco in das Innere eingedrungen war, erfuhr er alsbald, daß die Indianer ringsum im Aufstand seien. Er mochte es nun wohl bereuen, daß er sich so weit vorgewagt, es blieb ihm aber jetzt kein anderer Weg übrig als vorwärtszugehen

---

[1]) Diese letztere Aeußerung rührt von Goethe her, der sich in folgender Weise ausspricht: „Das Pferd steht als Thier sehr hoch, doch seine bedeutende weitreichende Intelligenz wird auf eine wundersame Weise durch gebundene Extremitäten beschränkt. Ein Geschöpf, das bei so bedeutenden, ja großen Eigenschaften sich nur im Treten, Laufen und Rennen zu äußern vermag, ist ein seltsamer Gegenstand für die Betrachtung, ja man überzeugt sich beinahe, daß es nur zum Organ des Menschen geschaffen sei, um, gestellt zu höherm Sinn und Zweck, das Mächtigste wie das Anmuthigste bis zum Unmöglichen auszuführen. Warum denn auch eine Reitbahn so wohlthätig auf den Verständigen wirkt, ist, daß man hier, vielleicht einzig in der Welt, die zweckmäßige Beschränkung der That, Verbannung aller Willkür, ja des Zufalls mit Augen schaut und mit dem Geiste begreift. Menschen und Thiere verschmelzen hier dergestalt in Eins, daß man nicht zu sagen weiß, wer denn eigentlich den andern erzieht.“

[1]) Hehn, Culturpflanzen und Hausthiere. Zweite Auflage. Berlin 1874, S. 21.

[2]) Prescott, Geschichte der Eroberung von Mexico. Aus dem Englischen. Leipzig. Brockhaus 1845. Band I, S. 226 und 227.

und einen Hauptschlag zu führen. Ein Rückzug hätte nicht nur das Vertrauen der Seinigen geschwächt, sondern — und noch viel mehr — die Anmaßung der Feinde gestärkt und hätte zu stets weiteren Demüthigungen und Niederlagen geführt. Er schwankte daher nicht lange, rief seine Offiziere zusammen und kündigte ihnen seinen Entschluß an, am folgenden Morgen eine Schlacht zu liefern. Das Fußvolk stellte er unter die Befehle des Diego de Orlaz, die Reiterei übernahm er selbst. Doch will ich nun mit Prescott's eigenen Worten weiter fortfahren: „Die Indianer drangen jetzt dichter auf die Spanier ein und, wenn sie durch einen kräftigen Angriff zurückgeworfen waren, kehrten sie bald wieder um und wie zurückwogende Meereswellen schienen sie im Begriff, die kleine Schar durch überlegene Zahl zu bewältigen. Das Gefecht hatte nun unter Orlaz' Führung schon über eine Stunde gewährt und die hartbedrängten Spanier blickten mit großer Aengstlichkeit auf die Ankunft der Reiter, die durch irgend ein unberechenbares Hinderniß aufgehalten sein mußten, um sie aus ihrer gefährlichen Lage zu befreien.

„In diesem entscheidenden Augenblick sah man die entferntesten Heeressäulen der Indianer beunruhigt und in Verwirrung gesetzt, die sich bald der ganzen Masse mittheilte. Es währte nicht lange, als das Ohr der Spanier von dem fröhlichen Kriegsruf San Jago und San Pedro berührt ward und sie sahen die glänzenden Helme und Schwerter der castilianischen Reiter die Strahlen der Morgensonne zurückblitzen, wie sie unter Streichen nach rechts und links durch die Reihen der Feinde brachen und rings um sich Schrecken verbreiteten. Die Ankunft von Cortez und seiner Reiterei war durch die durchbrochene Beschaffenheit des Bodens sehr verzögert worden. Als er kam, waren die Indianer so hitzig im Gefecht, daß er auf sie eindrang, noch ehe sie sein Herannahen bemerkt hatten. Er befahl seinen Leuten, die Lanzen auf die Gesichter der Gegner zu richten, die, von der ungeheuren Erscheinung in Staunen gesetzt — denn sie hielten den Reiter und das Pferd, das sie vorher niemals gesehen hatten, für ein und dasselbe Wesen —, von einem panischen Schrecken ergriffen wurden. Orlaz benutzte denselben, einen allgemeinen Angriff auf die ganze Linie zu befehlen, und die Indianer flohen, ohne einen weitern Widerstand zu versuchen."

Bilderschrift der Azteken.

Einen ganz ähnlichen Erfolg hatte das erste Zusammentreffen der Spanier mit dem Volke der Anahuacs. Prescott[1]) erzählt dies wie folgt: „Die Sinne wurden ihnen verwirrt bei der fremdartigen Erscheinung des Pferdes mit seinem Reiter, die sich vereint und auf eigenen Antrieb bewegten, als wäre ein gemeinschaftliches Leben in ihnen, und als sie das fürchterliche Thier, „dessen Hals mit Blitz umkleidet war," sahen, das ihre Mannschaften niederstürzte und sie in Staub trat, so war es wohl kein Wunder, daß sie es mit dem geheimen Schrecken betrachteten, der uns bei einem übernatürlichen Wesen ergreift," und es war der Eindruck um so größer, als die Anahuacs keine großen Hausthiere hatten und kein einziges Lastthier kannten. Im Museum in Mexico befinden sich alte Aufzeichnungen über diese Ereignisse, welche in der sogenannten aztekischen Bilderschrift verfaßt sind und die spanischen Reiter in der That als centaurenhafte Wesen darstellen, so daß über die vorerwähnte Auffassung der Eingeborenen nicht wohl ein Zweifel bestehen kann[1]).

[1]) l. c. p. 354.

[1]) Obiger Holzstich ist nach einer Copie dieser Aufzeichnung gemacht, die ich der Gefälligkeit des Herrn Dr. Berendt in Neuyork verdanke. Prescott erzählt (Geschichte der Eroberung von Mexico. Leipzig 1845, I, S. 240): „Während das vorging, bemerkte Cortez einen aus Teuhtlile's Gefolge mit einem Pinsel beschäftigt, augenscheinlich um irgend etwas abzumalen. Als er auf seine Arbeit sah, fand er, daß es ein Entwurf auf Leinwand war, von den Spaniern, ihren Kleidungen, Waffen, kurz von verschiedenen auffallenden Gegenständen, wovon jeder die geeignete Form und Farbe erhielt. Dies war die berühmte Bilderschrift der Azteken und wie Teuhtlile ihm sagte, war dieser Mann angewiesen, die verschiedenen Gegenstände für Montezuma zu zeichnen, der auf diese Weise eine lebendigere Vorstellung von ihrer Erscheinung erhalten würde als durch jede mündliche Beschreibung." Zu dem Bilde bemerkt Dr. Berendt Folgendes: Das Original befindet sich im Museum zu Mexico und das Dargestellte ist nur ein Theil des Bilderbriefes. Wir sehen: 1. einen Reiter, den der Maler anfangs für ein centaurenhaftes Wesen, eins mit seinem Pferde, aufgefaßt hatte, vor ihm eine Schale, nach der das Thier leckt (heißt: sauft Wasser); 2. und 3. Abbildungen spanischer Rüstungsstücke; 4. Deutung zweifelhaft. Da die Figur allein steht, scheint sie etwas besonders Bemerkenswerthes, Neues bedeuten zu sollen; vielleicht

Und nicht viel fehlte, so hätten — wenn man von den Traditionen der französischen Bauern hört — die deutschen Ulanen im letzten Kriege, die wie Schemen auftauchten und wieder verschwanden, Veranlassung zu einer modernen dritten Centaurensage gegeben.

Tragkästen aus Stäben (Guacales), wie sie heute noch von den Indianern gebraucht werden; 5. im Blute liegende Indianer, wie von den Spaniern getödtet. Es hatten aber bei dieser Gelegenheit keine Zwistigkeiten stattgefunden, deshalb deutet diese Darstellung wohl nur überhaupt die Tödtlichkeit der spanischen Waffen an; 6. Cortez, der von seinen Leuten sich kniend bedienen läßt; 7. ein todter Weißer unter der Erde: „Auch die Kinder der Sonne (so genannt, weil sie von Osten kamen) sind nicht unsterblich;" 8. Indianer, Geschenke bringend. Früchte, Blumen, Wild, Lebensmittel verschiedener Art und kleine Geschmeide von Gold zählt Cortez in seinen Briefen an die Königin Juana und den Kaiser Carlos V. auf. Die blaue Blume in der Hand des einen Indianers (rechts von Ziffer 8), vielleicht die Blüthe der Corossopalme, die heute noch bei Kirchenfesten von den Indianern als Weihgeschenk herbeigebracht wird, übrigens nicht blau, sondern gelblich weiß ist; 9. fortschreitende blaue Fußtapfen, die das ganze Bild durchziehen, deuten den Verlauf und die Reihenfolge der Begebenheiten an.

Zeitungswesen in Britisch-Indien.

Von **Emil Schlagintweit.**

I.

Die Einführung des Buchdruckes in Indien ist ein Verdienst der Missionäre. Die erste Aufstellung einer Druckerpresse erfolgte Mitte des 16. Jahrhunderts in Goa, an der Westküste Indiens unterhalb Bombay, durch Jesuiten; sie druckten das Konkani des Landes, das eine sehr geringe Verbreitung hat und heute von 663 788 Indiern gesprochen wird, nur in lateinischen Buchstaben. Ende des 17. Jahrhunderts verfiel hier Presse und Wissenschaft unter dem Einflusse der zu den höheren Weihen zugelassenen Eingeborenen, ein anderes Centrum indischer Gelehrsamkeit wurde dafür Ambalakodu, „Kirchenwald", einige Meilen nördlich vom heutigen Dorfe Angamali, etwas landeinwärts von der See im Staate Kotschin an der Südwestküste Indiens. Hier war von Jesuiten ein Seminar und eine Kirche erbaut und 1550 dem heiligen Thomas geweiht worden; neben der Landessprache, dem Malayalam (das heute noch auf einem Umfang von 38 554 Quadratkilometern von 3 883 950 Bewohnern an der Küste hinab bis zum Cap Komorin gesprochen wird), studirten sie Tamil (Umgangssprache für 14,8 Millionen Indier) und Sanskrit, die heilige Büchersprache. Ein Jesuit soll 1577 die ersten Tamiltypen geschnitten haben; später druckte man dort indische Sprachen nicht mit beweglichen Lettern, sondern mit Holzblöcken und die Druckerei blieb in gutem Stande, bis der berüchtigte Tipu Sultan von Maissur 1789 Kotschin mit Krieg überzog und Ambalakodu zerstören ließ.

Im nördlichen Indien waren die rührigen Baptisten-Missionäre die ersten, welche es zur Aufstellung von Pressen brachten. 1792 gelang in England die Bildung einer Baptisten-Missionsgesellschaft zu dem Zwecke, in Indien das Heidenthum zu beseitigen. Die englische Regierung Indiens sah die Bestrebungen der Missionäre niemals gern; die dortigen Staatsmänner befürchten noch heute von Begünstigung christlicher Priester, Bischöfe und Missionäre Verwickelungen und dies nicht ohne Grund. Der Indier ist in Religionsfragen mißtrauisch und glaubt nicht an religiöse Toleranz, obgleich sie im englischen Gebiet viel größer ist als im französischen, wo die angeworbenen eingeborenen Soldaten, auch wenn sie nicht Christen sind, an politischen Feiertagen dem Hochamte in der katholischen Kathedrale anwohnen müssen; andererseits hatte sich die Regierung, wo immer sie zeitweise den Missionären und Geistlichen sich geneigt zeigte, sehr weit gehender Anträge zu erwehren, wie Hinterlegung der Bibel in jeder Schule und dergleichen. Die Baptisten fanden beim damaligen Generalgouverneur, Lord Wellesley, keine günstige Aufnahme; ihre energischen Führer wandten sich an die Dänen und erwirkten 1793 die Erlaubniß, sich in ihrer Factorei Serampur, am Hugli Strome oberhalb Calcutta, niederzulassen. Hier stellte die Mission im Jahre 1800 die erste Druckerpresse auf und ihre hervorragendsten Mitglieder, Carey und Marshman, lieferten als Grundlage für die Herausgabe von Tractaten in indischen Sprachen grammatikalische und lexicographische Arbeiten von dauerndem, wissenschaftlichem Werthe. Die Presse in Serampur bezog Jahre lang das Papier aus England; als Feuer ihre theueren Vorräthe vernichtet hatte, unternahmen die Baptisten selbst die Papierfabrikation und führten hierzu 1819 eine Dampfmaschine ein, die erste, die Indien sah.

Die Anträge auf Aufstellung von Druckerpressen mehrten sich; Generalgouverneur Lord Wellesley (1798 bis 1805) duldete jedoch keine Pressen außerhalb der Hauptstadt Calcutta, seine Nachfolger machten gleichfalls Schwierigkeiten, und so hatte es selbst die Hauptstadt 1821 erst auf vier Pressen gebracht, welche mit arabischer oder Bengali-Schrift versehen waren. Die Maschinen und das Druckmaterial dieser Zeit waren sehr unvollkommen; noch 1837 gab es Druckereien „mit hölzernen Druckerpressen, die bei jedem Drucke in Stücke zu gehen drohen, mit Typen, die schon längst in den Schmelztiegel geworfen sein sollten; als Druckpapier schlecht zerzauste Lumpen, die mit Reiskleister nothdürftig zusammengehalten sind [1]); und die Arbeiter verstehen nichts und lernen nichts." Ebenso schlecht sah es mit den Autoren aus. Lehranstalten für Brahmanen gab es seit Jahrhunderten zu Tausenden; aber die daraus hervorgehenden Schriftgelehrten (Pandits) hatten sich nur einige mechanische Kenntniß der heiligen Schriften angeeignet, in ihrer Muttersprache dagegen sich nicht fortgebildet, und es bedurfte großer Anstrengungen Seitens der Engländer, für die neu eingerichteten Schulen aller Grade in Schullehrerseminarien die nöthigen Lehrkräfte heranzubilden. Der Pandit der alten Schulen blickte auf die Umgangssprache seiner Provinz mit derselben Verachtung, wie auf die niederen Kasten; Schriftsteller mit packendem Stile waren deshalb in den ersten Jahrzehnten der Gründung von Druckerpressen äußerst selten, Werke mythologischen

[1]) Die Papierfabrikation liegt noch heute in der Kindheit; das Fabrikat ist rohes, graues, mit Reiskleister haltbar gemachtes Handpapier, Maschinen sind selten. Vergl. „Times of India", overland weekly edition 1874, Nro 30.

und mystischen Inhalts (in Versen), nicht aber Bücher in Prosa belehrenden Inhalts fanden damals durch den Buchdruck Verbreitung. Ueberhaupt hob sich das Interesse am Buchdruck sehr langsam; in Bengali erschienen bis 1820 30, zwischen 1822 bis 1826 nur 28 Bücher, und so ging es fort bis 1850, erst von da an mehrte sich Zahl und Inhalt der Bücher.

Die erste Zeitung erschien am 23. Mai 1818 in Serampur unter dem Titel Serampur Darpan, „Spiegel von Serampur“, in Bengali, der Sprache im Flußdelta des Ganges und Brahmaputra, gesprochen von 31,8 Mill. Indiern; dasselbe Jahr erlebte die Ausgabe einer Zeitung in Bombay in Gudscharati (Volkssprache für 7,8 Mill. auf der Halbinsel gleichen Namens und Handelssprache unter den äußerst thätigen Baniya-Kaufleuten, deren Kaste fast 2 Mill. Mitglieder zählt und über das ganze nordwestliche Indien zerstreut ist, dabei auch in Südpersien und an der Ostküste Afrikas in jeder größern Handelsstadt angetroffen wird). In Marathi (Sprache für 15¾ Mill. Indier östlich von Bombay) erschien die erste Zeitung 1823 in Bombay und auf der andern Seite der Halbinsel in Tamil (Sprache für 14,8 Mill.) und Telugu (Sprache für 19,9 Mill. Indier) 1833 in Madras. Der Darpan wurde von der Baptisten-Mission ausgegeben, um ihren Bestrebungen im Volke besser Eingang zu verschaffen. Den Werth dieses Agitationsmittels begriff sofort Ram Mohun Roy, der bedeutendste Kämpfer der neueren Zeit für Reform der Hindu-Religion [1]; sein Kaumudi folgte 1819, hatte aber sofort die Ausgabe des Journals Tschandrika zur Folge, das sich der alten Hindueinrichtungen warm annahm, und insbesondere für den abscheulichen Gebrauch der Wittwenverbrennung eintrat, den bald darauf englische Gesetze untersagten [2]. In seinen guten Tagen gewährte Tschandrika einen guten Einblick in die Bestrebungen der orthodoxen Hindus und ihre religiösen Anschauungen, verlor aber immer mehr an Bedeutung; schon 1845 heißt es in einem amtlichen Berichte: „Tschandrika bellt noch zuweilen, aber wurde zahnlos, die Macht der Reformpartei wird zu groß.“

Die Beamten der Ostindischen Compagnie sahen die Entstehung einer politischen Zeitungsliteratur sehr ungern; man führte keine Censur ein, aber ließ Blätter mißgünstiger Richtung nicht aufkommen. Noch 1822 warnte Sir Thomas Munro, Mitglied des obersten indischen Rathes, selbst vor Gestattung einer Zeitungspresse in englischer Sprache und betrachtete auch diese „als unvereinbar mit der Aufrechthaltung unserer Macht“. Immerhin nahm das Interesse der Eingeborenen für Zeitungsliteratur sichtlich zu; 1830 wurde zum ersten Male in Bengali-Sprache ein Journal täglich ausgegeben, und sein Herausgeber, der zu den besten Dichtern des Landes zählte, dabei einen äußerst ironischen Stil schrieb, machte das Blatt seinen Landsleuten zum Bedürfniß. Die Regierung benutzte in jeder Präsidentschaft eines der leitenden Blätter zur officiösen Verbreitung ihrer Ansichten wie der Gründe einschneidender Regierungsmaßregeln, ließ auch Beschwerden auf den Grund sehen, die in der Presse vorgebracht wurden; im Ganzen lastete aber auf der Zeitungspresse ein schwerer Druck, sämmtliche Blätter im weiten Reiche hatten es 1835 knapp auf 300 Abzüge gebracht. Diese geringe Entwickelung stieß sofort dem nachherigen berühmten englischen Geschichtschreiber Th. B. Macauley auf, welcher 1834 als Beamter des obersten indischen Raths in Calcutta landete und dort bis 1838 verblieb. Macauley erlebte nicht den Vollzug aller Gesetzesentwürfe, die von ihm verfaßt wurden; in der Preßfrage überwandt er aber in begeisterter Rede die Bedenken der Bureaukratie; Generalgouverneur Lord Ch. Metcalfe trat auf seine Seite, und als Acte 9 von 1835 wurde ein Preßgesetz erlassen, freisinniger als die bis 1848 in Deutschland geltenden. Die Errichtung einer Druckerpresse wird an die Bedingung der Anzeige geknüpft, periodische Schriften wie Bücher sind dem Registrirungszwange, Redacteure in äußerst niedrigen Summen der Cautionspflicht unterworfen und Drucker und Herausgeber einer Druckschrift, eines Bildes und dergleichen für den Inhalt strafrechtlich verantwortlich gemacht, das Publicum aber durch die Strafbestimmungen über verleumderische Beleidigung vor Ueberschreitungen durch die Presse gesichert. Eine Novelle wurde nöthig, um der unter dem neuen Gesetze üppig aufschießenden obscönen Literatur zu begegnen; mit Gesetz 25 von 1867 wurde sodann die ganze Gesetzgebung einer Revision unterstellt und den seit 1840 für England erlassenen Gesetzen angepaßt; von Büchern ist Abgabe von drei Exemplaren gegen Ersatz des Buchhändlerpreises verlangt, Anmeldung zum amtlichen Verzeichniß der erschienenen Bücher gewährt mit dem Eintrag zugleich Schutz gegen Nachdruck.

Mit Gewährung der Preßfreiheit änderten sich Ton und Inhalt der Zeitungen. Mit Vorliebe wurden Willküracte der hochgestellten Eingeborenen gebrandmarkt; der talentvolle, dabei aber ränkesüchtige Herausgeber des seit 1838 in Calcutta erscheinenden Bhaskar zog sich durch einen Angriff auf den Radscha von Andul den Haß dieses kleinen Tyrannen zu. Dieser ließ ihn überfallen, gefangen setzen und an der rechten Hand foltern; der Gemaßregelte entkam, verwickelte den Radscha in einen Proceß, in welchem er eine fette Entschädigung erzielte, und gewann seinem Blatte eine große Zahl von Abonnenten, so daß er zehn Jahre später der gelehrten Welt der indischen Reichshauptstadt ein großes Fest anbieten konnte. Von den bestehenden Blättern ist das älteste Bombay Samatschar (Bombay-Nachrichten, erscheinen ununterbrochen seit 1818 in Gudscharati-Sprache in Typendruck), Calcutta hat kein Journal älter als 1838. In ganz Indien wechseln die kleineren Zeitungen noch heute häufig; Bestand haben nur die besonneneren Blätter und diese erfreuen sich auch starker Abonnements der Regierung für Schulen und Bureaux [1]; 1857 hatten sämmtliche in Bengali erscheinenden Zeitungen es erst auf 2950, die in Hindi (Sprache für fast 100 Mill. Indier im ganzen Norden bis herab zum Beginn der Halbinselbildung, dem Dekhan) ausgegebenen nur auf 3222 Abzüge gebracht und noch später gab es in Bengalen erst 33, Nordwestprovinz (Hindostan) 19, Bombay 59 politische Tages- (10), Wochen- oder Monatsblätter. Die nächsten fünf Jahre brachten geringen Zuwachs; viele neue Blätter entstanden, aber noch mehr gingen ein, die

---

[1]) Gründer der theistischen, äußerst thätigen und wachsenden Reformsecte Brahmo Samadsch, wurde geboren 1774 zu Bardwan in Bengalen in einer wohlhabenden Familie, veröffentlichte 1820 ein Buch über die Lehren Jesus in Bengali, Sanskrit und Englisch, gründete ein Bengali- und ein englisches Blatt, leistete der indischen Regierung 1830 Dienste in den Unterhandlungen mit dem Titularkaiser zu Dehli über Familienangelegenheiten, und starb auf einer Reise nach England zu Bristol 27. September 1833.

[2]) Mit einem Schlage war diese Unsitte übrigens nicht beseitigt; in den Vasallenstaaten kommen noch ab und zu Fälle vor, in Gwalior ist die Enthaltung unter die Pachtbedingungen für Land aufgenommen, das, wie überall in Indien, Kronbesitz ist. Im englischen Gebiete kam noch 1875 ein Fall vor in Lakhnau (Provinz Audh); der Anstifter wurde damals als Mörder mit 10 Jahren, die Theilnehmer mit Gefängniß von 1 bis 7 Jahren bestraft.

[1]) 1857 hatte die Regierung bei den größeren Zeitungen Hindostans bis zur Hälfte und mehr aller Abzüge genommen, 1874 abonnirte dort die Regierung auf 23 Zeitungen mit einem Aufwande von 23 078 Mark im Jahre.

Gesammtzahl verminderte sich. Erst mit dem Jahre 1873 tritt merkliche Zunahme ein; nun hält sie auch an, von Jahr zu Jahr mehrte sich die Ziffer. Nachstehende Zahlen liefern für 1875 eine Abhandlung von Digby [1]), für 1877 der indische Reichsanzeiger vom 8. December 1877.

Provinz	1875	1877		
	Indisch u. Englisch	Englisch	Indisch	Englisch u. Indisch Zweisprachig.
Bengalen	102	61	86	10
Madras	58	54	27	32
Bombay	86	42	101	26
Sindh	4	9	3	2
N.-W.-Provinz	65	17	58	9
Audh	18	9	16	2
Pandschab	32	11	34	1
Centralprovinz	6	3	5	1
Birma	2	18	6	1
Summa	373	224	336	84
				336
				224
				644

Seither nahm die Zahl noch immer zu; so war in den Motiven zum Censurgesetz verschiedener Marathi-Blätter aus den Vasallenstaaten Centralindiens gedacht, die in dieser Tabelle nicht enthalten sind; für Audh und die Nordwestprovinzen ergab eine Zählung dieses Frühjahres 98 (gegen 85 des Vorjahres).

Das Abonnement schwankt für Tagesblätter von 42 bis 4 Mark im Jahre; Zeitungen drei Mal die Woche stellen sich im höchsten Satze zu 24 Mark, die billigsten Wochenblätter kosten 2 Mark im Jahre. Wochenblätter wiegen vor. Wie in England erfolgt das Abonnement bei den Redactionen oder ihren Agenturen, nicht bei den Postanstalten; jede Zeitung unterliegt dem Frankirungszwange. Ueberraschend klein ist die Zahl der Abzüge. Die größte Auflage hat Sulabha Samachar in Calcutta mit 5000 Abzügen (in Bengali); die einzelne Nummer kostet nur 1 Pie (= 1 Pfennig), was billiger ist als der Preis unserer Wochenblätter. Dieser hohen Ziffer stehen Hunderte von Winkelblättern gegenüber mit weniger als hundert Abzügen; nicht Typendruck, sondern billige und schlechte Autographie herrscht im indischen Zeitungswesen vor; ein solches Blatt ist mit wenigen Mark Ausgabe ins Leben zu rufen und etliche Monate fortzuführen. Dr. Birchwood berechnet 1874 die Durchschnittsauflage zu 150 Exemplaren, Digby glaubte 200 annehmen zu dürfen, 1877 stellte sich aber für die Präsidentschaft Bombay, welche mehr Zeitungen ausgiebt als jede andere Provinz, die Durchschnittsziffer zu nur 100 Abzügen. Verallgemeinert man diese Ziffer für ganz Indien, so erhält man für die 336 indischen Zeitungen eine Summe von 33 600 Abzügen, was rund ein Zeitungsblatt erst auf je 6000 englisch-indische Unterthanen ergiebt. In Bengalen dient jedoch jedes Blatt zehn, nach Erhebungen in den Nordwestprovinzen acht Personen. Erzähler finden in Indien, wie sonst im Orient, stets Zuhörer, und während der gegenwärtigen Krisis sah man überall in Indien auf den Straßen die Nachrichten vom Kriegsschauplatze aus Zeitungsblättern vorgetragen; auch in den Bazars wird nach Abwickelung der Geschäfte ausgekramt, was Nachbarschaft und Politik an Neuigkeiten bringt, und hierdurch dringen die Nachrichten und Anschauungen der Zeitungen in Kreise, in welchen Niemand des Lesens kundig ist.

Die Redacteure an größeren Journalen sind an englisch-indischen Mittelschulen gebildet, sprechen und schreiben Englisch. Beamten ist die Uebernahme einer Redaction disciplinär untersagt. Anders liegen die Verhältnisse bei den kleinen Wochenblättern; hier steht der Redacteur vollkommen in den mittleren, selbst unteren Ständen „und hat weder mehr Bildung noch größern Einfluß wie ein Barbier oder Krämer.“ Das Abonnement deckt kaum die Kosten der Herstellung dieser Blätter, der Leser wird ständig angebettelt; bald hat der Redacteur zu verheirathen, bald ist der Diener mit den Abonnements durchgegangen, kurz jedes Familienereigniß oder Unglück wird ausgebeutet; freigebigen Wohlthätern wird im Blatte in überschwenglichen Worten der Dank abgestattet. Bedenklicher sind Erpressungen. Ueber eine durch Reichthum oder Einfluß hervorragende Person wird eine Reihe hämischer Artikel begonnen oder ihr vor der Ausgabe des Blattes ein Abzug mit der Anzeige mitgetheilt, man zweifle nicht, den Einsender des Machwerkes zur Zurücknahme des Artikels oder seiner Fortsetzung bestimmen zu können, wenn der Angegriffene hierzu eine gewisse Summe opfere; in der Mehrzahl der Fälle gelingt der Fang, ohne daß der Geprellte bei Gericht Anzeige macht. Auf solche Weise schaffen sich Unternehmer und Redacteure dieser Schandpresse eine namhafte Einnahme, und die Leichtigkeit solchen unehrlichen Gewinnes gilt als die Hauptursache der massenhaften Zunahme der Wochenblätter.

[1]) Calcutta Review 1877.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— In der wissenschaftlichen Revue der „République française“ vom 12. April d. J. bespricht Herr Abel Hovelacque die ethnographischen Grenzen der Deutschen und die Sprachkämpfe, die an diesen Grenzen stattfinden. In Belgien und der Schweiz, meint er, weiche das Deutsche vor dem Fanzösischen zurück. Geben wir auch zu, daß der flämische Dialekt vor der französischen Cultursprache an Terrain verliert, so ist doch ein Zurückweichen des Deutschen in der Schweiz nicht bemerkbar; im Gegentheil, es gewinnt im Gebiet des Rhätoromanischen entschieden an Boden. Dagegen, meint nun Herr Hovelacque, entschädige sich das Deutsche im Osten und die deutsche Sprach- und Reichsgrenze würde in nicht allzuferner Zeit zusammenfallen, da das Polnische aufgesaugt werde. Mit dem Litauischen in Ostpreußen ist dies allerdings der Fall, doch ist die Germanisirung in Posen und Oberschlesien zum Stillstande gekommen. Daß das Deutsche auch gegenüber dem Tschechischen in Böhmen stillsteht, ja sogar kleine Districte an dasselbe verloren hat, ist

eine bekannte Thatsache. Das Gebiet der Magyaren aber est dans l'impossibilité la plus complète de résister à l'extension de l'allemand. Jedenfalls eine neue Behauptung. Nach Hovelacque streben wir dahin: die Donau zu einem deutschen Strome zu machen, ja sogar de faire autour de la mer Noire une couronne de villes allemandes. Le jour viendra, sans nul doute, où la Russie aura à exprimer son avis sur cette prétention. Wenn ein Gelehrter, wie Herr Hovelacque, den Franzosen doch nicht so ungereimtes Zeug erzählen wollte!

Asien.

— Von Prschewalski hat die Geographische Gesellschaft in Petersburg folgende Nachricht erhalten:

„Die Unmöglichkeit, vom Lob-nor aus nach Tibet vorzudringen, zwang mich, einen Umweg durch die Städte Gutschen und Chami zu machen, von wo aus ich in südlicher Richtung nach Zaidam gelangen und durch die Gegend des obern Laufes des Blauen Flusses nach Lassa reisen wollte.

Nachdem wir unsere Karawane ausgerüstet und mit Allem, was zu einer langen Reise nothwendig, versehen hatten, reisten wir am 28. August von Kuldscha ab und schlugen die Richtung nach Gutschen ein. Da an der Hauptstraße, welche durch die Städte Schicho und Manas führt, alle Stationen mit chinesischen Truppen besetzt, theilweise aber auch von „Tschapanen", d. h. deportirten Strafarbeitern, eingenommen waren, wählte ich, um vielfachen unangenehmen Zufällen auszuweichen, welche beim Zusammentreffen mit solchem Volke kaum zu vermeiden sind, einen Umweg: ich stieg beim See Ebi-nor in nördlicher Richtung nach dem Gebirge Saur [1]) hinan und reiste von hier nach Gutschen auf demselben Wege, welchen Oberst Sosnowski im Jahre 1875 eingeschlagen hat. Hierdurch machten wir zwar einen Umweg von 250 Werst, gelangten aber dafür sicher nach Gutschen.

Wir langten auch thatsächlich Anfangs November dort an; weiterhin war der Weg nach Chami frei, aber leider stellte sich der Weiterreise ein unüberwindliches Hinderniß in den Weg. Kurz nach meiner Abreise von Kuldscha erkrankte ich an der Krätze [2]), und das Uebel, das sich allmälig verstärkte, erreichte in Gutschen den höchsten Grad. Es vergingen ganze Tage, während welcher ich nicht eine Stunde Ruhe hatte; ich verbrachte die Nächte schlaflos und wurde hierdurch gänzlich erschöpft. Bei einem solchen Zustande war an ein Weiterreisen nicht zu denken. Ich konnte mich auch ohne medicinische Hülfe und dabei in einer schmutzigen Jurte, unter dem Einflusse von Fröstén, die in den ersten Tagen des Monats December über 40° C. erreichten, so daß das Quecksilber im Thermometer fünf Tage hinter einander gefroren war, nicht selbst kuriren. Ich entschloß mich also, nach dem Saissaner Posten zurückzukehren, mich dort zu kuriren und dann mit frischen Kräften nach Tibet zu eilen.

Am 20. December langten wir in Saissan an, wo mich die Aerzte des Ortes behandeln, welche versichern, daß ich nach Verlauf von vier bis sechs Wochen wieder hergestellt sein werde.

In Gutschen wurden wir von den chinesischen Behörden sehr unfreundlich empfangen. Man hat uns nicht einmal ein Quartier gegeben, so daß wir genöthigt waren, außerhalb der Stadt in der Jurte zu leben. Wenn einer von uns einem chinesischen Soldaten begegnete, wurde er auch sofort mit den beleidigendsten Schimpfworten überhäuft.

Unser ganzer Weg von Kuldscha nach Gutschen beträgt 985 Werst. Die erste größere Hälfte dieser Strecke reisten wir über die Gebirge, welche den Tian-schan mit dem Tarbagatai verbinden und im Westen die Dschungarische Wüste begrenzen. Die letztere haben wir in der Richtung der Diagonale von Saur nach Gutschen durchschnitten; sie beträgt gegen 400 Werst. Die Gegend ist eben und ungemein wasserarm; ihre absolute Höhe beträgt 1500 bis 2200 Fuß. Der Boden des nordwestlichen Theils besteht aus Lehm, der des südöstlichen aus Flugsand. Von Pflanzen findet man hier fast ausschließlich Saxaul (Haloxylon Ammodendron); in geringerer Menge, und zwar nur auf Sandboden, Calligonium Ephedra, Beifuß und noch eine kleine krautartige Pflanze.

An Thieren ist die Gegend ziemlich reich. Von größeren Thieren lebt hier hauptsächlich die Saiga (Antilope saiga); in geringerer Zahl trifft man auch den Kulan (Asinus kiang) und den Surtag (Asinus spec.). Der letztere ist, soviel wir aus der Beschreibung der Kirgisen entnehmen, nicht der Asinus hemionus, sondern eine andere Species des wilden Esels. Leider stießen wir selbst nicht auf ihn. Außerdem leben auch, wie die Kirgisen sagen, in den Sandgegenden wilde Kamele. Wir haben Spuren und Lagerstätten dieser Thiere gesehen, doch kann nach diesen Zeichen nicht bestimmt werden, ob sie von wilden oder verwilderten Exemplaren herrühren, welche den in der Wüste von den Dunganen beraubten Karawanen angehört haben. Auch Wölfe, Füchse und Hasen sind in der hier beschriebenen Gegend keine Seltenheit. In den Sandgegenden lebt eine große Anzahl Meriones (M. collium, M. spec.). Von Vögeln leben hier im Herbst nur zahlreiche Steppenvögel (Syrrhaptes paradoxus). Außerdem sahen wir in geringer Anzahl: Passer ammodendri, Otocoris albigula, Melanocorypha tatarica und Podoces Hendersoni.

Ich hoffe gegen die Mitte oder gegen Ende Februar von Saissan abzureisen und über die Stadt Bulun-tochoj nach Gutschen, von dort aber nach Chami zu gehen; nach Zaidam werde ich wahrscheinlich im Sommer kommen und im Herbst werde ich durch die Wüsten Nordtibets nach Lassa reisen. Wenn ich nur meine frühere Gesundheit bewahre, wird auch die momentane Unterbrechung der Reise keinen Einfluß auf ihr Endresultat ausüben.

Während aller meiner Wanderungen durch Asien ist dies der erste Mißerfolg; gebe Gott, daß es auch der letzte sei."

Saissaner Posten, 3. Januar 1878.

N. Prschewalski.

— Von der Expedition Potanin's hat der Secretär der Geographischen Gesellschaft in Petersburg folgende Zuschrift erhalten:

„Die Expedition befindet sich in Bijsk. Der Rest meiner Sachen, welchen ich auf dem Kosch-Agatsch (am Flusse Tschua) zurückgelassen habe, ist heute hier angelangt. Morgen wird Herr Rafailow von Bijsk nach Omsk abreisen und ich werde gegen den 20. Januar folgen.

Folgendes sind die Resultate der Expedition: Wir haben gegen 20 Punkte astronomisch bestimmt und eine Karte des zurückgelegten Weges aufgenommen. Die Sammlung enthält gegen 500 Häute von Säugethieren und Vögeln, gegen 5000 Insecten, gegen 1000 Pflanzenspecien und gegen 200 Minerale. Während der ganzen Reise wurden barometrische Beobachtungen angestellt, welche nur auf dem Wege von Chami bis Uljassutai unterbrochen worden sind.

Der kreisförmige Weg der Expedition umgiebt die nordwestliche Mongolei in der Form eines Rahmens; die Kenntniß des centralen Theils dieser Gegend, über welche wir noch die Karte Matusowski's besitzen, dessen Weg sie in einen östlichen und westlichen Theil theilt, bemühten wir uns durch Erkundigungen zu ergänzen, in Folge dessen die Karte der nordwestlichen Mongolei ein ganz neues Aussehen erhalten wird. Leider ist es der Expedition nicht gelungen, die Ufer

---

[1]) Wir kamen in Folge eines Betruges unseres Führers so weit nach Norden. Unser eigentlicher Weg mußte südlicher gehen.

[2]) Eigentlich an der Pruritus scroti. An dieser Krankheit leidet jetzt auch mein Gehülfe Eklon; vorher haben an ihr zwei Kosacken der Expedition gelitten. Die Ursachen dieser Krankheit sind wahrscheinlich das schlechte Wasser, der salzige Staub und das beständige Reiten während der großen Hitze.

des Sees Kirgis-nor zu besuchen, der, wie verlautet, seinem Umfange nach den Seen Ubsa und Chara-Usu nicht nachsteht, mit dem letztern auch nicht verbunden ist, wie es bis jetzt angenommen wurde, ja im Gegentheile von ihm durch einen Felsenrücken geschieden ist.

Die Umstände waren dem Sammeln nicht günstig; durch das Ueberwintern in Kobdo wurden wir gezwungen, die Reise, statt, wie im Voraus bestimmt gewesen, in zwei Sommern, in einem Sommer zu machen. Deshalb konnten wir uns in pflanzenreichen oder wegen ihrer Fauna interessanten Gegenden nicht länger als einen Tag aufhalten. Hierzu kommt noch, daß sich die Expedition in der dem Sammeln günstigsten Periode des Sommers in den unfruchtbaren Gegenden des Landes, welche sich an der Gobi hinziehen, zuzubringen genöthigt war, während sie sich im pflanzenreichen Changai im Herbste befunden hat, als die Blüthen der Pflanzen bereits verschwunden waren.

In ethnographischer Beziehung wurden Nachrichten über die Abgrenzung der Choschunate (Provinzen) und Notizen gesammelt, welche einen wichtigen Commentar zu Raschid-Eddin bilden."

Bijsk, 14. Januar 1878. Gregor Potanin.

Afrika.

— Die Straußenzucht im Caplande nimmt immer bedeutendere Verhältnisse an. Noch im Jahr 1865 befanden sich in der Capcolonie nur 80 zahme Strauße, 1875 aber nicht weniger als 32 247. Da jeder ausgewachsene Vogel im Ganzen etwa 100 Federn im Jahre giebt, und zwar Federn erster Qualität, die in Port Elisabeth etwa 10 Mark per Stück kosten, auf dem europäischen Markte aber meist den doppelten Preis erreichen, so ist die Basis für jede weitere Gewinnberechnung so ziemlich festgestellt. Ueber die steigende Productionsmenge dieses Artikels in den Capcolonien innerhalb der zehn Jahre 1864 bis 1874 giebt nachfolgende Zusammenstellung Aufklärung.

Productionsjahr	Quantität in Pfund	Werth in Pfund Sterling
1864	17 873	81 755
1865	10 811	66 426
1866	15 114	75 661
1867	18 921	75 221
1868	16 163	63 193
1869	18 920	70 750
1870	29 805	91 229
1871	25 508	150 769
1872	26 993	158 904
1873	31 581	159 677
1874	36 829	205 540

Die Preise per Pfund (100 Federn) stiegen in der Capcolonie zwischen den Jahren 1868 bis 1874 von 3,9 auf 5,6 Pf. St.; in Natal von 2,1 auf 8,0 Pf. St. Auch der Consum in Europa hat in der angesetzten Frist enorme Dimensionen angenommen. Er betrug speciell für England im Jahre 1850 nur 3988 Pfund Federn, 1854 bereits 10 282 Pfund im Werthe von 46 285 Pf. St., weiters im Jahre 1864 42 835 Pfund im Werthe von 194 063 Pf. St., im Jahre 1874 aber gar 106 913 Pfund im Werthe von 323 669 Pf. St.

— Die Pariser Geographische Gesellschaft hat für die Weltausstellung eine Karte von Afrika von 4 Quadratmeter Größe anfertigen lassen, auf welcher die Reisewege aller Erforscher vom Jahre 1754 an bis herab auf Stanley im Jahre 1877 angegeben sind. Die Zahl derselben beläuft sich auf 121, darunter nicht weniger als 42 Franzosen, d. h. über ein Drittel. Davon entfallen aber viele auf Madagaskar und die algerische Wüste. Der erste Name auf der Liste ist Mayeur, ein jetzt vollständig vergessener Reisender, welcher den Norden Madagaskars durchzog.

— Aus Alexandrien wird den „Times" Ende Mai geschrieben: Ein alljährlich wiederkehrendes Ereigniß von nicht geringer Wichtigkeit für Aegypten ist in der letzten Woche eingetreten. Der Nil ist in Chartum um etwa 3 Fuß gestiegen. Die Regengüsse in Abessinien haben das trockene Bett des Atbara gefüllt und die Sümpfe im Sudan belebt, und der Telegraph hat die Kunde von Chartum nach der 2000 engl. Meilen entfernten Seeküste gemeldet. Nur Bewohner Aegyptens können die Tragweite dieser Nachricht ermessen. Das Steigen tritt frühzeitig ein, ist beträchtlich und bedeutet einen „guten" Nil. An Stelle der Theuerung wird Ueberfluß und Wohlstand treten. Es wird sechs Wochen dauern, bis der Strom auch in Kairo zu schwellen anfängt, wo dieser Umstand stets mit religiösen Feierlichkeiten begrüßt wird; denn in alten Zeiten war der Nil ein Gott und auch im 19. Jahrhundert noch wird ihm, von dem das Wohl des Landes abhängt, kaum geringere, als göttliche Ehre erwiesen (s. Globus XXXII, S. 207, 264, 302).

— Der afrikanische Ueberlandtelegraph wird einmal zur Wahrheit werden, wie es der australische geworden ist. Der Telegraph, welcher die Capstadt mit Pietermaritzburg, der Hauptstadt von Natal, verknüpft, ist im März fertig geworden und Sir Bartle Frere hat Auftrag ertheilt, daß derselbe bis nach Pretoria, der Hauptstadt von Transvaal, fortgesetzt werde. In Verbindung hiermit wird nun im Caplande lebhaft die Frage der Fortführung der Telegraphenlinien bis zum Mittelmeer besprochen. Die Ueberlandlinie ist projectirt von Pretoria bis zu dem portugiesischen Orte Tete am Sambesi, von da nach Sansibar und von Sansibar zwischen den beiden großen Nilseen hindurch nach Lado am Weißen Nil und von hier nach Chartum, wo der Anschluß an den bereits bis hierher reichenden ägyptischen Draht stattfinden soll.

— Ueber die Kru-Neger, den einzigen Stamm der Westküste Afrikas, welcher sich fähig zeigt, den Anforderungen einigermaßen zu entsprechen, welche der Europäer an Handarbeiter, sei es in den Factoreien, sei es auf den Schiffen, zu stellen gewohnt ist, bringt O. Lenz in den Deutschen Geographischen Blättern (Jahrgang II, Heft 2) einige neuere Mittheilungen. Diese „Croo-boys" verdingen sich gewöhnlich auf 2 bis 3 Jahre für einen Monatssold von 4 bis 6 Doll., der ihnen aber gewöhnlich in europäischen Waaren bezahlt wird. In den Factoreien pflegt man sie in Trupps von 8 bis 10 Mann einzutheilen, deren jeder einen Chef hat, der dem Factoristen verantwortlich ist. Sie haben wenig Geschmack an Plantagenarbeit, sind dagegen auf den Küstenfahrern sehr wohl zu verwenden, jedenfalls besser als irgend ein anderer Negerstamm der Westküste. Selten gehen sie auf weiterfahrende Schiffe, doch hat man sie sowohl in Hamburg als in Liverpool gesehen. Am werthvollsten sind sie indessen immer dem Factoristen, für den sie schon darum geradezu unentbehrlich sind, weil sie in den häufigen Streitigkeiten zwischen ihm und den einheimischen Negerstämmen fast immer auf seiner Seite stehen und durch persönlichen Muth und festes Zusammenhalten unter einander diesen imponiren. Dabei sind sie im Allgemeinen kräftig gebaut und willig zur Arbeit. Den Hang zum Stehlen theilen sie allerdings mit anderen Afrikanern. Ihre Heimath sind die Striche südöstlich von Monrovia bis Cap Palmas.

— Paul Soleillet, bekannt durch seine Reise nach Insalah, ist am 20. März von Bordeaux nach Saint Louis am Senegal abgereist, von wo er nach Timbuktu zu gehen beabsichtigt. Von da will er weiter nach Insalah und Algier gehen.

— Walfischbay an der Südwestküste Afrikas ist am 12. März 1878 durch Commodore Sullivan vom Schiffe „Industry" formell für die britische Krone in Besitz genommen worden. Der zunächst annectirte Landstrich umfaßt etwa 300 engl. Quadratmiles; die Grenze beginnt an einer Stelle an der Küste, die 15 Miles südlich von Pelikan Point liegt,

führt auf Scheppmannsdorf, schließt die fruchtbare Oase von Roocbank ein, geht von Scheppmannsdorf 10 Miles landeinwärts von der Mündung des Swakop, so daß die letzten 10 Miles des Flußlaufes die Nordgrenze bilden. Hiermit ist jedoch nur der Anfang zu weiteren Annexionen gemacht, welche den ganzen Küstenstrich zwischen der Walfischbay und dem Caplande umfassen werden, sowie das ganze östlich davon gelegene Land bis zu der bereits annectirten Transvaalrepublik. („Graphic", 18. Mai 1878.)

— Von der Delagoa-Bay an der südafrikanischen Ostküste, die durch Schiedsspruch des Präsidenten der französischen Republik den Portugiesen überwiesen wurde, entwirft ein Engländer im Natal Mercury jetzt ein wenig schmeichelhaftes Bild. Der Handel liegt ganz darnieder; Elfenbein ist ein Product der Vergangenheit und läßt sich ja noch einmal in der Nähe ein vereinsamter Elephant blicken, so sind die Schwarzen von weit und breit mit ihren Flinten hinter ihm her, um ihm bald das Lebenslicht auszublasen. Dagegen sind Flußpferde noch häufig; doch werden ihre Zähne nur mit 50 Pfennigen das Pfund bezahlt und ein ganzes Thier liefert nur für 30 Mark, was mit den Gefahren der Jagd in keinem Verhältnisse steht. Hyänen sind so häufig, daß sie Kinder und Hühner aus der Stadt (Lorenzo Marquez) wegschleppen, und im Verlauf eines einzigen Monats wurden fünf Eingeborene, die von der Stadt nach dem Maputa gingen, von Löwen zerrissen. Da jede Polizei fehlt, sind Diebstähle häufig und auch die Eingeborenen werden schwierig. Im Süden wohnt Nosingela, der 6000 Krieger ins Feld stellen kann und auch die Insel Inyak besetzt hält, welche auf unseren Karten als englisch bezeichnet ist. Die portugiesische Verwaltung in Südafrika taugt nicht viel, das wissen wir schon seit Livingstone.

Amerika.

— Das canadische Büffelgesetz bezweckt, die Büffel gegen die Massenniedermetzelung, hauptsächlich durch die Mischlinge oder Halbblutindianer, zu schützen. Die letzteren sind keine echten Jäger wie der Indianer, der das Wild nur tödtet, um sich von seinem Fleisch zu sättigen, sondern Metzger im Großen, welche sich in Karawanenzügen an die Büffelherden machen, um sie muthwillig zusammenzuknallen, selbst zur Zeit, wo die Kühe trächtig sind, wie zu jeder andern. Jeden Sommer sind die Ebenen mit den Aesern der Büffel, denen man nicht einmal die Haut abgezogen, sondern die bloß zur „Waidmannslust" niedergeschossen wurden oder höchstens um eines leckern Bratstücks willen, bedeckt. Die Indianer selbst haben hierüber bittere Klage geführt und ihretwegen ward das besagte Gesetz erlassen, welches das unnöthige Erlegen von Büffeln als ein Vergehen mit Geldbuße oder im Wiederholungsfall mit Gefängniß bestraft. Natürlich ist den Halbblutindianern dieses Gesetz aufs Aeußerste zuwider, und um sich an der Regierung hierfür zu rächen, haben sie die „Blackfeet" und andere Stämme aufgehetzt und ihnen weiß gemacht, man wolle den Indianern die Büffeljagd ganz rauben.

— Eine neue Oelgegend, in der schon gewaltig speculirt wird, ist die „Bradford-Region". Sie liegt noch im Staate Pennsylvanien, aber nahe an der Newyorker Grenze, 70 Meilen von Buffalo und umfaßt ein Gebiet von 13 Meilen Länge und 3 Meilen Breite. Dasselbe wird so geschildert: Auf diesem Oelgürtel, wie sie es jetzt nennen, befinden sich jetzt über 1300 Oelquellen und es werden täglich etwa 10 000 Faß Oel gewonnen. Einige Bohrlöcher sind etwa 2000 Fuß tief. Die Lage der Oelbrunnen ist sehr verschieden, indem viele nahe an den Bächen, andere auf den Abhängen, manche aber auf dem Gipfel der Berge sich befinden, welche 800 bis 1000 Fuß hoch sind. Die Ergiebigkeit der Quellen ist ebenso verschieden, denn es giebt solche, die von 3 bis 30 Faß im Tag liefern, und einige fließen von selbst, andere müssen gepumpt werden. Die Gegend ist gebirgig und rauh. In Bradford geht es sehr lebhaft zu und es ist wahrscheinlich kein Platz in den Vereinigten Staaten von gleicher Größe vorhanden, wo so viele Geschäfte gemacht werden. In Folge davon ist auch das Grundeigenthum in Bradford rasch im Preise gestiegen und an der Main-Straße kosten Bauplätze 100 Doll. per Fuß, während man noch vor zwei Jahren für diesen Preis einen ganzen Acker hätte bekommen können. Mehrere Buffaloer bauen in Bradford Geschäftshäuser, und ehe ihre Gebäude fertig sind, haben sie dieselben schon vermiethet. Auch wurde für 10 000 Doll. ein Bauplatz von 100 bei 80 Fuß für eine Oelbörse gekauft, die sofort errichtet werden soll. Die sogenannten Straßen in Bradford sind fast unzugänglich und das Fahren ist eine wahre Thierquälerei. Oft versinkt ein Pferd in dem bodenlosen Moraste und es muß dann durch andere Pferde herausgezogen werden, indem man ihm eine Kette um den Leib schlingt. Uebrigens geht in Bradford alles sehr ordentlich und ruhig zu, obwohl nur drei Polizisten vorhanden und manchmal 10 000 oder mehr Fremde da sind. Das Sonntagsgesetz wird streng durchgeführt, selbst gegen die Hinterthüren. An Gast- und Kosthäusern ist kein Mangel und die ersteren fordern 2 Doll. per Tag, die letzteren 6 Doll. per Woche.

* * *

— Submarine Vulcane. Die letztvergangenen anderthalb Jahre sind überreich an vulcanischen Ausbrüchen gewesen, und abgesehen von den Eruptionen in Island, Peru &c. haben sich namentlich untermeerische Ausbrüche häufiger wiederholt. Das Erscheinen und Wiederverschwinden vulcanischer Riffe und Inseln deutet darauf hin, daß auch der Meeresboden gleich dem Festlande seine vulcanischen Actionen besitzt, doch werden dieselben im Ganzen nur selten genau beobachtet. Jetzt liegt ein Bericht von der englischen Bark M. B. Park vor, welche von Batavia nach der Insel Wight fuhr und am 29. Januar in 4° 20' nördl. Br. und 21° 45' westl. L. etwa 900 engl. Meilen südwestlich von Sierra Leone verschiedene untermeerische Vulcanausbrüche ganz in der Nähe beobachten konnte. Große Wassermassen wurden etwa 100 Fuß hoch in die Luft geworfen und das ganze Meer ringsum befand sich in ungeheurer Aufregung. Ein zweiter Ausbruch wurde bei Neu-Seeland bemerkt. Capitän Helander vom Dampfer Go-Ahead, der von Gisborne nach Auckland fuhr, sah den Ausbruch am 1. December 1877 zwischen 8 und 9 Uhr etwa 5 Miles von Open Bay. Die See schäumte ungeheuer auf und stürzte in einem großen Schwall auf das Boot zu, welches jedoch noch so viel Zeit fand, daß es nur von der äußersten Kante des Schwalls berührt wurde. Gleichzeitig wurden in Gisborne Erdstöße verspürt. (The Colonies.)

— Times of India vom 8. April meldet aus Bombay, daß ein kleines Schiff, 130 Tons, nach Leith gehörig, im dortigen Hafen liege, welches mit nichts als einer Ladung Sherry und Madeira die Reise um die Welt mache, und zu keinem andern Zweck als dem der Verbesserung dieser Weine. Außer dem Proviant für die sechs Köpfe betragende Mannschaft ist nichts als Wein an Bord.

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 13, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band XXXIV. № 2.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig. Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1878.

Aus Charles Wiener's Reise in Peru und Bolivien.

II.

Zwischen Corongo und Urcon hatte Wiener eine jener überaus starken, in den Andes so häufigen Steigungen zu überwinden; er brauchte elf Stunden, um die sieben Lieues, welche beide Orte trennen, zurückzulegen. Von dem Wege ist nicht viel zu berichten: von Zeit zu Zeit kleine, an den Abhang geklebte Weiler, großartige Ausblicke, dunkele von leuchtendem Schnee gekrönte Berge, zuweilen Töne einer vom Winde herübergetragenen seltsamen Musik, welche aus der Ferne gehört trefflich zu der umgebenden Gebirgsnatur stimmt, in der Nähe aber rasch ermüdet. Um vier Uhr des Nachmittags war der Gipfel des Huaullang erreicht. Die Hochebene dort war mit Schnee bedeckt, aus welchem dunkele Mauern alter Befestigungswerke hervorragten. Sie hoben sich von dem weißen Grunde so scharf ab, daß der Reisende in weniger als zwei Stunden ihre Aufnahme vollendet hatte. Ihr Platz war von dem alten Befestigungskünstler trefflich gewählt worden; schwarz und majestätisch steigt dort die Cordillere empor, nur von einem breiten Passe durchschnitten, den rechts und links mächtige Ausläufer der Hauptkette einfassen. Wo letztere beide ihre Kämme vereinen, schloß einst jene Festung den Weg.

Von dort aus senkte sich der Weg über mehrere fragwürdige Brücken in weniger kalte Gegenden hinab. Die Dunkelheit brach inzwischen an und es wurde Nacht, ehe wüthendes Hundegebell die Nähe seines heutigen Zieles, der Hacienda Urcon, anzeigte. Dieselbe ist insofern eine Merkwürdigkeit unter ihres gleichen, als man dort einen Versuch mit Einführung einer Industrie gemacht hat. Es besteht daselbst eine Tuchfabrik, welche viel Stoffe für das Militär liefert. Ganz wunderbar berührt es den Fremden, hier 150 Wegestunden von der Meeresküste entfernt, von ihr durch eine Reihe himmelhoher Gebirgswälle getrennt, über welche nur schwindelnde Saumpfade führen, auf welchen selbst das Maulthier manchmal nur zögernden Schrittes vorwärts geht, große europäische Maschinen vorzufinden, zu sehen, wie der wilde Bergstrom von dem geschickten Ingenieur zur Dienstbarkeit gezwungen wird und wie emsig an hundert Indianer mit ihrer Arbeit beschäftigt sind.

Wiener fand in Urcon eine vortreffliche Aufnahme; kaum hatte der Besitzer Théry seine Reisezwecke kennen gelernt, so zeigte er ihm Antiquitäten, welche von seinen Ausgrabungen auf dem Huaullang herrührten, namentlich sehr schöne Gefäße (s. Abbildung 1), eines jener oben erwähnten Zählbretter und einige Steingegenstände von schöner Arbeit. In der alten heute zerstörten Capelle findet sich ein großes Stück bläulichen Porphyrs, welches mit großer Sorgfalt bearbeitet war und einen merkwürdigen Gedanken zur Darstellung bringt: die Verdrängung des alten Sonnencultus durch das Christenthum. Vortrefflich wird dadurch die Art und Weise illustrirt, in welcher die Missionäre ihr Werk langsamer Bekehrung vollführten. In dem den Eingeborenen wohlbekannten Kreise, welcher das Antlitz des Sonnengottes bedeutet, wurde der Name Jesus eingeschrieben und ein Nagel, ein Herz und ein schwer zu deutendes Häkchen angebracht. Selbst die Zähne des Gesichtes wurden noch angedeutet, wie man sie auf S. 5 der vorigen Nummer sieht, alle übrigen Züge des Gesichtes aber fortgelassen. Die Einfassung besteht aus christlichen Emblemen und Allegorien, welche für die

Indianer des sechszehnten Jahrhunderts wie für den heutigen Cholo schwerlich eine andere Bedeutung haben können, als diejenige seltsamer Arabesken.

In Gesellschaft eines Indianers und einer Indianerin machte Wiener den Ritt von Urcon nach Andaymayo. Unbegrenzt war das Vertrauen jener beiden armen Wesen auf den Heiligen Johann von Sihuas, mit dessen Hülfe sie fern von der Heimath in der Cordillere den Dieb ihrer zwei Esel ausfindig zu machen hofften. Sie schreckten darum vor den sechzig Wegstunden nicht zurück — ein interessantes Beispiel ihres felsenfesten Glaubens. Mit dankbarem Erstaunen nahmen sie Cigarretten und eine Scheere, die der Fremde ihnen zum Geschenk machte. — Nachdem Wiener die 11 500 Fuß hohe Wasserscheide zwischen dem Stillen und dem Atlantischen Ocean überschritten hatte, befand er sich alsbald in einer malerischen und gut angebaueten Schlucht, welche zum Gebiete des Amazonenstroms gehört, der Quebrada von Andaymayo. Eine volle Woche lang durchstreifte er dann diese Gegend, welche an Ruinen und Gräbern der Autochthonen, deren Namen die spanischen Eroberer nicht einmal zu nennen wissen, besonders reich ist. Der Cerro von Sipa z. B. zeigte Grabstätten von drei verschiedenen Formen. Die einen waren verhältnißmäßig wenig sorgfältig errichtet; es waren runde oder viereckige Thürmchen, in welche der Leichnam eingemauert wurde. Dieselben enthalten ein kleines Fenster, dessen Zweck entweder der war, irgend welche Gegenstände und namentlich Lebensmittel hindurch in das Innere gelangen zu lassen — ein Gebrauch, der sich an vielen Orten noch

Auf dem Huaullang (bei Urcon) gefundene Vasen.

bis heute erhalten hat —, oder um zeitweilig mit dem abgeschiedenen Verwandten Zwiegespräche halten zu können, eine gleichfalls noch heute in Uebung befindliche Sitte.

Ferner finden sich dort $^1/_2$ bis 1 Meter unter dem Boden Gräber aus vier gewaltigen Steinplatten, welche auf einer fünften als Basis ruhen. Diese Steine sind behauen, aber nicht geglättet; zwei bis drei Platten dienen als Deckel. Endlich sind zwölf merkwürdige Mausoleen (der Form nach dürfte man sie wohl richtiger als Sarkophage bezeichnen) aus sehr sorgfältig bearbeitetem Steine zu nennen, welche mit zwei oder drei viereckigen oder runden Platten je nach der Gestalt des Denkmals geschlossen waren. Nur ein einziges eiförmiges Grab kommt dort vor; die anderen waren mehr oder weniger würfelförmig. Auf der Oberfläche des Bodens sind diese Denkmäler nur durch zwölf bis achtzehn Steine von Granit — der Berg Sipa selbst besteht aus Kalk — angedeutet; da aber der ganze Berg mit Gras überwachsen ist, so kann man sich dennoch leicht täuschen und die Felssteine für zufällig dorthin gelangt ansehen. Man hat dort auch viele unverletzte, dabei aber vollständig leere Gräber gefunden; vielleicht hat man die Stätten im Voraus zugerichtet und wurde später durch irgend eine unbekannte Ursache daran gehindert, den Todten in dem für ihn bestimmten Grabe beizusetzen. In den anderen Gräbern fanden sich Knochen, aber keine ganzen Mumien, ebenso wenig wie Lebensmittel, Terracotten, Geräthe oder silberne Gegenstände, dagegen goldene und wenig Kupfer, welch letzteres stets sorgfältig vergoldet war. In dem einen stand eine große mit Hörnern gefüllte Kiste.

Mit Unterstützung des Herrn Cisneros, welcher am Fuße

des Berges Sipa ein Gehöft besitzt, konnte Wiener selbst eine Ausgrabung vornehmen, wozu ihm zehn Indianer zur Verfügung gestellt wurden. Während der zwei Tage, welche dieselbe dauerte, litt er heftig an der Bergkrankheit, welche sich in starker Uebelkeit und sehr lästiger Taubheit kundgab. Doch hielt er aus, fand sich aber schließlich insofern unangenehm enttäuscht, als das Grab in seinen sämmtlichen Stockwerken leer war, sei es nun, daß der Leichnam vollständig zu Staub zerfallen oder überhaupt niemals ein solcher dort beigesetzt worden war. Immerhin war jedoch die gesammte Anordnung des Grabes so merkwürdig und interessant, daß er den Durchschnitt desselben im Bilde mittheilt (s. Abbildung 5).

Auch eine interessante hydraulische Anlage wurde auf demselben Berge entdeckt, drei communicirende Leitungen, welche früher das Wasser vom Cerro de Pasacancha auf den Cerro de Sipa führten.

Abgesehen von dieser reichen und unerwarteten archäologischen Ausbeute knüpften sich für Wiener an den Aufenthalt auf jenem abgelegenen Gehöfte Erinnerungen an eine Gastfreundschaft, wie sie so vollständig, so schön, so selbstlos kaum in einem zweiten Lande zu finden ist. Betritt man den Hof einer Hacienda, so sieht man Frauen weben, Pferde stampfen, Maulthiere fressen, sieht, wie die Wäsche gereinigt wird, die Hunde sich dehnen und die ganze Familie erwartungsvoll herumsteht. Alsbald tritt der Hausherr dem Fremden entgegen, begrüßt ihn mit einnehmender Würde, fragt nach seinem Befinden und fordert ihn auf, vom Pferde zu steigen. Von diesem Augenblicke an ist derselbe wie in seinem eigenen Hause; er nennt seinen Namen, wird vom Wirthe dessen Familienmitgliedern vorgestellt und kann nun das Leben derselben theilen, so lange es ihm gefällt; niemand wird etwas darin finden, wenn er einen ganzen Monat oder länger verweilt. Man redet ihn mit seinem Taufnamen,

Der Platz von Andaymayo.

dem das herkömmliche Don vorausgeschickt wird, an; er erhält das beste Zimmer und nimmt an allen Mahlzeiten Theil — der einzige Entgeld, den der Reisende dafür zu leisten hat, ist, daß er im Innern des Landes von dem Leben und Treiben an der Küste und in den Küstenstrichen von Europa erzählen muß. Da werden die Leute nicht müde, dem Fremden zuzuhören, dazu ihre Cigarre zu rauchen und cañazo (einheimischer Rum) oder Branntewein von Pisco, der aus Muscattrauben bereitet wird, zu trinken. Selbst die bronzefarbigen Dienstleute lassen es sich nicht nehmen, gespannt zuzuhorchen, wenn sie auch gewöhnlich nicht ein einziges Wort Spanisch verstehen.

Spricht man dann endlich von seiner Abreise, so stößt man auf Widerspruch, wird so inständig gebeten zu bleiben, so warmer Freundschaft versichert, daß man sich leicht überreden läßt — und muß es endlich geschieden sein, so geschieht es mit schwerem Herzen. Die Frauen versinken wieder in die alte Melancholie, welche während des fremden Besuches gewichen war, und die Männer geben dem Gaste noch eine Stunde weit das Geleit. Ladet man dann Abends seinen Maulesel ab, so findet man häufig noch ein Säckchen mit Lebensmitteln, welches die trefflichen Leute heimlich zwischen dem übrigen Gepäck versteckten. So allgemein ist diese bewunderswerthe Gastfreundschaft, daß einzelne Ausnahmen nur die Regel bestätigen. In Lima, Arequipa, Arica, Trujillo und anderen europäisirten Städten ist davon freilich nichts mehr zu finden; dort erwarten den Fremden theuere schlechte Hôtels, deren Wirthe, meist Italiener oder Franzosen, noch kein Spanisch gelernt, ihre Muttersprache aber halb vergessen haben und mit unübertrefflicher Frechheit und Kaltblütigkeit dem Reisenden das Fell über die Ohren zu ziehen verstehen. Ist der Wirth ein Chinese, so treibt er es ganz ebenso, nur mit sehr viel mehr Unterwürfigkeit.

Wiener's liebenswürdige Wirthe in Andaymayo suchten ihn vergeblich von seiner weitern Reise abzuhalten, indem sie ihm die Provinzen Pomabamba, Dos de Mayo und Huamalies als überaus wüst schilderten; doch sei die Einöde oft besser als bewohnte Orte und die Wilden oft den civilisirten Indianern der Cordillera real vorzuziehen. Mit diesen Rathschlägen versehen, trat Wiener seine Weiterreise an, welche ihn am ersten Tage bis Huayopuquio brachte. An Alterthümern stieß ihm auf diesem Wege nichts auf; dagegen hatte er das Mißgeschick, daß sein Packthier stürzte und sich dermaßen verletzte, daß er unterwegs in Pomabamba die Hülfe des nur widerwillig Folge leistenden Unterpräfecten in Anspruch nehmen mußte, um einen Ersatz dafür zu erhalten.

Während nun der würdige Beamte deshalb die Corrales — offene Ställe in Gestalt einer Umfassungsmauer, welche durch zwei Stäbe verschlossen werden — durchmusterte, setzte sich der Reisende auf eine Stufe und hörte zwei Indianern zu, Leuten von charakteristischem Typus, welche nahe dabei ein Yaravi (ein Gesang von traurigem Charakter, aber oft sehr melodiös) zu Ehren irgend einer Schönen des Ortes sangen. Der eine begleitete die Worte auf einer Art Harfe, während der andere auf das Wohl der Dame zu wiederholten Malen seine Schale voll Mate und Chicha leerte. Eine solche Scene ist inmitten indianischer Umgebung nicht häufig. Denn der Spanier singt wohl für sein Liebchen, unter ihrem Fenster und in gemessener Entfernung; aber der Indianer thut das nur zu eigenem Vergnügen, auf der Schwelle seiner Hütte,

Ein Grabthurm und ein Mausoleum von Sipa.

Senkrechter Durchschnitt eines Grabes auf dem Berge Sipa.

Unterirdische Canäle auf dem Berge Sipa.

allerdings auch, um seiner Liebe Worte zu verleihen, aber dann nur, wenn er deren Gegenstand im Arme hält.

Inzwischen vollzog sich das Unglaubliche: es wurde wirklich für schweres Geld ein jammervolles Thier gefunden und beladen, so daß Wiener eine Stunde später sein Ziel, die Hacienda Huayopuquio, erreichte, welche demselben Herrn Cisneros wie Andaymayo gehörte. Von dem Verwalter derselben wurde er trefflich aufgenommen und erfuhr er von der Existenz von Alterthümern in der Umgegend, so daß er dieselbe zu durchforschen beschloß. Seine Mühe wurde reichlich belohnt. Fünf Tage lang hatte er angestrengt zu arbeiten und die ermüdendsten und gefährlichsten Wege zurückzulegen; dafür füllte sich aber sein Album mit zahlreichen Zeichnungen und sein Taschenbuch mit werthvollen Notizen. Der Mayordomo hatte ihm von Steinblöcken der „Gentiles“ (so werden die Incaperuaner an vielen Orten von den heutigen Indianern bezeichnet) erzählt; dieselben erwiesen sich als echte Dolmen, die ersten, welche er in Peru zu Gesicht bekam. Darunter befand sich einer, welcher aus drei enormen Granitplatten gebildet ist, die aufrecht stehen und vollkommen nach den Himmelsrichtungen orientirt sind, und zwar gegen Ost, Süd und Nord. Ringsherum liegen eine Anzahl kleinerer

Indianische Musikanten auf dem Marktplatze von Pomabamba.

Platten, zwar nicht ganz symmetrisch, aber doch mit einer gewissen Regelmäßigkeit.

Rechts vom Wege von Huayopuquio nach Vilcabamba liegt der Berg Chullue; dort zeichnete er einen Tempel von höchst sonderbarer Architektur, einen abgestumpften Kegel von sechs Stufen darstellend. Das nahe Piscobamba dagegen bot keinerlei archäologische Ausbeute, abgesehen davon, daß die Südseite der Plaza noch heutigen Tages Palacio del Inca genannt wird, wenngleich schon seit lange die primitive Hacke der Indianer den einst geheiligten Boden durchwühlt. Ein Theil der Steine, welche einst zu dem Palaste der Landesherren gehörten, ist in den heutigen Häusern verbaut, wo sie sich mit ihren regelmäßig bearbeiteten Kanten und Formen scharf von den modernen an der Sonne getrockneten Adobes abheben. Von Gräbern war nur ein einziges zu entdecken.

Orientirte Steine vom Berge Chullue.

Nach einwöchentlichem Aufenthalte in Huayopuquio trat Wiener die Weiterreise an. Der Weg war abscheulich; am ersten Tage mußte er an den gefährlichsten Stellen sein Packthier fünfmal abladen lassen. Der schmale Pfad führte am senkrechten Absturze der Cordillere hin, zur Linken von ragenden Felsen, zur Rechten von dem Abgrunde begrenzt.

Dolmen vom Berge Chullue.

Nachmittags wurde ein Gehöft, Llumpa mit Namen, passirt, eine chicheria oder Brauerei. Den Reisenden verabreichte die junge Besitzerin des „Etablissements“ zwar den landesüblichen Trunk, aber den ermüdeten Thieren etwas Luzerne zu geben, dazu verstand sie sich nicht, so daß diese mit hungrigen Mägen ihren Marsch fortsetzen mußten. Gegen fünf Uhr Nachmittags war der Gipfel des Berges Seccha erreicht. Zur Rechten brüllte in der Tiefe der Rio Jaccma, zur Linken der Ajuchaca. Auf dem rechten Ufer des erstern erhebt sich das Gebirge Santo Toribio steil und schroff; in Folge irgend einer optischen Täuschung hat es den Anschein, als ob es fast senkrecht aus dem Abgrunde zu den Wolken emporstiege. In tausendfachen Windungen und Schlingen zieht sich ein Pfad an ihm hinauf wohl bis tausend Meter über dem schäumenden Gebirgswasser. Dort oben liegt, eine Idylle in der wilden Hochgebirgsnatur, eine von einigen Kartoffel- (Oca-) feldern umgebene Estancia. Man ist geneigt, das Loos der dort Wohnenden zu bemitleiden; so nahe sind sie dem Himmel, so hoch über ihren Mitmenschen, mit solch eng begrenztem Horizont leben sie dahin.

Und dennoch braucht man sie nicht zu bedauern. In diesen völlig isolirten Gehöften kennt der Indianer keine von den Annehmlichkeiten der Civilisation und sehnt sich deshalb auch nicht danach, ja er würde sie vielleicht, wollte man sie ihm zugänglich machen, als zu unbequem, zu fremdartig oder zu langweilig zurückweisen. Wenn er nicht zum Zwecke des Staatswohles mit Peitsche oder Stock braun und blau geschlagen, wenn sein Mais und seine Kartoffeln gedeihen, wenn er faullenzend vor seiner Hütte sitzen, Coca kauen und sein Liedchen singen oder von Chicha und Rum berauscht ausschlafen kann, so fehlt ihm nichts zu seinem Glücke. Jedes Familienereigniß, das ihm und seinen compadres (Gevattern) zustößt, sei es nun die Geburt eines Kindes oder ein Todesfall, ist ihm ein Fest, das er mit außergewöhnlichen Libationen zu feiern sich bestrebt. Darüber hinaus wünscht er sich nichts.

Dolmen vom Berge Chullue bei Vilcabamba.

Bald hinter dem Santo Toribio wurde Wiener von der Dunkelheit überrascht, und die Häuser von San Luiz, wo er zu nächtigen gedachte, wollten sich nicht zeigen. Dagegen leuchteten von dem gegenüberliegenden Ufer des Stromes Lichter herüber; bald trafen sie auch auf eine Brücke und überschritten sie auf gut Glück, weil der Himmel mit Regen drohte. Der erste Indianer, den sie trafen, lag vor seiner Hütte auf den Knien; er unterbrach sein Gebet und theilte ihnen mit, daß sie sich in Asnucancha, zwei Stunden nördlich von San Luiz, befänden. Als sie nun nach Unterkunft herumspähten, sahen sie, daß sämmtliche Einwohner des Dorfes vor ihren Wohnungen knieten und mit lauter Stimme beteten, während in jedem Hause ein Docht in einer mit Unschlitt gefüllten Schüssel brannte. Als Wiener nach dem Grunde dieses unnöthigen Luxus forschte, erfuhr er schließlich, daß am andern Ende des Dorfes ein Haus — in Flammen stehe. Das brachte ihn zum Lachen. Als er aber zur Brandstätte eilte, fand er mehrere Frauen mit Crucifixen und Muttergottesbildern um die qualmende Hütte tanzen und ihre Heiligen anrufen; denn drinnen lag mit ihrem Kinde eine Indianerin und schlief ihren Rausch aus. Lichter anstecken, um ein Feuer zu löschen und um die Flammen tanzen, anstatt die von ihnen Bedrohten herauszuholen — diese Gedankenverbindungen sind für den Indianer charakteristisch. Vielleicht hat nur die zufällige Ankunft Wiener's, der mit Verlust von Hut und Poncho, welche versengt wurden, Weib und Kind aus den Flammen trug, dieselben vor einem gräßlichen Tode bewahrt.

Als er dann aber die Indianer um eine Unterkunft für die Nacht bat, erklärte ihm der Alkalde, daß das unmöglich sei; denn das Haus, welches ein Mensch, der im Feuer gewesen, betrete, würde unfehlbar niederbrennen! Mit dem Verluste von Poncho und Hut und mit einem Lager unter freiem Himmel hatte er also die Rettung zweier Menschenleben zu bezahlen. Er selbst fand noch ein Stückchen harten Käses zum Abendessen; aber seine armen Thiere erhielten wiederum nichts.

Das europäische Wildpferd und dessen Beziehungen zum domesticirten Pferd.

Von A. Ecker.

II.

Ich habe oben gesagt, daß das Pferd nicht nur das wichtigste, sondern auch älteste Hausthier des Menschen ist. In dieser Fassung ist wohl der letztere Ausspruch nicht ganz richtig und man wird vielmehr sagen müssen, das Pferd sei dasjenige unserer heutigen Hausthiere, dessen Spuren wir in Begleitung derer des Menschen am weitesten zurückverfolgen können. Ob dasselbe in dieser ältesten Zeit aber Hausthier des Menschen war oder nicht, diese Frage soll eben im Folgenden eine genauere Erörterung finden.

Es ist zur Genüge bekannt, daß in der Geschichte unserer

Erdrinde jeder Zeitraum räumlich durch eine gewisse Reihe von Schichten (Formationen) gekennzeichnet ist, die während dieses Zeitraumes abgelagert wurden und daher die Reste der Flora und Fauna, die während desselben lebten, enthalten. Diese Reste sind in jeder Formation, die man nicht unpassend auch mit über einander lagernden Stockwerken verglichen hat, zum großen Theil wieder andere und es ist daher insbesondere die Flora und Fauna, welche eine jede solche Formation charakterisirt. Das charakteristische Gepräge der obersten, jüngsten, sogenannten quaternären Formation bilden die in derselben zuerst [1]) wahrnehmbaren Spuren des Menschen, und den Zeitraum, welchen diese Formation repräsentirt, bezeichnet man bekanntlich als den der vorgeschichtlichen Periode des Menschen.

Diese prähistorische Zeit umfaßt nun aber jedenfalls einen ganz unendlich großen Zeitraum, in welchem sich wieder mehrere Perioden unterscheiden lassen, die offenbar auch durch bedeutende klimatische Unterschiede ausgezeichnet waren und die man insbesondere nach den Thierformen benannt hat, deren Reste für eine jede derselben besonders charakteristisch sind. So unterscheidet man z. B. in der Urgeschichte Europas und speciell Deutschlands eine Renthierzeit und versteht darunter jene Periode menschlicher Existenz, in welcher das Renthier, das heutzutage bekanntlich nur in arktischen Regionen lebt, in ganz Deutschland allgemein verbreitet war. Verfolgen wir die Spuren der jetzt und in der historischen Zeit überhaupt unsere Fauna bildenden Säugethiere rückwärts, so verlieren wir dieselben allmälig und zwar zunächst die der Hausthiere, Rind, Schaf, Schwein, Hund, dann auch die der verschiedenen Jagdthiere, wie des Rehes, Hasen, Hirsches &c., und wir finden schließlich in der Urzeit den Menschen von einer ganz andern Thierwelt als heute umgeben. Nur eines von den uns heute noch umgebenden Thieren finden wir auch schon in so früher Zeit gleichzeitig mit ihm. Das ist das Pferd. Aber wie der Mensch ein Wilder, ein Jäger, ohne Ackerbau und Viehzucht, so war auch das Pferd der Urzeit kein Hausthier, sondern ein Wild, das wie die anderen wilden Thiere gejagt, erlegt und verspeist wurde und dessen Reste wir daher in Begleitung derer der übrigen Jagdthiere zugleich mit den Spuren des Menschen finden. So war es, wie wir wohl heutzutage mit Bestimmtheit annehmen dürfen, in unserm deutschen Vaterlande, das ich überhaupt bei meiner ganzen Darstellung vorzugsweise im Auge habe, und ebensowohl höchst wahrscheinlich in einem großen Theile von Europa.

Die Urkunden, welchen wir diese Thatsachen entnehmen, sind nun freilich nur zum allerkleinsten Theile geschriebene — es sind vor allem die Knochenreste des Pferdes selbst und die Spuren der Hand des Menschen an denselben, die uns dieses beweisen —, allerdings — wenn man sie zu lesen versteht — die sichersten Documente. In den Ablagerungen und Höhlen der sogenannten diluvialen oder quaternären Zeit sind aber nun neben denen des Renthiers keine Knochen so häufig als die des Pferdes, und an einzelnen Orten, z. B. in der berühmten prähistorischen Station von Solutré im Saônethal, bilden dieselben in der Nähe ehemaliger Wohnstätten von Menschen lange mauerartige Haufen von 3 Meter Höhe und 4 Meter Breite, in denen nach einer niedern Schätzung circa 10 000 Pferde in ihren Resten repräsentirt sind. Diese Massenhaftigkeit der Ansammlung sowie die Beschaffenheit der Knochen (alle Schädel sind z. B. zur Gewinnung des Gehirns zerschlagen) nöthigt zu dem Schluß, daß das Pferd das Hauptnahrungsmittel des Menschen in dieser Zeit gebildet habe und daß z. B. diese massenhaften Anhäufungen in Solutré einfach als Küchenabfallhaufen, ähnlich den dänischen Kjökkenmöddinger, zu betrachten sind, die im Lauf einer langen Zeitperiode sich hier angesammelt haben. Schon aus dieser Häufigkeit der Knochenreste des Pferdes darf man schließen, daß dasselbe ein „Wild“, d. h. ein Gegenstand der Jagd, war, denn es ist nicht anzunehmen, daß der Mensch der vormetallischen Zeit, nachdem er dieses Thier gezähmt und den mannigfachen Nutzen erfahren, den es ihm in diesem Zustand gewährt, und bei dem sonstigen Reichthum an Wild dasselbe als Hauptnahrungsmittel benutzt habe. Ueberdies setzt aber auch die Zähmung des Pferdes eine gewisse allgemeine Culturstufe voraus, deren Spuren uns wohl kaum entgehen könnten. Neben der Häufigkeit der Knochen des Pferdes überhaupt ist es aber dann noch — insbesondere in den Höhlen — das relativ häufige Vorkommen gewisser Knochen gegenüber dem fast gänzlichen Fehlen anderer, was dafür spricht, daß das Pferd als Wild gejagt und erlegt, nicht aber als Hausthier gezüchtet und geschlachtet wurde. In den belgischen Höhlen finden sich, wie Dupont [1]) nachgewiesen, die Knochen der Extremitäten, des Kopfs, des Schwanzes korbvollweise, während dagegen die des Rumpfs verhältnißmäßig selten sind, und er schließt daraus — wie ich glaube mit vollem Recht —, daß die auf der Jagd erlegten Thiere an Ort und Stelle abgehäutet und zerlegt wurden. Die fleischreichen Extremitäten mit ihren markhaltigen Knochen, der Kopf, wegen des Gehirns, der Schwanz, wahrscheinlich der vielfach verwendbaren Roßhaare wegen, wurden in die Höhlen geschleppt, der Rumpf aber, nachdem er ausgeweidet und seines Fleisches beraubt war, liegen gelassen. In den Höhlen aber haben sich die Knochen, einmal aus physikalischen Gründen (Feuchtigkeit und Luftabschluß) und dann weil die Bodencultur sie unberührt ließ, trefflich erhalten, während, was außen geblieben, theils dieser, theils den atmosphärischen Einflüssen in kurzer Frist zum Opfer fiel. Alle Knochen in den Höhlen, Röhrenknochen wie Schädel, sind nun aber zerschlagen, erstere des Markes, letztere des Gehirns wegen, welche beide Gerichte von den alten Höhlenjägern, wie heutzutage von den Eskimos, als Leckerbissen sehr geschätzt waren.

Mit dem, was uns diese ungeschriebenen Geschichtsquellen lehren, stimmt nun aber auch das, was wir aus geschriebenen erfahren, sehr gut überein. Wir finden bei alten Schriftstellern Angaben, die mit Bestimmtheit darauf hinweisen, daß es auch einst in Europa wilde Pferde, „Wildpferde“, gab, und da sich solche Angaben nicht nur bei Schriftstellern des Alterthums, sondern auch bei späteren finden, so dürfen wir schließen, daß sich diese sogar in einzelnen dafür geeigneten Gegenden ziemlich lange erhalten haben. Allerdings sind manche dieser Angaben nur mit Vorsicht aufzunehmen und dies aus mehrfachen Gründen. Einmal wird der Ausdruck „wildes Pferd“ wie heutzutage, so auch früher auch zur Bezeichnung eines muthigen, unbändigen, schwer zu zügelnden Rosses gebraucht, und es ist kaum zu bezweifeln, daß dieser Ausdruck auch wohl da und dort mißverstanden und auf unser einheimisches Wildpferd bezogen worden ist. So findet man z. B. zur Unterstützung der Ansicht, daß es noch zu Mithridates' Zeit Wildpferde am Pontus gegeben habe, eine Stelle bei Justinus (Hist. philippicae XXXVII, 2) angeführt, worin es heißt, daß die Vormünder des Knaben Mithridates, um sich dessen zu entledigen, ihn gezwungen hätten, auf einem wilden Pferd zu reiten und den Wurfspieß zu schleudern (cum equo fero impositum equitare jacularique cogebant), aus welcher aber doch kaum ein Schluß

[1]) Der „tertiäre“ Mensch scheint uns bis jetzt nicht nachgewiesen.

[1]) Dupont, L'homme pendant les âges de la pierre dans les environs de Dinant sur Meuse. Bruxelles 1872.

auf das Wildpferd gezogen werden kann. Dann ist auch „Wilde" ein im ältern Deutsch vielfach gebrauchter Ausdruck für weibliches Pferd, Stute, Mutterpferd, und es mag wohl diese Benennung ebenfalls Veranlassung zu Mißverständnissen gegeben haben [1]). Immerhin aber haben wir genug der beglaubigten Angaben, um die einstige Existenz des Wildpferdes in Europa als eine unzweifelhafte Thatsache betrachten zu können.

Von den Schriftstellern des Alterthums ist in dieser Hinsicht in erster Reihe Plinius zu erwähnen. In seiner Historia naturalis spricht er von Herden wilder Pferde (equorum greges ferorum), welche im Norden von Europa sich finden, und an einer andern Stelle unterscheidet er die Wildpferde (equiferi) — welches offenbar dem Wildesel (onager) nachgebildete Wort meines Wissens zuerst bei Plinius vorkommt — sehr genau von dem zahmen Pferd. Er spricht an dieser Stelle (lib. XXVIII, 159) von Anwendung der Eselsmilch und anderen Theilen des Esels als Heilmittel, bemerkt dabei, daß vom Wildesel (onager) für diesen Zweck alles weit wirksamer sei als vom zahmen und fährt dann fort: „Von den Wildpferden (equiferis) hätten in dieser Beziehung die griechischen Schriftsteller nicht gesprochen, da dieselben in Griechenland nicht vorkämen, man dürfe aber annehmen, daß auch vom Wildpferd in gleicher Weise alles viel kräftiger wirke als vom zahmen, wie z. B. das Blut desselben gegen Athemnoth vor allem wirksam sei. Von Wildpferden in den Alpen spricht auch Strabo und von solchen in Spanien ganz ausdrücklich M. Terent. Varro in seinem Buch De re rustica, und ferner erhalten wir von Jul. Capitolinus ein Verzeichniß der zu Gordianus' III. Zeit in Rom für Zwecke des Circus vorhandenen wilden Thiere und unter diesen werden 20 Wildesel und 40 Wildpferde aufgezählt.

Auf einer im Jahre 1862 in Leon (Legio) in Spanien aufgefundenen Marmorbasis befindet sich eine Inschrift [2]), welche aus der Zeit zwischen Vespasian und Hadrian stammt und in welcher unter den wilden Jagdthieren ausdrücklich auch das wilde Pferd aufgezählt ist. Bekannt ist, daß der Fang wilder Rosse ein beliebtes Thema in der deutschen Heldensage und auch sonst in der der nördlichen Völker ist; der Meerriese Ise jagt und fängt die wilden apfelgrauen Rosse am Strande. Aber auch aus dem Mittelalter und aus noch späterer Zeit erhalten wir Angaben, welche uns über die Existenz des Wildpferdes insbesondere auch in Deutschland zur betreffenden Zeit kaum Zweifel lassen.

Offenbar war, wie in frühester Zeit, was oben nachgewiesen wurde, so auch später der Genuß des Fleisches der Wildpferde sehr allgemein. Daß diese Speise später von der Geistlichkeit verboten wurde, hängt ohne Zweifel damit zusammen, daß mit allen heidnischen Sitten und Gebräuchen gebrochen werden sollte. Papst Gregor III. schreibt um das Jahr 732 an den heiligen Bonifacius: „Du hast einigen erlaubt, das Fleisch von wilden Pferden zu essen, den meisten auch das von zahmen. Von nun an, heiligster Bruder, gestatte dies auf keine Weise mehr." So streng scheint übrigens dieses Verbot, wenigstens innerhalb der Klöster, nicht gehalten worden zu sein, wie aus dem Folgenden hervorgeht. Der Mönch Ekkehard, später Abt des Klosters St. Gallen, schrieb um das Jahr 1000 ein Buch unter dem Titel Benedictiones ad mensas, d. i. „Tischsegen", eine Sammlung von Tischgebeten oder besser gesagt Segenssprüchen über die einzelnen Speisen. Man erhält in diesem Manuscript, das sich in der Klosterbibliothek in St. Gallen befindet, eine Art Menu oder Speisezettel der auf den, keineswegs schlecht besetzten, Klostertisch kommenden Speisen. Einer dieser Segenssprüche lautet nun zu Deutsch etwa: „Wohl munde Euch das Fleisch des Wildpferdes unter dem Zeichen des Kreuzes" [1]).

In einzelnen unwirthlichen Gegenden Deutschlands, z. B. des alten Preußens, scheinen wilde Pferde noch viel später existirt zu haben. Ein Litthauer, Erasmus Stella, der im Jahre 1518 ein Buch über preußische Alterthümer (De Borussiae antiquitatibus) schrieb, theilt uns mit, daß es da Herden wilder Pferde gebe, die sich nicht zähmen lassen und von deren, wie er angiebt, wohlschmeckendem Fleisch die Einwohner sich nähren. Ja selbst aus einzelnen Theilen Süddeutschlands wird aus ziemlich derselben Zeit ganz Aehnliches berichtet. Von Helisaeus Rößlin (der Arznei Doctor und der Reichsstatt Hagenow [im Elsaß] bestellter Physicus) haben wir ein Buch, erschienen zu Straßburg im Jahre 1593, das den Titel führt: Des Elsaß und gegen Lothringen grenzenden Waßgawischen Gebirgs Gelegenheit und Commoditeten in Victualien und Mineralien 2c., und in welchem sich folgende Angabe findet: „Unter den Animalien aber und Thieren finden sich noch darüber im Gebirg, daß in vielen Landen ein Wunder were, nemlich auch wilde Pferde, so sich allezeit im Gewäld und Gebirg verhalten, sich selber füttern, zihlen (zeugen) und mehren. Den Winter sowohl als den Sommer haben sie ihren Stand unter den Felsen, anderes nicht gelebend, denn wie andere hohes Gewilds, den Pfriemen [2]), Heiden und Broffen [3]) von Bäumen und in ihrer Art viel wilder und scheuher sind, den in vielen Landen der Hirsch, auch viel schwerer und mühsamlicher zu fangen, ebensowohl in Garnen als die Hirsch" und fährt dann fort, „so sie aber zahm gemacht, das doch mit viel Müh und Arbeit geschehen muß, so sind es die allerbesten Pferde."

Es ist also nach dem Mitgetheilten ein ziemlich langes Fortbestehen des in der quaternären Zeit unzweifelhaft in Europa vorhanden gewesenen Wildpferdes nachgewiesen; ja dasselbe ragt wahrscheinlich — worauf wir unten noch zurückkommen werden — in einzelnen verlorenen Posten, wenn auch durch Vermischung modificirt, bis in die Gegenwart herein.

So lange man nun dieses Wildpferd nur aus den Angaben der alten Schriftsteller kannte, und bevor die zahlreichen Knochenreste desselben aufgefunden waren, war die Ansicht sehr verbreitet und auch berechtigt, daß dieses Pferd nicht eigentlich ein wildes, sondern vielmehr, analog dem heutigen südamerikanischen, ein verwildertes sei. Wie die zahlreichen Herden wilder Pferde oder Mustangs, welche heute die weiten Pampas Südamerikas bevölkern, alle von den Pferden der Spanier abstammen, da in Amerika zur Zeit der Ankunft dieser kein Pferdegeschlecht lebte, so sollten die wilden Pferde Europas von den Völkerzügen herrühren, die sich einst über den Boden Europas ergossen. Geben wir nun auch gern zu, daß solche Verwilderungen in einzelnen Fällen da und dort stattfanden, so ist es doch jedenfalls unthunlich, das in der Urzeit so ungemein häufige Wildpferd ganz von dem gezähmten ableiten zu wollen. Es ist dieser Ursprung des wilden Thieres schon deshalb höchst unwahrscheinlich, weil dasselbe eben gerade in der allerfrühesten Zeit, lange bevor diese Völkerzüge stattfanden, so häufig ist und weil zu reichlicher Vermehrung des Pferdes absolut große unbewohnte Steppen

[1]) Der Ausdruck stammt ohne Zweifel von dem Hirsch. Die Hirschkuh heißt auch Hindin oder „Wild" („Thier", sonst auch „ein Stück Wild", genannt „Hirschkuh" oder „Hindin". — Kurzer Begriff der Jägerei, Nordhausen 1733).

[2]) S. Corpus inscript. latinar. Berlin 1869, II, Nr. 2660b.

[1]) Sit feralis equi caro dulcis in hac cruce Christi. (Es wurde über jede Speise das Zeichen des Kreuzes gemacht.)

[2]) Pfriemenkraut, Spartium scoparium.

[3]) i. e. Sprossen, Knospen.

nöthig sind, wie sie demselben in Südamerika zu Gebote standen, während in Europa bei der fortwährend zunehmenden Urbarmachung ein derartiger Rückfall in einen primitiven Zustand in einem irgendwie größern Maßstab einfach ein Ding der Unmöglichkeit war.

Es wird also wohl aus dem bisher Mitgetheilten unbedenklich der Schluß gezogen werden können, daß in Europa und speciell auch in Deutschland in der quaternären Zeit und noch weit später ein Wildpferd existirt hat, und diese erste These dürfte wohl fortan als unbeanstandet gelten.

Eine ganz andere Frage ist nun die zweite, ob unser heutiges domesticirtes Pferd ein Nachkomme dieses europäischen Wildpferdes oder ob dasselbe fremder Herkunft ist. An und für sich hat ja die einstige Existenz eines wilden europäischen Pferdes gar nichts Unwahrscheinliches; haben ja doch verschiedene andere unserer Hausthiere zuerst als wilde Thiere in Europa gelebt und wurden erst nach und nach durch den Menschen domesticirt, und es hat daher die Annahme, daß unser heutiges domesticirtes Pferd von dem Wildpferde der quaternären Zeit abstamme, wie vom Wildschwein das Hausschwein, und daß der wilde Mensch der europäischen Vorzeit, so wie er selbst in der Cultur fortschritt, aus dem Jäger ein Viehzüchter, Ackerbauer und endlich Industrieller wurde, sich auch aus dem wilden Jagdthiere ein gelehriges Hausthier erzogen habe, von vornherein viel mehr für sich als die entgegengesetzte, daß das urzeitliche Wildpferd ausgestorben und das heutige domesticirte fremder Herkunft sei.

Bewiesen ist die erstere aber darum doch noch nicht, denn die andere, wonach unser heutiges Pferd fremden und zwar asiatischen Ursprungs ist und erst in einer relativ späten Zeit nach Europa übergeführt wurde, ist ebenfalls durch Gründe gestützt, deren Gewicht wir keineswegs gering anschlagen dürfen.

Von diesen Gründen ist der wichtigste folgender: Es ist bekannt, daß aus sprachlichen Gründen angenommen wird, es gehören die germanischen, romanischen, slavischen und keltischen Völker Europas einem gemeinsamen Urstamm, dem arischen, an und seien aus gemeinschaftlichen Ursitzen in Asien in grauer Vorzeit in ihre heutigen Wohnsitze in Europa eingewandert. Nun weisen die Linguisten nach, daß für die Bezeichnung des Pferdes in allen arischen Sprachen die gleiche Sprachwurzel vorhanden ist, woraus sich ergebe, daß die heutigen europäischen Abkömmlinge der Arier das Pferd schon in ihren ursprünglichen, gemeinsamen asiatischen Wohnsitzen vor ihrer Trennung in die einzelnen vorgenannten Völker besaßen und es also aus ihrer Heimath mitbrachten. Hinsichtlich der Herkunft unseres heutigen Pferdes liegen also folgende Möglichkeiten vor: Entweder ist das Wildpferd der Urzeit Europas allmälig domesticirt worden und in unser heutiges Hausthier übergegangen oder aber es ist dasselbe — vielleicht zugleich mit den Ureinwohnern — allmälig zum größten Theil und bis auf kleine Reste ausgestorben, und das heutige Pferd ist von den arischen Völkern aus Asien eingeführt worden, oder endlich es ist dieses aus der Vermischung eines fremden mit dem einheimischen Pferde entstanden. Um in dieser ziemlich dunklen Frage irgend welche festen Punkte zu gewinnen, ist vor allem die Beantwortung folgender drei Fragen nöthig: 1. Wissen wir Genaueres über die Beschaffenheit und das Aussehen des europäischen prähistorischen Wildpferdes und läßt sich aus den betreffenden Angaben mit einiger Wahrscheinlichkeit annehmen, daß unser heutiges Hausthier von diesem abstamme? 2. Existirt heutzutage noch ein Wildpferd in irgend einem Theil Europas in größerer Anzahl, und von welcher Beschaffenheit ist dasselbe, und: 3. Läßt sich zwischen dem Wildpferde der Urzeit und dem heutigen domesticirten eine continuirliche, durch keine Lücken unterbrochene Kette der Descendenz herstellen, mit anderen Worten: Läßt sich der Stammbaum unseres heutigen Pferdes mit Sicherheit bis zum europäischen Wildpferde hinauf verfolgen?, wobei auch die weitere Frage zu beantworten wäre, ob wir zuverlässige Nachrichten über die Zähmung des Wildpferdes besitzen.

Die erste der genannten Fragen betreffend so liefern uns entschieden die sichersten Thatsachen auch wieder die Knochenreste des Pferdes selbst, die wir in Höhlen und sonstigen diluvialen Ablagerungen finden. Dieselben stammen in überwiegender Menge — man kann nicht sagen ausschließlich — von einem ziemlich kleinen einigermaßen plumpen Thiere mit großem Kopf, und eine solche Beschaffenheit sind wir daher genöthigt dem wilden Pferde Europas zuzuschreiben. Das ergiebt sich gleichmäßig aus den Funden, die man in Nord- und Süddeutschland, in Belgien und in Frankreich gemacht hat. Besonders haben die oben erwähnten massenhaften Ablagerungen bei Solutré im Saônethal dies bestätigt, und es gelang in neuerer Zeit, aus diesen Resten ein vollständiges Skelet zusammenzufügen, das nunmehr im naturhistorischen Museum von Lyon ausgestellt ist und einen Gesammteindruck der Form zu gewinnen gestattet, wie es bis dahin nicht möglich gewesen war.

Von nicht geringer Wichtigkeit können für uns ferner zur Entscheidung der genannten Frage gewisse rohe Thierfiguren werden, die man in den französischen Höhlen, besonders in der Dordogne, meist auf Renthiergeweih eingeritzt, gefunden hat. Unter diesen finden sich auch mehrere von Pferden, deren Habitus sehr gut zu dem stimmt, was uns die Betrachtung der Knochen gelehrt hat. Es sind kleine, plumpe Thiere mit großem Kopf, struppiger Mähne, rauhem Haar. Wenn diese Zeichnungen in der That der frühen Zeit angehören, welcher man sie zuschreibt, wofür allerdings — wie ich auch auf der Constanzer Anthropologenversammlung [1]) zugegeben habe — sehr viel spricht, so bilden sie ein nicht unwichtiges Zeugniß in dieser Frage.

Was nun die zweite der oben aufgestellten Fragen betrifft, ob heutzutage in Europa noch Wildpferde existiren, so wurde diese Frage im Allgemeinen schon weiter oben bejaht, es erübrigt mir nur noch hier auf diesen Gegenstand genauer einzugehen, da gerade hier die Einzelnheiten von besonderm Interesse sind. In Südfrankreich giebt es im Gebiet der Rhonemündungen einen öden, unfruchtbaren, besonders im Winter durch die Nordwinde sehr rauhen District, die sogenannte Camargue, in welchem noch heutzutage eine eigene Pferderace, die sogenannte race camargue, in einem Zustand fast völliger Freiheit lebt; die Thiere sind klein, haben einen großen Kopf, rauhes und besonders im Winter langes Haar und leben in Trupps von 30 bis 40 Stück von der kärglichen Nahrung, welche die Steppe bietet. Neben dem Skelet des quaternären Wildpferdes von Solutré im Naturhistorischen Museum von Lyon hat man kürzlich ein Skelet des Pferdes der Camargue aufgestellt, und es soll, wie ich höre, die Aehnlichkeit der beiden in der That eine frappante sein. Aber auch in Deutschland findet sich Aehnliches. „Im Münsterland in Westfalen findet sich — ich verdanke diese Mittheilung der Gefälligkeit des Herrn v. Alten in Oldenburg — eine sehr große alte bruchartige Waldung, der sogenannte Davert, zu der viele Gemeinden gehören, namentlich auch die Stadt Münster. In diesen Wald treiben die Landleute ihre Pferde, eine eigenthümliche kleine Race, welche zumeist Aehnlichkeit mit den polnischen Pferden hat,

[1]) Siehe über diesen Gegenstand: 1. Die achte allgemeine Versammlung der deutschen Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte zu Constanz. München 1877, S. 107. 2. Augsb. Allg. Zeitg. 1877. Beilage Nro. 304, S. 4563. 3. Archiv für Anthropologie Bd. XI, Heft 1 u. 2, S. 141.

jung und alt im Herbst; sie bleiben dort den ganzen Winter und werden im Frühjahr, so weit man sie brauchen will, eingefangen. Die Füllen bleiben auch Sommers draußen. Gefüttert werden sie nicht, so viel mir bekannt, aber sie kratzen den Schnee weg und nähren sich so. Aehnliches fand früher im Lettebruch in derselben Gegend statt, auch von anderen Punkten, besonders dem Bentheimischen, erzählt man Aehnliches." — Aehnliches finden wir auch in Süddeutschland und zwar im Elsaß, und es scheinen hier die Zustände, wie sie H. Rößlin (s. oben S. 26) im Jahre 1593 geschildert, wenigstens noch in ihren letzten Spuren fortzubestehen. Herr Prof. Oscar Schmidt in Straßburg hat, durch einen Thierarzt in Schlettstadt darauf aufmerksam gemacht, diese Verhältnisse näher untersucht und darüber im Elsasser Journal [1]) einige Mittheilungen gemacht, von denen er die Güte hatte mir Kenntniß zu geben und die ich untenstehend zum Abdruck bringe.

Auch auf der bayerischen Hochebene giebt es eine allerdings in Folge der bessern Pferdezucht immer seltener werdende Race kleiner, unansehnlicher, rauhhaariger, dickköpfiger Pferde, die dort den Namen „Mooskatzen" haben und, wohl nicht mit Unrecht, als Abkömmlinge des uralten einheimischen Pferdes betrachtet werden. Aehnliche giebt es auch in Württemberg, und wie mir Herr Dr. Buck in Ehingen a. D. mittheilte, hat derselbe früher wiederholt Gelegenheit gehabt, bei Gelegenheit des Torfstechens zum Theil noch erkennbare Cadaver ungewöhnlich kleiner Pferde tief aus dem Torf heraufholen zu sehen. Auch bei uns in Baden findet man da und dort noch ähnliche Formen. Vor Allem aber ist es das östliche Europa, nach welchem wir in dieser Frage unsere Blicke zu wenden haben. „Noch gegenwärtig schwärmen — ich entnehme diese Stelle der neuen Auflage von Brehm's Thierleben — in den Steppen Südeuropas Pferdeherden umher, welche von einzelnen als die wilden Stammeltern unseres Hausthiers, von anderen als von diesem herstammende und wieder verwilderte Nachkömmlinge desselben betrachtet werden. Diese Pferde, welche man **Tarpane** nennt, haben alle Eigenschaften echt wilder Thiere an sich und werden von Tartaren und Kosacken als solche angesehen." Der berühmte sibirische Reisende Dr. G. **Radde** in Tiflis schreibt über dieselben an Dr. Brehm Folgendes: „Zu Anfang der fünfziger Jahre bezeichnete man östlich vom untern Dnjepr mit dem Namen Tarpan ein Pferd von brauner Farbe, plumpem Bau, kleinem Wuchse, schwerfälligem Kopfe und etwas bogigem Umrisse des Schnauzentheils. Dasselbe wurde dort nicht als verwildert, sondern als wild angesehen. Nach Aussage der Herren Basell, welche am untern Dnjepr große Besitzungen hatten und durchaus zuverlässige Leute waren, sollte es in kleinen Trupps in den Steppen sich aufhalten und gejagt werden. Uebereinstimmend mit diesen Berichten fand ich die Mittheilungen der Schweizer Merz und Filibert auf dem Gute Atimanai am Assowschen Meere, nicht weit von der so blühenden Ansiedelung der Mennoniten und Württemberger. Auch hier halten die eingeborenen und eingewanderten Bewohner das Thier für ein wildes. Ich schließe mich diesen Ansichten an. Es liegen uns aus den weiten Steppengebieten um Dnjepr und Don keine sicheren Nachrichten vom Verwildern der Pferde vor und wir sind somit nicht berechtigt, Rückschlüsse zu ziehen, welche zur Aufhellung der Frage beitragen könnten. Im Tarpan finden wir die Eigenschaften alle, welche andere wilde Arten der Pferdefamilie besitzen. Wäre er nun ein durch Geschlechter verwildertes Pferd, so würde ihm wohl eine oder die andere der edleren Eigenschaften und Formen geblieben sein. Dies ist jedoch nicht der Fall und deshalb erscheint es mir nicht unwahrscheinlich, daß wir es im Tarpan **wirklich mit einer wilden Pferdeart zu thun haben und zwar mit der einzigen, welche dem gezüchteten Hauspferde thatsächlich nahe steht**" [1]).

[1]) 1876, Nr. 103, 2. Mai: „An Statur und Proportion gleichen sie großen Ponies. Der Kopf ist bei den Exemplaren, welche am reinsten die Race zu repräsentiren schienen, groß und unschön, der Körper aber, trotz des ganz offenbaren Mangels eigentlicher Pflege, wohlgestaltet, die Glieder sehr kräftig. Die Thiere, welche, wie die meisten ponyartigen Thiere, gutmüthig und leicht zu behandeln sind, leisten Außerordentliches im Zuge. Sie werden in arbeitsfreien Zeiten Wochen lang auf Weide gehalten, östlich von Schlettstadt, und dies ist wohl die Ursache, daß sie trotz des geringen Comforts, der ihnen in Schlettstadt zu Theil wird, so gesund und kräftig aussehen. Derselbe Schlag ist auch auf den Dörfern zwischen Schlettstadt und dem Rhein zu finden."

[1]) Auf eine briefliche Bitte um weitere Auskunft über den Tarpan hatte Herr Dr. **Radde** in Tiflis die große Gefälligkeit, mir mit Schreiben aus Tiflis vom 18. April d. J. Folgendes mitzutheilen:

„Es ist meiner Ansicht nach wohl möglich, daß wir im Tarpan das Stammthier des Pferdes vor uns haben. Eines steht fest, daß unter den zahmen Pferden der Steppenvölker, zumal der Kalmücken, viele dem Tarpan schlagend ähnliche Thiere vorkommen. Dergleichen passirten noch vor Kurzem Tiflis und ich erfuhr, daß sie sammt vielen anderen von den Kalmücken der Regierung geschenkt worden seien, um Ersatz für die durch den Krieg zu Grunde gegangenen Pferde zu bieten. Ich sah unter diesen Pferdchen auch mausgraue mit schwarzem Rückenstreifen. Alle glichen dem Tarpan in der gesammten Statur sehr und trugen ein merkwürdig langes, zottiges Winterhaar."

Scheckige Menschen.

α. Zwischen Tripolis und Ghadames herrscht der Aberglaube, daß wenn eine kleine Bu Bris genannte Gekkoart ein schwangeres Weib anblickt, dieses mit gefleckten Kindern niederkäme. Hierdurch wird wenigstens das Vorhandensein gefleckter Menschen in jenen Gegenden Nordafrikas constatirt, denn der Glaube würde nicht aufgekommen sein, wären dort nicht in der That fleckige Menschen vorhanden. Gerhard Rohlfs, der auf jenen Aberglauben aufmerksam machte, erzählt denn auch in der That gelegentlich seines Aufenthaltes in Fesan das Folgende: „Aus der Vermischung schwarzer und weißer Racen entstehen auch hin und wieder Individuen, deren Haut an einzelnen Partien des Körpers weiß, an anderen mehr oder weniger dunkel gefärbt ist. Auf der ganzen Grenzlinie zwischen der schwarzen und weißen Bevölkerung kommen dergleichen Individuen vor, zwar nicht gerade häufig, aber auch nicht so selten, daß ihre Erscheinung dortzulande etwas Auffälliges hätte. Der Schich der Sauya von Tamagrut, Bu Bekr, z. B. hatte eine solche scheckige Haut. Bei ihm bildete die weiße Farbe den Grund, in welchen größere und kleinere schwarze Flecken wie Inseln eingesprengt waren; umgekehrt sah ich aber auch Menschen mit schwarzer Haut und darauf hervortretenden weißen Flecken" [1]).

[1]) Rohlfs, Quer durch Afrika, I, 56, 154.

Ohne uns auf eine Kritik der Ansicht, welche Rohlfs über die Entstehung dieser scheckigen Menschen ausspricht, einzulassen, wollen wir es versuchen diese Erscheinung weiter zu verfolgen und deren weite Verbreitung nachzuweisen.

Die Districte Madarm, Ledok, sowie einige Theile der Residentien Bagleen, Djokja, Banjumas und Kadu auf der Insel Java werden von den sogenannten Orang gunong oder Bergmenschen bewohnt, die gleich den übrigen Javanen zur malayischen Race gehören. Unter ihnen kommt es zuweilen vor, daß Kinder geboren werden, welche große weiße Flecken am Körper oder auch Hände, Arme, Füße oder andere Theile von milchweißer Farbe haben, während ihr übriger Körper eine dunkelbraune Hautfarbe zeigt. Die weißen Glieder und Flecken dieser scheckigen Menschen bräunen oder vergilben selbst durch die Strahlen der Sonne nicht, sondern bleiben glänzend und blendend weiß und sind weißer, wie die Haut irgend eines Europäers. Von den Eingeborenen im javanischen Hochlande wird als Ursache der scheckigen Hautfarbe angegeben, daß die Mütter der scheckigen Kinder während der Schwangerschaft von einem gewissen Seefische, der Iwale Saunt genannt wird, gegessen hätten [1]).

Aehnliche Erscheinungen werden auch in Amerika häufig beobachtet. Im mexicanischen Staate Guerrero zeigen die Indios pintados, die gemalten Indianer, bläuliche Flecken auf brauner Haut. Zu Cumaral im Staate Columbia (Neu-Granada) traf der französische Reisende Ed. André einen etwa fünfzigjährigen Mann Namens Ignacio Avila, einen Mischling, halb Indianer, halb Columbier, dessen Gesicht und Brust im höchsten Grade die Zeichen jener Krankheit zeigten, welche man dort als Caraté bezeichnet. Diese Hautkrankheit, sagt André, besteht in einer Entfärbung des natürlichen Pigmentes, in einer Art subcutaner Buntscheckigkeit (panachure), welche den Körper mit geographischen, gewöhnlich bläulichen Flecken auf bleicher Grundlage

Ein mit Caraté behafteter columbischer Indianer.

überzieht. Die Nüance der Flecken wechselt und man kennt mehrere Arten der Caraté. Die Behandlung derselben mit Quecksilber ist leicht [1]).

Von den Cholonen-Indianern im östlichen Peru erzählt E. Pöppig, daß ein eigenthümlicher stellenweise bei ihnen auftretender Ausschlag, nachdem er abgeheilt, mißfarbige weißliche Flecke hinterläßt, die, mit keiner sichtbaren Veränderung in der Textur begleitet, auf der dunkel kupferbraunen Fläche eine sonderbare Marmorirung erzeugen und nie wieder verschwinden. Die auf solche Weise gezeichneten Indianer belegt man in Peru mit dem Namen overos (Tauber), weil man das Colorit gefleckter Haustauben wieder zu erkennen glaubt [2]).

Auch aus der Südsee läßt sich Aehnliches nachweisen. Ein Berichterstatter der „Times“ (4. Januar 1877) sah auf den Fidschi-Inseln einen eingeborenen Albino, von dem er schreibt: His eyes were not pink, but of a muddy blue, and his skin had numerous star-shaped freckles of the same colour as other fijian skins.

Ein scheckiges Aussehen der Haut kann auch herbeigeführt werden durch partiellen Wechsel der Farbe derselben, einen Fall, der jedoch nur selten beobachtet wurde. Ein interessantes Beispiel dieser Art theilte Dr. Hutchison im „American Journal of Medical Science“, Januar 1852, mit; es betraf einen damals 45 Jahre alten Negersklaven aus Kentucky, der von schwarzen Eltern geboren und bis zu seinem zwölften Jahre vollständig schwarz gewesen war. Da begann ein zollgroßes Stückchen seiner Haut an der Stirn, gerade am Ansatze der Haare, allmälig weiß zu werden und desgleichen die benachbarten Haare. Dann erschien ein weißer Fleck am linken Auge und von diesem aus verbreitete sich zunehmend die weiße Farbe über das Gesicht, den Leib, die Glieder und bedeckte schließlich den ganzen Körper. Der vollständige Wechsel von Schwarz in Weiß nahm zehn Jahre in Anspruch. Wäre nicht das krause Haar vorhanden gewesen, man hätte keinen Neger zu sehen geglaubt, da die Farbe des Individuums völlig der eines Europäers glich. Als der Mann jedoch 22 Jahre alt war, begannen sich auf seinem Gesichte und den Händen dunkel kupferfarbige oder braune Flecken einzustellen; sie blieben jedoch nur auf die Stellen des Körpers beschränkt, welche dem Lichte ausgesetzt waren.

[1]) Julius Kögel im „Ausland“ 1841, 495.

[1]) „Tour du Monde“ XXV, 143.
[2]) Pöppig, Reise in Chile ꝛc. II, 450.

Als die schwarze Farbe dieses Negers völlig verschwunden war, verlor derselbe auch vollständig den Geruchssinn [1]).

Jedenfalls handelt es sich hier um pathologische Erscheinungen, und die Sache auf eine Mischung weißer und schwarzer Racen zurückzuführen, wie Rohlfs thut, ist unstatthaft. Hier liegt wohl partieller Albinismus vor, ebenso bei dem von den Fidschi-Inseln angeführten Falle. Im Uebrigen mögen verschiedene Hautkrankheiten die scheckige Färbung hervorgebracht haben, wie denn auch in Europa gescheckte Leute — Folge von Hautkrankheiten — vorkommen.

[1]) „Transact. Ethnol. Soc. New Series" I, 61, 1861.

Zeitungswesen in Britisch-Indien.

Von **Emil Schlagintweit.**

II.

Dem Inhalte nach machten die indischen Zeitungen die Wandelung von Sittenrichtern zu politischen Blättern verhältnißmäßig rasch durch. Uebersetzungen aus englisch-indischen Zeitungen treten bald auf; die Kritiken von Verwaltungsmaßregeln fielen anfangs regelmäßig persönlich aus und trugen den höchsten Beamten die Bezeichnung als Dummköpfe, Feinde der Menschheit, hinter denen man weder Fleisch noch Blut und Gefühl suchen würde, und dergleichen ein; bald machten solche Ausfälle, an denen es damals auch in der englisch-indischen Presse nicht fehlte, einer gesundern Kritik Platz. Später lehnten sich die Blätter in Fragen der innern wie auswärtigen Politik meist ängstlich an die englischen Zeitungen an; „es giebt keine indische Presse, welche solche Fragen unparteiisch und leidenschaftslos besprechen könnte; zum Theil hat es seinen Grund in der Furcht, die jeder nicht das Indische als Muttersprache redende Indier hegt, er könne eine seinen Gebietern mißliebige Meinung aussprechen." In einem Berichte aus der Nordwestprovinz (Hindostan) kurz vor dem Ausbruche des Aufstandes von 1857 heißt es: „Ueberblickt man die wenigen Blätter der eingeborenen Presse, so findet man nur Unbedeutendes und Kindisches darin; sie begnügen sich mit Auszügen aus englischen Zeitungen, mit Bazargerüchten, amtlichen Nachrichten, Erzählungen und mythologischen Schrullen, ab und zu stoßen Bücherrecensionen auf." Aehnlich lautet noch ein Bericht aus Bengalen für das Jahr 1872: „Im Durchschnitt ist die Eingeborenenpresse ohne Bedeutung; sie betonen gern den Racengegensatz und greifen mit Vorliebe Persönlichkeiten, besonders Beamte, an."

Selbständiger und weniger harmlos wurde die Zeitungspresse seit Mehrung der Wochenblätter. Nach den einzelnen Proben, welche noch in der Zeit der ersten Preßmaßregelung zum Vorschein gekommen waren, hatte das Mitglied des obersten Rathes, Prinsep, schon 1835 die Presse für befähigt erachtet, „eine Triebkraft zu werden, welche das Ansehen der Regierung und damit die englische Herrschaft untergräbt. Noch ist sie nichts; aber wenn wir sie fortwachsen lassen, bis von ihr Gefahr unmittelbar droht, dann werden wir mit einem Riesen zu kämpfen haben." Dem Aufstand von 1857 gingen im Januar in den Dehli-Blättern Sturmartikel vorher; sie predigten ganz offen Aufruhr und stellten Hülfe von Persien wie Rußland als Thatsache hin. Man legte diesen Artikeln damals viel zu wenig Gewicht bei; als der Aufstand ausbrach, die Anführer sich sofort aller Druckerpressen bemächtigten, die Lehrer zwangen, Artikel zu Gunsten ihrer Sache zu schreiben und mit Beziehung auf den letzten Moghul-Kaiser ein Amtsblatt unter dem Titel Fatah-ul-Akbar herausgaben, verhängte die Regierung mit Gesetz 15 von 1857 über alle Druckereien Aufsicht und führte im Pandschab vollständige Censur ein, die dort bis 1865 aufrecht erhalten blieb. Diese Maßregeln hielten die Presse wirksam in Schranken; sie brachte so wenig Nachrichten über den Gang der Ereignisse in den aufständischen Provinzen, daß der Geschichtsschreiber dieser Zeit (J. W. Kaye) den Localblättern kein Material entnehmen konnte.

Seit Niederwerfung des Aufstandes ist den Behörden „ständige Achtsamkeit und sofortiges Einschreiten nicht bloß gegen die unbesonnene Veröffentlichung der widersinnigen Enten, die in so unbegreiflicher Weise entstehen und mit so unglaublicher Schnelligkeit und Uebertreibung von Bazar zu Bazar sich fortpflanzen" zur besondern Pflicht gemacht. Hand in Hand damit ging eine starke Beeinflussung der Presse, indischen wie englischen, durch zahlreiche Abonnements und directe Mittheilungen aus den Bureaus. In den begünstigtsten Zeitungen macht sich überschwengliche Unterthänigkeit widerlich breit; einzelne Herausgeber drückten ihre Ergebenheit schon im Titel des Blattes aus und nennen es nach berühmten indischen Staatsmännern; so entstand in Hindostan ein „Muir", eine „Mayo-Gazette"; ganz offen laden solche Zeitungen ihre Collegen ein, Artikel zu Gunsten der Regierung zu schreiben, und nennen die ihnen zugewiesene Unterstützung. Es gehört zu den Verdiensten Lord Northbrooke's, der 1872 die Würde eines Generalgouverneurs übernahm, diesem zum öffentlichen Scandal gewordenen Mißstande ein Ende gemacht zu haben. Eine angestellte Untersuchung ergab, daß selbst stark unterstützte Blätter, die sich nur durch die Abonnements der Regierung hielten, an weniger beachteter Stelle ab und zu Schmähartikel gegen Regierung wie Beamte brachten, und daß in den Mittheilungen aus den Büreaus nicht selten Thatsachen in die Oeffentlichkeit gebracht wurden, die besser in den Acten geblieben wären. Sofort wurden die Abonnements gekürzt (in der Nordwestprovinz allein ging man 1874 von 23 auf 6 Zeitungen, 1 Zeitschrift, zurück) und den Beamten verboten, aus Acten an Zeitungen oder Zeitschriften zu berichten; auch die Verbindungen mit englisch-indischen Blättern wurden abgebrochen, von halbamtlichen Mittheilungen zur Berichtigung falscher Gerüchte ein mäßiger Gebrauch gemacht, dafür bei den Provinz- und Centralstellen alle indischen Zeitungen fortlaufend einer eingehenden Durchsicht unterworfen und zu amtlichem Gebrauche Vormerkungen genommen. So entstand das Material, das dem Vicekönig, Lord Lytton, Anlaß gab, am 14. März dieses Jahres dem gesetzgebenden Körper für Indien einen Gesetzesentwurf zu unterbreiten, welcher die indische Presse der Censur unterwirft, und nach eingehender Berathung noch denselben Abend als 9. Gesetz des Jahres 1878 im Reichsanzeiger veröffentlicht wurde.

Sachreferent Sir Alexander Arbuthnot leitete den An-

trag mit der Bemerkung ein, daß jetzt jede größere Stadt Indiens mindestens ihr Wochenblatt habe, welches von vielen Volksclassen gelesen werde; es sei kaum möglich, den Einfluß zu überschätzen, den die Presse auf die Massen gewonnen habe. In den letzten 4 bis 5 Jahren hätten sich die Blätter gemehrt, die keinen andern Zweck zu haben scheinen als aufrührerische Artikel zu verbreiten; selbst sonst gut geleitete bringen ab und zu sehr gehässige Artikel; insbesondere in den letzten zwölf Monaten sei die Tyrannei und Ungerechtigkeit Englands gegen Indien in unzähligen Leitartikeln behandelt worden. „Die englische Regierung ist ein Ungeheuer; gleich diesem verzehrt sie ihre eigenen Kinder, ihre Unterthanen. Die Gebieter verletzen nach Willkür die Gesetze, die sie selbst gaben; weder nach Naturgesetzen noch nach positivem Rechte kann ein Engländer wegen Mordes an einem Indier bestraft werden; nach dem Naturgesetz heißt es, ein Unglücksfall liege vor, und das Strafgesetz wird auf Engländer nicht angewandt, so häufig sie es gegen uns auch verletzen. Fortwährend bricht die Regierung ihre Zusagen und bereichert die Kinder des Mutterlandes auf Kosten Indiens.“ Mit Vorliebe wird dem englischen Reiche Schwäche vorgeworfen und Unfähigkeit, sein indisches Nebenreich zu halten. „England hat keine kampfbereite Feldarmee. Carthago gleich, häufte es große Schätze auf, aber diese konnten die stolze Handelsstadt vor der Vernichtung nicht schützen. Gegen kleine, ohnmächtige Gegner, wie den König der Abessinier, oder die Garo in Bengalen, die Luschai-Halbwilden an der Grenze Birmas, erhebt das stolze England Forderungen; dagegen wird sich auf Unterhandlungen und Beschwichtigungen verlegt gegen die Fürsten von Kelat und Afghanistan. Wir werden jetzt von Fremden regiert, aber wir dürfen unter dem gegenwärtigen Drucke nicht verzweifeln; nachdem selbst so mächtige Könige und ihre Reiche, wie (die fabelhaften) Ramatschandra und Rawana oder (der historische) Wikramaditya, dahinstarben, um so weniger Dauer können die kurzlebenden Könige der Jetztzeit haben.“ Rußlands Ausdehnung in Centralasien hält die Blätter stetig in Athem, die Blätter bieten eine Ueberfülle an aufregenden Nachrichten. Bald bauen die Russen eine Straße nach Merv und rücken auf Herat, bald geben sie wieder Samarkand und Khotan zurück; ein anderer läßt sie in Kaschgar eingreifen. Der russisch-türkische Krieg giebt den Zeitungen Stoff zu den schlimmsten Verdächtigungen. „Von Beginn des Krieges an zeigte England Schwäche, eine einzige scharfe Depesche Rußlands kühlte seine Hitze. Tapfer war England niemals, diplomatischer Kunst und Ränken dankt es seinen großen Besitz. Sollte Indien je der Schauplatz eines russischen Einfalles werden, so würde dies für uns schreckliche Folgen haben, Engländer könnten ihr Leben schließlich nur durch die Flucht retten“ (Bombay Kiran). Aehnlich und stellenweise noch stärker sprechen sich andere Blätter aus. Der Vergleich zwischen der Regierungswirthschaft in den von indischen Fürsten regierten Staaten und im englischen Indien fällt bei dem in Indor, der Hauptstadt des mächtigen Maratha-Fürsten Holkar, erscheinenden Malwa Akbar zu Gunsten der Vasallenstaaten aus; dasselbe Blatt läßt den berüchtigten Führer des Aufstandes von 1857, Nana Sahib, der schon längst in Tibet verstarb, in Russisch-Asien eine Armee sammeln, „um unter dem Protectorate des Zaren die alten Maratha-Könige, in die das Reich des Peischwa zerfiel, zu einem Staatenbunde zu vereinigen.“

Gegen diese Zügellosigkeit ist das neue Preßgesetz gerichtet; in meisterhafter staatsmännischer Rede legt Generalgouverneur Lord Lytton, berühmt als Dichter und bis zur Ernennung zum höchsten Beamten in Indien als Diplomat in allen größeren Staaten Europas wie in Nordamerika thätig, die Nothwendigkeit dieser Ausnahmsmaßregel dar. „Durch Ironie des Schicksals wird mir die Pflicht auferlegt, gesetzliche Maßregeln zu dem Zwecke zu ergreifen, einem Theile der Presse dieses Landes Beschränkungen aufzuerlegen; durch Berufsgemeinschaft, Neigung und Ueberzeugung stehe ich auf Seite jener, welche die freie Meinungsäußerung in der Presse als das Natürliche und als ein nationales Geburtsrecht betrachten. In Indien ist jedoch weder das Vorhandensein einer Presse noch ihre Freiheit ein Werk der Eingeborenen des Landes; die englischen Regenten Britisch-Indiens unternahmen es, die verfeinertsten Grundsätze europäischer Staatskunst und einige der künstlichsten Einrichtungen der europäischen Gesellschaft auf eine zahlreiche orientalische Bevölkerung zu übertragen, in deren Geschichte, Gewohnheiten und Ueberlieferungen sich nichts hiervon vorfand. Redensarten wie religiöse Toleranz, Freiheit der Presse, Sicherheit der Person und des Eigenthums, Herrschaft des Gesetzes, welche in England lediglich Schlagwörter sind für Anschauungen, von denen die ganze Nation getragen ist und welche dort bei allen großen geschichtlichen Begebenheiten zum Ausdruck kamen, sind hier in Indien der großen Masse des Volkes geheimnißvolle Formeln eines fremden, mehr oder weniger nicht ansprechenden Verwaltungssystemes, dessen Vorzüge den Wenigsten verständlich sind. Es läßt sich nicht verkennen und kann nicht bestimmt genug betont werden, daß wir uns durch Einführung dieser Grundsätze und Aufrechthaltung dieser Einrichtungen an die Spitze einer allmächtigen aber riesengroßen Umwälzung stellen, der großartigsten und eingreifendsten gesellschaftlichen, sittlichen, religiösen und politischen Wandelung, welche die Welt bisher sah. Wären die öffentlichen Ausleger und Kritiker unserer Handlungen nur europäische Journalisten, welche uns verstehen und zu beurtheilen im Stande sind, so könnte ihr Urtheil schließlich nicht anders als zum Vortheil des Landes ausfallen; nun sind aber die Mehrzahl der Mitarbeiter an Zeitungen in indischen Volkssprachen Leute von völlig ungenügender Bildung und ihre Auslassungen werden von noch Ungebildeteren, noch Unwissenderen gelesen. Nicht zufrieden, die Regierungsmaßregeln zu verdrehen und übelwollend zu deuten, haben diese schädlichen Schreiber neuerdings begonnen, offenen Aufstand zu predigen. Es ist dies keine Uebertreibung, ich verweise auf die 40 Seiten Zeitungsausschnitte in den Beilagen zum Censurgesetze. Ich behaupte, daß keine Regierung der Welt solche Auslassungen ruhig hinnehmen wird oder unbeachtet lassen könnte; Maßregeln zur Verhinderung solcher schädlichen Aeußerungen können als kein größerer Eingriff in die Freiheit der Presse erachtet werden, als Polizeivorschriften über den Handel mit Gift in den Grundsätzen über Freihandel. Sind diese Ausbrüche der Presse auch nur faule Pusteln und Eiterbeulen zu nennen auf den wenigst schicklichen Theilen des Körpers, so erfordern doch die hülflosen Massen unserer eingeborenen Bevölkerung unsern Schutz. Die Wahrnehmung des obersten Gesetzes in einem Reiche, die Sorge für die Sicherheit des Staates, fordert gebieterisch den Vollzug der in Vorschlag gebrachten Maßregel.“

Das neue Preßgesetz ermächtigt die Provinzregierungen, durch ihre Kreisbeamten den Drucker und Herausgeber einer jeden periodisch erscheinenden Zeitung oder Zeitschrift, welche in einer indischen Volkssprache ausgegeben wird, zur Entrichtung einer Caution und zur Unterzeichnung einer Erklärung vorzurufen, dahin lautend, daß er nichts drucken und in Bild oder Zeichen veröffentlichen werde, was geeignet ist, a. Abneigung gegen die in Britisch-Indien eingesetzte Obrigkeit zu erregen; b. oder eine Person in Furcht oder Schrecken zu setzen und hierdurch zu veranlassen, entweder Geld oder Geldeswerth hinzugeben, oder als öffentlicher Diener oder Beamter

von Erfüllung seiner Pflicht abzustehen. Erscheint nach Abgabe von Caution und Erklärung ein diese Grundsätze verletzender Artikel, so erfolgt eine erste Warnung im treffenden Amtsblatt; ist eine neue Verfehlung erfolgt, so verfällt die Caution, Pressen und Druckvorrichtungen werden eingezogen. Binnen drei Monaten kann gegen jede Warnung oder Confiscation an den Verwaltungsgerichtshof (den Generalgouverneur in seinem Rathe) appellirt werden. Caution und Erklärung werden überflüssig, wenn der darum Angegangene sich verpflichtet, in seinem Blatte nichts drucken zu lassen, was nicht dem Beamten zur Genehmigung vorgelegt und von diesem schriftlich genehmigt wurde. Wegen Bücher, in indischen Volkssprachen gedruckt, welche gegen diese Grundsätze verstoßen, erfolgt sofort Beschlagnahme aller Exemplare wie Confiscation der zu ihrer Herstellung benutzten Pressen und Vorrichtungen; auswärts in solchen Sprachen gedruckte und eingeführte Bücher unterliegen an der Grenze genauer Durchsicht und Wegnahme bei anstößigem Inhalte. Kaiserlicher Verordnung ist Festsetzung des Geltungsbereiches des Gesetzes vorbehalten; diese erfolgte dahin, daß nur die Centralprovinzen und Madras oder das Dekhan und Südindien noch nicht davon betroffen sind.

In den besseren Kreisen der indischen Gesellschaft fand das neue Gesetz ungetheilte Billigung; man ist froh, der steten Verunglimpfung und Bedrohung durch die Presse enthoben zu sein. Redacteure und Inhaber der Zeitungen beabsichtigten Versammlungen abzuhalten und sich an das englische Parlament mit der Beschwerde ungebührlicher Bedrückung zu wenden; die Versammlungen vertagten sich aber ohne zu praktischen Beschlüssen zu kommen, da die anwesenden Engländer unter den gegenwärtigen politischen Verhältnissen jeden Versuch, der Regierung Verlegenheiten zu bereiten, als nicht zeitgemäß verwarfen. Die neue Maßregel scheint der Verbreitung des Englischen, dessen jetzt bereits an 6 Millionen Indier neben ihrer Muttersprache kundig sind, Vorschub zu leisten; da Zeitungen in dieser Sprache Preßbeschränkungen nicht unterworfen sind, so erscheint das Bengali-Blatt „Amrita Bazar Patrika“ bereits englisch. Maßvoll angewendet, wird das Gesetz dazu beitragen, die Läuterung des indischen Zeitungswesens zu beschleunigen; zu wünschen ist nur, daß es der Regierung gelinge, ein leitendes Blatt zu gleichem unvergeßlichen Muster indischer Journalistik zu erheben, wie es für uns das unter Justus Möser 1766 zum ersten Male erschienene Osnabrücker Intelligenzblatt wurde.

Aus allen Erdtheilen.

Australien.

— Seit einem Jahre expedirt die Gesellschaft der Orient Line in London ihre Schnelldampfer, welche, wie die „Lusitania“ und „Chimborazo“, die Reise in 38 und 40 Tagen zurückgelegt haben, über das Cap der Guten Hoffnung nach Australien. Dadurch scheint es möglich geworden zu sein, die herrlichen Gartenfrüchte Australiens nach Europa zu exportiren. Der rühmlichst bekannte Director des botanischen Gartens in Adelaide, Dr. Schomburgk (aus Freiburg a. d. Unstrut), und Mr. E. J. Coates haben am 1. März dieses Jahres mit dem Dampfer Lusitania 15 Kisten der feinsten Gartenfrüchte, in Hirse verpackt, für die Pariser Ausstellung abgeschickt. Ebenso hat Mr. G. F. Jud, ein großer Obst- und Weingärtner in der Nähe von Adelaide, mit demselben Dampfer eine halbe Tonne (1100 Pfund) Weintrauben, hauptsächlich Muscat- und Doradilla-Sorten, nach London befördert, und er wird mit dem nächsten Dampfer eine ähnliche Sendung nachfolgen lassen. Sollte der Versuch gelingen, so beabsichtigt Mr. Jud den Export in großartigem Umfange zu betreiben. Die Weintraubenreife beginnt in Australien im Januar und geht mit Ende März zu Ende. Ein günstiger Erfolg dieses Unternehmens würde für Australien von großer Bedeutung sein, da der Weinbau, für welchen sich Boden und Klima dort so vorzüglich eignen, sich bis jetzt wegen fehlender Absatzquellen nicht bezahlt macht.

— Die schnellste Fahrt von London nach Australien (Adelaide), welche bisher erreicht wurde, legten die Postdampfer Siam und Assam über Suez in 38 und $37\frac{1}{2}$ Tagen zurück. Der erstere traf am 25. Februar und der letztere am 24. März 1878 in Adelaide ein. Würden die Postdampfer von der Mündung des Rothen Meeres aus direct, ohne Point de Galle auf Ceylon zu berühren, auf King George's Sound in Westaustralien laufen, wie jetzt auch projectirt wird, so ließe sich damit die Fahrt über Suez noch um mehrere Tage verkürzen.

— Die Goldfelder der Colonie Victoria lieferten im Jahre 1877 einen Ertrag von 792 839 Unzen, d. h. 144 421 weniger als im Vorjahre. Die Ergiebigkeit hat sich nun schon seit Jahren continuirlich verringert. Seit Entdeckung der Goldfelder im Jahre 1851 bis Ende 1877 wurden insgesammt 47 266 563 Unzen Gold aufgefunden. Rechnet man die Unze zu 4 Pf. St., so würde sich damit ein Werth von 189 066 252 Pf. St. oder 3 808 112 658 Mark ergeben. Am Schlusse des Jahres 1877 waren noch 38005 Personen mit Goldsuchen beschäftigt, und davon arbeiteten 13 570 Europäer und 9745 Chinesen im Alluvium und 14 559 Europäer und 131 Chinesen auf Quarz. Die sechs proclamirten Goldfelder, Ballarat, Beechworth, Sandhurst, Maryborough, Castlemaine, Ararat und Gipps Land, umfaßten ein Areal von $1185\frac{1}{2}$ Quadratmiles, und die Minenapparate und Maschinen hatten einen Werth von 2 029 962 Pf. St. Achtzehn Schachte waren bis zu einer Tiefe von über 1000 Fuß gesenkt, die beiden tiefsten bis zu 1940 und 1856.

— Der Gouverneur der Fidschi-Inseln, Sir Arthur Gordon, sprach sich im Februar dieses Jahres über die junge Colonie dahin aus: „Die allgemeine Stockung und Depression hat glücklicherweise ihr Ende erreicht und an deren Stelle ist erneutes Vertrauen getreten. Die Revenue aus den Zöllen hat sich verdoppelt und die gesammte Revenue verdreifacht; überall herrscht die vollkommenste Ordnung und die Zeit liegt nicht fern, wo diese Inseln zu den ersten und besten zuckerproducirenden Ländern zählen werden.“

— In Queensland scheint man einzusehen, daß die Chinesen doch wohl besser sind als der Ruf, welchen der Janhagel über sie verbreitet, weil er ihnen das gefundene Gold nicht gönnt. Es ist der Regierung der Colonie von Europäern der bessern Classe auf den Palmer-Goldfeldern eine Petition überreicht worden, daß die 3 Pf. St., welche die Chinesen für die Berechtigung, nach Gold zu suchen, zu zahlen haben, während die Weißen nur 10 Sch. entrichten, auf dasselbe Maß mögen reducirt werden.

Dagegen echauffirt man sich jetzt wieder in Südaustralien über die Chinesen ganz außerordentlich. Der jetzige (seit dem 2. October 1877) Gouverneur dieser Colonie, Sir William F. D. Jervois, welcher früher in Singapore

eine gleiche Stellung bekleidete und dort die Hindus, Malayen und Chinesen als Arbeiter kennen lernte, empfahl in dringender Weise die Einführung von Chinesen nach Südaustralien, namentlich nach Port Darwin an der Nordküste. Er ist aus klimatischen Gründen der Ansicht, daß das sogenannte Northern Territory nicht durch europäische, sondern nur durch chinesische Arbeiter, welche an ein Tropenklima gewöhnt seien, zur vollen Entwickelung gelangen könne, und versichert gleichzeitig, daß die socialen und sittlichen Gründe, welche man gewöhnlich gegen die Einwanderung von Chinesen vorbringe, hinfällig werden, sobald letztere nur eine hinreichende Anzahl von Frauen mit sich führen. Nachdem von dem frühern Colton-Ministerium (1. Juni 1876 bis 23. October 1877) die Einführung einer größern Anzahl von sehr nützlichen Mennoniten aus dem Süden Rußlands, welche von einem ihrer Bischöfe der südaustralischen Regierung angetragen wurde, thörichter Weise zurückgewiesen worden, hat diese auf langer Erfahrung beruhende Ansicht des Gouverneurs ihre volle Berechtigung. Dennoch hat sie ihm wenig Dank eingebracht und seiner Popularität nur geschadet, um so mehr als wirklich in neuester Zeit mehrere hundert Chinesen aus Hongkong in Port Darwin eingetroffen sind. Man verlangt Maßregeln gegen diese Horden, eine besondere Kopfsteuer und was sonst. Um diesem Tagesgeschrei gerecht zu werden, hat das jetzige sonst vortreffliche Boucaut-Ministerium wenigstens so viel in sein politisches Programm aufgenommen, daß in Zukunft keine Chinesen mehr bei Regierungsbauten beschäftigt werden sollen, obgleich es bei den vielen Eisenbahnen, welche zur Zeit gebaut werden, an Arbeitern mangelt. Die Bauunternehmer der großen Eisenbahn von Port Augusta nach dem nach Norden zu liegenden und 198 Miles entfernten Government Gums haben nämlich eine große Anzahl von Chinesen bei diesen Arbeiten eingestellt und dadurch unter den Weißen viel Unwillen hervorgerufen. Natürlich werden sich die öffentlichen Bauten durch eine solche bornirte Arbeitereinschränkung erheblich vertheuern.

— Die Bevölkerung der Colonie Victoria summirte am 31. December 1877 auf 860 804, und zwar 467 753 männlichen und 393 051 weiblichen Geschlechts. Dies ergiebt gegen das Vorjahr einen Zuwachs von 20 504 (11 290 männlich und 9214 weiblich). Es wurden 26 043 geboren, es gingen 12 792 mit Tode ab und es wanderten auf dem Seewege 41 196 Personen ein und 33 943 aus. Die öffentliche Revenue im Jahre 1877 belief sich auf 4 512 261 Pf. St. oder 49 998 Pf. St. mehr als im Vorjahre. Davon flossen 1 586 160 Pf. St. aus Eingangszöllen, 156 096 Pf. St. aus der Accise, 981 465 Pf. St. aus Kronland, 1 128 620 Pf. St. aus Eisenbahnen, 233 834 aus dem Post- und Telegraphenwesen u. s. w. Ende März 1878 betrug die Länge der Eisenbahnen in der Colonie schon 967 Miles, gegen 699 im Vorjahre.

— Das Departement für das Unterrichtswesen von Victoria ist der belgischen Regierung gefolgt und hat durch Mr. A. R. Wallis, Secretär im Ministerium für Ackerbau, eine colorirte Tafel für die öffentlichen Schulen anfertigen lassen, welche die insectenfressenden Vögel der Colonie, 36 an Zahl, darstellt. Der begleitende Text giebt den Namen — den vulgären wie den wissenschaftlichen — sowie nähere Angaben und die Besonderheiten, namentlich auch über die Nahrung der einzelnen Vögel. Die Tafel ist in jeder Beziehung eine vorzügliche zu nennen.

— Im März 1878 trat in Victoria eine neue Besteuerung alles Weidelandes, welches als freies Eigenthum im Umfange von 5000 Acres besessen wird, in Kraft, die das jetzige demokratische Berry-Ministerium trotz aller Opposition im Oberhause in der letzten Parlamentssession durchgesetzt hatte. Alles derartige Land wird nach vier Classen bonitirt: 1. welches durchschnittlich auf dem Acre zwei Schafe, 2. auf zwei Acres drei Schafe, 3. auf einem Acre ein Schaf und 4. auf einem Acre noch kein Schaf ernährt. Diese vier Classen werden mit resp. 1 Sch., 9 P., 6 P. und 3 P. pro Acre belastet. Es hat sich bei dieser sehr gehässigen Taxation herausgestellt, daß nur 17 711 Acres in die erste und 26 965 in die zweite Classe verwiesen werden konnten, während 180 038 und 203 633 Acres in die dritte und vierte Classe fielen. Da sich die jährlichen Kosten der Taxation auf über 50 000 Pf. St. belaufen, so wird dem Staate kaum ein Nettoertrag von 90 000 Pf. St. zufallen. Die dritte und vierte Classe können eine solche Extrabesteuerung nicht ertragen und werden ruinirt sein.

— Der Surveyor-General der Colonie Victoria, Mr. Skene, ist mit der Anfertigung einer Karte von Australien im Maßstab von 40 Miles auf den Zoll beschäftigt, welche bis auf die neueste Zeit fortgeführt wird. Sie ist 6½ Fuß breit und 5 Fuß hoch und umfaßt im Norden Theile von Java und Neu-Guinea und im Süden auch Tasmanien.

— In der Colonie Südaustralien wurde im März dieses Jahres der Schulzwang eingeführt. Die Aeltern sind verpflichtet, ihre Kinder im Alter von 7 bis 13 Jahren an 70 Tagen in jedem Halbjahr zur Schule zu schicken.

— Der inzwischen verstorbene britische Consul Liardet hatte die Regierung von Samoa wegen allerlei angeblicher Beleidigungen mit einer Strafe von 30 000 Doll., vorbehaltlich der Bestätigung der britischen Regierung, belegt. Letztere befahl dem Gouverneur der Fidschi-Inseln, Sir Arthur Gordon, sich auf dem Kriegsschiffe Sapphire nach Samoa zu begeben und diese Angelegenheit näher zu untersuchen und zu ordnen. Sir Arthur traf am 10. Februar 1878 auf Samoa ein und erklärte, daß die Strafe allerdings zu hoch sei und auf 6000 Doll. herabgesetzt werden solle mit der Aussicht, daß, wenn einige Ratenzahlungen erfolgt seien, der Rest erlassen werde. Nach mehreren Conferenzen gaben die vom amerikanischen Consul, Mr. Griffin, beeinflußten Häuptlinge die entschiedene Erklärung ab, daß sie, bevor nicht ihr Häuptling Mamea, den sie nach Washington geschickt hätten, um ihre Inseln unter das Protectorat von Nordamerika zu stellen, zurückgekehrt sei, sich auf keine Verbindlichkeit irgend einer Art, weder mündlich noch schriftlich, einlassen würden. In Folge dessen befahl Sir Gordon die Wegnahme des der Regierung von Samoa gehörigen Schooners Elizabeth, welchen dann das Kriegsschiff Sapphire in Tau nahm und nach den Fidschi-Inseln schleppte. Da Nordamerika das Protectorat der Samoa-Inseln wirklich übernommen hat, wird dessen Stellung zu diesem Conflicte von Interesse sein (vergl. Globus XXXIII, S. 64, 256 und 272).

— Tasmanien's Aussichten scheinen sich in Folge von Entdeckungen von Erzlagern zu bessern. Große Massen Zinn sind bekanntlich am Mount Bischoff entdeckt worden, und neuerdings hat man einen bisher für durchaus werthlos gehaltenen Strich Landes im Nordwesten mit größerer Sorgfalt untersucht und dabei gefunden, daß derselbe zwar für die Landwirthschaft von geringem Nutzen sein wird, aber große Mengen von Eisen und anderen Metallen birgt. Manche Flußbetten enthalten Spuren von Gold; auch Kupfer kommt vor. In den dichten Wäldern jenes Gebietes sollen einzelne Exemplare von Eucalyptus eine Höhe von 3000 Fuß erreichen. Die sorgfältige Durchforschung jenes Theiles der Insel finden ihren Fortgang. (Nature.)

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 13, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band XXXIV. № 3.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
Begründet von Karl Andree.
In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von
Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig — Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. — 1878.

Aus Charles Wiener's Reise in Peru und Bolivien.

III.

Mit hungrigem Magen machte sich der Reisende mit seinem Diener und seinen müden Thieren schon um $3\frac{1}{2}$ Uhr auf den Marsch, durchwatete den Rio Ayuchaca und stieg jenseit desselben den steilen Abhang nach San Luiz hinauf. Drei Stunden östlich von dort liegen auf dem Wege nach Yauya Ruinen auf dem Gipfel des Berges Maraycallo, welche, heute in sehr schlecht erhaltenem Zustande befindlich, früher denen des Cerro de Pashash sehr ähnlich gewesen sein müssen. Einst waren ihre Wände mit Basreliefs bedeckt, von denen einige nach San Luiz verschleppt worden sind. Da sie aus Lava bestehen, so haben sie der Unbill des Wetters weniger Widerstand geleistet als die von Pashash; die Züge der Gesichter sind verlöscht und es haben sich nur Andeutungen erhalten.

In San Luiz war Wiener an einen alten irischen Matrosen empfohlen, der ihn freundlich aufnahm und bewirthete. Das Essen wurde auf einem großen Tische aufgetragen, wie sie im nördlichen Peru üblich sind, 50 bis 60 Centimeter hoch und einen Quadratmeter im Umfang. Nachdem die Schüsseln abgeräumt waren, forderte der Ire seinen Gast auf, sich auf demselben Möbel sein Bett herzurichten. Nichts Unbequemeres als von solchem Tische zu speisen, wenn man in einem alten spanischen Lehnstuhle sitzt, der sich zu dem Tische verhält wie ein gothischer Dom zu einem Küsterhäuschen. In jener Gegend besitzt ein wohl ausgestatteter Haushalt nur einen oder zwei solcher Stühle; denn die Familienmitglieder setzen sich auf die Ziegelstufen, welche an der Wand hinlaufen, oder kauern sich auf dem Boden nieder. Sehr selten nehmen auch in Familien gemischten Blutes beide Geschlechter die Mahlzeiten zusammen ein; vielmehr bedienen die Frauen die Männer und verzehren hinterdrein, was ihnen letztere übrig gelassen haben. In der Küche sitzen sie dann auf dem Boden, brauchen statt der Gabel die Finger und singen dazu mit vollem Munde halblaut irgend ein yaravi, huaine, triste oder pasacalle.

Der Weg von San Luiz nach Huari bot, von einigen Ueberresten einer alten Inca-Straße abgesehen, nichts Merkwürdiges dar. Bedeutende und gut erhaltene Spuren davon hatte er schon auf der Pampa von Yamobamba, in der Hacienda Angasmarca, sechs Stunden von Huamachuco, gesehen. Noch heute kann man sie dort in gerader Linie acht Wegstunden weit auf meist ebenem Boden verfolgen; Bodenwellen, auch wenn dieselben ziemlich ansehnlich sind, geht sie nicht aus dem Wege. Zwischen San Luiz und Huari zieht sie sich am Abhange der Cordillere hin und zeigt von 50 zu 50 Schritte Wasserrinnen, so daß ihr die wolkenbruchartigen Regengüsse jener Gebiete, welche mitunter Stunden lang die Abhänge der Berge in einen einzigen riesigen Wasserfall verwandeln, nichts anhaben können. Ebenso bemerkt man noch heutigen Tages die Ruinen von Posthäusern oder Stationen für die Läufer der Inca, welche in sehr ungleichen Abständen von einander, aber doch an sehr richtig und logisch gewählten Stellen sich erheben. In ebenem Terrain sind sie im Allgemeinen etwa $1\frac{1}{2}$ Kilometer von einander entfernt; bei ansteigendem Wege richtet sich ihr Abstand nach der Steigung. Je größer dieselbe ist, je näher liegen sie sich, und an besonders steilen Stellen hat Wiener nur 80 Schritt zwischen zwei solchen Häusern gezählt.

Die modernen Indianer besitzen eine Ueberlieferung, wonach der Inca in Cajamarca gewohnt war, alltäglich frische

Criados-Indianer in Huari, den Namenstag ihres Herrn feiernd.

Fische zu essen, welche durch kaiserliche Läufer von Huanchaco bei Trujillo bezogen wurden. Es ist das eine Entfernung von 59 starken Stunden, zu welcher heutzutage ein Reisender mit guten Reitthieren nicht unter fünf Tage braucht, so daß man glauben möchte, die Legende habe als tägliches Geschehniß hingestellt, was nur ausnahmsweise einmal vorgekommen ist. Untersucht man aber die Ueberbleibsel der Inca-Straßen genau, so geht einem schließlich das Verständniß für jenes Couriersystem in seiner sinnreichen Einfachheit auf und man hält zuletzt das Factum jener Tradition nicht nur für möglich, sondern auch für wahrscheinlich.

In jedem von jenen Stationshäuschen hielten sich ein oder mehrere chasqui oder Läufer auf. Sobald der erste zu laufen anfing, wurde der folgende durch einen lauten Pfiff davon benachrichtigt und hielt sich bereit, und so fort. Wenn man sich daran erinnert, daß an steilen Wegstellen die Posten sehr nahe an einander lagen, so wird es wahrscheinlich, daß die Läufer für jegliche Station etwa die gleiche Zeit brauchten, wobei sie in der Ebene mehr, in der Bergen weniger Terrain gewannen. Der Oberpostmeister des Inca hatte offenbar bei Erbauung der Häuser dieses Princip zu Grunde gelegt. Nun kann erfahrungsgemäß ein kräftiger Indianer ein Kilometer in vier Minuten zurücklegen. Jene 59 Stunden des heutigen unendlich gewundenen Weges entsprechen aber bei der schnurgeraden Anlage der alten Straße etwa der Hälfte oder noch weniger, d. h. $29\frac{1}{2}$ Stunden oder 236 Kilometer, welche nach obiger Annahme von stets sich ablösenden indianischen Läufern in 944 Minuten oder $15\frac{3}{4}$ Stunden zurückgelegt werden können. Die Fische also, welche früh am Morgen in Huanchaco gefangen und etwa um 4 Uhr dem ersten Läufer übergeben worden waren, konnten von dem letzten Abends 7 Uhr dem Koche Sr. Majestät in Cajamarca übergeben werden. Natürlich hat sich die Geschichte von den Fischen nur dem Gedächtniß der gefräßigen Indianer am tiefsten eingeprägt und deshalb lebendig erhalten; zweifellos aber diente dieses Läufersystem auch zu weit wichtigeren Dingen und war einst eines der wichtigsten Institute der Regierung — denn wer am schnellsten befiehlt, befiehlt am besten. So konnten die Incas ihre unbestrittene Herrschaft über einen gewaltigen Theil Südamerikas ausüben; nur dadurch, daß sie in so sinnreicher Weise der Entfernung Herr wurden, vermochten sie die zahlreichen Völker desselben sich mit Gewalt zu unterwerfen.

Kopf aus Sandstein in der Mauer des Kirchhofs von Huari.

Nördliche Seite. Südöstliche Seite.
Prismatischer Monolith in den Ruinen von Chavin de Huantar.

Auf den Resten einer solchen Straße erreichte Wiener zwei Tage nachdem er San Luiz verlassen Huari. Zwischen diesen beiden Tagen lag aber eine böse Nacht: es hatten sich Schäfer von der Pampa mit unheimlichen Gesichtern gezeigt, so daß der Reisende es für nützlich hielt, von Sonnenuntergang bis zum Morgen bei seinen Thieren Wache zu halten. Von 36stündigem Wachen ermattet, verfiel er in dem gastlichen Hause des Herren Lestameta in Huari sofort in Schlaf. Es war gerade der Namenstag seines Wirthes; in Folge dessen waren seine Indianer alle betrunken und vollführten eine ohrenzerreißende Musik. Mit religiösen Liedern wurde ein sterbender Christus in langem Gewande und eines jener kleinen Familienheiligthümer, wie man sie im Innern Perus häufig findet, angerufen. Letztere sind Glaskästen, welche mit seidenen Blumen, Schmetterlingen von Goldpapier, porcellanenen Hunden, papiernen Eseln, hölzernen Ochsen und europäisch gekleideten Puppen, welche die Heiligen des Paradises vorstellen, angefüllt sind; sie werden mit abergläubischem Respecte angestaunt und jedem Besucher mit Stolz gezeigt.

Die Unterpräfecturstadt Huari ist weniger arm und malerischer als alle, welche Wiener seit Cajamarca gesehen hatte; sie besitzt in der Umfassungsmauer des Kirchhofes einen antiken Stein, der zu einem Kopfe in Hautrelief ausgearbeitet ist. Derselbe ist zwar häßlich, aber darum interessant, weil, was selten vorkommt, durch seinen großen offenstehenden Mund früher eine Acequia ihr Wasser ergoß. Heute ist

dieselbe ausgetrocknet, und den Kopf hat man als Ornament in die Wand eingemauert, wo er mit den dürftigen Gebäuden ringsum wenig in Uebereinstimmung sich befindet.

Von Huari führt ein ziemlich guter Weg nach Chavin de Huantar; zuerst windet er sich etwa eine Stunde weit am Abhange hin und wird dann von da an, wo er den Grund des Thales erreicht und am malerischen Ufer des Tunguragua oder obern Amazonenstromes sich entlang zieht, fast vollkommen eben. Zu beiden Seiten des engen Thales erheben sich senkrecht wie die Mauern gewaltige Granitfelsen, von finsteren Schluchten und Spalten zerrissen, in welche man unten vom Wege aus hineinblickt; dichtes Grün bedeckt sie und nur zuweilen fällt ein Sonnenstrahl in ihr Dunkel hinein. Zur Seite des Pfades aber schäumt der mächtige Gebirgsstrom, wüthend wie ein sturmgepeitschtes Meer, über die von den Berglehnen herabgefallenen Steinblöcke hinweg. Halbwegs bei einer Pumachaca genannten Stelle zeigte sich wieder ein Ueberrest der Inca-Straße, welche nach Südosten ging, während Wiener's Weg südwärts führte. Einige Tage später traf er sie übrigens wieder und verfolgte sie in gerader Richtung bis nach Huanuco Viejo.

Gegen Abend zeigte sich der reizende Thalgrund von Chavin, wo, ein seltener Fall auf dieser Reise, die freundlichen Einwohner sich um die Ehre stritten, den Fremden bei sich beherbergen zu dürfen.

Das Schloß von Chavin mit seinen geheimnißvollen dunkelen Räumen und verborgenen Gängen ist viel besprochen, und M. Rivero hat eine von dem berühmten Paz Soldan angeführte Schilderung davon gegeben, welche aber durchaus romanhaft ist und archäologischen Ansprüchen nicht genügt. Wiener beschreibt, was er gesehen, so. Das Thal von Chavin de Huantar zeigt zwei Stufen, die untere 11 Meter über dem Spiegel des Flusses Tunguragua, die obere 30 Meter. Beide Plateformen sind von den alten Bewohnern bearbeitet worden und zeigen eine bemerkenswerthe Gleichmäßigkeit. Heutigen Tages trennt sie ein steiler Abfall von einander, während sie früher durch Futtermauern gestützt waren, wie sie in kleineren Verhältnissen z. B. die Stufenhügel von Tuctubamba zeigen. Fast in der Mitte des etwa eine Stunde langen und $1/2$ Stunde breiten Thalbodens mündet der von Westen kommende Rio Mariash oder Rio del Castillo in den Tunguragua. 12 Meter über diesem Bache liegt das alte „Castillo", und zwar ist es auf der untern jener beiden Terrassen erbaut und lehnt sich gegen den Abfall der obern, deren Niveau es früher überragt haben muß, während es heute nach Zerstörung seiner oberen Stockwerke nur eben so hoch ist, wie jene. Da seine gewaltigen Umfassungsmauern weder Thür noch Fenster haben, so herrscht im Innern die vollständigste Dunkelheit; so erklärt sich die falsche Gewohnheit, hier von unterirdischen Gängen zu sprechen. Das Innere ist völlig regelmäßig; Gänge von etwa 2 Meter Höhe und 80 Centimeter Breite schneiden sich rechtwinkelig. Außer durch Quergänge stehen die einander parallelen Corridore noch durch Röhren von 40 Centimeter Höhe und Breite mit einander in Verbindung. Das Baumaterial ist ein ziemlich gut bearbeiteter Schiefer. Hervorstehende Zapfen, welche

Brücke über den Rio Mariash bei Chavin de Huantar.

innerhalb kleiner Nischen angebracht sind und wie Kleiderriegel aussehen, bilden den Fries. Wiener selbst konnte zwei Stockwerke besichtigen; doch soll es im Ganzen deren fünf geben, eine Angabe, welche mit der Höhe des Gebäudes stimmt. Doch vermochte der Reisende nirgends den Zugang zu den unteren Räumen zu entdecken. Am zweiten Kreuzungspunkte der Gänge, wenn man von Süden eintritt, findet sich ein höchst sonderbarer Pfeiler von unregelmäßiger, prismatischer Gestalt, der die Decke trägt und mit merkwürdigen Basreliefs bedeckt ist, in welchen Wiener Hieroglyphen oder symbolische Zeichen sehen will; er meint, die Phantasie des Künstlers allein könnte nicht solch' sonderbare Umrisse, die sich mehrfach wiederholen, zu Stande gebracht haben. Einst umgaben Gartenanlagen, von steinernen Canälen durchzogen, das Schloß und Acequias leiteten das Wasser herzu, welches in Cascaden von einer Terrasse auf die folgende herabfiel.

Ehe man vom Orte das Castillo erreicht, überschreitet man auf einer alten Brücke den Rio Mariash. Dieselbe besteht aus drei riesigen Steinplatten von durchschnittlich 6 Meter Länge, welche beiderseits auf starken gemauerten Pfeilern aufliegen; das Ganze ist noch vollkommen erhalten. Welche naive Kühnheit liegt in dem Gedanken, solche riesigen Steine von einem Ufer des Flusses zum andern zu legen, anstatt Baumstämme zu verwenden oder höchstens mehr oder weniger bearbeitete Balken!

Auf der einen Seite der Brücke fand Wiener ein sehr merkwürdiges altes Basrelief, welches er abklatschte, und bei dem Pfarrer einige hübsche Proben antiker Töpferarbeit; von beiden geben die Abbildungen auf S. 37 u. 38 eine Vorstellung.

Basrelief an der Brücke von Chavin de Huantar.

In Chavin befand sich der Reisende nur etwa 12 Stunden von Recuay entfernt, welches auf dem Westabhange der Cordillere im „Callejon“ von Huaraz (s. die Karte in Nro. 1) gelegen ist. Da er nun in der prächtigen Alterthümersammlung des Dr. Macedo in Lima, einer der schönsten Perus, mehrere höchst merkwürdige Stücke, die aus Recuay stammten, gesehen hatte, so beschloß er, auch dort sein Glück zu versuchen. Ein paar Tage später aber mußte er sich mit zwei kleinen Töpfen von dort begnügen; das war die ganze Ausbeute einer sehr anstrengenden dreitägigen Reise, auf welcher er zweimal die Cordillera brava in 5070 Meter Höhe bei eiskaltem stürmischen Wetter zu überschreiten gehabt hatte.

Ebenso zuvorkommend, wie man den Fremden in dem abgelegenen Chavin aufgenommen hatte, ebenso freundlich gab man ihm das Geleit bis dorthin, wo zwei, drei Baumstämme einen schwankenden Steg über den Tunguragua bildeten, der kaum die Last eines Menschen zu tragen vermochte. Man mußte also die Thiere abladen, Koffer und Sättel hinübertragen und die ersteren durch den reißenden Strom hindurchwaten lassen, wobei man die Vorsicht brauchte, ihnen an Kopf und Schweif Lassos zu befestigen und dieselben an beiden Ufern festzuhalten. Erst nachdem dies geschehen, verabschiedeten sich Wiener's Gefährten, während er selbst den steilen Abhang Chalyahuaco bis zum Cerro Collash, dem Anfang der Puna, langsam zu Fuß hinaufstieg. Oben empfing ihn feuchtkalte Luft; vorsichtig setzte er die Reise auf dem Rücken seines Thieres fort, denn das Terrain war dort von kleinen Seen und Schluchten durchschnitten. Eine Stunde vom Collash entfernt zeigten sich zur Rechten sehr schlecht erhaltene Ruinen; sonst aber wurde der Rest dieses wie der ganze folgende Tag durch die unsagbare Einförmigkeit der Puna ausgefüllt. Er vertrieb sich die Zeit damit, die Schritte seines Maulthieres zu zählen und danach die Länge des zurückgelegten Weges zu berechnen. Ein weiter Umweg nach Norden, um die Ruinen von Chavin de Pariarca zu besuchen, belohnte sich nicht; er sah dort nur dürftige Reste einer einst bedeutenden Stadt. Die zweite Nacht, welche er auf der Puna zubrachte, war die härteste; Mark und Bein waren erstarrt, seine Lippen bluteten und selbst der Geist war in eine sonderbare Stumpfheit und Betäubung verfallen, als er am Morgen des dritten Tages unter einer dichten Lage in der Nacht gefallenen Schnees erwachte.

An diesem Vormittage stiegen sie endlich etwa 200 Meter unter das Niveau hinab, in welchem sie sich die beiden letzten Tage über befunden hatten, und stießen bald darauf wieder auf die alte Inca-Straße, welche sie in wärmere Gegenden führte. Stellenweise ist dieselbe vollständig erhalten und zieht sich wie ein breites graues Band durch die mit gelbem welken Kraute bedeckte Gegend hin. Gegen 3 Uhr Nachmittags erreichte Wiener auf derselben einen Fluß, dessen Namen er nicht in Erfahrung gebracht hat; von dort an folgt die Straße stets den launenhaften Windungen jenes Gewässers, welches zu beiden Seiten von gewaltigen, bald schwarzen, bald grauen, bald gelben Felsmassen schiefrigen Gesteins eingeschlossen wird. In denselben zeigten sich Grotten und Höhlen, welche meist zur Beisetzung von Leichen gedient haben. Wie die Indianergräber an der Küste durch den sie bedeckenden Flugsand vor Beraubung geschützt sind, so diese im Gebirge durch ihre Lage in den jähen Abhängen, oft 100 bis 200 Meter über der Thalsohle und eben so tief unter dem obern Plateaurande. Aber wie hat der Indianer seine Todten dorthin bringen können? Wiener hält nur eine Erklärung für möglich. Die mit der Beisetzung Betrauten sind auf einer geneigten Schicht des Schiefergesteins hinabgestiegen und haben dabei sorgsam den schmalen Pfad, auf welchem sie gekommen, zerstört. Dann haben sie den Leichnam in einer natürlichen oder erst von ihnen gegrabenen Höhle beigesetzt und sind mit ihrem gefährlichen Abstieg und der Zerstörung des Weges fortgefahren, bis sie den Thalgrund erreichten. (Ein etwas unglaubliches Verfahren! Näher liegt die Erklärung, daß die Indianer auf dieselbe Weise wie Wiener zu den Höhlen gelangten. Red.) Um eine dieser Grotten näher zu untersuchen, ließ Wiener seine Thiere im Thale zurück und erstieg das obere Plateau in Begleitung

zweier Indianer, welche ihn an Lederriemen zu einer derselben hinabließen. Dieselbe lag an 100 Meter unter dem Rande des Abhanges und war zum Theil mit Schieferplatten versperrt. Nachdem er dieselben weggeräumt, fand er drinnen zwei Schädel und weiter hinten eine kauernde Mumie. Jede Spur von Kleidung oder Linnenzeug war verschwunden und nur der ausgetrocknete Leichnam erhalten. Die Schädel band er sich am Gürtel fest, nahm die Mumie in den Arm und gab seinen Indianern das Zeichen, ihn hinaufzuziehen. In einigen Minuten hatte er den Rand erreicht und glaubte seine werthvolle Bürde schon in Sicherheit, als plötzlich die Indianer die Mumie erblickten und zusammenschreckten. Wiener glaubte zu fühlen, daß die Riemen ihren Händen entfahren wären, und von Todesangst durchzuckt, ließ er die Mumie fallen. Allein schon im nächsten Augenblicke zogen die Leute wieder an und er sah, daß er höchstens einen Meter wieder hinabgerutscht war. Bleich und von kaltem Schweiße gebadet, kroch er über den Rand des Abgrundes hinauf, während tief unter ihm die Mumie auf den Felsen aufschlug und in tausend Stücke zersplitterte.

Zornig fuhr er die Indianer an; die aber erklärten ihm, daß die in ihrer Grabesruhe gestörten gentiles die Indianer zu umarmen und durch ihren Hauch unfehlbar zu tödten pflegten. Der eine erzählte ihm, sein Vater habe mal eine Mumie angefaßt und sofort sei ihm ein Knochen derselben ins Fleisch gedrungen und habe eine Entzündung mit tödtlichem Ausgange verursacht. Und der andere versicherte, daß Wiener's Mumie, als sie über dem Felsrande hervorgetaucht sei, schon den Mund zu einer Verwünschung geöffnet habe, zuvor aber glücklicherweise hinabgestürzt sei. Gegen solchen Aberglauben anzukämpfen erschien unnütz, und so setzte Wiener enttäuscht seine Reise fort.

Vasen aus Chavin de Huantar.

Nach drei Tagen erreichte er Colpa in der gleichnamigen Schlucht, eine Stunde von den Tempelruinen von Huanuco Viejo entfernt, welche auf einer Hochebene 963 Meter über dem Thale liegen. Eine Steintreppe, deren Stufen an vielen Stellen noch vollkommen erhalten sind, führt auf diese enorme Höhe hinauf und bereitet den Reisenden würdig auf die kommenden Dinge vor. Die Fläche oben ist durchaus eben und von leicht gewellten Hügeln umgeben; in der Ferne begrenzt die schneebedeckte Cordillere den klaren Horizont. Der antike Tempel ist ein nach den Himmelsrichtungen orientirter Erdwall, der nur ein einziges Stockwerk umfaßt und von einem steinernen Fußwege umgeben ist. Vier Säulenthore führen zur Hauptfaçade; ihre Einfassungen sind mit zwei steinernen Pumas geschmückt, welche wie ägyptische Sphinxe die heilige Straße bewachen. Rechts und links von diesen Thoren liegen Ruinen von königlichen Palästen, große Säle von kleinen Nischen umgeben, Bäderanlagen, Gallerien und was sonst zu einem glänzenden Fürstensitze gehörte. Ein alter Hirt aus Colpa zeigte dem Reisenden noch versteckte Gänge, zu welchen Thüren von 80 Centimeter Höhe und 40 Centimeter Breite führen, und zuletzt den sogenannten Hinrichtungsort für Frauen: dieselben wurden an vorspringenden Steinen, ähnlich den „Kleiderriegeln“ in dem Castillo von Chavin, aufgehängt, und zwei Höhlungen in der Wand waren bestimmt, die Brüste der Opfer aufzunehmen.

Vier Tage lang hielt sich Wiener dort auf, mit Zeichnen, Messen und Aufnehmen beschäftigt. Die letzte Nacht, welche sie in den Trümmern zubrachten, gehörte zu den schrecklichsten der ganzen Reise; gegen 11 Uhr Abends brach ein Unwetter los und hielt die ganze Nacht hindurch bis Sonnenaufgang an, so daß an Schlafen nicht zu denken war. Total durchnäßt, steif vor Kälte und vom Winde gepeitscht, bestieg

er um 5 Uhr Morgens sein armes Thier und erreichte Nachmittags um 3 Uhr in bejammernswerthem Zustande Baños. Dort bereitete ihm die Frau des Gouverneurs, eine hübsche und freundliche cholita, ein Mittagsessen und bot ihm ein — Bett an! Ein Bett in der Cordillere, wie er es seit Trujillo, d. h. seit $3^1/_2$ Monaten, nur zweimal, in Huamachuco und Andaymayo, gefunden hatte! Rasch entledigte er sich der Kleider, die er elf ganze Tage lang, seit Huari, nicht

Der Tempel von Huanuco Viejo.

vom Leibe bekommen hatte, und streckte sich in dem alten großen Bette des Gouverneurs von Baños aus, in dem schon mehrere Generationen der Ruhe gepflegt hatten und gewiß mehr als ein Nachkomme des ersten Besitzers gestorben war. Lebenswärme fing wieder an durch seinen Körper zu ziehen, die Mattigkeit des Geistes verschwand und neuer Muth erfüllte ihn, seine Reisen und sein Sammeln im südlichen Peru und den angrenzenden Theilen Boliviens fortzusetzen.

Das europäische Wildpferd und dessen Beziehungen zum domesticirten Pferd.

Von **A. Ecker.**

III.

Aus dem Mitgetheilten erhellt, daß wir wohl die zweite der oben aufgestellten Fragen: Existirt heutigen Tages noch ein Wildpferd in irgend einem Theil Europas in größerer Anzahl? unbedenklich mit „Ja“ beantworten dürfen und weiter, daß die Charakteristik des Wildpferdes übereinstimmend mit den oben von Radde gegebenen dahin lautet, daß dasselbe ein kleines, plumpes, rauhhaariges Thier mit dickem Kopf und struppiger Mähne war. Daß das Bild, welches wir uns nach den Skeletresten des prähistorischen Wildpferdes von diesem machen müssen, dem des heute noch existirenden Wildpferdes in allen wesentlichen Punkten entspricht, ist oben schon gelegentlich der Besprechung der Pferde der Camargue hervorgehoben worden.

Ich glaube also kaum, daß man den Boden der That-

sachen verläßt, wenn man annimmt, daß das europäische Wildpferd, welches, wie uns seine Skeletreste lehren, in prähistorischer Zeit so überaus häufig war, über dessen Fortexistenz auch in späterer Zeit wir durch die oben mitgetheilten Angaben alter Schriftsteller unterrichtet sind, daß dieses prähistorische europäische Wildpferd und das heutzutage noch im südöstlichen Europa existirende, der Tarpan, ein- und dasselbe Thier sind. Freilich fehlt uns, wie ich nicht unterlassen will zu bemerken, noch eine genaue Vergleichung des Skelets des Tarpan mit dem des europäischen Wildpferdes der prähistorischen Zeit.

Dagegen ist allerdings der Unterschied zwischen diesem Pferde und unseren heutigen edlen Pferderacen ein ganz gewaltiger und die Frage nach dem verwandtschaftlichen Zusammenhang derselben daher eine sehr wohl begründete. Diese Frage, die dritte der oben aufgestellten, lautet: Läßt sich der Stammbaum unserer heutigen domesticirten Pferderacen mit Sicherheit bis zum Wildpferde der quaternären Zeit verfolgen, läßt sich zwischen den ersteren und diesem eine continuirliche, durch keine Lücken unterbrochene Kette der Descendenz herstellen?

Wollen wir diese Frage zunächst auf anatomischem Wege, d. h. an den Skeletresten, prüfen, so müssen wir vor Allem eingedenk sein, daß nicht aus allen Perioden vorgeschichtlicher Zeit sich die Knochenreste gleich gut erhalten haben und daß diese Verschiedenheit, wie oben schon angedeutet wurde, zu einem ansehnlichen Theile von den physikalischen Bedingungen abhängt, unter denen sich dieselben befanden. Wie für die Knochen der quaternären Zeit der Einschluß in den feuchten Höhlenboden, so hat für die Thierreste einer der unserigen um viele Jahrhunderte näher liegenden Zeit die Einbettung in den Boden der Seen eminent conservirend gewirkt. Aus dieser Zeit — es ist die der Pfahlbauten — besitzen wir daher wieder massenhaft Reste der damaligen Thierwelt und können also die Veränderungen, welche diese inzwischen erlitten hat, sehr wohl wahrnehmen. Und diese Veränderung ist eine gewaltige. Nicht nur treten jetzt anstatt der ausgewanderten oder erloschenen Formen des Renthiers, Mammuths, Höhlenbären ꝛc. die uns verwandteren Thiere, Hirsch, Wildschwein, Wolf, auf, es erscheinen jetzt auch die Hausthiere. Die Pfahlbauten selbst aber erstreckten sich durch eine sehr lange Zeitepoche hindurch, wie wir schon daraus schließen dürfen, daß während der Dauer dieser Periode der große Schritt der Einführung der Metalle geschah. In den ältesten Pfahlbauniederlassungen, wie z. B. fast allen des Bodensees, finden wir noch keine Spur von Metall, Waffen und Werkzeuge nur von Stein, in anderen dagegen, insbesondere denen der westlichen Schweiz, findet sich beides von Metall, insbesondere Bronze, gefertigt. In den Pfahlbauten der vormetallischen Zeit, den ältesten also, finden sich nun merkwürdiger Weise Reste vom Pferde äußerst selten, so selten, daß man nach dem Ausspruch des in diesem Gebiet erfahrensten Forschers, L. Rütimeyer in Basel, glauben sollte, dieselben seien nur zufällig hineingekommen. Dagegen tritt dasselbe in den jüngeren Pfahlbauten der Metallzeit, z. B. denen der westlichen Schweiz, wieder in zunehmender Menge auf, und mit seinen Resten — was von ganz besonderer Wichtigkeit ist — hat man bronzene Pferdegebisse, die unzweideutigen Beweise der Zähmung desselben, gefunden.

Nach den Ergebnissen dieser Funde wäre also im Laufe der Zeit das in der quaternären Zeit so zahlreiche Wildpferd in Europa allmälig seltener geworden, während dagegen gegen das Ende der vorgeschichtlichen Zeit ein gezähmtes Pferd auftritt.

Ist dieses letztere nun identisch mit dem erstern, d. h. ist das Wildpferd einfach aus dem Zustand des wilden Thieres gänzlich in den Zustand des Hausthieres übergeführt worden und allmälig in seiner erstern Form erloschen? oder: existirt zwischen Wildpferd und domesticirtem eine wirkliche Lücke, eine zwar nicht pferdelose, aber doch pferdearme Zeit, und darf man daraus schließen, daß die beiden genannten Thiere in gar keiner verwandtschaftlichen Beziehung zu einander stehen? Läßt sich ferner annehmen, daß das europäische Wildpferd allmälig ausgestorben ist und ein fremdes Pferd, das domesticirte, in Europa eingeführt wurde? Wenn man die ungemein große Häufigkeit der Pferdereste in den Ablagerungen der Höhlenzeit und die große Seltenheit derselben in den Pfahlbauten der vormetallischen Zeit betrachtet, so wird man in der That fast zu einer solchen Annahme gedrängt. Allerdings stehen auch dieser Anschauung mancherlei Schwierigkeiten entgegen; denn während das Wildpferd in den ältesten Pfahlbauten fast gänzlich fehlt, wird andererseits dessen Existenz bis in eine viel spätere, ja selbst bis in eine verhältnißmäßig neue Zeit durch verbürgte Nachrichten dargethan und dieser Widerspruch würde sich auch dadurch wohl nicht völlig erklären lassen, daß man annimmt, es habe sich etwa das Wildpferd von der längs der großen Stromgebiete — und in diesen liegen ja auch die Pfahlbauten — eindringenden Cultur mehr und mehr in einzelne unwirthliche Gegenden zurückgezogen, in welchen es sich lange — und vielleicht bis zur Jetztzeit — erhalten konnte.

An die dritte der oben aufgestellten Fragen habe ich noch die weitere angeknüpft, ob wir Nachrichten über die Zähmung des Wildpferdes in Europa besitzen, ob also von dieser — sagen wir historischen — Seite der Zusammenhang vom domesticirten und Wildpferd eine Begründung findet? Für Beantwortung dieser Frage scheint mir in erster Reihe eine bildliche Darstellung aus früher Zeit, die uns glücklicherweise aufbewahrt ist, von bedeutendem Werth. In dem — skythischen — Hügelgrab von Tschertomlyk, 20 Werst nordöstlich von Nikopol am Dnjepr im Gouvernement von Ekaterinoslaw, wurde eine silberne, stellenweise vergoldete Amphora von circa 70 Centimeter Höhe gefunden, auf welcher sich eine Darstellung der Zähmung des Wildpferdes findet. Um den obern Theil des Gefäßes geht ein Gürtel herum, auf welchem in haut relief, vergoldet, die Figuren der Skythen und der Steppenpferde aufgesetzt sind. Das Kunstwerk ist in dem Recueil d'antiquités de la Scythie publié par la commission archéologique. St. Petersbourg 1873, 2. livr., p. 105 genau abgebildet und beschrieben, und wir glauben unseren Lesern einen Dienst zu erweisen, indem wir eine in halber Größe ausgeführte Copie dieser wegen der Kostspieligkeit des vorgenannten Werkes immerhin nur wenig bekannten Darstellung hier mittheilen und die Beschreibung beifügen, wie sich dieselbe in dem Compte rendu de la commission archéol. impér. p. 1864. Petersb. 1865, p. 5 findet:

Augenscheinlich hat man auf dieser Vase den wichtigsten Act aus dem Leben der Skythen, die Zähmung des Wildpferdes, dargestellt. Der Künstler hat diese Aufgabe mit einem auffallenden Geschick gelöst und die eleganten Figuren in der Reihenfolge gruppirt, in welcher diese wichtige Handlung im Leben der Skythen und der Steppe verlief. Die ganze Darstellung verläuft ringförmig um den obern Theil der ganzen Vase und besteht aus zwei getrennten, symmetrischen Scenen, die sich die eine auf der vordern, die andere auf der hintern Seite derselben befinden. Der Ausgangspunkt der Handlung und ihre Darstellung befindet sich in der Mitte der hintern Fläche des Bildes. Hier sind zwei Wildpferde dargestellt, die noch in völligem Genuß der Freiheit der Steppe auf der Ebene weiden (Fig. 1 u. 2). Seitlich hiervon ist der erste Act der Zähmung dargestellt. Die

Darstellung der Zähmung des Wildpferdes auf einer silbernen Amphora, aus dem skythischen Königsgrabe bei Nikopol am Dnjepr.

Pferde sind von den Schlingen (oder Lassos) der Skythen erfaßt und diese bemühen sich, dieselben festzuhalten und ihre Flucht zu verhindern (Fig. 3 und 4). Auf der vordern Seite findet sich in der Mitte der eigentliche Hauptact der Zähmung des Wildpferdes dargestellt (Fig. 5); die Skythen suchen mit Gewalt das noch ungebändigte Thier zu Boden zu werfen, um ihm dann den Zaum anzulegen, und zwar ziehen zwei derselben, die vor demselben stehen, an Stricken (von denen leider auf der ganzen Darstellung, ebenso wie in Fig. 3 und 4, nichts mehr erhalten ist), die am rechten Vorderbein und an dem einen Hinterbein befestigt sind, nach vorwärts, während der dritte aufrecht hinter dem Pferd stehende vermittelst eines am linken Vorderfuß befestigten Seils diesen gegen sich zieht.

Die Gruppe zur Linken zeigt das schon gebändigte Pferd; der Skythe legt ihm den Zaum an (Fig. 6), indem er den linken Vorderfuß des Thieres über die Schulter desselben gegen den rechten Theil des Gebisses anzieht, um so durch längeres Verbleiben in dieser wenig natürlichen und sehr ermüdenden Stellung das Thier zu gewöhnen, dem Befehl des Zügels zu gehorchen. Die Gruppe rechts (Fig. 7) zeigt uns das Pferd schon ganz unterjocht, ruhig geworden, an den Dienst gewöhnt, gezäumt und gesattelt; der Skythe fesselt ihm ruhig die Beine, damit es sich beruhige. Vor dieser letzten Gruppe, dem letzten Acte der Zähmung, steht dem Beschauer zugewandt ein Skythe (Fig. 8), welcher seinen über die rechte Schulter geworfenen Kaftan untersucht.

Die beschriebene Darstellung scheint mir aus mehrfachen Gründen von besonderer Wichtigkeit für unsere Frage zu sein. Wir dürfen daraus schließen, daß in der That in Europa selbst die Zähmung eines Wildpferdes und Ueberführung desselben in den Hausstand stattgefunden hat, und dies gerade in den Gegenden um den Dnjepr, wo selbst heute noch Pferde im wilden Zustand exi-

stiren. Und die dargestellten Pferde sind wie diese auffallend klein, mit großem Kopf, kurzem starken Hals und struppiger Mähne. Sehr zu wünschen wäre freilich noch, daß von russischen Autoren die Pferdeskelete der Kurgane mit dem des Tarpans verglichen würden. Ob dies vielleicht schon geschehen, ist mir nicht bekannt geworden.

Bestimmte Nachrichten von Domesticirung des Wildpferdes in anderen Gegenden Europas, speciell z. B. in Deutschland, haben uns meines Wissens die alten Schriftsteller nicht überliefert. Wir wissen nur, daß, als die Römer mit unseren Voreltern, den alten Germanen, zuerst in Berührung kamen, diese schon im Besitz des Pferdes als Hausthier waren. Von dem Aussehen desselben wissen aber die alten Autoren im Allgemeinen nicht viel Rühmliches zu sagen. Tacitus (German. VI) sagt z. B.: equi non forma non velocitate conspicui, und weiter (Cap. XV), daß sie sich an Geschenken benachbarter Völker freuen, besonders an auserlesenen Pferden (electi equi), woraus auch zu entnehmen, daß die ihrigen wenig taugten. Caesar bell. gall. IV, 2 sagt von den Germanen (d. h. von einer Völkerschaft derselben, den Sueben), daß dieselben fremde Pferde nicht bei sich einführen lassen, sondern sich mit der einheimischen Race begnügen, die klein und unansehnlich sei, aber durch tägliche Uebung an die äußerste Ausdauer gewöhnt werde, während andererseits die Gallier mit besonderer Liebhaberei und großen Kosten sich fremde Pferde anschaffen. Es wird also hier eine einheimische Race einer fremden mit aller Bestimmtheit entgegengesetzt, und man wird wohl kaum irren, wenn man annimmt, daß die erstere die Descendenz des Wildpferdes ist.

Ein weiterer Beweis für die stattgehabte Zähmung einer kleinen Pferderace (wir können nicht sagen des Wildpferdes, da dies erst zu beweisen ist) liefern auch die oben schon erwähnten bronzenen Pferdegebisse in den Pfahlbauten der westlichen Schweiz. Diese sind einem kleinen Pferde angepaßt. Während die Querstange bei einem heutigen Pferdegebiß 12 bis 15 Centimeter lang ist, beträgt die Länge an dem von Desor (Le bel age du bronce lacustre) abgebildeten nur 9,9 Centimeter. Dagegen weisen die bronzenen Pferdegebisse, die bei Bologna gefunden wurden, auf eine große Race hin [1]).

Versuche ich nun die Geschichte des europäischen Wildpferdes nach den mitgetheilten Daten in Kürze zusammenzufassen, so wird dies vielleicht in folgenden Sätzen geschehen können.

1. Das europäische Wildpferd der ältesten Zeit, aus welchen uns irgend welche Quellen — geschriebene oder ungeschriebene — zu Gebote stehen, war ein Wild, das nur gejagt wurde und zur Speise diente.

2. Später — wie weit dies zurückgeht, vermögen wir nicht zu sagen — unterlag das Thier der Zähmung. Wo diese Zähmung zuerst unternommen wurde, darüber liegen uns keine Nachrichten vor; doch spricht die Wahrscheinlichkeit dafür, daß dies in Südosteuropa geschah. In den Steppen Südrußlands, wo heute noch der Tarpan umherschwärmt, war wohl die eigentlichste Heimath des Wildpferdes; daß hier das wilde Thier gezähmt wurde, lehren uns die Funde der skythischen Grabhügel, und von hier aus mögen wohl auch zeitweise Reiterscharen zuerst nach Südeuropa eingebrochen sein, die den Grund zu der Centaurensage legten.

[1]) Desor (Une nouvelle découverte préhistorique, La fonderie de Bologne; lu à la Société des sciences naturelles de Neuchâtel. Mai 1877) sagt darüber: L'éspacement des branches montantes (des mors), qui sont d'une rare élégance, indique des chevaux de grande taille et non pas des poneys comme les mors en bronze de nos stations lacustres.

3. Nachdem einmal die Domestication des Wildpferdes begonnen hatte und die Cultur des Bodens fortschritt, konnte sich dasselbe in seinem ursprünglichen wilden Zustande nur noch in einzelnen besonders günstigen Gegenden, wie eben z. B. in den Steppen, erhalten und in solchen hat es sich ja auch lange und selbst bis in die Neuzeit erhalten.

4. Die römischen Schriftsteller, insbesondere Cäsar, unterscheiden bei Galliern und Germanen genau zwischen einer einheimischen Pferderace, die klein und unansehnlich, obgleich ausdauernd sei, und fremden, größeren und edleren Racen. Und bei noch vielen anderen alten und noch späteren Schriftstellern finden wir fremde Pferde im Gegensatz zu einheimischen erwähnt, so daß die Existenz zweier in ihrem Aeußern offenbar auffallend verschiedener Racen zu dieser Zeit auf deutschem Boden wohl keinem Zweifel unterliegt. Daß wir in der kleinen einheimischen Race das gezähmte europäische Wildpferd zu suchen haben, dürfte wohl sicher sein, und es wird daher nur noch die Frage zu beantworten sein, woher das fremde Pferd stammt und auf welchem Wege es zu uns kam. Daß die beiden Racen sich im Laufe der Zeit vermischten, daß dadurch verschiedene neue Formen sich bildeten und daß an den heutigen Pferderacen das einheimische und fremde Pferd, freilich in sehr verschiedenem Maße, betheiligt sind, daß die alte, kleine, einheimische Race, das ehemalige Wildpferd, in diesen allmälig bis auf kleine Reste, die sich da und dort erhalten haben, verschwand, das alles wird wohl aus dem bisher Mitgetheilten, ohne daß man sich allzukühnen Schlußfolgerungen hinzugeben braucht, entnommen werden dürfen.

Was nun die Heimath des fremden Pferdes betrifft, so haben wir schon oben auf Asien als die wahrscheinliche Heimath desselben hingewiesen.

Ehe ich die nöthigen Beweise für die letztere Behauptung vorbringe, will ich noch einen kurzen Blick auf die übrigen Welttheile werfen. Was zunächst Amerika betrifft, so war, wie oben ausführlicher erwähnt ist, das Pferd vor Ankunft der Spanier in diesem Welttheil nicht bekannt, und auf keinem der uns erhaltenen altmexicanischen und altperuanischen Bildwerke findet sich auch nur eine Andeutung desselben. In neuerer Zeit hat man nun aber auch in Amerika Reste fossiler Pferde gefunden und zwar mehrere verschiedene Arten (darunter die eines ganz kleinen nur 2 bis $2^1/_2$ Fuß hohen); woraus sich ergiebt, daß auch in Amerika einst wilde Pferde existirt haben, die aber — wie es scheint — vor Auftreten des Menschen schon erloschen sind. Wir finden daher hier analoge Verhältnisse wie bei uns. Das einheimische Pferd ist ausgestorben und ein fremdes — von einem fremden Volk eingeführtes — hat sich da vollkommen eingebürgert. Hier hat es aber eine vollkommen pferdelose Zeit gegeben, in Europa nur eine pferdearme. Diese amerikanischen Verhältnisse sind nun aber gerade deshalb für uns so wichtig, weil sie uns in historischer Zeit vorführen, was sich in Europa in vorhistorischer Zeit, wenn auch nicht in gleicher doch in ähnlicher Weise begeben haben muß. In Australien und Polynesien ist das Pferd ebenfalls erst durch Europäer eingeführt, und auch von fossilen Resten desselben in diesen Ländern ist uns bis jetzt nichts bekannt.

Afrika, die Heimath des Esels, der heutzutage dort — in Abyssinien und am obern Nil — noch wild lebt, hat, worauf ich noch ausführlicher zurückkommen werde, das Pferd ziemlich spät erhalten. Auf den ältesten ägyptischen Denkmälern sehen wir wohl den Esel, aber nicht das Pferd abgebildet.

So bleibt uns also Asien als die Heimath des fremden Pferdes. Und hier in der That sprechen schon die ältesten Nachrichten von einem domesticirten Pferde. In Indien

finden wir es sehr früh, auch in Assyrien, während es auf der Arabischen Halbinsel (die man häufig der spätern so hohen Pferdecultur wegen, welche aber erst der letzten Zeit des Alterthums und dem Mittelalter angehört, irrthümlich für die eigentliche Wiege desselben gehalten hat) ziemlich spät erscheint, ebenso, wie schon oben bemerkt, in Aegypten auf dessen allerfrühesten Denkmälern das Pferd niemals, der Esel dagegen sehr oft dargestellt erscheint. Und ebenso bei den Hebräern: „Laß Dich nicht gelüsten Deines Nächsten Weibes, noch seines Ochsen, Esels, noch Alles was Dein Nächster hat," heißt es in den zehn Geboten; vom Pferd ist nicht die Rede und doch ist dasselbe bei allen Nomaden, sobald sie es nur einmal besitzen, der Hauptgegenstand der Begehr.

Die Gründe aber, aus welchen man hauptsächlich annimmt, daß unser heutiges Pferd aus Asien stamme, diese haben wir oben schon (S. 20) namhaft gemacht. Bekanntlich gilt es heute noch ziemlich allgemein als ein Axiom, nicht nur, daß alle europäischen Völker von einem Urvolk, den Ariern, abstammen und aus Asien eingewandert seien, sondern man hat auch ohne Weiteres als selbstverständlich angenommen, daß unsere Hausthiere dieselbe Heimath haben. Für den Menschen beruht diese Anschauung bis dahin durchaus nur auf linguistischer Basis; es ist von den Sprachforschern auf Grund der Vergleichung der europäischen Sprachen mit dem Sanskrit die linguistische Thatsache festgestellt worden, daß alle diese Sprachen von einer gemeinsamen Ursprache abstammen. Hieraus hat man dann sofort den ethnologischen Schluß gezogen, daß alle Völker Europas in der That die Zweige oder Abkömmlinge eines gemeinsamen „indoeuropäischen" Urvolkes wären, die in dunkeler Vorzeit nach einander ihre asiatische Heimath verließen und in Europa einwanderten. Die Annahme dieses gemeinsamen Urvolks und dieser gewaltigen Völkerwanderung aus Asien nach Europa fußt demnach bis jetzt ausschließlich auf linguistischer Grundlage. Keine menschlichen Reste, keine thierischen, keine Waffen oder Werkzeuge bezeichnen unseres Wissens den Weg, den diese Völker gewandelt, und es ist daher wohl ein Zweifel, nicht an der Wanderung der Sprachen, wohl aber an der Wanderung der Völker erlaubt [1]). Können sich doch offenbar die Sprachen auf eine doppelte Weise verbreiten. In dem einen Fall sehen wir ganze Völker ihre alten Wohnsitze aufgeben, in andere Länder einwandern, die hier ansässigen Einwohner vernichten oder verdrängen und ihre heimische Sprache zur Sprache ihres neuen Vaterlandes machen. In einem andern Fall bleiben die Völker im Großen und Ganzen in ihren Gebieten, ihre Sprache aber überschreitet die Grenzen und verbreitet sich allmälig weit über diese hinaus. Auf die letztere Weise verschieben sich ja noch heute die Grenzen von Sprachgebieten, und es ist ja z. B. in neuerer Zeit das Italienische und Französische ohne Völkerwanderung in recht bedenklicher Weise weit in früher rein deutsche Gebiete eingedrungen. Es möge erlaubt sein, die Verschiedenheit dieser beiden Verbreitungsweisen durch ein, wie mir scheint recht passendes, physikalisches Bild zu veranschaulichen. Bei der Bewegung des Wassers unterscheiden wir bekanntlich eine Fortbewegung der Masse und eine Fortpflanzung einer bloßen Bewegungsform. Werfen wir einen Stein in einen stillen ruhigen Teich, so sehen wir, wie von dem Punkte aus, wo er versunken, eine Wellenbewegung entsteht, die in concentrischen Kreisen gegen das Ufer fortschreitet. Daß dies nur eine Fortpflanzung der durch den Stein bewirkten Erschütterungsform des Wassers ist, kein Fließen desselben gegen das Ufer, erkennt man daran, daß ein in dem Teich schwimmendes Stückchen Holz nicht mit der Welle ans Ufer kommt, sondern, nur von jedem Wellenberg jeweils etwas in die Höhe gehoben, an seiner Stelle verbleibt. In einem fließenden Bächlein aber bewegt sich die Masse des Wassers und mit ihr das schwimmende Stückchen Holz. Entspricht dem letztern Vorgang, der Fortbewegung der Masse, eine Sprachverbreitung durch wirkliche Völkerwanderung, so läßt sich eine bloße Verbreitung der Sprache ohne diese sehr wohl unter dem Bilde einer Wellenbewegung vorstellen. Von Stamm zu Stamm, von Volk zu Volk verbreitet sich die Sprache, die Volksmassen im Ganzen und Großen verlassen dabei ihre Wohnsitze nicht; die Vermittler der Wellenbewegung sind Kaufleute und — wohl auch in Zeiten, wo ein Sturm die Wellen aufwühlt — Soldaten. Jedenfalls scheint aber, und das allein ist es, was ich betonen möchte, die Annahme einer Wanderung der Völker keine absolut nothwendige Consequenz einer Fortpflanzung der Sprache zu sein; man kann das letztere zugeben ohne das erstere daraus zu folgern. Noch fehlen uns aber für diese Völkerwanderung alle anderen Beweise.

Und mehr und mehr häufen sich gewichtige Stimmen, welche die Heimath der Arier nicht in Asien, sondern in Osteuropa suchen [1]). Und was die Hausthiere betrifft, so stellt sich für die Mehrzahl derselben die Thatsache heraus, daß ihre Heimath ebenfalls nicht Asien ist. Daß der Esel afrikanischen Ursprungs ist, steht wohl außer Zweifel, und für das Rind hat Frantzius in neuester Zeit diese Herkunft ebenfalls fast mit Sicherheit nachgewiesen, und Hund und Katze darf man wohl unbedenklich als Kinder desselben Welttheils betrachten.

So bleibt denn allein das „fremde" Pferd, das uns nach Asien als auf seine Wiege weist.

Aber wo in diesem ungeheueren Continent ist dieselbe gestanden, lebt irgendwo noch dort die Stammrace desselben im wilden Zustande, und auf welchem Wege und durch welche Vermittelung kam es nach Europa? Noch sind diese Fragen von tiefem Dunkel umhüllt und es kann mir nicht beikommen, dieselben hier beantworten zu wollen. Nur versuchen will ich dieselben etwas genauer zu präcisiren.

Die Nachrichten, die uns die erstere Frage beantworten könnten, sind auffallend mager, selbst bei denjenigen Reisenden, die offenbar am meisten in der Lage gewesen wären, uns darüber Aufschluß zu verschaffen, wie im vorigen Jahrhundert Pallas und in der neuesten Zeit Prschewalski. So kommt denn Brehm zu dem wohl richtigen Schluß, wenn er sagt [2]): „Nun kennen wir zur Zeit zwar Innerasien noch herzlich wenig, aber immerhin genau genug, um zu wissen, daß hier ein unserm Hauspferd in allen Stücken entsprechendes Wildpferd nicht lebt und unsere Rathlosigkeit bleibt bestehen, so lange wir nach einer Urart des Pferdes suchen, wie wir sie uns ausmalen."

Das führt denn Brehm dazu als Stammrace unseres Pferdes den Kulan (Dschiggetai, Kiang), Equus hemionus oder Asinus Kiang, zu betrachten. Ich gestehe, daß ich diesem Ausweg aus der Ungewißheit das vorläufige Verbleiben in dieser doch noch vorziehe; ich finde, es sei nicht nur der „natürlichen Zuchtwahl" etwas viel zugemuthet, aus diesem Thier mit dem geraden Eselsrücken und dem Kuhschwanz unser edles Pferd abzuleiten, sondern überhaupt die Aufstellung einer solchen Hypothese ohne irgend welche anatomische

---

[1]) Oppert möchte wohl das Richtige getroffen haben, wenn er sagt: es giebt indoeuropäische Sprachen, aber keine indoeuropäische Race.

[1]) Es ist hier nicht der Ort, auf diesen Gegenstand näher einzugehen, und ich verweise deshalb auf die Behandlung dieser Frage in der eben erschienenen Schrift von Pösche (Die Arier, ein Beitrag zur historischen Anthropologie. Jena, Costenoble, 1878).

[2]) Brehm's Thierleben. I. Abthl., Säugethiere. 3. Bd., S. 13.

Begründung etwas zu gewagt. Jedenfalls war das „fremde“ Pferd, das aus Asien in Europa eingeführt wurde, kein kleines Kosackenpferd, sondern von höherm Wuchs und edleren Formen, das dürfen wir wohl aus den Angaben der römischen Schriftsteller entnehmen, die mit Bestimmtheit zwischen dem kleinen „einheimischen Pferde“ Mitteleuropas (das wir vom europäischen Wildpferde ableiten) und dem ihrigen größern und schönern „fremden“ unterscheiden und es ist deshalb auch nicht wahrscheinlich, daß uns das „fremde“ domesticirte Pferd durch nordasiatische Reitervölker auf dem Landwege zukam, denn die Pferde dieser waren doch wohl alle von kleiner Statur. Aus der Centaurensage braucht man überhaupt nicht auf ein Einbrechen von Horden durch die Uralpforte zu schließen; skythische Völker Südrußlands mit ihren Tarpans, die nach Thessalien und Epirus eindrangen, können ihr ebensowohl zu Grunde liegen. Die fremden großen, schönen und starken Pferde, wie z. B. die nisäischen, deren die alten Schriftsteller, vor allen Herodot, Erwähnung thun, ihre Urheimath in Asien mag nun sein, wo sie wolle, sind aber höchst wahrscheinlich aus Kleinasien, auf dem Seeweg zu uns gelangt und auf diesen weist vielleicht auch die alte griechische Sage [1]) von der Herkunft des Pferdes.

Versuche ich die Ergebnisse der vorstehenden Untersuchung nun nochmals kurz zusammenzufassen, so wird dies in den folgenden Sätzen geschehen können:

1. Es existirte in prähistorischer Zeit im größten Theil von Europa ein wildes Pferd (Wildpferd) von kleinem Schlag, das von den Urbewohnern gejagt wurde und ihnen als Hauptnahrungsmittel diente.

2. Mit dem Uebergang der prähistorischen Jägervölker in den Zustand des Hirtenlebens und der Ackerbauer unterlag das Wildpferd der Zähmung.

3. Nachdem einmal seine Domestication begonnen hatte und die Cultur des Bodens fortschritt, konnte sich dasselbe in seinem ursprünglichen wilden Zustande nur noch in einzelnen hierfür besonders günstigen Gegenden (wie z. B. den südrussischen Steppen) erhalten.

4. Vom Mittelmeer her wurde aus Asien ein Pferd von größerm edlern Schlag eingeführt, das wir dem einheimischen (europäischen) aus dem Wildpferd hervorgegangenen domesticirten Pferd gegenüber als fremdes bezeichnet haben; durch dieses wurde das einheimische Pferd theils bis auf geringe Reste verdrängt, theils ging es in der Inzucht mit demselben als selbständige Race allmälig auf.

[1]) Als im Wettstreit mit Athene Poseidon um das Land der Hellenen warb, stieß er, es mit dem höchsten Gut zu schmücken, welches seine Götterhand verleihen konnte, den schaffenden Dreizack in die Erde und aus ihr hervor sprang freudewiehernd das Roß.

Ethnographische und archäologische Daten über tibetische Priesterstempel.

Von **Hermann v. Schlagintweit-Sakünlünski.**

Im Vergleiche mit Siegeln und heraldischen Darstellungen unseres Mittelalters, welche im Alterthumsvereine zu München besprochen wurden, hatte ich Gelegenheit auch über analoge asiatische Gegenstände aus dem ethnographischen Theile unserer Sammlungen zu berichten; solche haben sich gegenwärtig vorzüglich in den Gebieten des Buddha-Cultus in ihren alten Formen erhalten. Sie sind auch jetzt noch, wenn sie in jenen Theilen des Orientes angewandt werden, „Stempel“, die mit Schwärze oder anderer Farbe aufgedrückt werden.

In Indien reicht wohl die erste Benützung einer Signatur in Zeichen oder Schrift, die mechanisch sich anbringen läßt und mit der sich auch der Vortheil verband, daß sie innerhalb gewisser Grenzen, nämlich so lange derselbe Stempelstock sich benützen ließ, die Identität der Gestalt in jedem Falle zeigt, in die frühe Periode der Entwickelung des Sanskrit zurück; ein Aufpressen in erwärmte, durch Abkühlen erhärtende Masse auf der zu signirenden Fläche war aber in Indien ganz unberücksichtigt geblieben. Verhindert war in Indien die etwaige Anwendung von Substanzen, die unserm Siegellack oder den Wachsmischungen entsprächen, vor allem durch die große Hitze; auch die Europäer bedienen sich, ungeachtet eigener Präparate für die officiellen indischen Documente von großer Wichtigkeit, des Siegelns mit Lack niemals im gewöhnlichen Verkehre unter sich oder mit der Heimath. In der Substanz des in Europa vollkommen zweckmäßigen Siegellackes tritt dort so große Erweichung durch die Wärme ein, daß nicht nur die Deutlichkeit des Andruckes verschwindet, sondern daß selbst Zusammenkleben mit nebenliegenden Briefen und Beschädigung des Papieres derselben im Felleisen der Post die Folge sein kann. In Tibet, wo das Klima allerdings der bedeutendern Höhe wegen solche Beschränkung nicht machen würde, ist dessenungeachtet gleichfalls das Siegeln unbekannt geblieben; von Indien her war kein Vorgang geboten gewesen, und eine etwaige Mittheilung des Verfahrens auf anderen Wegen und aus größerer Ferne war durch den ohnehin so beschränkten Verkehr jenes Hochlandes ausgeschlossen.

Der tibetische Stempelstock, den ich speciell zu Besprechung im Alterthumsvereine wählte, ist ein Exemplar unserer Sammlung (jetzt in der königl. Burg zu Nürnberg), das von einem Oberpriester der buddhistischen Lamas gebraucht worden war. Ein Oberpriester versieht mit einem solchen heraldisch gestalteten Zeichen alle Documente, welche durch seine Hände gehen. Am häufigsten wird es dabei in der Ausführung von Gebetabschriften angewandt, welche „schon durch das bloße Mitgeführtwerden dem Gläubigen Sühne und Reinigung im Sinne der Vergebung der Sünden sichern.“ (Es entspricht letzteres der mechanischen Anwendung von Gebetmaschinen in rotirender Bewegung, u. s. w. [1]).

In Betreff der Ausbreitung des Buddha-Cultus [2]) über

[1]) Eine Erläuterung gab ich darüber in „Reisen in Indien und Hochasien“ Bd. II, S. 91.

[2]) Sakyamuni, der Gründer des Buddhismus in Indien, starb in seinem 80. Jahre, und als Todesjahr, das sehr schwer festzustellen war, haben die neueren Forschungen jetzt 544 v. Chr. Geb. ergeben. Auftreten gegen den Buddhismus begann im 5. Jahrhundert n. Chr. das Verschwinden desselben zu veranlassen, doch hatte er sich in einzelnen Theilen Indiens bis gegen das 12. Jahrhundert noch erhalten. Ausführliche Zusammenstellung ist gegeben in dem Werke meines Bruders Emil: „Buddhism in Tibet.“ Leipzig, F. A. Brockhaus; London, Trübner und Comp. 1863. Mit einem Atlas von 20 Tafeln, welcher Abbildungen von Gegenständen unserer Sammlung, meist als Facsimiles ausgeführt, enthält.

das Hochland Tibets seien in Kürze nur folgende chronologische Daten hier erwähnt.

Der erste mit Bestimmtheit bekannte Einfluß des Buddhismus auf das östliche Tibet, wo jetzt zu Lasa der Hauptsitz desselben ist, tritt mit der Mission von fünf indischen Priestern im Jahre 371 n. Chr. auf; aber als Zeit des Beginnes der factischen Einführung, ebenfalls gefördert durch Priester arischer Race, ist erst das 7. Jahrhundert zu nennen.

Für das Königreich Ladak, im westlichen Tibet, zeigt sich der Beginn der Einführung ungleich früher; schon im Jahre 240 vor Chr. verbreitete sich der Buddhismus dahin, und für das 1. Jahrhundert v. Chr. ist das Ueberwiegen desselben in diesem Lande anzunehmen. Aus Balti, dem nordwestlichen Theile des Landes, ist er gegenwärtig durch wiederholte Einfälle und Niederlassungen der mussalmanschen Nachbarn, die den Islam einführten, wieder verdrängt.

Die größeren Priestersitze in Tibet haben jetzt in ihren Stempelformen vorherrschend Darstellungen, welche — in ihrer Verbindung mit diesen mehr oder weniger heiligen Orten — für die einzelnen derselben verschieden gewählt und gestaltet sind; doch ist das Aufstellen der Formen für die einzelnen Priestersitze keineswegs so bestimmt begrenzt, wie dies bei uns mit der Führung des „Wappens“ im Siegel für Staat und Ort, für den Verein und für die Familie der Fall ist.

Einen Stempelstock selbst, wie den hier besprochenen, zu erhalten, war wie bei allen im Gebrauche sich befindlichen Cultusobjecten sehr schwierig gewesen.

Dieser Priesterstempel ist aus Mangnang in Gnari Khorsum, im Satledsch-Flußgebiet der centralen Erhebung von Tibet. Mangnang ist ein permanent bewohnter Ort und zwar mit Kloster und Tempel, aber 13 457 englische Fuß hoch gelegen. Eine Ansicht des „Innern des Tempels“ (Gen. Nro. 269 unseres Kataloges der landschaftlichen und architektonischen Aufnahmen) ist nach einem Aquarelle meines Bruders Adolph als Tafel XII des Atlas zu unseren „Results of a scientific Mission to India and High Asia“ gegeben.

Andruck des Mangnangstempels.

Das Original des Stempels in der Sammlung besteht aus zwei Theilen, verschieden im Metalle.

Das obere Stück ist aus Messing und zeigt sich als eine $2^1/_2$ Centimeter hohe Figur eines sitzenden Hundes, der aber in der Darstellung so unbestimmt gehalten ist, daß er sich in seinem Kopfe und in seinem Schweife kaum von einem Löwenbilde unterscheidet. Als Hund kennzeichnet ihn vor allem ein Halsband mit drei ornamentalen Prominenzen, die als Kleinode gemeint sind. Der Kopf des Hundes ist nach links gewendet; wird er so in die Hand genommen, daß der Stempelnde vom Hunde angesehen wird, so ist dadurch auch die richtige verticale Position des Andruckes gesichert. Zu verstehen ist das Bild des Hundes als Symbol der Wachsamkeit über die Realisirung der im Documente enthaltenen Zusage.

Das untere Stück ist eine cylindrische Platte[1]) aus Eisen, die mit Einschluß des Randes außerhalb der Incision nahezu 2 Centimeter im Durchmesser und 6 Millimeter Höhe hat.

Es zeigen sich als Begrenzung nach außen ornamentale Linien, welche dieselben sind wie im griechischen Doppelmäander, obgleich das Entstehen der Form in der altindischen Zeit und jenes in der Culturentwickelung Griechenlands unter sich wohl ganz ohne directe Verbindung sind; nach Tibet kam sie mit vielen ähnlichen und auch mit artistisch gehaltenen Darstellungen im Zusammenhange mit der Einführung des Buddhismus aus Indien.

Die etwas unbestimmte Stelle auf der einen Seite des Mäander ist Folge von Abnützung durch langen Gebrauch. Meist nämlich sind die Gegenstände des Cultus auch durch ihr Alter geheiligt, und selbst von früherer directer Einführung derselben aus Indien hört man in den großen Klöstern häufig sprechen, um ihren Werth zu erhöhen. Anderntheils wird auch zugegeben, daß in Tibet selbst, im Westen sowohl als besonders im Osten, die Priesterschaft der Anfertigung derselben sich befleißigt.

Von den Figuren, die im centralen Theile des Andruckes weiß vom schwarzen Grunde sich abheben, weil diese in das Metall des Stockes vertieft eingeschnitten sind, stellt die obere ein Vorhängeschloß dar, wie solche aus Eisen in Tibet ziemlich viel im Gebrauche sind; es befinden sich deren mehrere Exemplare auch in unserer Sammlung. Der horizontale Strich darunter mit den drei nach abwärts gerichteten Zähnen, am Ende zur Linken des Beschauers, ist die Abbildung des Schlüssels. Wenn er hineingesteckt und gedreht wird, so kann der als Vorhängeschloß zwischen zwei Ringe eingehängte Apparat entweder gesperrt oder zum Abnehmen geöffnet werden.

Die gleichfalls horizontal liegende dreispitzige Gabel ist als Priesterstab, dem Neptun-Stabe in seiner Form ähnlich, gemeint. Die Fortsetzung des Stockes dazu, die in der hier angebrachten Lage nicht die richtige Stellung erhalten konnte, ist in sehr naiver Weise als paralleler Strich neben der obern Hälfte des Priesterstabes gegeben.

Die Bedeutung des Bildes, wenn es als Ganzes zusammengefaßt wird, ist:

„Der Besitzer dieses Stempels hat als Träger des Priesterstabes die Macht zu binden und zu lösen.“

Im ethnographischen Kataloge, den ich mit der Meldung der neuen Aufstellung der königl. Akademie vorgelegt habe[2]), ist dieser Priesterstempel enthalten in Abtheil. VI, Gruppe 39: „Kleinere buddhistische Cultusgegenstände (tibetisch), 100 Stücke.“

---

[1]) Von dieser wurde mir in der Dr. Wolf'schen Anstalt für Lithographie und Druck gefälligst ein Cliché in Letternmetall besorgt, der hier in den Text eingesetzt ist.

[2]) In: Bericht über die ethnographischen Gegenstände unserer Sammlungen und über die Raumanweisung in der königl. Burg zu Nürnberg. Mit einer Kartenskizze. Sitzungsber. der phys. math. Classe der königl. bayer. Akad. d. Wiss. d. d. 1. December 1877, S. 336 bis 380.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— „Ueber das Verhältniß des Kymrischen zum Englischen — sagt Hugo Schuchardt in seinen anziehenden „Keltischen Briefen" (Augsburger Allgemeine Zeitung vom 22. Juni 1878, Beilage) — sowohl wie es heutzutage besteht, als wie es sich im Laufe der Zeit verändert hat, vermag ich durchaus keine Angaben zu machen. So viel ich weiß, verschiebt sich die geographische Grenze schon seit lange in westlicher Richtung. In Wales selbst verbreitet sich die Kenntniß des Englischen mehr und mehr, und doch ist auch das Kymrische, mindestens seit einem halben Jahrhundert, fortwährend erstarkt. Diese beiden Thatsachen widersprechen sich nicht. Die erstere bedeutet nicht, daß die Zahl der nur englisch Redenden, sondern daß die Zahl der Zweisprachigen zunimmt und die der nur kymrisch Redenden abnimmt (im Jahre 1840 waren die ganz ungefähren Zahlen für diese drei Classen: 100 000 — 400 000 — 400 000; welche Zahlen gelten heute?). Das Kymrische kommt freilich bei der Zunahme der Zweisprachigen nicht in Betracht; selten versucht ein Engländer es zu lernen, und noch seltener bringt er es so weit wie der gelehrte Bischof Thirlwall. Während es aber im philosophischen, weltbürgerlichen Jahrhundert mit raschen Schritten dem Untergang zuzueilen schien, begann es in diesem Jahrhundert seine Stellung zu befestigen, und der Anlaß dazu ist wohl hauptsächlich in der religiösen Bewegung zu suchen. Bald belebte sich auch die Theilnahme an literarischen Bestrebungen und befindet sich noch immer im Wachsen; am besten, gleichwie an einer Wassermarke, läßt sich dieses an der Zahl der Eisteddfode (poetisch-literarische Wettkämpfe) messen. Zu der gesteigerten Lust in kymrischer Sprache zu dichten trug auch die gesteigerte Aufmerksamkeit bei, welche man den alten Dichtern und überhaupt den Alterthümern des Landes zollte; wir sahen hier wie anderswo Literatur und Philologie in lebendiger Wechselbeziehung."

— Dänische Ortsnamen in der Normandie. Der bekannte dänische Alterthumsforscher Worsaae hat ein Werk über die dänischen Eroberungen in England und der Normandie veröffentlicht, in welchem er nachweist, wie in beiden Ländern sich aus jener Zeit noch eine große Anzahl dänischer Ortsnamen erhalten haben, so z. B. im Departement Seine-Inférieure allein 150 nur sehr wenig veränderte Namen. Die häufigste dänische Endung ist by, so in Bourgeby, dänisch Borgeby; manchmal ist diese Endung, welche Ortschaft bedeutet, in bu oder but verstümmelt. Das dänische back = Bach wurde in bec verändert; so kommen ein Lillebec und Langbec, Klein- und Langbach, vor. Dal, Thal, findet sich in Becdale erhalten. Naes, Cap, ist als nez erhalten; z. B. Nez de Jsbourg. Folgende Zusammenstellung wird die Identität mancher Ortsnamen Dänemarks und der Normandie beweisen.

Normandie	Dänemark
Carqueby	Kirkeby
Tournebu	Tornby
Tourp	Torp
Louguetuit	Langtree
Lauguetot	Langtoft
Houlbec	Holbek
Londe	Lund

— In Paris wird demnächst ein französischer geographischer Congreß abgehalten werden, dessen Hauptzweck darin bestehen soll, die verschiedenen größeren und kleineren geographischen Gesellschaften, wie zu Paris, Lyon, Bordeaux, Marseille und die erst eben zu Montpellier gestiftete „Société languedocienne de géographie" unter einen Hut zu bringen, ein Ziel, nach welchem ja auch in Deutschland gestrebt wird, wo die Zahl der kleineren Gesellschaften noch ungleich bedeutender ist. Leugnen läßt es sich nicht, daß durch solche Vereinigung die Sache der Geographie nur gefördert würde. Denn bei der jetzt herrschenden Zersplitterung, wo jede Gesellschaft ihre eigene Zeitschrift herausgiebt und ihre eigenen Reisenden unterstützt, liegt die Gefahr nahe, nach beiden Richtungen hin nur Ungenügendes zu leisten und die materiellen und geistigen Mittel zu verschwenden. Schwierig bleibt es immerhin, die Machtgrenze festzustellen zwischen den zur Oberleitung zu berufenden Kreisen und den einzelnen Gesellschaften, ohne den berechtigten Interessen der letzeren zu nahe zu treten,

— Im verflossenen Jahre hat das österreichische Unterrichtsministerium eine Anzahl Geologen im nördlichen Griechenland reisen lassen, um von diesem, von wissenschaftlicher Prüfung bisher ziemlich unberührten Gebiete eine brauchbare geologische Karte anzufertigen. Ein Theil der so erlangten Resultate ist kürzlich in Gestalt einer Abhandlung über die „geologische Structur von Attika, Böotien, Lokris und dem Parnaß", begleitet von einer Anzahl barometrischer Höhenmessungen der Wiener Akademie vorgelegt worden. (Nature.)

Asien.

— Oberst Prschewalski, von dem wir auf S. 14 dieses Bandes noch einen hoffnungsvollen Brief mittheilten, hat sich genöthigt gesehen, seine große Reise nach Tibet einstweilen aufzugeben, und ist vom Zäisan-Posten nach Rußland zurückgekehrt.

— Mr. Rassam (s. vorigen Band S. 63) denkt im Juni oder Juli mit den Ergebnissen seiner Ausgrabungen in Assyrien nach England zurückzukehren. Er fand im Hügel Balawat, 15 engl. Miles östlich von Mosul, zwei kupferne Denkmäler mit Darstellungen von Schlachten, religiösen Ceremonien ꝛc. in erhabener Arbeit, sowie eine marmorne Kiste mit mehreren Inschrifttafeln, in Knjundschik einen Thoncylinder mit fast 1300 Zeilen sehr feiner Inschrift, der in eine Wand des Palastes des Assurbanipal eingemauert war, und in Nimrud die Reste eines großen assyrischen Tempels.

— Einer Londoner Correspondenz der „Allgemeinen Zeitung" entnehmen wir folgende Angaben über das Zahlenverhältniß der Religionen in Indien. In dem unter der unmittelbaren Herrschaft Englands stehenden Gebiet (also die Vasallenstaaten ausgeschlossen) befinden sich etwa 140 500 000 brahmagläubige Hindu, einschließlich der Sikhs; nahezu 41 000 000 Mohammedaner; nicht ganz 3 000 000 Buddhisten und Dschainas; genau 896 658 Christen; über 5 000 000 Anhänger verschiedenartiger Glaubenssecten, und nahezu 500 000, deren Religion nicht bekannt ist. Von den Christen, die in dem über 190 500 000 Menschen zählenden Reiche nicht einmal eine Million ausmachen, besteht natürlich ein Theil aus Europäern. Nur 595 800 Eingeborene gehören dem christlichen Glauben an. Die lange englische Herrschaft hat in diesem Punkte kaum einen nennenswerthen Einfluß geübt. Von Regierungs wegen hält man es stets für die beste Politik, in dem alten Lande der Bildung nicht Bekehrungsversuche zu machen.

— Graf Béla Széchényi's Expedition (s. „Globus" XXXIII, S. 112) kam am 9. Februar in Darjiling auf der Vorkette des Sikkim-Himalaya an und brach von dort am 14. nach

dem Innern von Sikkim auf, wo sie hauptsächlich Gletscherstudien zu machen beabsichtigte.

(Petermann's Mittheilungen.)

— Professor A. Bastian, der unermüdliche Umwanderer der Erde, hat kaum einen Theil seiner 1876 in Südamerika gesammelten ethnographischen und archäologischen Materialien zu Papier gebracht und in Druck gegeben, so treibt ihn schon wieder die Sorge um sein herrliches ethnographisches Museum nach Asien, und zwar speciell nach Hinterindien, um dort neue Schätze zu sammeln. Daß er gerade volle vier Jahre, wie die Zeitungen melden, fortbleiben wird, erscheint uns mit Rücksicht auf seine Lehrthätigkeit und sein Museum etwas unglaublich; wissen wir doch, daß er nicht so langer Zeit bedarf, um selbst bedeutende Lücken in seinen Sammlungen auszufüllen und Dinge heimzubringen, die für die Schwesteranstalten zu Gegenständen heimlichen Neides werden. Möge er glücklich und erfolgreich heimkehren und bei unseren Landsleuten draußen thatkräftige Unterstützung finden.

— Nach der Unterdrückung des Mohammedaner-Aufstandes in der chinesischen Provinz Yün-nan flüchtete eine Anzahl dieser sogenannten Panthays vor den Grausamkeiten der Sieger nach Britisch-Birma, von wo sie jetzt wieder in Menge weitergezogen sind, und zwar nach einer Gegend im Nordosten von Ober-Birma, welche weder zu Siam, noch zu Birma, noch zu China gehört und von Schan- und Kachyen-Häuptlingen beherrscht wird. Letztere wollten sich anfangs den 3000 Eindringlingen widersetzen, ließen aber davon ab. So haben sich dieselben zwei Ortschaften gegründet, Weiber von den Eingeborenen genommen, treiben Ackerbau und auch etwas Handel und ziehen Unabhängigkeit in der Wildniß einem ruhigen Wohnen auf englischem oder birmanischem Gebiete vor. (Nature.)

— Die japanesische Regierung, welche so rasche, stellenweise zu rasche Fortschritte in der modernen Civilisation macht, hat kürzlich die Nothwendigkeit eingesehen, ihre Wälder zu schützen und deshalb strenge Verordnungen erlassen, um nicht nur deren Verwüstung zu hindern, sondern selbst ihre Ausbreitung zu befördern.

— Mit besonderm Eifer läßt sich Japan die Ausdehnung seines Telegraphennetzes angelegen sein. Augenblicklich besitzt es nach Angabe einer einheimischen Zeitung 125 Stationen und 5000 engl. Meilen arbeitende Drähte, während weitere 1000 Meilen in der Herstellung begriffen und andere Linien projectirt sind. Es sind diese Zahlen um so anerkennenswerther, als die erste Telegraphenlinie, welche in Japan zu praktischen Zwecken erbaut wurde, erst vom Ende des Jahres 1869 datirt. (Nature.)

— In Japan erscheinen jetzt 11 fremde Zeitungen, nämlich 9 englische, 1 amerikanische und 1 französische; trotz der vielen ansässigen Deutschen existirt keine in dieser Sprache.

— Erdbeben in Japan. Vor der Asiatischen Gesellschaft in Tokio (Jeddo) verlas Herr J. Hatton, ein Japanese, vor Kurzem einen Bericht über alle Erdbeben, welche während der letzten 15 Jahrhunderte in den größeren Städten des Reiches stattgefunden haben; ein Verzeichniß derselben ist seit dem fünften Jahrhundert der christlichen Aera mit ziemlicher Genauigkeit geführt worden. Die Zahl sowohl der kleinen Stöße als der großen Katastrophen ist sehr groß; von letzteren allein sind in 1500 Jahren 149 verzeichnet worden. Dieselben waren im neunten Jahrhundert am häufigsten, da sie 28 Male stattfanden, während im fünfzehnten 15, im siebenzehnten 15, im achtzehnten 13 und im jetzigen Jahrhundert bereits 16 große verderbliche Erdbeben stattfanden. Der verzeichnete Durchschnitt ergiebt ein großes Erdbeben für je zehn Jahre, für das neunzehnte Jahrhundert dagegen eines für jede fünf Jahre. Als Vorläufer besonders starker Convulsionen sind fast immer atmosphärische Veränderungen und außerordentlich hohe Temperatur bemerkt worden, wie dies besonders im Jahre 1855 der Fall war, als Jeddo zerstört wurde.

— Korea. Unsere Informationsquellen über dieses, fast noch ganz unbekannte Land sind sehr spärlich an Zahl, doch erhalten wir hin und wieder einige Nachrichten von dort durch Berichte der Japanesen, wie wir solche bereits im „Globus" XXXIII, S. 63 mittheilten. Weitere Einzelheiten erfahren wir aus dem Briefe, den ein Correspondent des „North China Herald" jährlich aus Nin-tschwang in der südlichen Mantschurei schreibt.

Derselbe theilt mit, daß das Porcellan des Landes sehr fein sei, daß die Fächer aus Palmblättern mit vielfarbigen Bildern von Menschen, Thieren und Landschaften verziert werden, daß die producirten Baumwollstoffe denjenigen gleich seien, welche in Mikawa in Japan verfertigt werden, und daß die Seide gleich dem indischen „Pongee" sei, aber nur in geringer Quantität hergestellt, wird. Die einzige Landesmünze ist nicht rund, sondern besteht aus Stücken von Eisenstab, die etwa vier Zoll Länge haben und in Bogenform gekrümmt sind. Das Land ist voll von großem und kleinem Wild, die Hügel sind von Fasanen belebt, Dam- und anderes Wild wird überall angetroffen, Bären sind sehr zahlreich, besonders in den hohen Bergketten im Norden, und gefleckte und gestreifte Tiger haben in den letzten Jahren viel Unheil angerichtet. Trotz dieser Gefahr haben die Häuser Koreas sehr primitive Thüren, indem dieselben nur aus einem mit Papier beklebten Rahmen bestehen.

Afrika.

— Die erste Theilstrecke der Bahn, welche Algerien und Tunesien zu verbinden bestimmt ist, von Tunes bis Teburba, ist am 24. Juni unter Feierlichkeiten eröffnet worden. Wie vielfach geglaubt wird, ist die Erbauung jener Bahn gewissermaßen ein einleitender Schritt zur vollständigen Annexion Tunesiens durch Frankreich.

— Dr. Schweinfurth hat in Gesellschaft des Dr. Spitta im Frühling dieses Jahres wiederum eine Forschungsreise in die Arabische Wüste unternommen. Nach einer 72 tägigen, sehr anstrengenden Wüstenreise ist er mit reicher Ausbeute an Versteinerungen, Mineralien und topographischen Aufnahmen, aber leider in etwas angegriffener Gesundheit am 14. Juni nach Cairo zurückgekehrt.

— Aus Rom wird vom 25. Mai geschrieben: Der Capitän Martini (s. „Globus" XXXIII, S. 158) steht im Begriff, sich wieder auf den Weg nach dem innern Afrika zu begeben, um sich seinen in Schoa weilenden Gefährten, Marchese Antinori, Chiarini und Cecchi anzuschließen und dort unter dem Schutze des für die Civilisation so empfänglichen Königs Menelek eine erste wissenschaftliche und gastliche Station für die Afrikareisenden zu gründen.

— Die afrikanische Expedition der Herren Gessi und Mattencci (s. „Globus" XXXII, S. 110, 350; XXXIII, S. 15), welche durch das Land der Amana-Neger nach Kaffa vordringen wollten, hat wegen des seitens dieser Bevölkerung beharrlich verweigerten Durchzugs den Rückweg antreten müssen und ist, wie aus einem von Mattencci bei dem afrikanischen Comité der Römischen Geographischen Gesellschaft eingelaufenen, vom 20. April dieses Jahres datirten Schreiben hervorgeht, worin derselbe seine wahrscheinliche demnächstige Rückkehr nach Europa ankündigt, als endgültig gescheitert zu betrachten.

— Am 14. Juni hat in London eine Versammlung derer, welche zum „African Exploration Fund" beigetragen haben, stattgefunden, um die Vorschläge eines Comites der dortigen geographischen Gesellschaft hinsichtlich der Verwendung der eingegangenen Gelder (im Ganzen wenig über 2000 Pfund, davon die Hälfte von der geographischen Gesellschaft) entgegenzunehmen. Da diese Mittel einstweilen nur beschränkte sind und es den leitenden Persönlichkeiten vor allem darauf ankommt, überhaupt einen wenn auch nur be-

scheidenen Erfolg zu erzielen, um dadurch in weiteren Kreisen größeres Interesse und mehr Opferfreudigkeit zu erregen, so ist folgender Plan in Vorschlag gebracht und einstimmig angenommen worden: Die kleine Expedition, welche unter dem Befehle von Mr. Keith Johnston stehen und England im kommenden October verlassen soll, erhält den Auftrag, das Gebiet zwischen Dar-es-Salaam (wenige Miles südlich von Zanzibar) und dem nördlichen Ende des Nyassa-Sees zu erforschen. Denn diese Gegend ist nicht nur, wie wir aus Cotterill's Berichten (s. „Globus" XXXIII, S. 344) wissen, durch die Großartigkeit ihrer physikalischen Erscheinungen anziehend, sondern verheißt auch Entdeckungen von geographischer Wichtigkeit und hat ein praktisches Interesse für die Frage wegen der besten Handelsstraßen nach der innerafrikanischen Seenregion. Erreicht die Expedition den Nyassa-See, welcher circa 350 engl. Miles von Dar-es-Salaam entfernt ist, so soll sie von dort nach dem noch circa 190 Miles entfernten Südende des Tanganyika-Sees vorzudringen und den Rückweg wenn möglich am Lufidschi-Flusse hinab zu nehmen suchen. Um Innerafrika zu erschließen, meint das Comite, bedarf es stetiger, fortschreitender Arbeit; man soll anfangs nicht zu ehrgeizig sein und nicht über die wirklichen Erfordernisse des Handels und der Civilisirung, für welche geographische Erforschung die Pionnierarbeit verrichtet, hinausgehen. Ein zweiter Vorschlag, der aber einstweilen zurückgestellt worden ist, weil er größere Mittel in Anspruch nimmt, geht dahin, etwa von Mombasa aus über den Schneeberg Kenia das südliche Ufer des Victoria Nyanza zu erreichen, ein Plan, den unser J. M. Hildebrandt wenigstens theilweise auszuführen entschlossen war, der aber bekanntlich an der feindseligen Haltung der Eingeborenen scheiterte.

— Eine Gesellschaft von vier Männern, Pearson, Litchfield, Hall und der Mediciner Felkin, hat am 8. Mai England verlassen, um die Expedition der Church Missionary Society am Victoria Nyanza, welche durch den Tod von Mr. John Smith und die Ermordung von G. Shergold Smith und Thomas O'Neill (s. „Globus" XXXIII, S. 365 und 384) so schwere Verluste erlitten hat, zu ergänzen oder besser zu ersetzen. Dieselben gehen über Suakin nach Berber am Nil und Chartum und von dort unter Gordon-Pascha's Schutz über Gondokoro und die ägyptischen Militärstationen nach Mtesa's Reiche Uganda, wo Gordon in der Person des Dr. Emin Effendi (alias Schnitzler; s. vorigen Band, S. 352) einen Agenten unterhält. Inzwischen aber scheint die anfangs den Missionären so freundliche Stimmung am Hofe Mtesa's einen Umschlag erlitten zu haben, wahrscheinlich in Folge der drohenden Haltung und der Annexionsgelüste Aegyptens. Darum erhielt der letzte Missionär am Victoria Nyanza, Mr. Wilson, auch sofort den gewünschten Urlaub von Mtesa, fuhr über den See zurück und begab sich nach Unyanyembe, um sich mit den anderen Missionären seiner Gesellschaft, die in Zwischenräumen auf der Strecke von Zanzibar bis zum Victoria Nyanza stationirt sind, zu vereinigen.

— Wie „The Athenäum" meldet, hofft G. Rohlfs im kommenden Jahre wiederum nach Afrika zu gehen, aber nicht, wie anfangs verlautete, nach der Libyschen Wüste, sondern am Schari aufwärts nach dem unbekannten Gebiete zwischen diesem Flusse, dem Benue und Ogowe. Tripolis bleibt sein Ausgangspunkt, weil er mit diesem Theile Afrikas am besten bekannt ist und dort am leichtesten zuverlässige Diener miethen und gute Lastthiere kaufen kann. Zuerst beabsichtigt er, rasch die Sahara auf dem Wege über Kufara zu durchziehen, ein Marsch, der dazu dienen soll, die Constitution seiner Begleiter, zwölf Europäer und hundert Eingeborener, zu kräftigen. Projectirt ist die Anfertigung von Karren, deren Kasten zusammenzuschrauben gehen, um dann als Boote zu dienen. Die Kosten der Expedition werden auf 140 000 Mark geschätzt, wozu die Deutsche Afrikanische Gesellschaft voraussichtlich 50 000 Mark beitragen wird, d. h. die eine Hälfte des ihr unlängst vom Reichstage bewilligten Zuschusses.

— Der bisher ausschließlich auf den Orient beschränkte Anbau des Mohnes zur Opiumbereitung findet jetzt auch in lohnender Weise in Ostafrika statt. Eine Gesellschaft hat sich zu diesem Zwecke mit einem Capitale von 178 000 Pf. St. in Mozambique gebildet, hat von der portugiesischen Regierung 50 000 Acres unbebauten Landes angewiesen erhalten und den besten Samen aus Malwa kommen lassen. Sie hat außerdem das ausschließliche Recht, 12 Jahre lang Opium steuerfrei bei sämmtlichen Zollämtern der Provinz auszuführen. Die Mohnpflanzen sollen „Nature" zufolge gut gedeihen und das Product den besten Opium Indiens an Größe übertreffen.

— Hermann Soyaux, der Botaniker der deutschen Loango-Expedition, wird in diesem Sommer im Auftrage des Hamburger Hauses Wörmann sich wiederum nach dem äquatorialen Westafrika begeben, um die Gebiete des Gabun und Ogowe in naturwissenschaftlicher Hinsicht zu durchforschen und Versuche mit Pflanzungen zu machen. Ein Werk über seine Reisen in Loango und Angola soll bei Brockhaus erscheinen.

Brehm's Thierleben.

Eine längst mit Spannung erwartete Abtheilung von „Brehm's Thierleben" (Verlag des Bibliographischen Instituts in Leipzig): die Niederen Thiere, von Professor Oscar Schmidt in Straßburg, ist jetzt in der zweiten, umgearbeiteten Auflage zum Abschluß gebracht und muß als eine Glanzpartie dieses classischen Werkes bezeichnet werden.

Gerade auf dem Gebiete der niederen Lebewesen bewegt sich die Forschung, angeregt durch die Ideen Darwin's, Häckel's und anderer Koryphäen der Entwickelungstheorie, in neuester Zeit so umgestaltend wie auf keinem andern. Durch die neu eröffneten zoologischen Stationen zu Neapel, Triest 2c. wurden dem Forscher zudem Beobachtungsgebiete erschlossen, die bisher so gut wie nicht vorhanden waren. Die Resultate sind bekanntlich von der weittragendsten Bedeutung und mußten auch der Schmidt'schen Darstellung in „Brehm's Thierleben" ihren Stempel aufdrücken. Seine ebenso umfassenden wie erfolgreichen Studien gerade in diesem populären Werke niedergelegt und so zum Gemeingut gemacht zu haben, ist ein Verdienst Oscar Schmidt's, das in hohem Grade anerkannt werden muß.

Auch mit Bezug auf die außerordentlich reichhaltige Illustration ist dieser Band geradezu epochemachend zu nennen. Freilich konnte eine so außergewöhnliche Leistung nur durch außergewöhnliche Mittel erzielt werden. Die Schwierigkeiten in der Beschaffung wirklich wahrheitsgetreuer Abbildungen dieses eigenthümlichen Thierkreises kennt nur der Fachmann; ihre Ueberwindung ist hier in bewunderswerther Weise gelungen. Wie früher an zahlreichen anderen Küsten europäischer Meere, so neuerdings in dem Aquarium zu Neapel während zweier Winter lag der Verfasser speciellen Studien für dies Werk ob. Gleichzeitig wurden dort auch unter seiner wissenschaftlichen Leitung künstlerische Beobachtungen angestellt, die es ermöglichten, dem Buch eine Reihe von Thierbildern einzuverleiben, die hier überhaupt zum erstenmal zu finden sind, während andere durch neue, richtigere Auffassung und unmittelbar der Natur abgelauschte Bewegung alles bisher Dagewesene übertreffen.

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 13, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band XXXIV. № 4.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
Begründet von Karl Andree.
In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von
Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1878.

Von Sir Forsyth's Gesandtschaftsreise nach Kaschgar.

I.

Seit dem fünfundzwanzigsten Bande hat diese Zeitschrift eine ganze Reihe eingehender Aufsätze über die in der Ueberschrift genannte großartige Expedition gebracht (s. XXV, S. 282 und 298, XXVI, S. 218, 230, 281, und Emil Schlagintweit's Arbeit über die Völker Ost-Turkistans, XXXI, S. 236, 251 und 263; letztere nach dem großen officiellen Quellenwerk gearbeitet, welches nur in wenigen Exemplaren in Deutschland vorhanden ist). Erst jetzt aber ist es möglich, unseren Lesern eine Reihe von Holzschnitten vorzulegen, welche die Natur und die Bewohner jenes merkwürdigen Landes vortrefflich illustriren; dieselben verlieren dadurch nicht an Werth, daß seit ihrem Entstehen die politischen Verhältnisse Ost-Turkistans sich vollständig geändert haben, und augenblicklich die siegreiche chinesische Soldateska mit Morden und Sengen das Land in eine Wüstenei zu verwandeln sich bestrebt. Manches von dem, was diese Bilder vor Augen führen, mag darum aufgehört haben zu existiren; um so höher aber ist es anzuschlagen, daß sie uns eine Vorstellung von dem Zustande des Landes in jener kurzen Epoche geben, wo es einem nationalen mohammedanischen Herrscher gehorchte.

Gegen Ende des Jahres 1873 schickte, wie bekannt, die englische Regierung an Jakub-Beg, den Emir von Ost-Turkistan, behufs Abschließung eines von diesem gewünschten Handelsvertrages eine Gesandtschaft, an deren Spitze Sir Douglas Forsyth stand, welcher das Land schon bei einer frühern Gelegenheit im Jahre 1870 kennen gelernt hatte. Ihn begleiteten der Oberst T. E. Gordon, die Hauptleute Trotter, Biddulph und Chapman, Dr. Bellew als Arzt und Ethnograph, der Geolog Dr. Stoliczka, schließlich der Topograph Abdul Sabhan mit sieben im Vermessen geübten Panditen. Chapman diente als Secretär. Briefe, welche letzterer an seine Verwandten in England richtete, liegen der nachfolgenden Darstellung zu Grunde, den Bildern die Photographien und Aquarellen desselben Offiziers. Die Schilderung wurde aus Oberst Gordon's Buche „The Roof of the World" (Das Dach der Welt) ergänzt; die Briefe beginnen mit dem Augenblicke, wo die englische Gesandtschaft im Begriffe stand, Srinagar, die Hauptstadt des England tributären Königreiches Kaschmir, zu verlassen.

4. September 1873. Nun sind wir unterwegs — schreibt Chapman — und ich kann mein Tagebuch in Angriff nehmen. Ich bin entzückt darüber und spüre mit Vergnügen die Müdigkeit, welche der erste Ritt von zwanzig englischen Meilen mir verursacht. Ich habe vier Leute zu meiner Bedienung: Gulan Husein, aus Kabul stammend, der Persisch spricht, ein wilder Bursche, der sich ein wenig um alles kümmern soll; Dschora Bay aus Patha, der seine heimische Sprache redet und durchaus das Benehmen eines hochgestellten Kriegers besitzt, nichtsdestoweniger aber meine Stiefel wichsen, bei Tisch aufwarten, die Packthiere beladen und ähnliche Arbeiten verrichten wird; als dritten Hadschi Choda von Jarkand, der Türkisch spricht, aus Mekka zurückkehrt und sich für einen Heiligen hält; ihm ist die Besorgung meines braunen Ponys anvertraut, und schließlich den Hindu Nainalud, der hindustanisch redet und meinen weißen Pony „Magdala" unter sich hat. Als Secretär der Gesandtschaft habe ich 14 Maulthiere, welche außer meinem Gepäck noch das Archiv, die Bibliothek und die photographischen Apparate zu tragen haben.

Wir ziehen jetzt nach Soria Mag oder der goldenen Ebene, welche wir in zwei Tagen erreichen sollen. Von derjenigen Seite, wo wir uns ihr nähern, ist sie vielmehr ein Gebirge und zwar ein Gebirge mit höchst steilem Zugange. Sonst ist die Gegend wegen ihrer goldgelben Blumen, ihrer grasbedeckten Abhänge, ihrer Gletscher und anderer Naturschönheiten berühmt, nicht zu gedenken der Bären, Steinböcke und Rebhühner. Auf dieser Reise werden, wie man uns sagt, die warmen Ueberröcke plötzlich beliebt werden, und in der Nacht, wo wir den Paß überschreiten, soll sogar vor dem gemeinsamen Zelte ein mächtiges Feuer brennen. (Srinagar liegt nämlich 1607 Meter hoch, der Zodschila-Paß — z wie weiches s zu sprechen — aber schon 3630 Meter oder 11 900 engl. Fuß.)

10. September. Wir haben das reizendste Thal von ganz Kaschmir hinter uns (es ist das des Sind gemeint, der durch den See von Kaschmir in den Dschilam mündet). Am Sonnabend lagerten wir an einer Stelle, „die vier Thürme" genannt, weil sie ringsum von vier phantastisch geformten Bergspitzen eingeschlossen ist, deren vom Wetter zerrissene Schroffen an Festungszinnen erinnern.

Am Sonntag lagerten wir unterhalb des Zodschila-Passes und hatten im gemeinsamen Zelte, wo auch die Mahlzeiten stattfinden, Gottesdienst. Tags darauf wurde der Paß überschritten; von seinem höchsten Punkte aus konnten wir die Wasserscheide weithin verfolgen, von wo die Bäche einerseits zum Indus, andererseits zum Dschilam abströmen.

Lager der Expedition in Kaschmir. (Nach einer Photographie Chapman's.)

Die Straße, welche wir ziehen, ist wie gewöhnlich außerordentlich schwierig; man hat sie aber unseretwegen ausgebessert. Zur Winterszeit geht man im Bette des Baches, der alsdann gefroren und mit Schnee überdeckt ist; im Mai aber wäre das wegen der Lawinen zu gefährlich und man muß seinen Weg dann auf den Abhängen entlang wählen. Eines von unseren Thieren stürzte mit zwei Fäßchen Branntwein; das Maulthier konnte gerettet werden, aber der Inhalt der Fäßchen war leider dahin. „Was uns auf diesem Marsche am meisten auffällt, ist die Fülle und Mannigfaltigkeit der Blumen, welche diesen Theil Kaschmirs in unglaublicher Ueppigkeit bedecken. Am ausdauerndsten ist unser ständiger Begleiter, die Butterblume; sie verläßt uns erst in dem Augenblicke, wo wir die Paßschlucht betreten. Sofort ändert sich das Aussehen der Umgebung: die Vegetation verschwindet bis auf einige dürftige, verkrüppelte Weiden und Birken und die Felsen gewähren einen ganz andern Anblick. Ringsum ließen Murmelthiere ihr Pfeifen hören, ohne daß es uns möglich war, ein einziges zu sehen, geschweige denn zum Schusse zu bekommen. Gegen 11 Uhr fing die Kälte an, sich bemerklich zu machen; von einem nahen Gletscher kam ein heftiger Luftstrom herab und rief uns den Wechsel des Klimas ins Gedächtniß. Wir brauchten mehrere Tage, um uns daran zu gewöhnen und uns von der ersten Unbehaglichkeit zu erholen. In Matadschan wurde in einer Höhe von circa 11 000 Fuß (3350 Meter) gelagert.

Dras (10 144 Fuß = 3093 Meter), wo wir am 10. September übernachteten, liegt in einer hübschen kleinen Oase, wo sich die Bäume nach Kräften entwickelt haben;

Das Kloster Lama-Zurn. (Nach einer Photographie Chapman's.)

selbst eine Pappelart kommt dort fort. Im Ganzen aber ist das Thal doch trostlos öde und unfruchtbar. Der gleichnamige Bach friert im Winter vollständig zu. Jetzt aber sind die Weiden von zahlreichen Ponies belebt. Heute (10. September) Morgens sahen wir neben dem Wege zwei jener großen buddhistischen Steine mit Bildhauerarbeit, welche hier Deos genannt werden und, wie alles in diesen Einöden, von feierlicher Großartigkeit sind.

Am 15. werden wir ein tibetisches Kloster erreichen; wir sind zwar noch nicht im Lande der Lamas, sind aber nicht mehr weit davon. Ich rechne darauf, interessante photographische Aufnahmen machen zu können, wenn mich mein Collodium, das mir in diesen Hochregionen schon manchen Streich gespielt hat, nicht im Stich läßt.

Eben kommt folgende Depesche des Maharadscha an Mr. Forsyth an: „Da heute in Kaschmir ein sehr kalter Wind weht, bin ich wegen eueres Marsches über den Zodschila in großer Unruhe und bitte euch, mich euere glückliche Ankunft wissen zu lassen." Diese Fürsorge machte uns lachen.

Lager von Schergol und Karbu, 14. September. Wir haben in Kargil (am Suru, einem rechten Zuflusse des Dras) einen Ruhetag gemacht, den ich gut ausgenutzt habe. Frühmorgens schon hatte ich meinen Apparat hergerichtet, habe mehrere Gruppen von Männern und Frauen aufgenommen und die Negative sofort zurückgesendet. Morgen gehe ich nach dem berühmten buddhistischen Kloster Lama-Zuru, etwa 12 Meilen von hier.

Noch vor Kurzem war das ganze Thal, wo wir uns im

Palast und Bazar in Leh. (Nach einer Photographie Chapman's.)

Augenblicke befinden, von Lamas besetzt; noch sieht man ihre Behausungen auf den Höhen und einzelnen Felsen, wo sie einen malerischen Anblick gewähren. Wenn ihr Begehren, die Welt zu fliehen, keinen andern Nutzen gestiftet hat, so doch wenigstens den, daß es dieser Landschaft, welche sonst von unsagbarer Oede wäre, durch die eigenthümlichen kleinen Häuschen Leben und Interesse verliehen hat. Buddhistische Tschoktens und Topes finden sich gleichfalls ab und zu; manche von diesen Grabmälern gleichen durchaus niedlichen Hundehütten, die man auf die Hausdächer gesetzt. Es sind diese Baulichkeiten übrigens mehr Erinnerungszeichen zu Ehren der Verstorbenen als Gräber, welche deren Reste umschließen; denn wenn hier jemand stirbt, so versammeln sich seine Freunde, zerbrechen dem Leichnam alle Knochen mit Stockschlägen und verbrennen ihn dann.

Die Topes werden von Gläubigen aus religiösem Enthusiasmus errichtet und der Gottheit geweiht; ebenso die maniphain. Letztere sind etwa 3 Fuß hoch, oben platt und von unbestimmbarer Länge; denn sie vergrößern sich mit der Zeit. Ihre ganze obere Fläche ist mit Steinen bedeckt, deren jeder die bekannte Inschrift: Om mani padme hum! trägt. (Vergl. R. Andree, Steinhaufen, Globus XXVII, S. 183, und Ethnographische Parallelen und Vergleiche, S. 46 bis 58.) Da jeder gute Buddhist links von jedem Tope oder Tschokten vorbeigeht, so sind auf beiden Seiten derselben ausgetretene Pfade vorhanden, für die, welche kommen, wie für die, welche gehen. Die Tschoktens sind mit einem in der Nähe anstehenden Gypse geweißt und strahlen im Sonnenschein einen blendenden Glanz aus. In diesem fruchtbaren Thale macht der Buddhismus und seine Monumente einen

Das buddhistische Kloster Hemis bei Leh. (Nach einer Zeichnung des Oberst Gordon.)

weit bessern Eindruck als in der traurigen Felsenschlucht des Dras.

Lama-Zurn, 15. September. Heute habe ich den ganzen Tag der Photographie gewidmet, und es ist mir gelungen, ein gutes Bild des Klosters (s. S. 51) herzustellen, aber unter welchen Unglücksfällen! Am Morgen lief das Maulthier mit dem Apparat in den Bach und warf die Kiste, worin er sich befand, um, so daß sie zerbrach. Glücklicherweise war drinnen nur eine einzige Flasche entzwei. Dann machte ich eine Aufnahme und freute mich schon über dieselbe, als ein ungeschickter Mensch mir das Bad umwarf. Trotzdem bewahre ich meine Munterkeit und meinen Appetit; von der Kälte habe ich nichts mehr zu leiden, trotzdem wir letzte Nacht in einer Höhe von 11 300 Fuß (3440 Meter) und die nächste noch höher zubringen.

Lager von Saspul, 19. September. Da der

Frauen aus Leh. (Nach einer Photographie Chapman's.)

Wind zu heftig war, um zu photographiren, habe ich einige Lamas nach der Natur abgezeichnet; leider aber bleibt mir für solche Dinge wenig Zeit. Denn ich muß die Ausgaben überwachen und zahlreiche Briefe schreiben, die ich wegen ihres vertraulichen Inhalts nicht einmal von meinem Schreiber copiren lassen kann. Hinter Lama-Zurn sind wir in das Thal des Indus hinabgestiegen und haben denselben in Kulsi, wo die Straße durch ein Fort führt, überschritten. Ein öderes Thal als dort kann man sich kaum vorstellen: die Berge steigen zu beiden Seiten fast senkrecht auf und die wenigen Dörfer liegen auf Geröllanspülungen, welche vom Flusse oder von der Schneeschmelze an ihren Ort getragen worden sind. Unser eigenes Lager liegt inmitten eines Steinhaufens. Während wir uns hier befinden, überrascht uns ein heftiger Regen, und alsbald sehen wir auch Felsblöcke und Steine von den Abhängen sich loslösen und pfeilgeschwind dem Wasser zurollen.

Mimmu, 19. September. Heute Morgen ist Mr.

Johnston zu uns gestoßen, welcher, früher in englischen Diensten, jetzt in denen des Maharadscha von Ladak steht. Er hat uns vom Winter in diesen Gegenden erzählt. Die Luft ist hier oben bei hohen Kältegraden so dünn, daß es fast unmöglich ist, Feuer anzumachen, weil nicht genug Sauerstoff vorhanden ist. Um sich zu erwärmen, muß man ein Geschirr voll Wasser aufs Feuer setzen; indem dasselbe beständig siedet, entwickelt es Dampf, welcher den Luftmangel ersetzt und den menschlichen Lungen zu Hülfe kommt. Alles, was man von der Kälte hier erzählen hört, erinnert an das arktische Gebiet. Unsere Reise freilich geht mit solchem Comfort vor sich und wird so umsichtig geleitet, daß man von irgend welchen Leiden nicht reden kann.

Einer unserer Gefährten, Dr. Bellew, verwendet täglich mehrere Stunden darauf, Wörter aufzuschreiben, welche ihm ein zu seinen Füßen sitzender Eingeborener vorspricht. Es sind das Vorarbeiten zu einem ladakischen Wörterbuche. Ich für meine Person habe bei meinen photographischen Aufnahmen viel Glück und habe vortreffliche Platten erhalten. Von Jarkand haben wir gute Nachrichten; ein glänzender Empfang steht uns dort in Aussicht. Der Atalik hat allen seinen Untergebenen befohlen, „ihre Leiber zum Teppich zu machen, um unsern Einzug in die Hauptstadt zu erleichtern," wie der officielle Bericht, den wir empfangen haben, lautet. Und in der That giebt es eine Wegstrecke, wo dieser Befehl nicht ganz unnütz wäre oder wenigstens nicht durchaus Metapher bleiben sollte. Denn an der andern Seite des Sasser-Passes soll streckenweise das blanke Eis den Weg bedecken, so daß Fürsorge getroffen werden muß, daß alle unsere Lastthiere mit ihrer kostbaren Ladung gefahrlos dort passiren können.

Einige wilde Schafe, Schapus genannt, haben wir zu Gesichte bekommen; aber an Jagd darauf ist nicht zu denken. Wenn man wie wir in Colonne marschirt, fliehen sie, ehe man zum Schusse kommen kann. Die Gegenden, welche wir durchzogen haben, sind ziemlich einförmig; nur die Dörfer sind hübsch, weil sie freundliche Haine von Pappeln und Weiden umgeben. Ueberall stehen Tschoktens der verschiedensten Form. Es scheint, daß seit Jahrhunderten Jedermanns hauptsächlichster Gedanke darauf gerichtet gewesen ist, wie es wohl anzustellen sei, daß seine Gebeine dermaleinst von einem größern Grabmal bedeckt würden als die seines Nächsten.

Ein Buch, welches sich in unserm Lager großer Beliebtheit erfreut, ist Tyndall's Transformationen des Wassers. Dank ihm vermögen wir einen Theil der Phänomene, die uns umgeben, zu verstehen. Wenn man so wie wir sich in Gebieten befindet, wo die Erdkruste die seltsamsten Umwälzungen durchgemacht hat, so gewährt es eine große Befriedigung, dieselben zu begreifen; aber trotzdem fühlt man hier mehr als jemals, daß der Mensch nur ein elend kleines Geschöpf ist.

21. September. Ein sehr frühzeitiger Aufbruch hat uns gestattet, heute einen Geschwindmarsch von 18 (engl.) Meilen zurückzulegen. Wir haben dabei eine große Hochebene überschritten, von wo aus wir deutlich die seit einigen Tagen schon sichtbaren Granitberge überschauten. Dabei blieb der Indus rechts von uns im Thal; später erreichten wir ihn wieder, nur einige hundert Fuß höher. (Diese Wegstrecke liegt zwischen Snemo und Leh.) Ein schönes Kloster unterwegs erinnerte an die Schlösser am Rhein, nur daß die Berge im Hintergrunde mit ewigem Schnee bedeckt sind. Man möchte glauben, daß ein so malerisches, imposantes Gebäude von gelehrten Mönchen oder reichen Aebten bewohnt sei; aber solche Illusionen verschwinden, wenn die Lamas von oben sich glückwünschend dem Reisenden nahen und auf den sonderbarsten Instrumenten ein Concert vollführen.

In Leh, der Hauptstadt von Ladak, trafen wir den Handelsagenten Mr. Shaw, der, ursprünglich Theepflanzer in Kungra, 1869 seine bekannte Reise nach Ostturkestan ausgeführt und in seinem Werke High Tatary, Jarkand and Kashgar beschrieben hat. Dieses Zusammentreffen war für uns in jeder Hinsicht angenehm, weil unser Landsmann uns über alles, was das Ziel unserer Reise betrifft, die genauesten Mittheilungen machte. Zu dem Entschlusse, dauernd in solcher Gegend zu leben, gehört die äußerste Thatkraft; wir persönlich sind ihm zu größter Dankbarkeit verpflichtet, weil er unsere Verbindung mit Indien vermittelt und aufrecht erhält. Denn vor uns liegt nun das Karakorum-Gebirge, und der Verkehr mit der Heimath wird schwierig, obwohl zwischen Ostturkestan und Indien ein regelmäßiger Postdienst besteht: in gewissen Abständen sind Leute aufgestellt, welche sich die Depeschen vom einen zum andern übermitteln.

In Leh mußten wir volle acht Tage verweilen, um die Organisation unserer Karawane nochmals einer genauen Revision zu unterziehen, damit wir später im Hochgebirge nicht in Verlegenheit gerathen. Dieser lange Aufenthalt war aber nicht ohne Interesse. Die 11 280 Fuß (3434 Meter) hoch gelegene Stadt wird von dem Palaste ihrer alten Könige überragt, einem ausgedehnten, wirr durch einander gebauten Schlosse, an dessen Fuße sich die neue Stadt mit ihrem großen und wichtigen Bazare ausdehnt. Die erste Stelle aber unter den Sehenswürdigkeiten in und um Leh nimmt das Kloster Hemis, 22 engl. Meilen von der Stadt, ein, wohin wir einen Ausflug unternahmen. Es ist das eine der reichsten Lamasereien der ganzen Provinz. Längs des ganzen Weges dorthin zogen sich Wohnungen von Lamas und Tschoktens zu Ehren Verstorbener hin, oft auf den schroffsten Felsen in malerischer Lage. Das Kloster selbst liegt auf einem Felsen, der den Eingang einer engen Schlucht überragt; zu seinen Füßen sieht man dichte Weidengehölze und Getreidefelder. Man glaubt ein verzaubertes Schloß zu betreten; aber leider sind die Lamas, welche es bewohnen, nicht interessanter als diejenigen der umliegenden Gebiete. In ihren Antworten waren sie so unintelligent wie nur möglich; selbst von ihrer eigenen Geschichte wissen sie nichts und eben so wenig von dem Ursprung ihrer Ceremonien: Alles, was sie besitzen, rührt nach ihrem Glauben von dem Gründer ihres Klosters her.

Uns zu Ehren sollte eine große Maskerade stattfinden; darin besteht ihre Weise, ihren Besuchern ein Fest zu geben. So wie man uns benachrichtigte, daß die handelnden Personen bereit seien, begaben wir uns in den Hof des Klosters, um dort einem Schauspiele beizuwohnen, welches selbst in Europa eine Menge Schaulustiger anlocken würde. Zuerst führte man uns in die Kleiderkammer, welche nichts mehr und nichts weniger als die Hauptcapelle Buddha's war. Sie war mit alter grüner Seide ausgeschlagen; die sie schmückenden Laternen und Banner trugen Porträts von Göttern und heilig gesprochenen Lamas. Die dort aufbewahrten Costüme waren in der That sehr reich, die Masken überaus grotesk; letztere stellten Thiere, gehörnte Teufel, Kobolde u. s. w. dar; kurz eine wahre Garderobe für ein Theater, das Zauberpossen aufführt.

Etwa 60 Personen nahmen an der Maskerade Theil; zu zwölf und zwölf traten sie nach einander in den Hof ein und tanzten nach einem gewissen Rhythmus herum. Je mehr ihrer wurden, desto schneller spielte die Musik, bis schließlich das Durcheinanderwirbeln der prächtig bunten Gewänder den beweglichen Figuren eines Kaleidoskops glich — ein höchst unterhaltendes Schauspiel. Als der Tanz beendet war, leg-

ten die Theilnehmer ihre Costüme ab und wieder füllten sie in düsteren Gruppen den Hof; die ernste Farbe ihrer Gewänder ließ sie zugleich feierlich und stupide erscheinen. Der Gegensatz zwischen ihrem jetzigen ernsten Benehmen und dem Eifer, mit welchem sie eben erst als Teufel und mehr oder weniger burleske Götter aufgetreten waren, war auffallend genug.

Nach dieser Vorstellung besichtigten wir das Kloster im Einzelnen und wanderten von einem zum andern Altare. Jede der sieben Capellen enthielt Statuen von Buddha und von verstorbenen Lamas, denen alltäglich Opfer von Nüssen und Reis hingesetzt werden, während in einer kupfernen Lampe ein Docht brennt. An manchen Wänden sind Lamas mit drei Augen, Götzen mit vier Händen u. s. w. angemalt, wie in anderen Klöstern auch. Das Merkwürdigste in Hemis ist eben der Geschmack der traurigen Insassen für theatralische Darstellungen.

Aus und über Arabien.

Von **A. Zehme** in Frankfurt a. d. O.

V.

Der Islam ist aus dem russisch-türkischen Kriege ersichtlich ungeschwächt hervorgegangen. Christliche Interessen sollten zwar das wichtigste Motiv des russischen Angriffs abgegeben haben; da aber dieser Botschaft der Glaube hartnäckig versagt wurde, so hat man russischerseits weiter keinen Werth auf die Erhaltung der Illusion gelegt und die Sache schließlich als das behandelt, was sie ist, als eine politische Machtfrage. In diesem Stadium einer Frage ohne gesicherte Antwort befindet sich trotz des blutigen Krieges die Zukunft des Osmanenstaates noch immer. Und so ist denn auch die Zugehörigkeit der von den Türken in Besitz genommenen Küstenstriche Arabiens zunächst ungeändert. Wie lange — wer weiß es? Ich betone immer wieder Küstenstriche. Denn wie schmal der Wirkungsbezirk der Türken in Arabien ist, ergiebt sich am besten aus dem nun wieder fünf Jahre währenden Mangel an irgend welcher ernsthaften Nachricht über Central-Arabien. Hätten die Türken dergleichen zu geben, so wüßten wir sie. Es bleibt eben eine der schwereren Aufgaben für die europäische Wissenschaft, von Schammar oder Asir oder el-Hasa aus Nedsched zu erreichen.

Was ich heute mitzutheilen habe, bezieht sich lediglich auf den Südwesten der Halbinsel. Halevy hat wieder ein Stück des Berichtes über seine jemenische Wanderung vom mittlern Dschôf nach Nedschran veröffentlicht und zwar über die Oase Chab. Er betrat die brunnenbewässerte Hochebene im Mai 1870 von dem Beled Hamdan — das ist eben der mittlere Dschôf — aus, einer Landschaft mit wesentlichem Wüstencharakter. Die Ortschaften, deren Namen ich in „Arabien und die Araber" S. 402 verzeichnet habe, darunter die wichtigeren el-Mikar, el-Machdschil, machten einen wohnlichen Eindruck. Gutbestandene Felder zogen sich am Fuße der Berge hin und die in gehörige Brunnen gefaßten Quellen, hier die einzige Möglichkeit der Bewässerung, waren verständig vertheilt. So erfreute denn auch das Auge sich an Reihen von Obstbäumen und bei den Lehmhäusern fehlte es nicht an Küchengewächsen. Es ist eben besseres Land als die Wüste. Die Wohlhabenden sind hier die Dsu-Hosein; ihre größeren Besitzungen sollten sie in Süd-Jemen haben, so einige Familien aus Machdschil dergleichen bei dem bekannten Taiz, bei Kateba und Abian. Ueber Kateba und Abian habe ich seinerzeit im genannten Buche nach v. Maltzan's Hörensagen berichtet. Weiter unten werden wir einen neuen, um die Erforschung dieses Landgebietes verdienten Reisenden, und zwar einen Augenzeugen, kennen lernen. Maltzan spricht übrigens bei Kateba von den Dsu-Mohammed als den Eroberern, was demnach auf die gemeinsame Action der beiden kriegerischen Stämme schließen läßt. Auch in diesen Blättern habe ich schon gelegentlich mitgetheilt, daß sie die tapferen Vertreter der Zeiditen-Secte sind, ihrer Meinung nach an muslimischer Rechtgläubigkeit den vier bekannten gleichstehend, mit leisen schiitischen Anklängen.

Die Juden in dem weltabgelegenen Machdschil, alle Lesens und Schreibens kundig, empfingen Halevy, ihren vermeintlich jerusalemischen Glaubensgenossen, mit rührender Herzlichkeit. Sie thaten alles, um ihm die gefährliche Wanderung nach und in dem schleierhaften Nedschran auszureden, und als das fruchtlos blieb, doch so gut als möglich zu erleichtern. So begann denn von Neuem am 25. Mai die Wüstenreise im Zickzack von der Hoch-Oase hinunter in die volle brennende öde Sandfläche.

Reichlicher an Umfang als diese tropfenweisen Mittheilungen des französischen Gelehrten sind die Nachrichten eines neuen italienischen Arabia-Reisenden, Renzo Manzoni, über seine Wanderung von Aden nach Sanaa, 20. September bis 15. October 1877, eine Entfernung von 244,7 italienischen Millien, also etwa 61 deutschen Meilen oder 458 Kilometer, veröffentlicht in den Heften 7 und 8 des Esploratore (Milano 1878) unter dem Titel Viaggio d'Esplorazione nell' Yemen und begleitet von einer Itinerarkarte. Die wissenschaftliche Vorbereitung Manzoni's weist insofern eine große Lücke auf, als er Maltzan's Süd-Arabien wenig zu kennen scheint. Und doch mußte das gerade für seinen Weg das höchste Interesse haben; galt es ja, Maltzan's mühselig gesammelte Nachrichten zu bestätigen oder zu berichtigen.

Die Hauptstationen sind Aden, Schêch Othman (4,6 Millien), La Hag (auffälliger Irrthum für Lahedsch in einem Worte! 18 M.), Zeida (27,65), Nakil el-Choreiba (76,5), Ghelile (81), Kataba (91,5), Azar (104,1), Sobe (126,1), Sedda (142,7), Jerim (162,45), Dhamar (184,45), Maber (199,7), Walan (219,7), Sanaa (244,7).

Was den Werth der Manzonischen Reise betrifft, so dürfen wir ihn immerhin nicht zu gering anschlagen. Mir ist nicht bekannt, daß seit unserm in Jemen verschollenen Landsmann Seetzen ein Mann europäischer Bildung die Strecke von Aden nach Sanaa oder, wie Seetzen 1810, umgekehrt gezogen wäre. Seetzen's Stationen wissen wir; auch sein Weg führte über Dhamar, Jerim, aber dann nach Taiz, also westlicher als derjenige Manzoni's. — Der Schreibung der arabischen Namen bei dem Italiener muß man in mehr als einem Falle Zweifel entgegensetzen. Soweit ich vermag, würde ich schon hier die richtigen Formen zu geben versuchen,

wenn ich mich der üblichen Transscriptionslettern bedienen könnte. So begnüge ich mich, hier und da, wie oben bei La Hag, einiges ganz Auffällige richtig zu stellen.

Es ist begreiflich, daß, je näher wir mit Manzoni den beiden Endpunkten, Aden und Sanaa, kommen, wir desto mehr schon Bekanntes hören. Von Aden aus sind wir bis Lahedsch durch Wellsted und Maltzan gut genug unterrichtet. Vor Sanaa hört die terra incognita für uns in Jerim auf; seit Niebuhr kennen wir von hier an bis zu der uralten Hauptstadt des jemenischen Berglandes durch eine Reihe von Beobachtern Land und Leute ziemlich genau. Am meisten wird es aber interessiren, das Zwischenliegende, was Maltzan in seinem so zu sagen adenischen Nachrichtenbüreau (s. „Globus“ XXIX, 294) erkundet hatte, bei Manzoni zum Theil wiederzuerkennen. Es wird nun erst für uns lebendig und rückt in seine natürliche Beleuchtung; und diese Beleuchtung fällt wesentlich auf weltverlassene Stellen. Uebrigens aber macht der neue Bericht trotz der persönlichen Beobachtung immerhin im Verhältniß zu der ersichtlich bedeutendern Kenntniß des deutschen Reisenden einen dürftigen Eindruck: Manzoni scheint hauptsächlich nur den schmalen Streifen seines Weges erkundet zu haben, ohne, was namentlich zu bedauern ist, sich über den nächsten Osten zu unterrichten. Selbst die Stämme, deren Gebiet er durchwandert, hat er nicht notirt.

Das Itinerar, wie langweilig auch, muß hier aufgeführt werden. Manzoni ging von Aden über Schêch Othman, Wadi el-Mabarrat (wohl Mub.), La Hag (also Lahedsch), schnitt Wadi el-Greil (also Gheil). Hier bestimmt er die Grenze des Sultanates von Lahedsch, tritt in das Sultanat Zeida, läßt Zeida östlich, Dâr Dschasem westlich, von welchem nordwestlich Dschebel Menif, nordöstlich Scharrar verzeichnet ist. Hier, 13° 20′ nördl. Br., schneidet er Wadi Menif und tritt aus dem Sultanat Zeida in das von Ftauba ein, läßt Dschebel Bubeiak westlich, erreicht 13° 30′ die Grenze des Sultanats Ftauba. Indem er Wadi Alup und Wadi el-Hardaba schneidet und in Wadi el-Chureiba, dessen Westrand Dschebel Sarzel ist, nördlich zieht, betritt er das türkische Gebiet über den Paß Nakil el-Chureiba (1220 m über Meer) und geht scharf westlich nach Ghelile (1325 m). Nordsüdliche Parallelketten sind nach Westen hin Dschebel Wara und Dschebel Ghehaff und an dessen Westrande Wadi el-Nakia. Ghelile liegt südlich von Dschebel Sauda, östlich zieht Dschebel Hed Schari (Schaheri?). Der Weg kreuzt die bergumkränzte Ebene Beled Schari und erreicht bei 13° 56′ Kataba. Von hier aus wird die Richtung N.-N.-W., zunächst freilich eine kleine Strecke Südwest, begleitet zur Rechten vom Dschebel Meris mit dem Berge Akkum. Da wo Wadi el-Nakia von Süden her mündet, wird die Richtung scharf N.-N.-W. und zwar über Dorf Azar (1570 m), zwischen Dschebel Amarat und Dschebel Eduma, im Wadi el-Andi, das mit einem Flußlaufe westlich an Dschebel el-Andi hinzieht. Ueber den Paß Nakil el-Hadda (2225 m) kommt der Reisende an Sobe und Nader vorbei durch Wadi el-Banna, das von Osten her zwischen Dschebel Magola und Dschebel el-Hammal mündet (es dürfte Maltzan's oft genanntes Wadi Bonna sein) nach Sedda (14° 19′ nördl. Br., 2075 m), bereits zum Kaimakamat von Jerim gehörig. Auf dem Gebirge hin führt der Weg über Suk Ftalufs (Thaluth?), Dschebel Ras Etla, die Pässe Nakil Akabet Tasch (2360 m) und Nakil Chubaa (2380 m), an den Dörfern Bêt Ubat, Arbat el-Gala, Dizaref Hasa nach Jerim (14° 25′; 2420 m) in Wadi el-Cha, das von Westen her durch Dschebel Harasuna begrenzt ist. Bei dem Paß Dasset Ali endigt der Bezirk von Jerim und es beginnt das Kaimakamat Dhamar (Manzoni schreibt irrig Dahmar) 14° 42′ nördl. Br. zwischen Dschebel el-Marsaba im Westen und Dschebel Duran im Osten. Am westlichen Bergrande liegen Ghefa, Marsaba, Ugama. Ueber Beled Dara führte der Weg zwischen den Dschebels Chadda im Westen und Dara im Osten (auf diesem der Berg Dschara) nach Maber, Das, Jakar, an dem steilen Kariet Aneghi vorbei und auf gut gepflasterter Straße über den Paß Nakil Lessel mit der alpinen Höhe von 2560 m (in den Alpen ist das Kloster des großen St. Bernhard 2500 m, Stilfser Joch 2800 m, während die Paßhöhen des Mont Cenis, Simplon, Gotthardt unter der Höhe des arabischen Passes bleiben) abwärts nach dem Gebirgsdörfchen Besett, überall zwischen Kleewiesen nach Ebthum Chidar und Walan, das noch 2260 m hoch liegt. Von hier wendet sich der Weg scharf N.-O. nach Sanaa.

Die Reise ging ohne andere Schwierigkeiten von Statten, als die, deren ein europäischer Wanderer in Arabien gewärtig sein muß. Zwar drohte wohl gelegentlich ein beduinischer Raubanfall, aber zum eigentlichen Ueberfall kam es nicht. Die Bewohner der Dörfer und Städte benahmen sich durchgängig der guten arabischen Tradition gemäß, also wahrhaft gastfrei, die türkischen Beamten außerordentlich zuvorkommend. Der Menschenschlag zeigte theilweis auffällig schöne Männer und Frauen. Daß die Gebirgswege schwierig und steinig waren, begreift sich; die Thäler erschienen gut bebaut, auch auf der Höhe Ackerbau bis über 2000 m. Der Jagd konnte Manzoni namentlich bei Ghelile obliegen. Vor allem machte Wadi Banna einen blühenden, obstreichen, dichtbevölkerten Eindruck, was mit Maltzan's Erzählung übereinstimmt, wofern sein Bonna identisch ist. Es würde dann bei Ras Seilan ins Meer münden, die östliche Grenze Süd-Jemens, 45° 25′ östl. v. Gr. Was den Pflanzenwuchs betrifft, so hat die Wasserlosigkeit des durchzogenen Gebietes zwerghafte Formen, so des Durra und Hafers, zur Folge, z. B. am Chubaa. Die Temperatur zu Sedda im Gebirge zeigte + 25° Maximum, + 11° C. Minimum, erstes Drittel des October. Die Folgen des starken Temperaturunterschiedes zwischen Aden und Sanaa für die Gesundheit bleiben dem Reisenden nicht erspart: Fieber, Durchfall, Husten. Deshalb haben die türkischen Militärärzte in Sanaa, meistens Griechen und Christen, viel zu thun. Daß die Juden in diesem Theile Arabiens zahlreich und friedlich unter den moslimischen Arabern bis auf gewisse Beschränkungen wohnen, bestätigt auch Manzoni.

In dem uns seit Niebuhr wohlbekannten Jerim mit 3000 Einwohnern fand der Reisende, wie vormals der treffliche Däne, ordentliche Steinhäuser und einen Bazar. Wegen Holzmangels heizte man mit getrocknetem Kuhdünger. In der Herberge, einem großen säulengestützten Raume, that der beste Kaffee, aus den kleinen Findschals getrunken, sehr wohl; war man doch zwischen 7000 und 8000 Fuß hoch! Die Frauen gingen hier wieder verschleiert. — Auch die andere Hochgebirgsstadt Dhamar, 5000 Einwohner, machte mit ihren Mauern, Thürmen und sechs Moskeen einen freundlichen Eindruck; Niebuhr beschrieb auch sie einst vortrefflich. In der Nähe des Hauptplatzes fand Manzoni lieux d'aisance, „cosa straordinaria e da far invidia alla capitale morale d'Italia“. Vor Dhamar überfiel den Reisenden ein tropischer Platzregen. In Beled Dschara begann wieder völliger Wassermangel; daher auch keine Dörfer, sondern nur Gruppen von 3 bis 4 Hütten. Maber allein hatte deren einige mehr, nämlich 20. Aus dem nahen Thale von Mehadschre kommt der Bach, welcher in Sanaa den von den Türken für Casernen und Hospitäler angelegten kleinen Aquäduct speist. In Sanaa selber fand Manzoni bei den türkischen Autoritäten, dem Generalgouverneur Mustafa Assim Pascha und dem Stadtcommandanten Ismail Haki Pascha, die ausgesuchtest aufmerksame Behandlung; beide

sprachen gut französisch. Ismail war in Paris militärisch gebildet, „un vrai gentilhomme“. Auf einem Gebäck, das man dem Italiener präsentirte, stand Evviva l'Italia! Den Toast auf Victor Emmanuel brachte der Gouverneur mit vollendeter Höflichkeit; Manzoni antwortete mit Wünschen für den Sieg der Türken über die Russen.

Zwischen Sanaa und Hodeida ist Telegraphenverbindung, ebendahin einmal in der Woche Post. Die Einwohnerzahl bestimmt Manzoni auf 15 000 incl. 2000 Soldaten. Die Lage ist 15° 15′ 30″ nördl., 44° 34′ östl. v. Gr. Temperatur-Maximum + 22° C., Medium + 11°. In der Nacht des 12. November waren + 9° C. In Bezug auf Cruttenden's Bericht über diesen Theil Jemens (1836) hat Manzoni, was Temperatur und Bewässerung betrifft, starke Ausstellungen zu machen. Die Herrlichkeit des Panoramas vom nahen Berge Lukuna aus (2670 m, über 8000 Fuß) rühmt er lebhaft; ich meine, das soll der bekannte Nokum sein. Am 22. November Nachmittags 2 Uhr stand hier das hunderttheilige Thermometer + 16°.

Wenn ich nun schließlich das von Manzoni gewonnene Material mit dem Maltzan'schen vergleiche, so finde ich etwa Folgendes erwähnenswerth: der durchzogene District würde dem Lande der Hauwaschib, der Amir, der Schaheri bei Maltzan entsprechen — bedauerlich, daß der Italiener sich darüber nicht gehörig unterrichtet zu haben scheint.

Das von ihm passirte Zeida nennt auch Maltzan die Grenzstadt von Lahedsch, halb dahin, halb zu Hauwaschib gehörig. Desgleichen ist ihm Dschebel Menif bekannt; da er dieses Gebirge im Osten des Hauwaschib-Landes ansetzt, Manzoni dagegen es im N.-W. seines Weges ließ, so folgt, daß ihn die Straße durch den Osten der Hauwaschib führte. — Kateba fand er im Besitze der Türken; Maltzan dagegen erfuhr noch 1870 über die Stadt, daß sie Sitz zweier Scheichs sei, 3000 Einwohner, 100 feste Häuser habe. In der Nähe blüht auf den Gebirgen die Cultur des für Süd-Arabien so werthvollen Kaat-Strauches (celastrus edulis), dessen junge Blätter, roh gegessen, eine angenehm erregende und dabei unschädliche Wirkung auf das Nervensystem üben. Der Anbau des Gewächses ist für Süd-Jemen wichtig, denn täglich werden von den Bergbewohnern große Lasten von Zweigen hinunter in die Ebene zum Verkauf geschafft. Wie man bei uns dem Besuchsgaste die Cigarre anbietet, so in Süd-Jemen einen Kaatbüschel. So bei Maltzan.

Auch die diesem genannten Bergzüge Merreis und Dschehaf finden wir nun durch Manzoni bestätigt, den letztern freilich in der Form Ghehaff. Außerdem stimmt die Bezeichnung der Lage: Kateba liegt auch bei Maltzan „zwischen den felsenreichen Bergdistricten Dschehaf und Merreis“. Maber findet sich bei dem Italiener erst zwischen Dhamar und Sanaa, Maltzan nennt ein Maaber im Lande der Amir, also südlicher. Ebendort verzeichnet er ein Suda, ungefähr in gleicher Breite hat Manzoni sein Sedda passirt. Auffälligerweise ist diesem, wie es scheint, von den erobernden Zeiditen, Dsu Mohammed und Dsu Hosein, nichts bekannt, obwohl hier überall ihr Actionsbezirk ist. — Die von Manzoni hervorgehobenen Gebirgsstädte seiner Marschroute, Jerim und Dhamar, kennen wir, wie gesagt, schon seit den immer noch ganz musterhaften Beobachtungen des classischen Jemen-Erforschers Niebuhr recht genügend; wie es scheint, hat das 19. Jahrhundert an ihnen nicht viel geändert.

Ziehen wir die Summa, so müssen wir bekennen, daß, selbst wo wir auf offenbar gleichem Boden sind, es doch schwer wird, die Menge der von Maltzan namhaft gemachten Stämme, Orte, Gebirge, ganz zu schweigen von den socialen Einrichtungen, bei Manzoni wiederzufinden und unterzubringen. Daß dadurch der Werth und die Glaubwürdigkeit der Maltzan'schen Erkundigungen verringert würde, bezweifle ich: Manzoni's Wissensbezirk ist ein vielleicht eine Meile breiter, sechszig Meilen langer Streif. Aber, Alles in Allem, er hat den Muth der Wanderung gehabt und das bleibt sein unbestrittenes Verdienst.

Was man aber für die Zukunft der Strecke Aden-Sanaa erwarten darf, ist, meine ich, nun in klarere Umrisse gerückt: sie wird wieder ein stark besuchter und zeitgemäß verbesserter Handelsweg werden, wie sie es unzweifelhaft schon in einer bis zwanzig Jahrhunderte vor uns liegenden Zeit war. Damals freilich gab es den jemenischen Kaffee noch nicht, der heute die Hauptwaare zum Export ist. Adens Kaffeehandel hat sich seit 1872/73 verdoppelt und Hodeida ihm nicht die erfolgreiche Concurrenz gemacht, welche man auf Grund von Mittheilungen aus diesem türkischen Hafen (s. „Globus XXXI, Nro. 7) voraussetzen mußte. Freilich schien mir die später (XXXII, Nro 10) gebrachte Angabe, daß 35 000 Tonnen, also 700 000 Centner Kaffee jährlich aus Aden verschifft würden, sehr fragwürdig. Eher ginge 3500 Tonnen an.

Auf das richtige Maß scheint jene Ziffer durch eine Mittheilung über den Kaffeehandel Adens in der Oesterreichischen Monatsschrift für den Orient, December 1877, gebracht zu werden. Daß Aden der Haupthafen des kostbaren jemenischen Productes ist, ergiebt sich übrigens auch aus diesem Bericht. Nachdem dort die Hauptculturorte des edelen Baumes genannt sind — Namen, in denen man fast durchgängig alten Bekannten aus Niebuhr, Halevy und Maltzan begegnet —, wird der Import aus Arabien zur See nach Aden auf 50 000 Centner im Werthe von 2 Mill. Rupien, d. i. 4 Mill. Mark, berechnet; der zu Lande auf 6700 Kamelladungen im Werthe von 840 000 Rupien, also 1 680 000 Mark. Insgesammt werden etwa 77 000 Centner in Aden eingeführt. Davon sollen nach Europa exportirt werden über 50 000 Centner, und zwar 15 500 nach England, 7200 nach Oesterreich (Triest), 27 600 nach Frankreich (Marseille), 32 nach Deutschland, 4100 nach Nordamerika, ein Gesammtwerth von über 6 Mill. Mark.

Das Ei im Volksglauben.

Von **Carl Haberland.**

I.

Im Aberglauben des deutschen Volkes, der Nachblüthe seines entschwundenen Heidenthums und der Zeit, wo noch nicht die Wissenschaft ihre aufklärenden Strahlen auf das Leben der Natur und des Menschen geworfen hatte, nimmt

eine bedeutendere Stelle das Ei ein, theils indem es seine frühere symbolische Bedeutung noch in das Volksleben hineinragen läßt, theils indem es sowohl als Mittel für abergläubische Handlungen, als auch als Object für solche mannigfach auftritt. Das Eiersuchen und Eierschenken am Osterfeste und der Glaube und Brauch, der sich an diese Eier, ebenso wie auch an die in der Osterwoche gelegten knüpft, bietet uns die genannten beiden Zweige des Volksglaubens vereint, und wir wollen daher zunächst versuchen, die frühere symbolische Bedeutung des Eies hieraus zu erschließen, und daran dann die Besprechung des fernern directen Aberglaubens knüpfen.

Die Entwickelung des Lebens bietet sich in keinem andern Naturproduct dem gemeinen Auge so augenscheinlich und faßlich dar als in dem Ei; nirgends kann es so leicht und deutlich die Entwickelungsgeschichte allen Lebens verfolgen als in ihm von dem Augenblicke, wo sich das Ei darstellt als das Product des Lebens selbst, aber noch leblos und scheinbar unorganisch, jedoch mit dem Keim des Lebens und der Fähigkeit der organischen Entwickelung in sich, bis zu dem Momente, wo das selbstthätige Leben sich ihm entringt und von ihm geschieden sein selbständiges Dasein beginnt. Wohl bietet auch die Entwickelung von Pflanze und Baum dem Menschen ein ähnliches Bild, aber das thierische ihm gleichartige Leben muß stärker auf seine Phantasie wirken als das pflanzliche, auf welches, da er ursprünglich in Beurtheilung der Außenwelt stets von sich, von seinem Wesen und seinen Kräften ausgeht, er erst den Begriff des Lebens übertragen muß, und so finden wir denn das Ei als das früheste und weitverbreitetste Symbol des Lebens, der lebensfähigen Entwickelung und übertragen als das der Natur und ihrer Fruchtbarkeit. Leicht ist hiervon auch der Uebergang zur Sonne, der allbefruchtenden, allseitiges Leben erweckenden, der sich ja auch das Ei in seiner Form, mehr noch in der Gestalt und Farbe seines Dotters angleicht, und so ragt denn auch noch aus den alten Zeiten seines Heidenthums in das jetzige Leben unseres Volkes, ihm allerdings schon lange unbewußt, dieser Gedanke einer vergangenen Weltanschauung, welche es liebte, sich das Leben der Natur in allen seinen Aeußerungen in der Form des Symbolischen näher zu bringen und anzueignen. Wenn die Sonne im Jahre zuerst wieder ihre Macht bethätigte, zuerst wieder ihre zeugende Kraft dem Auge sichtbar werden ließ, indem sie anfing, die schlummernde Natur zu neuem Leben zu erwecken, da war es dem in der Natur lebenden, enger als jetzt mit ihr verwachsenen Herzen des Menschen ein Bedürfniß, erschien es ihm als eine Pflicht, diese Zeit als eine Zeit der Freude auszuzeichnen und dankend das Auge zu ihr zu erheben, welche aus der traurigen, damals mit mehr Unbequemlichkeiten und Entbehrungen, häufig mit Nahrungsmangel verknüpften Winterzeit eine glücklichere, neue Nahrung und Ueberfluß versprechende heraufführte. Diese Frühlingsfeste, welche uns in verschiedenen Formen fast alle Völker darbieten, mag ihr geistiges Leben auch noch so gering und niedrig erscheinen, verknüpften sich daher, namentlich bei den indo-germanischen Völkern, vielfach mit der Symbolisirung der Sonne im Ei, und so finden wir nicht nur bei den germanischen, vielleicht durch ihren Einfluß bei romanischen Völkern, die Sitte der Ostereier, sondern auch bei den Persern ist das Fest Nawruz (ihr später als der unserige fallende Anfang des Sonnenjahres) mit Austheilen von gefärbten, besonders rothen Eiern verbunden, ebenso wie diese bei den Slaven in ihrem Feste Letnice (in den Mai fallend) eine bedeutende Rolle spielen. In einem alten polnischen Liede zu diesem Feste wird der Sonne sogar ein Ei angeboten [1]), zu welchem Liede wir als Beweis der symbolischen

[1]) J. J. Hanusch, Die Wissenschaft des slavischen Mythus. Lemberg 1842, S. 197.

Beziehung von Sonne und Ei von dem aus München von Panzer [1]) mitgetheilten Volksreime die folgenden Verse stellen können:

> Hängt ein Englein an der Wand,
> hat ein Eielein in der Hand;
> wenn das Eielein herunter fänd,
> so hätt die Sonne ein End.

Ob wir auch die Mutter Gans oder die Mutter Bertha mit dem Gänsefuß, welche Menzel [2]) als eine Legerin des Sonneneies gefaßt wissen will, herbeiziehen dürfen, wollen wir dahingestellt sein lassen; dagegen aber weist uns der deutsche Kinderglaube, welcher die Ostereier von dem Hasen, wofür stellenweise auch der Fuchs eintritt, gelegt werden läßt, wieder auf den Begriff der Fruchtbarkeit, und die beliebteste Farbe für die Eier, die rothe, auf die Freude über das Erwachen der Natur, vielleicht auch auf die Lieblingsfarbe des Donar hin. Die christliche Volksweisheit allerdings hat sich gegenüber diesen ihr längst entfremdeten Bedeutungen nach anderen Erklärungen für die rothe Farbe umgesehen, und der Bewohner des Lechrain sie auch glücklich auf das Bestreichen der Thürschwellen Seitens der Juden, damit der Todesengel an ihnen vorüberginge, zurückgeführt [3]).

Der Osterhase, welchem in Schwaben und Hessen sogar Nester aus Moos bereitet werden, damit er seine Eier da hineinlege, erinnert uns daran, daß wir in deutschen Volkssagen mehrfach mythische weibliche Gestalten von Hasen, namentlich silbergrauen, begleitet finden, diese Gestalten aber wahrscheinlich auf die Freyja zurückweisen [4]), und daß auf den Bildern einer andern deutschen Göttin, der Nehalennia, der Hase als Opferthier erscheint [5]), er also wegen seiner Fruchtbarkeit und seines sich im Frühjahr offenbarenden starken Liebesbedürfnisses, worauf auch die sprichwörtliche Redensart: „so toll wie ein Märzhase“ [6]) deutet, wohl in einem nähern Verhältniß zu den Gottheiten der Liebe und Fruchtbarkeit gestanden hat, wie andererseits auch wieder das Ei in der griechischen Mythologie ein Attribut der Aphrodite war. Uebrigens sollen auch in einigen Gegenden Deutschlands die Ostereier zu Kuchen in Gestalt eines Hasen verbacken werden [7]). Neben Hase und Fuchs wird noch den Kirchenglocken das Amt des Ostereierbringens von den Kindern zugewiesen; sowohl in Kärnthen [8]) als in Limburg und Brabant [9]), also an zweien Endpunkten deutschen Wesens, ziehen alle Glocken am Gründonnerstag nach Rom, holen dort die Ostereier und lassen sie bei ihrer Rückkehr in das Gras fallen.

Das kirchliche Weihen der Eier und die ihnen dadurch gewährte Kraft erwähnen wir bei Gelegenheit der Gründonnerstagseier, wollen aber dazu hier noch bemerken, daß das römische Ritual eine alte Segensformel für die Ostereier kennt, worin sie als ein Symbol der Auferstehung aufgefaßt werden [10]). Es würde aber merkwürdig sein, wenn nicht auch die Diener der Kirche aus dem volksthümlichen

[1]) Fr. Panzer, Beitrag zur deutschen Mythologie. München 1848 bis 1855, Bd. II, S. 546.
[2]) W. Menzel, Die vorchristliche Unsterblichkeitslehre. Leipzig 1870, Bd. I, S. 12.
[3]) K. Freiherr von Leoprechting, Aus dem Lechrain. München 1855, S. 175.
[4]) Walter K. Kelly, Curiosities of Indo-European Tradition and Folklore. London 1863, p. 234.
[5]) K. Simrock, Handbuch der deutschen Mythologie. Bonn 1874, S. 576.
[6]) Kelly, a. a. O. S. 235.
[7]) Kelly, a. a. O. S. 235 (nach Friedreich).
[8]) Zeitschrift für deutsche Mythologie und Sittenkunde. Herausgegeben von J. W. Wolff (später von W. Mannhardt). Göttingen 1853 bis 1859, Bd. III, S. 31.
[9]) Ebendaselbst Bd. I, S. 175.
[10]) Ebendaselbst Bd. III, S. 50.

Brauch der Ostereier für sich einen Vortheil gezogen hätten, und wirklich finden wir auch zur Osterzeit vielfach in Eiern bestehende Abgaben an Pfarrer und übrige Kirchenbedienstete, sei es nun wie zum Beispiel in Piemont und Frankreich für das Segnen der Häuser [1]) oder Besprengen der Häuser mit dem neuen Weihwasser, wie es noch bis vor Kurzem im Fricktha1 von Amts wegen Sitte war [2]), sei es wie jetzt ebendaselbst als Douceur für dies als Privatgeschäft vom Kirchendiener fortgesetzte Bespritzen der Hausschwelle [3]), oder sei es, wie vielfach bei den märkischen Pfarrern [4]), daß die Eiergabe ein feststehender Brauch ohne specielle Gegenleistung ist. Jedenfalls aber werden diese Eier nicht so freudig und reichlich gegeben, als diejenigen, welche im Oldenburgischen das Gesinde am Osterfeste erhält; denn da bekommt es außer dem feierlichen Eieressen, welches am Abend des ersten Ostertages stattfindet, noch soviel Eier während der Festtage, als es nur mag, und daß bei derartiger Gelegenheit das Möglichste im Essen geleistet wird, braucht nicht erst versichert zu werden [5]).

Beliebter Osterbrauch ist ferner das Eierbicken, welches uns gleichfalls vielfach in Deutschland, in Prag am Emausfeste, welches am Ostermontage gefeiert wird [6]), und auch in Piemont [7]) entgegentritt; im Saterlande war es bis vor einiger Zeit namentlich beim Abbrennen des Osterfeuers zwischen den beiden Geschlechtern beliebter Brauch [8]), wohl nicht ohne Glauben an eine zukunftdeutende Kraft.

Die Schalen der gegessenen Ostereier werden im Lechrain auf die Saatfelder gestreut, um die Fruchtbarkeit zu befördern [9]); im Oldenburgischen in den das Gehöft umgebenden Graben geworfen, wodurch die Insecten vernichtet werden sollen [10]); das Wasser, worin sie gekocht sind, ebendaselbst an die Stallwand gegossen, damit die Euter der Kühe nicht wund werden [11]); Kräfte, welche diesen Eiern wohl gleich den Gründonnerstagseiern, welche ja auch vielfach Ostern kirchlich geweiht werden, wegen uralter Heiligkeit der Zeit noch anhaften.

Die symbolische Beziehung des Eies auf das neue Leben und die Fruchtbarkeit der Natur trägt sich weiter auch auf das neue menschliche Leben und die Fruchtbarkeit der Frau über und erklärt uns den aus dem 17. Jahrhundert mitgetheilten französischen Brauch [12]), daß die Neuvermählte beim Eintritt in das Haus ein Ei zerbrechen muß, während der übrige künftige Segen im Hause hier durch ein Bewerfen der jungen Frau mit Getreidekörnern symbolisirt wird. Die gleiche Beziehung auf das Gebären wird auch dem malaiischen Brauche zu Grunde liegen, einer vor ihrer Niederkunft gestorbenen Frau ein Ei in die Falten des Leichentuches zu legen, damit sie sich nicht in einen übelwollenden Geist verwandele [13]); das Ei soll ihr jedenfalls Ersatz für die nicht erfolgte Geburt geben, damit ihr nicht in Folge Nichterfüllung ihrer Bestimmung die Ruhe nach dem Tode versagt ist, wie dieses traurige Schicksal, nach dem Tode geisten zu müssen, nach hinterindischer Ansicht aus gleichem Grunde auch den Bräuten, welche vor der Verheirathung sterben, zufällt.

Auch in der Gräbersymbolik hat das Ei, indem seine Beziehung auf das Leben zugleich auf ein jenseitiges Dasein übertragen wurde, seine Stelle gefunden. Die antiken Gräber und Grabsäulen weisen häufig Eier aus gebrannter Erde auf, und dürfen wir sie wohl nach dieser Richtung hin deuten [1]). Auch Eierketten sind als Verzierung auf solchen Grabdenkmälern angebracht, und sie deutet Menzel [2]) auf die Fortdauer der Geburten, ebenso wie die Ketten, welche von den Händen der ephesischen Diana zu ihren Füßen herablaufen. Vielleicht weisen auch die in alten deutschen Gräbern gefundenen sogenannten Eiersteine [3]), Thonkörper in Gestalt eines Eies mit klappernder härterer Einlage, auf die Idee eines Jenseits, einer erneuten Geburt. Daß auch die christliche Kirche in einer ältern Segensformel den Ostereiern eine Deutung auf die Auferstehung gegeben hat, sahen wir bereits.

Noch bedeutsamer als das Osterfest hinsichtlich des an den Eiern haftenden Aberglaubens ist ein anderer Tag im Jahre, da er den an ihm gelegten Eiern ganz besondere Kräfte mittheilt, und führt uns dieser Tag auf die allseitig anerkannte mythische Beziehung vom Hühnervolk und folglich auch vom Ei zum Donar. Es ist ein Donnerstag und zwar der dem Christenthum wichtigste des Jahres, der Gründonnerstag, und ein älterer abergläubischer Brauch der Franzosen, an diesem Tage zum Andenken an den Hahn des heiligen Petrus einen Hahn zu essen [4]), bekräftigt, wenn wir bedenken, daß gerade Petrus in der christlichen Mythologie den heidnischen Donar ersetzte, die Vermuthung, daß auf den Gründonnerstag Kraft und Brauch eines hohen Festtages des Donar übertragen worden ist, und die Heiligkeit und Kraft der Gründonnerstagseier darin ihren Ursprung nimmt.

Diese Heiligkeit der am Gründonnerstag gelegten Eier findet sich im ganzen Deutschland und ebenso in seinen Nachbarländern anerkannt, und läßt sie daher auch dem katholischen Deutschland als die geeignetesten erscheinen, um zu Ostereiern geweiht zu werden [5]), wodurch die ihnen schon ursprünglich innewohnende Kraft durch die kirchliche Weihe noch gesteigert wird. Mannigfache Kräfte wohnen den Gründonnerstagseiern ein: Nüchtern gegessen — im Ansbachischen muß dieses Essen am Charfreitag geschehen [6]) — schützen sie gegen jeden Leibschaden, welchen man sich in dem Jahre beim Heben zuziehen könnte [7]); in die Viehkrippen gelegt, in dem Acker vergraben, unter der Thürschwelle verborgen, bewahren sie Vieh, Feldfrucht und Haus [8]), wie auch in Thüringen der Flachs Säende mit seiner Familie ein paar frische Eier auf dem besäeten Felde essen muß, damit die Saat gut geräth [9]); den Steiermärker schützt das Charfreitagsei, welches auch vereinzelt anderwärts an Stelle des Gründonnerstags-

1) Zeitschr. f. d. Myth. Bd. III, S. 50.

2) E. L. Rochholz, Deutscher Glaube und Brauch im Spiegel der heidnischen Vorzeit. Berlin 1867, Bd. II, S. 168.

3) Ebendaselbst.

4) Zeitschr. f. d. M. Bd. III, S. 50.

5) L. Strackerjan, Aberglauben und Sagen aus dem Herzogthum Oldenburg. Oldenburg 1867, Bd. II, S. 42.

6) J. V. Grohmann, Aberglauben und Gebräuche aus Böhmen und Mähren. Prag und Leipzig 1864, Nro. 1345 Note.

7) Zeitschr. f. d. M. Bd. III, S. 50.

8) Strackerjan, a. a. O. Bd. II, S. 42.

9) Leoprechting, a. a. O. S. 175.

10) Strackerjan, Bd. I, S. 64.

11) Ebendaselbst.

12) Jean Baptiste Thiers, Traité des Superstitions. Paris 1697 seq. Mitgetheilt als französischer Aberglaube im Anhang von Liebrecht's Gervasius von Tilbury. Hannover 1856, Nro. 475.

13) A. Bastian, Die Seele und ihre Erscheinungsweisen in der Ethnographie. Berlin 1868, S. 108.

1) Menzel, a. a. O. Bd. II, S. 139.

2) Ebendaselbst.

3) Zeitschrift für Ethnologie Bd. V, Verhandlungen S. 58.

4) Thiers, a. a. O. Nro. 172.

5) Panzer, a. a. O. Bd. II, S. 212. Zeitschr. f. d. M. Bd. III, S. 339. Leoprechting, a. a. O. S. 171. 175.

6) J. Grimm, Deutsche Mythologie (I. Auflage) Göttingen 1835. Anhang: Aberglauben Nro. 712.

7) Rochholz, a. a. O. Bd. II, S. 49. Panzer a. a. O. Bd. II, S. 212.

8) Panzer, a. a. O. Bd. II, S. 212. Leoprechting, a. a. O. S. 175.

9) A. Wuttke, Der deutsche Volksaberglaube der Gegenwart. Hamburg 1860, § 322.

eies tritt, vor Lawinen und verleiht ihm Glück im Spiele [1]); Gründonnerstag Abends gesottene Eier mit geweihten Palmzweigen in der Nacht auf die Felder gelegt, vertreiben in Böhmen die Mäuse von denselben [2]).

Wer ein Gründonnerstagsei wohlverwahrt bei sich trägt, den macht es hexensichtig, er sieht alsdann die Hexen mit Melkkübeln auf dem Kopfe [3]), im Oldenburgischen erkennt er sie dadurch wenigstens im Charfreitagsgottesdienste [4]). In der Wetterau muß man bei Sonnenschein in der Kirche hindurch sehen [5]), in der Mark und im Harz sich mit demselben in der Tasche auf einen Kreuzweg stellen [6]). Ueberhaupt verleiht es nach niedersächsischem Glauben die Kraft allerlei Verborgenes zu schauen [7]). Auch im Elsaß sieht man durch ein Charfreitagsei in der Kirche die Hexen mit Melkkübeln auf dem Kopfe; wenn es aber dem Sehenden nicht schlecht gehen soll, muß er schon vor dem Vaterunserläuten sich aus der Kirche entfernt und das Ei zerworfen haben [8]), wie zeitiges Entfernen auch im übrigen Deutschland bei den Mitteln, Hexen beim Gottesdienste zu erkennen, sehr wünschenswerth erscheint. Das erstgelegte Ei einer schwarzen Henne macht gleichfalls hexensichtig [9]).

Namentlich aber erprobt ist die Kraft der Gründonnerstagseier gegen Schadenfeuer, und wir brauchen nur an die Redensart „den rothen Hahn aufs Dach setzen“ zu denken und uns der Beziehung des Hahns zum alten Donnergott zu erinnern, um zu erkennen, woher ihnen diese Kraft kommt. Im Pusterthal [10]) und in böhmischen Gegenden [11]) wirft man ein solches Ei, nachdem es am Ostersonntag geweiht worden, über das Dach und gräbt es ein, wo es niederfällt, um das Haus gegen den Blitzstrahl zu schützen; im Lechrain gräbt man einige unter die Thürschwelle ein [12]); in Piemont schreibt man ihnen die feuerschützende Kraft zu, wenn sie am Gründonnerstag oder auch Charfreitag während des Gottesdienstes gelegt sind [13]).

Den Hühnern, welche aus Gründonnerstagseiern — im Oldenburgischen aus Charfreitagseiern [14]) — ausgebrütet sind, legt der Volksglaube die Eigenschaft bei, daß sie alljährlich die Farbe wechseln [15]); nach anderer Ansicht kommen daraus stets nur Hähne [16]); nach steiermärkischem Glauben fault ein Charfreitagsei nicht [17]). Der Tyroler legt die letztere Eigenschaft alle den sogenannten Dreisgeneiern bei, d. h. den Eiern, welche während der Zeit zwischen Mariä Himmelfahrt und ihrer Geburt (15. August und 8. September), in welcher auch die Pflanzen- und Thierwelt besondere Heiligkeit und Kraft hat, gelegt sind, und bewahrt sie daher für den Winterbedarf auf, weshalb in dieser Zeit auch nur wenig Eier auf den Markt kommen, und alljährlich derzeit eine Preissteigerung entsteht [18]). Auch im Lechrain gelten sie als die besten, und aus ihnen wählt man diejenigen, welche man im nächsten Frühjahr den Hennen unterlegt [1]). Die Augusteier sind nun in Wirklichkeit die haltbarsten, so daß sich hier die abergläubische Heiligung einer gewissen Zeit und die praktische Erfahrung gänzlich decken. Vereinzelt erscheint überhaupt das Donnerstagsei als bevorzugt; ein aus dem 17. Jahrhundert erhaltener Glaube läßt in einem solchen, nachdem es neun Tage im Mist oder in einem Ameisenhaufen gelegen, einen Stein finden, welcher in der Hand erwärmt unsichtbar macht [2]), und nach Kuhn muß der dem Teufel zu opfernde Hahn aus einem Ei sein, welches an einem Donnerstage im März gelegt ist [3]).

Außer dem Gründonnerstags- und dem geweihten Ei kommt aber auch schon dem Ei an sich mancherlei Kraft zu. Wie es in Japan überhaupt für ein glück- und segenbringendes Geschenk gehalten wird [4]), so in Deutschland, wenn es, möglichst drei zugleich [5]), einem Kinde bei seinem ersten Eintritt in ein fremdes Haus, im Oldenburgischen auch, wenn es ihm nur überhaupt von seinem Gevatter geschenkt wird [6]). Außer daß es ihm überhaupt Glück bringt, hilft es ihm auch beim Zahnen [7]); in der Wetterau muß es zu diesem Zwecke das erste Ei einer Henne sein und ihm damit im Munde herumgefahren werden [8]); andere wollen allerdings, daß es das Kind plauderhaft mache [9]); im Harz und Thüringen beschränkt man dies aber auf die Redefertigkeit, welche es dadurch neben großer Herzhaftigkeit noch erhält [10]). In das erste Bad des Kindes gelegt, verschafft ein Ei ihm eine klare Stimme; es muß aber das Ei alsdann dem ersten Bettler geschenkt werden [11]). In der Wetterau kocht man derlei geschenkte Eier dem Kinde in eine Suppe oder versteckt sie auf dem Boden, wodurch das Kind dann, so lange sie dort liegen bleiben, vor jedem Falle geschützt ist [12]).

Die Eierschalen, aus welchen man das Dotter in des Kindes Brei oder der Mutter Suppe geblasen hat, hängt man an der Wiege auf, damit das Jüdel, der Kobold, welcher das Kind nicht schlafen läßt, mit diesen Schalen anstatt mit dem Kinde spiele [13]). In Schwaben hängt man die ausgeblasenen Eierschalen an die Palmsonntagspalmen [14]), zu welchem Zwecke, ist nicht mehr bekannt; im Harz an die Bäume, welche man am Johannistage umtanzt, gleichfalls Eier [15]). Am Niger werden die Schalen in den Kamin gehängt, um gute Küchlein zu erhalten [16]); die Böhmin vergräbt diejenigen, woraus die jungen Gänse geschlüpft sind, unter die Traufe, damit diese Gänschen nicht verloren gehen [17]). Die gepulverten Schalen von Eiern, woraus Küken gekommen sind, Kühen eingegeben, welche nicht rindern wollen, verhelfen ihnen dazu [18]), ein Mittel, eingegeben durch die imaginäre Verbindung der geschehenen Geburt mit

---

1) Zeitschr. f. d. M. Bd. II, S. 54.
2) Grohmann, a. a. O. Nro. 409.
3) Grimm, Aberglaube Nro. 783.
4) Strackerjan, a. a. O. Bd. I, S. 343.
5) Wuttke, a. a. O. § 22.
6) Ebendaselbst § 22, 181.
7) Ebendaselbst § 22.
8) Zeitschr. f. d. M., Bd. I, S. 407.
9) Wuttke, a. a. O. § 181.
10) Zeitschr. f. d. M., Bd. III, S. 339.
11) Grohmann, a. a. O. Nro. 226.
12) Leoprechting, a. a. O. S. 175.
13) Zeitschr. f. d. M., Bd. III, S. 51.
14) Strackerjan, a. a. O. Bd. II, S. 41.
15) Grimm, Aberglauben Nro. 344, 912. Wuttke, a. a. O. § 22.
16) Rochholz, a. a. O. Bd. II, S. 49.
17) Zeitschr. f. d. M., Bd. II, S. 54.
18) Zeitschr. f. d. M., Bd. I, S. 16. J. N. Ritter v. Alpenburg, Mythen und Sagen Tyrols. Zürich 1857, S. 405.

---

1) Leoprechting, a. a. O. S. 191.
2) Zeitschr. f. d. M., Bd. III, S. 331.
3) E. L. Rochholz, Alemannisches Kinderlied, S. 233.
4) R. Werner, Die preußische Expedition nach China, Japan und Siam in den Jahren 1860, 1861, 1862. Leipzig 1873, S. 293.
5) Wuttke, a. a. O. § 354.
6) Strackerjan, a. a. O. Bd. I, S. 94.
7) Grimm, Aberglauben Nro. 382 (Gegend von Speyer).
8) Wuttke, a. a. O. § 354.
9) Grimm, Aberglauben Nro. 382 (Gegend von Speyer).
10) Wuttke, a. a. O. § 354.
11) Grimm, Aberglauben Nro. 375 (Land ob der Enns).
12) Wuttke, a. a. O. § 354.
13) Grimm, Aberglaube Nro. 62.
14) A. Birlinger, Aus Schwaben. Wiesbaden 1874. Bd. II, S. 66.
15) Wuttke, a. a. O. § 19.
16) J. L. Wilson, Westafrika; übersetzt von Lindau. Leipzig 1862. S. 159.
17) Grohmann, a. a. O. Nro. 1026.
18) Strackerjan, a. a. O. Bd. I, S. 81.

der gewünschten. Im Neumond die Kühe in die Schale eines Eies gemolken, diese dann gut verklebt und unter die Stallthürschwelle vergraben, erhöht ihren Milchertrag [1]).

Eine andere Verwendung der Eierschalen bietet uns eine Reihe von Volkssagen, welche sich in den verschiedensten Gegenden von Deutschland finden und, alle einander ähnlich, darin ihren Kern haben, daß ein lästiger Hausgeist vertrieben oder auch ein Wechselbalg wieder in seine rechte Gestalt verwandelt wird — was aber auf dasselbe hinauskommt, da der Wechselbalg stets ein untergeschobener alter Zwerg ist —, und zwar dadurch, daß man auf den Herd oder in die Asche eine Anzahl Eierschalen oder oben aufgeschlagener Eier stellt. Die volksmäßige Deutung ist dann, daß der Hausgeist diese Schalen für Töpfe ansieht und sich über die große Anzahl derselben wundert, und dann entweder das Haus verläßt, indem er glaubt, daß eine große Zwerggesellschaft ankommen und ihm den Platz zu sehr beengen wird [2]), oder daß diese Verwunderung sich beim Wechselbalge in Worten Luft macht, wodurch dann, da der Wechselbalg nicht sprechen darf, der Zauber gebrochen ist [3]). Diese Deutungen sind aber wohl Erfindungen späterer Zeit, der das Bewußtsein einer zauber- und geisterabwehrenden Kraft des Eies oder seiner Schale, welche wir wohl aus dieser Sagenreihe erschließen können, bereits abhanden gekommen war. Vielleicht dürfen wir dabei auch an alte, den am Herde wohnenden Hausgeistern dargebrachte Opfer denken.

Auch dem Eierwasser muß eine besondere Kraft eingewohnt haben, denn in einer oldenburgischen Sage wird ein gefangenes Seeweibchen gewarnt, ja nicht zu sagen, wofür Eierwasser gut ist [4]); nach jetzigem Glauben aber, wenn wir von dem bereits erwähnten Ostereierwasser absehen, erzeugt es, wenn man es an die Hände bringt, nur Warzen.

Eine besondere Kraft des Eies bewährt sich in dem Schutze, welche es den Bauten giebt. Wie man in Westfalen schon mehrfach Eier oder Eierschalen in altem Gemäuer, Schornsteinfundamenten und Kirchenmauern, eingemauert gefunden hat [5]), so festigt noch jetzt der Alemanne zuweilen sein am Bache stehendes Haus dadurch, daß er Hühnereier hinter der Arche des Ufers vergräbt und in die Zwischenräume der Balkenwand vor deren Verschalung legt [6]); auch ein vom Strome bedrohtes Ufer wird von ihm durch Vergraben von Eiern geschützt [7]). Die Sage, daß Neapel vom Virgil auf einem Ei erbaut sei, wird sich gleichfalls auf ein in seinen Grundmauern verborgenes Ei beziehen [1]).

Sehr beliebt ist ferner das Ei, um auf dasselbe allerlei Uebel zu übertragen und sie so für den Leidenden zu vernichten; einige wenige Beispiele werden genügen. Gegen Bruchschaden bei Kindern bestreicht man denselben mehrmals mit einem frischgelegten Ei und steckt dieses dann in ein selbstgemachtes Loch in einem Lindenbaume, welches man mit Baumwachs überklebt [2]); gegen Schwäche der Kinder läßt man sie im Voigtlande in einen neuen Topf harnen, sticht neun Löcher in ein ungehandelt erkauftes Ei einer schwarzen Henne, legt es in den Topf, bindet diesen zu und vergräbt ihn in einen Ameisenhaufen [3]). Gegen das Fieber wurde dieses Mittel ganz ähnlich in Frankreich angewendet, nur daß man das Ei dann einem . . . . . gab [4]); auch das Vergraben des hartgekochten Eies in einen Ameisenhaufen fand sich hier [5]); nur fehlt leider, wie beim ersten Mittel, die Bezeichnung des Empfängers, so in diesem die Angabe, gegen welche Krankheit es anzuwenden war. Vielfache andere Fälle findet man in Lammert's „Volksmedicin und medicinischer Aberglaube in Bayern“ [6]). Vor dem Schlage sichert man sich in Böhmen, indem man Abends Eier aus dem Hühnerstalle nimmt, sie schwarz färbt, wieder hinlegt und dann, wenn am andern Morgen eines weiß geworden ist, dieses austrinkt [7]), welches Mittel übrigens auch unverwundbar macht [8]). Ein rohes Ei am Christtag Morgens nüchtern gegessen befähigt große Lasten zu tragen [9]).

Auch zukünftige Uebel werden auf die Eier gebannt, und wie der Ehste wohl aus diesem Grunde beim ersten Austreiben des Viehes Eier unter die Schwelle vergräbt [10]) oder ein solches vor die Stallthür legt, um zu sehen, welches Thier bald sterben wird und dies aus dem Zertreten des Eies abnimmt [11]), so läßt auch der Bewohner der Mark das Vieh über ein Hühnerei gehen [12]) und legt am 1. Mai, dem gefährlichen Walpurgistage, ein Ei und ein Beil unter die Schwelle und bedeckt es mit Rasen, ehe er das Vieh aus dem Stalle treibt [13]). Es ist übrigens schwer, in diesen Fällen zu unterscheiden, ob ein Bannen auf das Ei beabsichtigt oder die zauberbannende Kraft desselben in Anspruch genommen wird.

---

1) Grohmann, a. a. O. Nro. 903.
2) Montanus, Die Vorzeit. Elberfeld 1870/71. Bd. I, S. 101, 114.
3) Strackerjan, a. a. O. Bd. I, S. 406.
4) Ebendaselbst Bd. I, S. 420/21.
5) Zeitschr. f. d. M., Bd. III, S. 51.
6) Rochholz, a. a. O. Bd. II, S. 94.
7) Ebendaselbst S. 169.

---

1) Liebrecht's Gervasius, S. 106, und derselbe in Zeitschrift für Ethnologie, Bd. V, S. 90.
2) Rochholz, Kinderlied, S. 336.
3) Grimm, Aberglauben, Nro. 864.
4) Thiers, a. a. O. Nro. 293.
5) Ebendaselbst Nro. 207.
6) Würzburg 1869.
7) Grohmann, a. a. O. Nro. 1291.
8) Ebendaselbst Nro. 1424.
9) Grimm, Aberglauben, Nro. 585 (Pforzheim).
10) Grimm, Aberglauben der Ehsten, Nro. 69.
11) Ebendaselbst Nro. 79.
12) Zeitschr. f. d. M., Bd. II, S. 302.
13) Wuttke, a. a. O. § 24.

Aus allen Erdtheilen.

Australien und Inseln des Stillen Oceans.

— Ein kürzlich in England eingelaufener und von der Bremer geographischen Gesellschaft mitgetheilter Bericht des bekannten Missionärs Mc Farlane meldet, daß es den energischen und muthigen Missionären der London Missionary Society gelungen ist, drei Stationen im östlichen Neuguinea zu gründen. Dieser Umstand eröffnet, wenn die Mission auch ferner mit den Männern der Naturwissenschaft und Völkerkunde Hand in Hand geht, die Aussicht auf bedeutende Bereicherungen in dieser Beziehung und ist insofern von großer Wichtigkeit. Auch scheint das Klima Ost-Neuguineas für Weiße weit zuträglicher als das der bisher bekannten Theile. Beachtenswerth ist besonders auch, daß die

Bevölkerung an den Inseln und Küsten Ost-Neuguineas zahlreich, physisch sehr kräftig und den Weißen gegenüber freundschaftlich und friedlich gesinnt sich zeigte, ja die Errichtung der Missionsstationen — allerdings zunächst nur deshalb, weil sich dadurch Gelegenheit zum Eintauschen der auch dort jetzt begehrten Eisengeräthe bietet — freudig begrüßte. Die Stämme, welche man, von der Südküste ins Innere vordringend, bisher angetroffen hat, sowie die Bevölkerung des Nordwestens zeigte sich dagegen den Fremden gegenüber meist sehr feindselig gesinnt. Mc Farlane, ein anderer Missionar und seine Frau und mehrere auf benachbarten Südseeinseln für den Missionslehrdienst herangezogene Eingeborene begaben sich am 19. October 1877 in dem Missionsschiffe „Bertha" zunächst nach dem an der Südküste gelegenen Port Moresby (vergl. die Karte der östlichen Halbinsel von Neuguinea „Globus" XXX, S. 151). Ein anderes Missionsschiff schloß sich der Fahrt an. Er unternahm von hier aus eine Excursion in das Innere, zum Theil an einem Flusse, dem Laloki, entlang. Das Land war im Anfange eben, mit grobem Gras bedeckt, spärlich, hauptsächlich mit Gummibäumen, bewaldet. Känguruhs gab es in Menge. Die Bevölkerung war schwach. Weiter im Innern wurde das Land bergig. Die Dörfer der Eingeborenen lagen auf den Höhen. Von der Missionsstation Kerepunu, welche Mc Farlane besuchte und von wo er Streifzüge in die Umgegend unternahm, wird unter anderen Folgendes berichtet: „Die Bevölkerung zeigt sich intelligent und physisch kräftig. Ihre Dörfer sind ungewöhnlich sauber und nett, ihre Häuser und Canoes wohlgebaut und ihre Pflanzungen sehen wie wohlcultivirte englische Gärten aus." Mc Farlane verfolgte die Bearbeitung des Landes in ihren verschiedenen Stadien. Die Erde wird wie mit dem Pfluge umgewendet, und zwar durch reihenweise aufgestellte Männer, welche spitzige Stöcke gleichzeitig in den Boden stecken und die Erde emporheben; dann kommen Frauen, welche die Erdschollen zerstückeln, worauf die Anpflanzung von Bananen, Zuckerrohr, Yams ꝛc. erfolgt. „Wir sahen verschiedene Quadratmiles solcher Pflanzungen, alle von Hecken umgeben, sorgfältig ausgejätet, die jungen Bananen und sonstigen Gewächse in schnurgeraden Linien gepflanzt." Die Bearbeitung geschieht in der Weise, daß zwei Tage gearbeitet wird und der dritte Tag ein Ruhetag ist. Ein Theil der Einwohnerschaft beschäftigt sich mit Landbau, der andere mit der Fischerei. Ein ordentlicher Marktplatz ist angelegt, wo täglich Gemüse und Fische von Frauen verkauft werden. An einem Tage kamen die Fischerboote mit einem reichen Segen ein.

Die erste der neuen Stationen wurde auf der Teste-Insel gegründet, einem kleinen Eilande südöstlich vom östlichsten Ende Neuguineas. Das Missionsschiff ankerte in der Lagune, welche durch eine $\frac{1}{4}$ Meile breite und 4 bis 9 Faden tiefe Einfahrt zugänglich ist. Die zahlreich bevölkerten Dörfer liegen an der Lagune. Die Missionäre hatten sich durch einen Matrosen, welcher, auf die Teste-Insel verschlagen, eine Zeitlang hier gelebt hatte, die nothwendigsten Kenntnisse von der Sprache der Eingeborenen verschafft. Zahlreiche Canoes der Eingeborenen umgaben das Schiff, mit denen man nun in friedlichen Verkehr trat. Es heißt unter anderen: Die Eingeborenen zeigten uns die an ihren Häusern hängenden Schädel und gaben uns zu verstehen, daß dies die Reste von Feinden seien, welche sie getödtet und gegessen hatten, daß aber wir ihre Freunde seien. Sie sind dunkler als die Eingeborenen von Port Moresby und viele von ihnen leiden an Hautkrankheiten. Ihre Häuser sind auf Pfählen wohlgebaut; bei einigen ist das Dach in der Mitte tiefer als an den Seiten, bei anderen reichen die Enden tiefer herunter als der mittlere Theil. Yams und andere Gemüse haben sie genug, während die Kokosnüsse auffallend klein sind. Wir besuchten noch zwei Dörfer, sahen eines der großen Löcher, aus welchen die Eingeborenen ihr frisches Wasser entnehmen, und kehrten zum Schiffe zurück, welches wir am andern Tage in die Lagune hineinbrachten. Sehr bald waren wir von Booten umgeben und das Deck voll lärmender Wilder, die alle begierig waren, Bandeisen von uns zu bekommen. Gemüse, Fische, Keulen, Speere, Schmuckgegenstände, Steinäxte, Canoeruder, Fischnetze, Alles, was sie besaßen, waren sie bereit, für starkes gutes Bandeisen hinzugeben. Die Missionäre besuchten zunächst das größte Dorf der Insel. Die Umgegend war gut bewaldet, und es gab Fruchtbäume (Brotfrucht), Kokosnußhaine und ausgedehnte Pflanzungen. Es war nicht schwierig, ein leidlich gutes Haus für Tauschartikel von einigen Schillingen Werth zu kaufen. Die Leute aus dem zahlreich bevölkerten Nachbardorfe zeigten sich aber neidisch darüber, daß der Missionär nicht in ihrem Dorfe wohnen solle. In Rücksicht hierauf mußte auch da ein Haus gekauft werden. Am Abend wurde einer der polynesischen Missionslehrer, Wannaea, als der Pioniermissionär der Teste-Insel feierlich installirt, wobei Mc Farlane mit Hülfe seines Wörterbuches eine Ansprache hielt. Darauf ging das Missionsschiff nach der Iron-hoop-Bay (vermuthlich auf einer der Basilisk- oder Moresbyinseln). Hier waren die Eingeborenen schon etwas von der Civilisation berührt insofern, als sie Eisenäxte hatten und einige etwas Englisch radebrechten. „Sie brachten uns Früchte und mit Blumen geschmückte Frauen, die sie als den besten Handelsartikel betrachteten, und waren nicht wenig erstaunt, als sie sahen, daß sie diese nicht verhandeln konnten, obwohl sie deutlich diese ihre Absicht zu erkennen gaben." Die Eingeborenen, ziemlich zahlreich, leben in Familien auf den Bergen, wo sie auch ihre Pflanzungen haben.

Die Fahrt ging dann durch die zwischen der Basilisk- und der Moresbyinsel sich öffnende Fortescuestraße. Die Küste ist hier sehr malerisch mit bis zur Spitze dicht bewaldeten Bergen. An einzelnen geklärten Stellen zeigen sich Hütten und Pflanzungen. Auf demjenigen Theile von East Cape, vor welchem die Killerton-Inseln liegen, wurde die zweite Missionsstation gegründet, und zwar an der Mündung eines Flüßchens. Hier fanden sich zahlreiche Dörfer der Eingeborenen, mit denen man sich ohne jede Kenntniß der Sprache verständigen mußte. Es wurde ein schönes neues Haus, 30 Fuß lang, 9 Fuß breit, für den Missionär gemiethet und in Gegenwart von 600 Eingeborenen Gottesdienst in der Sprache des hier zu etablirenden Missionslehrers von der Raratongainsel gehalten. Die Eingeborenen schienen sich für den Gesang beim Gottesdienste zu interessiren. Es waren zwei große Kriegscanoes von der Milnebay, jedes mit dreißig Männern, von einem der Bevölkerung des Dorfes befreundeten Stamme angekommen. Diese bemalten, wildaussehenden Leute beharrten darauf, während des Gottesdienstes im Hintergrunde, die Speere in der Hand, zu stehen. Nach dem Gottesdienste brach ein Streit unter den Eingeborenen aus, der indessen wieder beigelegt wurde. Einige Leute von den Kriegscanoes hatten nämlich, wie es scheint, einzelne Gegenstände aus der Behausung des Missionslehrers gestohlen, darüber war die Bevölkerung des Dorfes aufgebracht und wies die Canoeleute weg. Nachdem sie fort waren, war der Friede wieder hergestellt.

Die dritte Station wurde auf der Stacey-Insel, welche nahe dem Südcap gelegen und bis zur Entdeckung des Irrthums durch die Fahrten der Missionsschiffe für das Südcap selbst gehalten worden war, gegründet. Auch hier zeigten sich die Eingeborenen freundlich; sie halfen sogar bei der Errichtung des Missionshauses, in welchem sich der englische Missionär Chalmers und seine Frau etablirte. Ferner ließen sich hier einige polynesische Missionslehrer mit ihren Frauen nieder. Das Land des Ostendes von Neuguinea ist durchaus verschieden von der Umgegend von Port Moresby. Der Contrast ist sehr auffallend. Während das letztere, wie eben angedeutet, ein ödes, dürres, braunes Aussehen hat, erscheint jener östliche Theil anmuthig und üppig, wie die Südseeinseln. „Es war, als ob die Segelfahrt von zwei

Tagen uns in ganz andere Breiten geführt hätte." — „Am 4. December," so schließt Mc Farlane seinen Bericht, „nahmen wir von Herrn Chalmers, seiner Frau und den Raratonga-Lehrern Abschied, indem wir sie der Fürsorge des Himmels anempfahlen. Selten sind Missionsstationen unter günstigeren Verhältnissen und Aussichten gegründet, als diese drei im Osten Neuguineas. Die in Bezug auf Beschaffung von Lebensmitteln befürchteten großen Schwierigkeiten sind gehoben, nachdem wir uns überzeugt haben, daß gegen Bandeisen von den Eingeborenen Lebensmittel genug zu haben sind. Auch das Klima scheint das gesundeste von allen uns bekannten Theilen Neuguineas zu sein." Mitte December war Mc Farlane wieder zurück auf der Murrayinsel, von wo er ausgegangen war; die ganze Expedition hatte also kaum zwei Monate in Anspruch genommen.

Die Mission von Mikronesien. Alljährlich macht die Missionsbrigg „Morning Star" von Honolulu eine Rundfahrt zwischen den verschiedenen Stationen in Mikronesien, um den von allem Verkehr abgeschnittenen Missionären Vorräthe und Nachrichten zu bringen. Ueber die Fahrt des Jahres 1876 brachte der „Globus" bereits eine Schilderung [1]; über diejenige des vergangenen Jahres liegt nun der Bericht des Capitän Colcord im „Honolulu Advertiser" vom 9. Februar 1878 vor, aus dem wir in Folgendem diejenigen Angaben zusammenstellen, welche als neueste Nachrichten aus der abgelegenen Inselwelt des Großen Oceans von Interesse sind.

Gilbert-Gruppe. Am 14. Juni 1877 segelte die Brigg mit 23 Personen an Bord, darunter vier Missionärfamilien, von Honolulu ab und erreichte nach siebentägiger Fahrt die Fanning-Insel (3° 52' nördl. Br., 159° 25' westl. L.), wo 20 Eingeborene der Gilbert-Inseln, deren Dienstzeit als Arbeiter in den dortigen Guanolagern abgelaufen, als Passagiere an Bord kamen. Der Aequator wurde am 2. Juli unter 171° 21' westl. L. passirt und mit leichten Winden und östlicher Strömung am 28. die Insel Anarari (Arorai, Hope, 2° 31' südl. Br., 176° 46' westl. L.), die südlichste des Archipels, erreicht, wo Mehl- und Reisvorräthe für den dortigen Missionär aus Samoa gelandet wurden. Am 30. ankerte die Brigg bei Onutu (Clerk, 1° 50' südl. Br., 175° 40' westl. L.), am 1. August bei Peru; am 4. wäre sie beinahe bei starker Brise und treibenden Ankern bei der Missionsstation an der Westseite von Tapitnea gescheitert. Am 7. wurden bei Nonouti die erwähnten eingeborenen Passagiere ans Land gesetzt. Die Insulaner kamen in großer Anzahl auf das Riff herab und schienen Feindseligkeiten gegen das Boot und seine Mannschaft zu beabsichtigen, aber während sie mit ihren zurückgekehrten Landsleuten über deren Taback in Streit geriethen, gelang es den Matrosen zu entkommen. Bei Apamama wurde der „Morning Star" durch Westwinde gezwungen, 15 Tage lang vor Anker zu bleiben, während welcher der Häuptling und sein Volk sich freundlich zeigten; es soll dies die reichste und bestregierte Insel der Gruppe sein. 17 Tage dauerte die Ueberfahrt nach dem 60 engl. Meilen entfernten Maiana; am 15. September wurde die Lagune von Apaiang erreicht und zwei Boote nach dem benachbarten Tarawa gesandt, um die von dort heimkehrenden Missionäre mit ihren Familien abzuholen. Nach kurzem Aufenthalt bei Mariki, wo Palmöl an Bord genommen wurde, blieb die Brigg vier Tage bei Butaritari liegen, um das Material für eine neue Kirche zu landen. Auf allen Stationen der Gilbert-Gruppe wurden die Missionäre wohl angetroffen und soll das Missionswerk gute Fortschritte machen und viele Eingeborene im vergangenen Jahre bekehrt worden sein.

Marshall-Gruppe. Nach achttägiger Fahrt lief der „Morning Star" am 10. October in die Lagune von Dschaluit, dem Mittelpunkte des Archipels, ein; hier lag das deutsche Schiff „Cäsar Godefroy" aus Hamburg vor Anker und nahm eine Ladung von Kobra ein. Das Missionsschiff setzte mehrere der mitgebrachten Missionäre ans Land, nahm Holz ein und segelte nach Ebon hinüber, wo es wieder durch Gegenwinde 14 Tage lang zurückgehalten wurde, und die anderen Missionäre zurückblieben.

Carolinen. Die Ueberfahrt nach der 320 Meilen entfernten Insel Ualan (Strong's Island) dauerte 11 Tage bis zum 20. November; hier brachten die Eingeborenen 12 Fässer Kokosnußöl als Beitrag für die Mission an Bord. Vier Tage später wurde Pingelap erreicht und am folgenden Mogil; auf beiden wurden die eingeborenen Lehrer im Wohlsein gefunden. Am 28. ankerte das Schiff bei der Hauptinsel Ponapi; ein hawaiischer Matrose, der bereits drei Missionsfahrten mitgemacht, starb hier und wurde am Landungsplatz bei Oua unter den Palmen begraben. Zwei amerikanische Missionäre kamen an Bord, um die Fahrt nach den Mortlock-Inseln mitzumachen. Am 8. November wurde Luklinor, die südlichere derselben, erreicht; es soll dies die schönste und ruhigste aller in Mikronesien vom „Morning Star" besuchten Lagunen sein. Am 11. wurde das größere Sotoan mit den Stationen bei Ta und Maua besucht, wo hawaiische Lehrer thätig sind. Diese Gruppe zählt jetzt gegen 4000 Einwohner, die wohlgebaute, friedliche Leute sind, und trotzdem sie auf niedrigen Koralleninseln leben, gute Stimmen haben und gern singen. Die ersten drei Lehrer aus Ponapi wurden hier Anfangs 1874 vom „Morning Star" gelandet und mit Freuden von den Eingeborenen empfangen, welche ihnen Wohnhäuser, Schule und Kirche bauten, sie mit Lebensmitteln versorgten und jedem ein großes, gutes Canoe schenkten. Jetzt sind im Ganzen sieben Lehrer auf der Gruppe thätig, die in diesen vier Jahren zusammen 300 bis 400 Mitglieder für ihre Kirchen gewonnen haben.

Von dieser, der westlichsten Missionsstation, fuhr die Brigg nach Ponapi zurück, um nach achttägigem Aufenthalt zur Einnahme von frischen Vorräthen, Yams und Wasser am 7. Januar 1878 die Rückfahrt nach dem 3000 nautische Meilen nach Nordwesten gelegenen Hawaii anzutreten.

Der Capitän berichtet über eine gänzliche Aenderung der Winde und Strömungen im Gilbert-Archipel im Jahre 1877; seit 15 Jahren sollen nicht so häufige Westwinde und Regengüsse vorgekommen sein, während die sonstigen Weströmungen dieses Jahres 1½ bis 2 Knoten schnell nach Osten laufen. In den Marshall- und Carolinen-Gruppen soll die gewöhnliche Ostströmung dagegen gänzlich aufgehört haben. — Nach 30tägiger Ueberfahrt von Ponapi und 235tägiger Rundfahrt durch Mikronesien lief der „Morning Star" am 5. Februar dieses Jahres wieder in den Hafen von Honolulu ein. F. Birgham.

[1] „Eine Missionsfahrt durch Mikronesien", Bd. XXXII, S. 77.

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 13, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band XXXIV. № 5.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1878.

Von Sir Forsyth's Gesandtschaftsreise nach Kaschgar.

II.

Am folgenden Morgen erfuhr ich bei der Rückkehr von einer Jagd, wobei ich bis nahe an die Schneegrenze gelangte, daß M. Forsyth dem Radschah bei einem Besuche versprochen habe, daß ich seine Frauen photographiren würde. Ich mußte mich also wohl dazu bequemen. Die eine der Königsfrauen ist eine niedliche Ladakerin; die andere, ältere, schien sich weit mehr um ihre Juwelen, als um ihre Person zu bekümmern. Sie sprachen weder Hindustani noch Persisch; doch kamen wir gut mit einander aus und verständigten uns durch Zeichen, was dem alten Radschah, der unbeweglich in der Mitte der Gruppe dasaß, unangenehm zu sein schien. Zum Beschluß trank ich Thee mit ihnen. Es ist dabei Sitte, daß die Tasse des Gastes nie ganz oder halb leer stehen darf, sondern sofort vom Wirthe wieder gefüllt werden muß, so daß nach jedem Schlucke, den der Gast thut, sich die Theekanne sofort wieder in Bewegung setzt.

Panamik, 5. October. Am letzten Montag haben wir Leh verlassen und heute Morgen den 17 500 Fuß (5330 Meter) hohen Paß Kardong überschritten, wobei wir unsere Ponies gegen Jaks vertauschten. Darauf mußte noch der Schajok-Fluß durchwatet werden, dessen Wasser eine Temperatur von Null Grad hatte. Etwa funfzig Tataren, welche unsere Thiere führten, mußten den Strom zu Fuß durchfuhrten, wobei ihnen das Wasser bis an die Brust ging. Aber unsere Jaks haben sich brav gehalten, und unser Gepäck hat keinen Schaden gelitten.

Nach diesem anstrengenden Tagemarsche lagerten wir in Panamik (im Thale der Nubra, einem nördlichen, rechtsseitigen Zuflusse des in den Indus mündenden Schajok), wo ich, um meine Müdigkeit zu vergessen, ein kleines buddhistisches Heiligthum photographirte, welches durch die sonderbare Mischung von Pracht und Armuth in seiner Ausstattung einen sehr malerischen Anblick gewährt. Der alte Lama, welcher die Capelle bewachte, hat mir die Namen der dort zur Verehrung aufgestellten Götter mitgetheilt; sie heißen Tschahua Dingé, Sangias Schukia, Palpa und Dekehwa, letzteres eine Göttin.

Am 3. October empfingen wir im Lager zu Togor den Besuch Mulla Artuk's, eines Boten des Jakub Chan Tora, der selbst wieder vom Atalik an uns abgesendet wurde. Derselbe befindet sich auf der Rückreise von Konstantinopel, wo er am Hofe des Sultans von den guten Diensten erfahren hat, welche England seinem Herrn leistete, und versichert uns nun, daß unser ein ganz außergewöhnlicher Empfang in Jarkand warte. Und das bestätigen alle Nachrichten aus Turkestan, welche nicht günstiger sein könnten und auf eine rasche Erledigung unseres Geschäftes rechnen lassen. Das einzige, was uns noch im Wege steht, ist die große Kälte in den vor uns liegenden Hochgebirgsregionen; aber auch dagegen sind wir vortrefflich ausgerüstet.

Im Thale des Karakasch. October [1]). Am 6. October verließen wir das Nubra-Thal und lagerten Abends am Fuße des gefürchteten Sasser-Passes (auch Sirsil genannt). Das Thermometer zeigte 11°. Am folgenden Tage fand die Passage ohne jeden Unglücksfall statt, obwohl Schnee und Eis sowohl Menschen wie Thieren große Hindernisse in den Weg legten. Ein Blick auf die zahlreichen, gewaltigen Gletscher ringsum belehrte uns, daß diese Straße ohne Zweifel

[1]) Dieser Abschnitt nach Oberst Gordon.

bald vollständig für den Handel versperrt und unpraktikabel sein wird. In derselben Weise hat sich auch der Paß, welcher von einer der Quellen des Jarkand-Flusses in das Thal der Nubra hinüber führt, allmälig verengert; früher fielen dort berittene Scharen in Klein-Tibet ein; heute ist er nur noch für Fußgänger zu benutzen, und nur die beherzten Einwohner Baltistans (Klein-Tibet) benutzen ihn noch, weil er den Weg zu ihren im Gebiet von Jarkand ansässigen und Ackerbau treibenden Landsleuten bedeutend abkürzt. Um 3 Uhr Nachmittags hatten wir die Paßhöhe (17 800 Fuß = 5420 Meter) erreicht. Das Thermometer stand auf 18° und fiel in der Nacht auf — 6°.

Beim Abstieg kamen wir wieder in das Thal des Schajok, den wir vor mehreren Tagen überschritten hatten, und der hier einen bedeutenden Bogen gegen Süden macht. Er entspringt nordöstlich vom Sasser-Passe im Karakorum-Gebirge, fließt gegen Südosten bis zur Breite von Leh, biegt dann scharf nach Nordwesten um, fließt auf etwa 30 deutsche Meilen dem Indus parallel und mündet oberhalb Skardu in denselben. Im Oberlaufe ist sein Thal eng und er selbst wild, im mittlern Theile ist sein Bett breit und der Fluß öfters mehrfach getheilt, und im Unterlaufe schäumt er wieder als wüthender Gießbach zwischen jähen Felsmauern dahin. Im Winter friert er vollständig zu, und sein Bett dient dann als Weg nach dem Karakorum anstatt des andern längern über den Sasser und das Dapsang-Plateau, welchen man von Beginn des Thauwetters an benutzt. Die schroffen Felsen und Berge lassen an seinem Ufer keinen Weg frei.

Der Radschah von Ladak mit seinen Frauen. (Nach einer Photographie von Chapman.)

Mr. Johnson, der uns an der Grenze von Ladak verließ, wollte seine Rückkehr längs des Flusses bewerkstelligen, um zu sehen, ob sich jene Hindernisse nicht durch Kunstanlagen überwinden ließen. Doch halte ich letztere für zu beträchtlich, als daß man schon jetzt an ihre Ausführung gehen könnte. Bei dem harten Klima und der Unfruchtbarkeit dieser Gebiete wäre es für unsern Handel wahrscheinlich viel vortheilhafter, einen Weg durch das östliche Turkestan aufzusuchen und die traurigen Einöden des Karakorum zu vermeiden.

Jetzt war der Winter schon so weit vorgerückt und der Fluß stellenweise derart zugefroren, daß wir unsern Weg in seinem Bette aufwärts nehmen konnten. Da aber die Lebensmittel die östlichere Straße über das Dipsang- oder Dapsang-Plateau eingeschlagen hatten, so ging der größere Theil der Expedition diesen letztern Weg, und nur wenige von uns die Winterstraße. Jaks trugen die Provisionen, und wir selbst saßen auf Ponies. Am ersten Tage kamen wir bei dem untern Ende des untern Kumdan-Gletschers vorbei, der von links sich die Berge herunterwälzt. Zwei englische Meilen weit bildet er am rechten Flußufer entlang eine wahrhafte, von zahllosen Eiszinnen gekrönte Mauer. Auch gegenüber, am linken Flußufer, bemerkte man ab und zu Reste desselben Gletschers, welcher über das Thal hinweg gereicht und den Fluß abgedämmt hatte, bis das aufgestaute Wasser sich mit Gewalt wieder Bahn gebrochen hatte. Die Nacht lagerten wir unter einem schroffen Felsen in Kumdan, im Bette jenes ehemaligen Sees.

Am 10. setzten wir unsere Reise in derselben allgemeinen

Richtung nach Norden fort und überschritten den obern Kumdan-Gletscher, welcher aus einem Seitenthale von Nordwest herunterkommt und fast bis an die gegenüberliegende Wand des Hauptthales heranreicht, so daß auch er wahrscheinlich früher den Fluß aufgestaut und einen großen See gebildet hat. Zur Nacht lagerten wir in Gipschun in einer Schlucht unweit des breiten, geröllbedeckten Bettes des Schajok. In der Nähe zeigten sich einige spärliche Grasbüschel, welche wilde Jaks und Gazellen anlocken sollen. Von ersteren waren auch wirklich frische Spuren sichtbar, so daß ich an dem großen Remu-Gletscher nach Nordwesten hinaufstieg, um zu jagen, ohne etwas anderes zu Gesicht zu bekommen, als einige Berghasen. Schließlich zwang mich das Nahen der Nacht und die Kälte zur Umkehr.

Folgenden Tages überschritten wir den Fluß Daolat-Beg-Uldi und hatten bald darauf eine herrliche Aussicht auf den nordwestlichen Theil des gewaltigen Remu-Gletschers mit seinen zahlreichen Zuflüssen, über welchem schwindelnde Berghäupter, oben in Schneewolken gehüllt, emporstiegen. Soweit heute die Beobachtungen europäischer Reisender reichen, steht dieser Gletscher an Größe und wegen seiner Aehnlichkeit mit einem gefrorenen Meere ohne Gleichen da. Die Gletscher im westlichen Himalaya sind doppelt so ausgedehnt, als die der Alpen, und sind wahrscheinlich die größten auf der Erde, von denen des arktischen Gebiets natürlich abgesehen. Im Mustagh-Gebirge (zwischen 74° und 77° östl. L. v. Gr.) giebt es einen von 55 Kilometer Länge mit 15 verschiedenen Moränen und unmittelbar daneben einen

H. CATENACCI — H. BABBANT

Buddhistische Capelle in Panamik am Nubra-Flusse. (Nach einer Photographie Chapman's.)

zweiten von 50 Kilometer Länge, und da man sagen kann, daß beide mit einander in Verbindung stehen, so erhält man einen Gletscher von 105 Kilometer Länge. Der Remu-Gletscher liegt zwischen Bergspitzen und -Kämmen von 19 000 bis 24 000 Fuß (5800 bis 7300 Meter) Höhe; seine Länge beträgt 34 Kilometer, seine Breite wechselt zwischen 1600 und 2800 Meter, und sein Ende liegt in einer Meereshöhe von 15 800 Fuß (4820 Meter). Er ist daselbst etwa 5 Kilometer breit und wird von riesigen Eisfelsen von 250 Fuß (76 Meter) Höhe gebildet. Sein Ende liegt bedeutend höher, als das der meisten übrigen Gletscher in diesem Theile des Himalaya, und nur weil der Schajok stets mächtige Eisblöcke davonführt, kann er sich nicht weiter nach unten ausdehnen, abgesehen davon, daß er denselben zuweilen vollständig abdämmt. Man glaubte eine Zeit lang, daß die furchtbare Indus-Ueberschwemmung vom Jahre 1841 in Folge einer solchen Verstopfung im Schajok-Thale eingetreten sei; heute aber sucht man den Ort derselben in der Nähe der Pendschab-Grenze.

In Daolat-Beg-Uldi trafen wir unsere Gefährten wieder, welche bis dorthin drei Tagemärsche von zusammen 43 engl. Meilen gebraucht hatten, während unser Weg nur 30 lang war, in solcher Wüste eine nicht zu verachtende Ersparniß. Jener Ort liegt 16 700 Fuß (5090 Meter) hoch am Rande des 17 500 Fuß (5330 Meter) hohen Plateaus Dapsang, welches wir auf der Heimreise passiren werden. Am selben Tage, wie wir, kam auch ein energischer Hindu-Kaufmann, Kan Tschand mit Namen, der mit seinen Waa-

ren nach Jarkand zog, dort an. Nun hatte der Maharadschah von Kaschmir in seiner Furcht, daß wir unterwegs irgendwie einen kleinen Mangel leiden könnten, alle Transportmittel in diesen Gebieten für die Fortschaffung der für uns bestimmten Lebensmittel mit Beschlag belegt, in Folge dessen der Preis für den täglichen Transport von 80 Pfund auf 1 Rupie (2 Mark) gestiegen war. Und Kan Tschand hatte über 80 Träger, deren jeder etwa 80 Pfund trug. Diese Einwohner von Ladak müssen eine seltene Willenskraft besitzen, um mit solcher Last elf volle Tage lang täglich im Durchschnitt 14 engl. Meilen zurückzulegen, und zwar in einem solchen Klima, wie es in den Hochregionen Tibets herrscht.

An allen Stationen und längs des Weges liegen Pferdecadaver. Wegen der außerordentlichen Trockenheit der Luft, des Mangels an Regen und der großen Kälte verwest aber das Fleisch nicht. Nur Raben und, wie man sagt, auch Wölfe mästen sich daran — und erstere folgten in der Erwartung guter Beute auch unserer „kafila“. Unsere Thiere waren aber so vorsorglich ausgewählt und in so reichlicher Anzahl gestellt worden, daß keines in Folge von Erschöpfung fiel. Was wir verloren, ging aus anderen Ursachen zu Grunde.

Am 12. October überschritten wir den Karakorum-Paß (18 550 Fuß = 5655 Meter). Auf- und Abstieg waren verhältnißmäßig leicht, während wir von der Bergkrankheit stark zu leiden hatten. Ich selbst mußte oben auf der Paßhöhe mich mit Gewalt überwinden, um mich ein wenig niederzusetzen und eine Skizze zu entwerfen. Während

Der Sasser-Paß. (Nach einer Photographie Chapman's.)

dessen hüpften zwei Bachstelzen um mich herum und schienen sich in jener gewaltigen Meereshöhe ganz wohl zu fühlen.

Die Einöden auf der Höhe dieser Gebirge haben ein eigenthümlich trauriges Aussehen. Von den Gletschern abgesehen bietet nichts einen sonderlich großartigen Anblick, vielmehr erscheinen die Berge ringsum, namentlich von der Paßhöhe aus, eher wie Hügel. Nirgends sieht man Felsen oder Schroffen, nur Ebenen, von wüsten Gehängen begrenzt und mit Geröll besäet. Der Karakorum- (d. i. schwarzer Kiesel) Gipfel, nach welchem die ganze Gebirgskette heißt, trägt seinen Namen von den Brocken schwarzen Gesteins, welche sich ohne Unterlaß von ihm loslösen und zu Thale rollen.

Als wir am 12. October Abends Brangsa (17 180 Fuß = 5234 Meter) auf der andern Seite des Passes erreicht hatten, fing es an zu schneen, und hielt die Nacht hindurch damit an, so daß am Morgen das Land weit und breit mit einer dicken Lage bedeckt war. Um aus dem Schnee herauszukommen, machten wir einen langen Marsch von 28 engl. Meilen bis Aktagh (15 590 Fuß = 4747 Meter), überschritten dann nach einem Ruhetage den Paß Sudschet (17 618 Fuß = 5365 Meter) und erreichten das Gebiet des Karakasch, welcher schon dem in den Lob-nor mündenden Tarim tributär ist. Wir waren glücklich, die Hochregionen, wo das Thermometer bis 15 Grad unter Null gefallen war, hinter uns zu haben; in Sudschet am Nordfuße des Passes waren wir nur noch 12 970 Fuß (3951 Meter) hoch und fanden Gras und Holz. Dort stießen Trotter und

Dr. Stoliczka, welche einen östlichern Weg eingeschlagen hatten, wieder zu uns. Wir waren nur noch 4 engl. Meilen von Schahidulla, machten aber unserer Thiere wegen einen Ruhetag, während dessen Beamte aus Jarkand erschienen, um uns einen „dastarchwan" anzubieten, d. h. ein luxuriöses Mahl von Suppen, gehacktem Fleische, Zuckerwerk, Brot, Früchten und Thee. Nach den nackten eisigen Wüsteneien des Karakorum erschienen uns die Baumgruppen, Wiesen und rieselnden Gewässer ringsum als herrliche Landschaft, wenn es auch in der Nacht noch sieben Grad kalt war.

Am 17. setzten wir neugestärkt unsern Weg nach Schahidulla fort, einer für uns sehr wichtigen Station, denn dort betraten wir das Gebiet von Jarkand und wurden Gäste des Atalik-Ghazi (d. i. Vertheidiger des Glaubens) Mohammed Jakub Chan, während wir bis dahin von Beamten des Maharadscha von Kaschmir begleitet worden waren.

Schahidulla. Die Jarkander Beamten hielten hier eine Anzahl kirghizischer Jaks in Bereitschaft, um unsere entkräfteten Lastponies zu ersetzen, welche Mr. Johnston nach Leh zurückzuführen hatte. Am 18. langte auch Hauptmann Biddulph an, so daß nun zum ersten Male alle Mitglieder der Gesandtschaft in einem Lager vereinigt waren. Derselbe hatte die östlichere weniger steile Straße über Tschangtschenmo und längs des Karakasch eingeschlagen. Daß dieselbe nicht vom Handel der beschwerlichern über Karakorum vorgezogen wird, liegt daran, daß sie länger ist und vollkommen kahle Gebiete durchzieht, so daß die Reisenden sämmtlichen Bedarf für Menschen und Thiere stets mit sich führen müssen. Die Provinz Chotan, welche die Straße zuletzt durchzieht, ist die blühendste und, was Industrie anlangt, wichtigste des ganzen turkestanischen Reiches. Trotzdem treibt sie mit Indien keinen Handel. Ihre Goldfelder nämlich

Pakbu-Kirghizen. (Nach einer Photographie.)

liefern dem Staatsschatze eine bedeutende Einnahme, und deswegen sucht man sie möglichst nach außen abzusperren. Leicht ist die Straße, welche von Leh ausgehend über die niedrigeren Plateaus östlich von der Ebene Lingzi-Thang (zwischen 79° und 80° östl. L. v. Gr.), beim Pangong-See und Rudok vorbei nach Polu, der Grenzstadt von Chotan, führt und überall Brennholz und Gras darbietet. Auch ist dieselbe für die in Chotan sehr verbreiteten baktrianischen Kameele sehr bequem. Dagegen führt sie zu einem großen Theile über chinesisches Gebiet, was ja einstweilen indischen Kaufleuten zu betreten untersagt ist.

Hauptmann Trotter hatte ein Kautschukboot bei sich gehabt und konnte mit Biddulph zusammen die erste Fahrt auf dem 13 900 Fuß (4240 Meter) hohen Pangong-See ausführen. Seine Karawane hatte auch bis Schahidulla tibetanische Lastschafe bei sich, welche Mehl und Getreide zu tragen hatten. Biddulph sagt darüber Folgendes:

„Ich verließ am 18. October Tankse mit 30 Schafen, die mit Mehl und Korn beladen waren. Um ihre Marschfähigkeit zu erproben, ließ ich sie nur überschüssige Provision tragen, welche erst vier Tagereisen vor Schahidulla angerührt zu werden brauchte. Die Tataren laden gewöhnlich ihren Schafen 32 Pfund auf und legen täglich, oftmals rastend, nicht über 7 bis 8 engl. Meilen zurück. Da ich nun einige starke Märsche in Aussicht hatte, gab ich jedem Thiere nur 20 Pfund zu tragen, kümmerte mich aber im Uebrigen nicht viel um sie, sondern überließ sie ihrem Schicksal. Ein großer Theil des Weges war steil und steinig; aber nur ein Schaf fiel, wenn auch viele zeitweilig Schmerzen an den Füßen hatten. Die Lasten, welche hinten und vorn mit Stricken festgebunden werden, liegen fest, weil sie sich in die Wolle eindrücken. Auf gutem Boden, wo die Thiere breit neben einander laufen, legen sie stündlich ¾ bis 1 Meile zurück; in größerer Anzahl gehen sie unzweifelhaft langsamer, und die Schnelligkeit hängt natürlich sehr von der Länge des Weges ab. Die größte Schwierigkeit verursachten ihnen die Flußübergänge, welche im Thale des Karakasch täglich drei bis vier Mal vorkamen. Nicht nur wurden dabei leicht die Lasten beschädigt, sondern auch ihr Fell sog sich voll Wasser und wurde dadurch schwerer. Manchmal gefror es auch hinterher, und es entstanden dadurch fühlbare Aufenthalte. Fanden wir kein Gras, so hatten die Thiere buchstäblich nichts zu fressen, denn Korn, an das sie nicht gewöhnt waren, nahmen sie nicht. Ein einziger Mann genügte um die Herde zu beaufsichtigen, und für 100 Stück sind meiner Ueberzeugung nach nicht mehr als deren zwei erforderlich. Auf

diese Weise hat eine Herde Schafe, deren jedes 20 Pfund trug, in einem fast graslosen Lande und während der rauhen Jahreszeit in einem Monat 530 Kilometer Weges zurücklegen können. Nur ein einziges Thier war dazu nicht im Stande. Gewiß eine merkwürdige Thatsache! Nach dem ersten Marsche betrug die Meereshöhe nie unter 11 000 Fuß (3350 Meter), und das Thermometer fiel Nachts bis 15 oder 16 Grad unter Null. Weder Kälte noch Höhe schien die Thiere zu rühren.

Es scheint mir einleuchtend, daß zukünftig Karawanen, welche den Karakorum zu überschreiten haben, es sehr vortheilhaft finden werden, eine Herde Schafe mitzunehmen. Nicht nur erfordern sie keine Fürsorge, sondern können sich auch längs des ganzen Weges selbst ernähren, was bei den Ponies nicht der Fall ist. Schafe finden selbst auf dem magersten Boden und zwischen Felsen, wo Pferde vor Hunger sterben, noch Nahrung. Und sind schließlich die Lebensmittel, welche sie tragen, aufgezehrt, so kann man sie selbst obendrein verspeisen."

In Schahidulla mußten wir bis zur Ankunft von Sjad Jakub Chan Tora warten, welchen der Atalik-Ghazi beauftragt hatte, mit dem Vicekönig von Indien über die vorläufigen Bestimmungen des von uns abzuschließenden Handelsvertrages zu unterhandeln. Nachdem Jakub Chan Tora diese Mission erfüllt, hatte er sich nach Konstantinopel begeben, um vom Sultan als nominellem Oberhaupte des Islam die Anerkennung seines Herrn als Amir und die Uebernahme der Schutzherrlichkeit Seitens der Pforte zu erlangen. Beides war für

Akoe oder Kirghizenzelt. (Nach einer Photographie Chapman's.)

den auf den Thron gelangten Abenteurer von großer Wichtigkeit, denn es mußte ihm in den Augen seiner Unterthanen viel höheres Ansehen und größere Rechte auf denselben verleihen. Ein Atalik Ghazi (Vertheidiger des Glaubens) ist nur eine Art Statthalter, der eine Provinz zu vertheidigen hat, ein Amir aber ein Fürst, welcher in Kriegszeiten ein ganzes Heer in das Feld führt und Münzen mit seinem Namen schlagen darf.

Da aber die Pforte bei solchen Verhandlungen nicht sonderlich rasch bei der Hand ist, so verzögerte sich die Rückkehr Jakub Chan Tora's weit über den gehofften Zeitpunkt, und es folgte eine lange und langweilige Zeit des Wartens, wobei wir schon fürchteten, daß wir unsere beabsichtigten Ausflüge in Ostturkestan und nach der Pamir würden aufgeben müssen. Doch erhielten wir schließlich die ziemlich sichere Aussicht, daß der Beamte vor Ende October in Schahidulla eintreffen würde.

Als wir dort anlangten, begann gerade der Durchzug der Karawanen, welche alljährlich von Jarkand nach Leh und Indien gehen.

Bald sahen wir ein, daß unsere Pferde auf den umliegenden Weiden nicht genügend Nahrung fanden, und da wir außerdem nicht genug Proviant hatten, um alle die Ankunft Jakub's in Schahidulla abwarten zu können, so wurde beschlossen, daß ein großer Theil unserer Karawane nach Sandschu voran ziehen sollte, bis wohin es fünf Tagereisen durch Einöden sind, aber wo sich Lebensmittel in Ueberfluß

finden. Am 21. October verließen also Gordon, Biddulph, Gordon und Dr. Stoliczka Schahidulla.

Unsere indischen Diener hatten den Wechsel unserer Begleitmannschaft zu beklagen. Die überaus geduldigen und gefälligen Tataren, welche stets alles, was man von ihnen verlangte, ausführten, wurden nun durch Kirghizen ersetzt, welche sich nur um ihre Jaks und deren Ladung bekümmern wollten. Dieselben gehörten zum Stamme der Pakbu, welcher in dem abgelegenen Kilian-Gebirge (westlich von Schahidulla) wohnt. Zum ersten Male, seit sie die Erde bewohnen, sahen sich diese armen Leute photographirt (s. Abbildung S. 69).

22. October. Heute langte ein Bote an, welcher uns eine neue Sendung Pferde anzeigte, die uns noch größere Bequemlichkeit verschaffen sollten. Er versicherte uns, daß auf dem ganzen Wege Wohnungen für uns bereit ständen und daß wir wie „Gäste von königlichem Blute" behandelt werden sollten. Als „Mimandar" (Vertreter des Wirths) hat sich auch ein kleiner blonder, lustiger und hübscher Mensch im Lager eingefunden, mit dem wir, Persisch radebrechend, uns unterhalten. Weiter kann unsere Gastfreundlichkeit nicht gehen; denn es ist Rhamadan, und da muß er von Sonnenauf- bis -Untergang so streng fasten, daß er nicht einmal die Bewegung des Kauens machen darf. Vor unserm Speisezelt haben wir jetzt ein kirghizisches Akoe oder Akoi aufgestellt, welches wir einem armen Teufel, der uns besuchte, abgekauft haben; es dient uns als Rauchzimmer und ist der wärmste Zufluchtsort, wenn die eisigen Winde zu wehen anfangen.

C. Favre's und B. Mandrot's Reise in Kilikien 1874.

I.

Allgemeines über Land und Leute.

Im „Bulletin de la Société de Géographie" (1878, Janvier et Fevrier) veröffentlichen die Herren C. Favre und B. Mandrot unter Beigabe einer trefflichen viel neues enthaltenden Karte die Beschreibung einer Reise in Kilikien, welche wir als einen sehr werthvollen Beitrag zur Kenntniß des in den letzten Jahren ungebührlich vernachlässigten Kleinasien begrüßen. Ihren Mittheilungen entnehmen wir das Folgende.

Geographie. Für das Land, welches die Alten Kilikien nannten, giebt es heutigen Tages keinen Gesammtnamen. Karamanien, womit man wohl die Südküste Kleinasiens bezeichnet, ist zu vage; Wilajet Adana, unter welchem es politisch mit begriffen wird, ist mehr ein administrativer als ein geographischer Name, und Tschukur-Owa, d. h. Ebene der Turkomanen, begreift nur den ebenen Theil des Landes. Am besten behält man also den antiken Namen bei, welcher auch von den Türken als „Kilikia" zuweilen gebraucht wird. Was uns hier beschäftigt, ist das „ebene Kilikien" der alten Geographen im Norden des Meerbusens von Alexandrette, welches von den einander fast parallelen Gebirgsketten des Tauros im Norden und des Amanos im Süden umschlossen wird. Der ganze Raum zwischen den beiden Gebirgen und dem Meere ist eine zusammenhängende Ebene, welche nur durch den Dschebel Missis zwischen dem untern Dschihan (Pyramos des Alterthums) und dem Meere unterbrochen wird. Wie die einzelnen Theile eines Fächers ziehen sich vom Seegestade aus verschiedene Flußthäler landeinwärts: der vom Amanos oder Giaur Dagh kommende Deli-tschai (der „tolle Fluß"), der Dschihan, der Seihan (Sihun), der bei Adana vorbeifließt, der Tarsus-tschai (Cydnus), der Lamas-su und der Gök-su (Kalykadnos); während letzterer von Westen nach Osten strömt, hat der erste in dieser Reihe gerade die umgekehrte Richtung.

Die kilikische Ebene ist eine Alluvialebene, entstanden theils durch die Anspülungen der sie durchschneidenden Flüsse, theils durch den Sand des Meeres, welcher in Folge der vorherrschenden starken Westwinde sich an der Küste absetzt. Vielleicht hat auch eine säculare Hebung zu der Bildung der Ebene mitgewirkt. Einst hat das Mittelländische Meer hier viel tiefer in das Land eingegriffen als heutzutage: Beweis dafür ist die Stadt Tarsos, welche zu allen Zeiten der Geschichte eine und dieselbe Stelle eingenommen hat, im Alterthum aber und noch im elften nachchristlichen Jahrhundert dem Meere viel näher lag als jetzt [1]).

Das bedeutendste Delta erzeugt von allen cilicischen Flüssen der Pyramos oder Dschihan; alljährlich rückt dasselbe um ein ansehnliches Stück vor, und eine alte Prophezeiung besagt, daß seine Mündung einst die Küste von Kypern erreichen wird. In einer viel näher liegenden Zeit wird er aber sicherlich den Meerbusen von Alexandrette mit Sand angefüllt und in weite Lagunen, wie sie ehemals auch die Ebene von Tarsos bedeckten, verwandelt haben.

Die kilikische Ebene ist hier und da, namentlich aber in ihrer östlichen Hälfte, mit oft steilen, zuweilen auch ziemlich hohen Kalkhügeln besäet, welche aus dem völlig flachen Lande isolirt aufragen und den Reisenden um so mehr überraschen, als kein Ansteigen des Terrains zwischen diesen steilen Wänden und den horizontalen Linien der Ebene vermittelt. Texier, der bekannte Reisende, scheint diese Hügel partiellen Hebungen zuzuschreiben, eine bei dem Fehlen jeder Terrainwelle in ihrer Umgebung unhaltbare Ansicht. Es sind eben Gipfel, welche zu den die Ebene umgebenden Gebirgsstöcken gehören und einst als Inseln aus dem Meere hervorragten, bis dessen Wellen von den Anspülungen der Flüsse verdrängt wurden.

Der Westhälfte der Ebene gehen diese Felshügel ab, in

[1]) „Daß die cilicische Küstenebene, obwohl im Wesentlichen eine Schöpfung des Djihan und des Seihun, in Hebung begriffen ist, muß man aus der beträchtlichen Höhe, bis zu der das moderne Alluvium emporsteigt, wie aus dem Vorkommen von Bänken von Austernschalen in ziemlicher Höhe weit landeinwärts schließen. Im Jahre 42 v. Chr. konnte noch Kleopatra in einer vergoldeten Galeere von Alexandria nach Tarsus segeln, um dort mit Antonius zusammenzutreffen, während Tarsus schon zu Plinius' Zeit keine Seestadt mehr war und jetzt fast 3 Meilen vom Ufer entfernt ist. In Mersina, dem jetzigen Hafen von Tarsus, müssen die Dampfer eine Meile vom Ufer Anker werfen, und der frühere näher an Tarsus liegende Hafen der Stadt, Kazalin, der noch in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts benutzt werden konnte, ist jetzt versandet." Th. Fischer in Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde, Berlin 1878, Bd. XIII, S. 158.

Folge dessen die dortigen Flüsse, Sihun und Dschihan, wiederholt die Betten ihrer Unterläufe und ihre Mündungen gewechselt und verschoben haben. Auf dem Raume zwischen dem Tarsus Tschai im Westen und dem Dschebel Missis im Osten ging dieser Wechsel wiederholt vor sich; bald lagen ihre Mündungen weit von einander (die Entfernung beträgt heute an 70 Kilometer), bald flossen sie in eine zusammen. Diese Erscheinung ist zwar auf der Erde nichts Seltenes; aber sie ist kaum ein zweites Mal so gut bezeugt und so intensiv. Wir wissen, daß beide Flüsse zu Skylax' Zeiten im vierten vorchristlichen Jahrhundert sich vereinigten, während nach Plinius, Strabon und Ptolemäus später jeder seine gesonderte Mündung hatte. Im zweiten und dritten nachchristlichen Jahrhundert flossen sie nach Dionysios Periegetes und Avienus vereint, im sechsten nach Procop getrennt, im elften (Cedrenus), zwölften (Anna Comnena), vierzehnten (Abulfeda) und funfzehnten (Barbaro) wieder vereint und im neunzehnten getrennt.

Nicht ein einziger von diesen Flüssen ist schiffbar — ausgenommen vielleicht der Sihun bis Adana hinauf, wo Kotschy 1855 Tartanen aus Kypern sah —, denn abgesehen von den stets ihre Mündungen versperrenden Sandbarren sind sie im Sommer zu seicht, im Winter aber und zur Zeit der Schneeschmelze zwar wasserreich, aber zu reißend. In Folge der Entwaldung der Gebirge sind eben selbst die ansehnlichsten Wasserläufe dieser Länder mehr große Gießbäche als Flüsse.

Betrachtet man den Gesammtbau der kilikischen Gebirge, so fällt einem sofort auf, daß die Hauptketten des Tauros nicht als Wasserscheide dienen, sondern an mehreren Stellen von den auf den Hochebenen Kappadokiens und Kataoniens entspringenden Flüssen durchbrochen werden. So vom Sihun und seinen Nebenflüssen Schakut Su und Kütschük Su, vom Dschihan und Gök Su (Kalykadnos). Nur der bei Tarsos vorbeifließende Kydnos und die westlich von demselben entspringenden kleinen Flüsse kommen nicht von jenseit der Hauptkette her, sondern erhalten ihr Wasser nur von dem Südabfalle derselben. Der Tauros bildet demnach hier keine zusammenhängende Kette, sondern eine Ansammlung sehr hoher und ausgedehnter Bergkegel, welche den allgemeinen Abfall des centralen Hochlandes nach dem Meere zu nicht unterbrechen. Vom südlichen Abfalle des Gebirges an laufen die Gewässer in engen Thälern zwischen secundären und zum Meere hin niedriger werdenden Ketten, oft in langen und tief eingeschnittenen Schluchten.

Umgekehrt ist die Kette des Amanos oder Giaur Dagh compacter und schmaler; kein einziger ansehnlicher Fluß entspringt auf ihr und ihre scharfe Kammlinie fällt durchweg mit der Wasserscheide zusammen.

Der Tauros hat eine bedeutende Höhe: die größte in seiner westlichen Hälfte, der Bulghar-Dagh, beträgt nach Dr. Kotschy 3550 Meter, während seine östliche Hälfte, der Allah-Dagh, so weit man das von der Ebene aus beurtheilen kann, etwa eben so hoch ansteigt. (Auf der Karte geben die Verfasser dem erstern eine Höhe von 2900 bis 3500 Meter, dem Allah-Dagh eine solche von 2900 bis 3200 Meter.)

Der Amanos ist zwar sicherlich weniger hoch als der Tauros; doch schätzt man ihn im Allgemeinen zu niedrig. Favre und Mandrot versichern, daß er an zwei oder drei Punkten bestimmt 2000 Meter überschreitet. Niedriger als der Amanos, zum wenigsten in seiner Westhälfte, ist der Antitauros; von der Ebene aus sieht man keine Hauptkette sich aussondern, sondern hat nur einen Haufen mäßig hoher Berge vor sich, deren keiner über 1500 Meter Höhe zu erreichen scheint. Der Dschebel Missis endlich ist vielfach nur hohes Hügelland; im Dschebel en-Nur erreicht er nach Mansell 716 Meter Höhe.

Geschichtliches. Ohne auf die alte Geschichte Kilikiens hier zurückzukommen, aus welcher als die leuchtendsten Daten der Durchzug des jüngern Kyros mit den 10 000 Griechen, des Alexander mit seinen Makedoniern und die Verwaltung Cicero's, welcher die Eleutherokiliker endgültig unterwarf und die Parther zurückwies, hervorragen, sei nur daran erinnert, wie sich Phönikier, Assyrer, Perser, Griechen und Römer in der Herrschaft des Landes ablösten. Als bei der Theilung des Römerreiches Kilikien naturgemäß bei Byzanz blieb, nahm jene lange Reihe von Schicksalsschlägen ihren Anfang, welche das Land in seinen jetzigen Zustand versetzt hat. Seine alte Bevölkerung ist völlig verschwunden und hat verschiedenen von Osten kommenden Eindringlingen Platz gemacht, welche nach langen Kämpfen durch einander im Lande wohnen geblieben sind und es nicht dahin haben bringen können, ein einziges Volk zu bilden.

Im siebenten Jahrhundert bemächtigten sich die Araber der ganzen Osthälfte des Landes bis Tarsos und machen selbst mit wechselndem Glücke Einfälle in das Land nördlich vom Tauros, während ihre Flotte Kleinasiens Südküste bis nach Rhodos hin beherrscht. Im zehnten Jahrhundert benutzen wieder die Byzantiner die Zerstückelung des Kalifenreiches, um ihre ehemaligen Provinzen zurückzugewinnen. In der ersten Hälfte des elften Jahrhunderts beginnt dann die Einwanderung von Osten kommender Armenier, welche das Schicksal des Landes tief berührte. Seit mehreren Jahrhunderten schon hatte dieses Volk den Euphrat überschritten und in der Landschaft Melitene (zwischen 34° und 36° östl. L. Paris und 38° und 39° nördl. Br.) und in Kappadokien weite, nordöstlich von Kilikien gelegene Gebiete in Besitz genommen. Im siebenten Jahrhundert hatten dann die unaufhörlichen Kriege zwischen dem oströmischen Reiche und den Neupersern eine zweite armenische Auswanderung, dieses Mal nach dem nördlichen Kleinasien, zur Folge gehabt, so daß im elften Jahrhundert quer durch Kleinasien von der Mündung des Halys (Kyzyl-Irmak) bis zu dem großen Bogen des Euphrat beim heutigen Malatia zusammenhängend eine armenische Bevölkerung saß. Damals brachen zwischen 1030 und 1040 die Türken, welche schon Turkestan und Chorassan erobert hatten, in Iran, Armenien und Georgien ein und verursachten dadurch eine dritte und letzte Auswanderung nach Westen, welche südwärts bis Kilikien, das damals fast entvölkert war, vordrang, und zwar nicht mit einem Schlage, sondern, von Byzanz begünstigt, allmälig und stetig sich wiederholend.

In Folge der türkischen Siege traten schließlich die armenischen Könige ihr Land den Byzantinern ab und erhielten dafür, allerdings als Vasallen, Fürstenthümer in Kappadokien und Kilikien. Sehr bald aber geschah, was die Griechen hätten voraussehen können: Großarmenien vermochten sie nicht gegen die Türken zu halten, während sich die Armenier in Kilikien unabhängig machten. Es entstanden dort in der Ebene und im Tauros eine Anzahl feudaler Fürstenthümer und unabhängiger Herrschaften, an deren Spitze bald die Familie Rupen trat. Ein Mitglied derselben, Konstantin (1097), half den Kreuzfahrern bei der Belagerung von Antiochia und erhielt dafür den erblichen Baronstitel. Damals faßte das europäische Feudalwesen mit seinen Sitten, Gesetzen und Titeln in Kilikien Fuß, und dies um so leichter, als die Armenier von Alters her ein durchweg feudal gegliedertes Volk gewesen waren. Immer mehr wuchs die Macht der Rupenier, und es gelang denselben schließlich trotz der steten Einfälle der Türken und Griechen, welche sich gegenseitig die Ebenen und Pässe Kilikiens streitig machten, und trotz des

Widerstandes vieler unter den kleineren Herren, ganz Kilikien unter ihrem Scepter zu vereinigen. Im Jahre 1198 löste Leo II., mit dem Beinamen des Großen, von den Kreuzfahrern unterstützt, jede Verbindung mit Byzanz, erklärte sich zum Lehensträger des Deutschen Reiches und des Papstes und erhielt dafür den Königstitel, das höchste Ziel für den Ehrgeiz seiner Familie. Seitdem strebte er danach, durch Aenderungen im armenischen Feudalwesen seine Königsrechte zu vermehren und die Unabhängigkeit der Großen zu vernichten.

Der Handel mit Orient und Occident nahm damals einen kräftigen Aufschwung; Kilikien wurde zum Mittelpunkte des Waarentausches. Lajazzo am Fuß des Dschebel Missis trieb zu Lande Handel mit Bagdad, Bassora und Ikonion, mit China und Indien, und zur See mit Genua, Venedig, Sicilien, Frankreich und Katalonien. Gleichzeitig blühten auch die Künste, namentlich die Baukunst, und selbst die Wissenschaften.

Nach Leo's Tode folgte sein Schwiegersohn, Philipp von Antiochia, der aber 1227 von Hethum I., aus der Familie der Barone von Lampron (heute Nimrun) im Tauros, vom Thron gestoßen wurde. Die Dynastie der Hethumier regiert etwas über ein Jahrhundert, während dessen zwar die Einfälle der Mongolen und ägyptischen Araber zurückgewiesen, aber auch der Handel vernichtet, Städte verwüstet, die Bevölkerung decimirt wird und das Land reißend rasch in Verfall geräth. 1342 folgte Johann von Lusignan als Konstantin III. dem letzten Hethumier; aber nichts vermag mehr den Fall der letzten christlichen Besitzung auf asiatischem Boden aufzuhalten. 1347 wurde Lajazzo gestürmt und geplündert, worauf die Armenier, nicht mehr im Stande, die Ebene zu behaupten, sich in den Tauros flüchteten. 1375 endlich wird der letzte König, Leo VI., von den Arabern gefangen genommen und nach Aegypten geschleppt. Nur die Feste Gorighos (das antike Korykos, südwestlich von Tarsos am Meere), welche der König von Kypern den Muselmanen wieder fortgenommen hatte, hält sich noch bis 1448 und fällt dann durch Verrath, und Kilikien, welches drei Jahrhunderte hindurch von dem großen Strome westlicher Civilisation mit fortgerissen worden war, fällt nun ganz den Bekennern des Islam anheim. Turkomanische Fürsten und Osmanlis kämpfen nun um seinen Besitz, bis sich 1575 Selim II. der letzten unabhängigen Besitzung bemächtigt und das Land dauernd dem Türkenreiche einverleibt, vom Jahre 1832 abgesehen, wo es die Aegypter Ibrahim-Pascha's vorübergehend besetzt hatten.

Jedoch übten noch vor ganz kurzer Zeit die Türken hier nur eine nominelle Herrschaft aus, während die zwar besiegten, aber nicht unterworfenen turkomanischen Begs und die armenischen Häuptlinge im Gebirge die wahren Gebieter waren. Erst 1866 gelang es der Pforte, dieselben endgültig zu unterwerfen und den Räubereien der kurdischen und turkomanischen Nomaden ein Ende zu machen, wozu es eines ganzen Heeres unter Derwisch Pascha und eines langen blutigen Kampfes bedurfte.

Bevölkerung. Die einst so zahlreiche Bevölkerung Kilikiens zählt nach Langlois jetzt nur 150 000 Seelen der verschiedensten Herkunft und Religion. Die einzige Stadt, welche diesen Namen verdient und welche gedeiht und stetig zunimmt, ist Adana, die Hauptstadt des gleichnamigen Wilajet; sie mag 40 000 bis 50 000 Einwohner zählen. Von Tarsos, Sis und ein paar Flecken abgesehen, sind alle anderen Orte nur elende, am Rande der Ebene und im Gebirge zerstreute, spärliche Dörfer.

Die Bevölkerung besteht aus allerhand Türken, Kurden, Armeniern, Arabern, Ansariern (Syrern), Griechen und Tscherkessen. Dazu kommt dann noch ein Stamm Neger, der am westlichen Fuße des Dschebel Missis sitzt — kurz ein Durcheinander, wie man es sich nicht vollständiger denken kann. Türken und Turkomanen machen allein über die Hälfte der Bevölkerung aus; beide Stämme, obwohl zur selben Race gehörig, sind wohl von einander zu unterscheiden. Was wir Türken und was sich selbst Osmanli nennt, hält sich für weit besser als die Turkomanen, welche sie verächtlich als Türk oder Tschukur bezeichnen. Daher der Name Tschukur-owa (Türken-Ebene) für das flache Land. Die Turkomanen sind ebensowenig wie die Beduinen, Kurden, Perser u. s. w. rechtgläubige Mohammedaner, werden vielmehr von den Osmanlis auf gleiche Stufe mit Christen und Juden gestellt und als Giaurs oder Ungläubige angesehen. Daher stammt der moderne Name des Amanos, Giaur-Dagh, weil derselbe von Turkomanen, Kurden und Armeniern bewohnt wird.

Als die Nachkommen Osman's Kilikien eroberten, war für sie durch die Eroberung Konstantinopels die Periode des Herumwanderns längst abgeschlossen und sie waren seßhaft geworden. In Folge dessen drangen nur ihre Heere in das Land ein, keine Einwanderer, so daß es dort eigentlich keine anderen Osmanli giebt als die von Konstantinopel geschickten Beamten. Läßt man die Osmanli bei Seite, so hat man bei der türkischen Bevölkerung zwischen der seßhaften Bevölkerung, Bauern und Städtebewohner, und den Nomaden, Tschukur-Turkomanen oder Jruken, welche nebst einigen Kurdenstämmen die herumziehende Population Kilikiens bilden, zu unterscheiden. Dieselben leben wie alle ihre Stammesgenossen in Asien unter Zelten, besitzen große Herden und wandern im Sommer von der Ebene ins Gebirge, um dort Kühle und gute Weiden zu finden.

Schwer ist es, zu sagen, zu welcher Race die seßhaften Türken gehören. Sie sprechen die rauhe Sprache der Turkomanen, welche man leicht von der weichern Stambuler Mundart unterscheidet. Andererseits weichen sie in ihren Sitten, ihrem weniger wilden, aber auch weniger reinen Typus und in ihrer orthodoxen Religion von ihren nomadischen Stammesgenossen sehr ab. Wahrscheinlich sind es Abkömmlinge seldschukidischer Türken entweder aus dem Reiche von Ikonion oder aus den turkomanischen Fürstenthümern, welche in den Bergen gegründet und im 15. und 16. Jahrhundert von den Osmanlis unterworfen wurden. Im Orient kennt man übrigens diese Unterscheidungen wenig; die Christen nennen Türke, was nur immer den orthodoxen Islam bekennt, in Syrien z. B. alle Mohammedaner auch arabischer oder syrischer Herkunft.

Die zahlreichste Race nach den Türken ist die armenische, welche sich namentlich im Gebirge findet. Dort leben sie in Gemeinden, von denen manche noch vor wenigen Jahren sehr unabhängig waren, wie z. B. Hadschin nordwestlich und Zeitun nordöstlich von der Stadt Sis. Einst Herren des Landes und daselbst in compacter Menge ansässig, haben sie in Folge der Jahrhunderte hindurch währenden Kriege an Zahl sehr abgenommen. Sie gehören zu zwei Bekenntnissen, dem unirten armenischen Ritus (Katholiken) und in weit überwiegender Zahl zur orthodoxen oder gregorianischen armenischen Kirche. Neben einigen griechischen und syrischen Kaufleuten bilden die Armenier durch Reichthum und Bildung die Elite des Landes.

Die Kurden sind zum größten Theile Nomaden und nur ein Theil ist in Dörfern und Städten ansässig. Im Amanos sollen sogar einige Stämme von ihnen sich dauernd niedergelassen haben. Ueber ihre Herkunft steht nichts fest.

Zur flottirenden Bevölkerung gehören ferner die nicht sehr zahlreichen ansarischen Araber (N'saïri); viele von ihnen ziehen zur Erntezeit aus dem Norden Syriens nach Adana

und kehren in ihre Heimath zurück, wenn sie keine Arbeit mehr finden. Die übrigen Araber wohnen in den Städten. Die wenig zahlreichen Griechen treiben meist Handel. Landeseingeborene sind sie nicht; denn die alte griechische Bevölkerung ist völlig verschwunden und die Vorfahren der jetzt hier wohnenden Griechen sind alle aus dem Innern, namentlich aus Kaïsarieh (Caesarea) herzugewandert.

Zuletzt kamen die Tscherkessen, welche nach dem letzten Aufstande im Kaukasus (1864) und der definitiven Eroberung des Landes durch die Russen in Kilikien einwanderten. Mehrere Jahre lang trieben sie es wie ihre Brüder in Bulgarien und waren der Schrecken des Landes, bis sie, durch Krankheiten und Noth decimirt, vorzüglich in dem östlichen Theile der kilikischen Ebene sich auf den Ackerbau geworfen haben. Damals (1874) war ihre Lage keine schlechte; falls sie sich an das Klima gewöhnen, werden sie über kurz oder lang ein bedeutendes Stück der unbebauten und ungesunden Ebene unter Cultur bringen. Ihre Anzahl wird, wohl etwas übertrieben, auf 10 000 geschätzt.

Wie man sieht, giebt es unter all' den Völkern, welche in wirrem Durcheinander das Land bewohnen, keine Nachkommen der alten Bewohner oder Eroberer. Das älteste Volk ist das armenische, welches nicht vor dem elften Jahrhundert in Kilikien ansässig war, aber von seiner Geschichte nichts mehr weiß. Waren doch schon im funfzehnten Jahrhundert nach Barbaro die armenischen Inschriften der früheren Epochen den Nachkommen unverständlich. Seitdem aber sind zahlreiche schriftliche und bildliche Denkmäler verschwunden, zahlreiche Erinnerungen erloschen, Unwissenheit und Gleichgültigkeit gegen die Vergangenheit sind nur noch gewachsen und kaum wird man im ganzen Lande ein paar Leute finden, welche für die alte Landesgeschichte Interesse bezeugen.

Heutiger Zustand des Landes. Zur Zeit von Favre's und Mandrot's Reise herrschte in Kilikien Frieden und Ruhe. Die Bevölkerung war nach dem Feldzuge Derwisch-Pascha's zum größten Theile entwaffnet worden und fing an, ihre herkömmlichen Raubgelüste zu vergessen, so daß ein gut bewaffneter Reisender weniger Gefahr lief als in manchen Gegenden Europas. Einheimische sollen aber auf ihren Reisen gefährdeter sein und bei der käuflichen türkischen Gerechtigkeitspflege nicht immer genügenden Schutz finden. Dem Wali oder Gouverneur in Adana stehen nur wenige Truppen zur Verfügung.

Die wichtigsten Handelsstädte sind Adana und die beiden Häfen Alexandrette und Mersin, welche den meisten Verkehr nach Europa mit Marseille unterhalten. An fahrbaren Straßen giebt es im ganzen Lande nur die eine von Mersin über Tarsos nach Adana, von welcher die letztere Strecke noch unvollendet ist. In der Ebene bedient man sich roher Büffelkarren, die sich ziemlich leicht fortbewegen, wo der Boden nicht sumpfig ist. Noch mehr aber, auch im Gebirge, sind Kamele in Gebrauch.

Anbau und Ausfuhr der Baumwolle und Wollproduction könnten hier einen großen Aufschwung nehmen, wenn nicht die Unzuverlässigkeit und Nachlässigkeit der Producenten dem Handel so nachtheilig wären und Europäer von einer Ansiedelung abschreckten. Dazu kommt noch das ungesunde Klima, welches den Einheimischen nicht minder wie den Fremden gefährlich wird. Ungesund sind allein die Monate Juli, August, September und October, durch die alsdann herrschenden Fieber aber auch in hohem Grade. Dieser Zustand wird schon in der Zeit der Kreuzzüge erwähnt, im Alterthum aber scheint er nicht existirt zu haben. So galt der Aufenthalt in Tarsos, heute einer der gefährlichsten, bei den Alten nicht für ungesund. Berichte aus dem vierzehnten Jahrhundert melden dagegen, daß damals schon die ganze Bevölkerung auswanderte, um dem Fieber zu entfliehen, und einer aus dem dreizehnten sagt, daß, wenn 4000 Ritter sich in Kilikien niederließen, am Ende des Jahres keine 500 mehr davon übrig sein würden. Da die Ebene durch allmälige Auffüllung der Lagunen entstanden ist, so ist ihr Untergrund wahrscheinlich feucht und sumpfig geblieben, wie es ja ganze Strecken nahe den Flüssen und dem Meere an der Oberfläche sind.

Im Winter ist es im Gebirge sehr kalt, während die Ebene mehr feuchtes als strenges Klima hat. Schnee fällt außerordentlich selten. Im Frühjahr steigt die Temperatur plötzlich, der Schnee schmilzt in wenigen Tagen und in Folge der Entwaldung stürzen die Wasserfluthen reißend rasch in das Meer. Wie ein Schwamm saugt sich alsdann die Ebene voll Feuchtigkeit. Tritt im Mai die Sommerhitze ein, so fallen die Flüsse rasch und ihr Wasser wird schlammig und ungesund. Der durch keine Pflanzendecke geschützte sumpfige Untergrund wird von den Sonnenstrahlen erhitzt und haucht nun pestilenzialische Dünste aus. Deshalb sind anscheinend ganz gesund und trocken gelegene Orte, wie Tarsos, in dieser Jahreszeit so überaus gefährlich. Im Mai wandert also die Bevölkerung, um frische, reine Luft zu athmen, nach der Jaïla, der Sommerwohnung im Gebirge. Die Nomaden mit ihren Herden geben das Zeichen zum Aufbruch; die Städter und Dörfler nebst den Behörden und selbst den Soldaten folgen nach und nur die Kranken und wer durchaus nicht anders kann, bleiben in der Ebene zurück. In solcher Weise verödet z. B. die Stadt Sis so vollständig, daß Räuber und Schakale sich in den verlassenen Häusern einnisten.

Eine solche Auswanderung ist natürlich für Handel und Verwaltung nicht sonderlich vortheilhaft, und deshalb hat die türkische Regierung versucht, diese halb nomadische Gewohnheit zu vernichten. So hat Derwisch-Pascha vor mehreren Jahren für die Kurden und Turkomanen steinerne Dörfer bauen lassen und wollte sie zwingen, dort das ganze Jahr über zu wohnen. Aber Jahrhunderte alte Sitten lassen sich nicht in einem Tage ausrotten: die Dörfer verfallen und ihre Insassen ziehen nach wie vor in das Gebirge. Ebenso hat die Regierung Beamten und Soldaten befohlen, während der Fieberzeit auf ihrem Posten zu bleiben; doch wird dieser Befehl wahrscheinlich eben so wenig befolgt werden wie so viele andere. Nur die Tscherkessen scheinen eine Ausnahme von der Regel zu machen und das ganze Jahr über in der Ebene zu wohnen, wofür sie durch Fieber und andere Krankheiten grausam decimirt worden sind. Doch gehört es nicht zu den Unmöglichkeiten, daß durch fortschreitende Cultur schließlich das schädliche Klima gebessert und in Folge dessen die Gewohnheiten der Bevölkerung geändert werden.

Kilikien gewährt den Anblick einer großen, weiten, von einem Kreise hoher Berge umringten Ebene. Ihr Boden ist, von der unmittelbaren Umgebung einiger Städte, die gut angebaut sind, und mehrerer Dörfer, wo spärliche Gersten- und Baumwollenfelder sich finden, abgesehen, vollständig kahl. Nur hier und da gewährt spärliches Kraut eine dürftige Weide, und ab und zu unterbrechen Felshöhen, mit alten armenischen Schlössern aus der Kreuzfahrerzeit gekrönt, das einförmige Gemälde. Den Hintergrund zu der meist in dichten Nebel gehüllten Landschaft bilden die Berge.

Die einst reiche Vegetation ist in Folge der Kriege oder vor den Viehherden der Nomaden oder auch durch die Sorglosigkeit der Regierung völlig verschwunden. Nachrichten aus dem zehnten Jahrhundert sprechen von sehr üppigem Pflanzenwuchse: Anavarza, das alte Anazarbos, war von einem Haine von Dattelpalmen umgeben; Tarsos' Umgebung war vor dem Feldzuge des Nikephoros (960), welcher alle

Bäume niederschlagen ließ, reich bewaldet. Im dreizehnten Jahrhundert scheint aber die Vegetation schon bedeutend abgenommen zu haben; denn der Umstand, daß in den Urkunden einzelne Maulbeerbäume, Eichen oder Weiden als Grenzpunkte einer Besitzung angegeben werden, beweist, daß solche Bäume schon so selten waren, daß kein Irrthum möglich war. Heutigen Tages sieht man kaum ein paar Palmen in Adana. Von der unmittelbaren Umgebung dieser und einiger anderen Städte abgesehen, wo Fruchtbäume wachsen, sieht man auf 50 Kilometer in der Runde nicht einen einzigen Baum in der Ebene. Nur an bevorzugten Stellen und auf den Hügeln wächst niedriges Strauchwerk, wo Frankolinhühner nisten. Alles andere Land ist weit und breit nur mit kleinen Grasbüscheln oder wilden Artischoken bewachsen, zwischen welchen sich Gazellenherden tummeln. Die vordersten Abhänge der Berge sind gleichfalls von den sorglosen Türken ihrer Bäume beraubt worden und stehen vollkommen kahl da. In seinem Innern dagegen birgt der Tauros einen üppigen Pflanzenwuchs, namentlich mehrere Arten von Eichen, Cedern, die große karamanische Fichte, eine Menge Strauchwerk und stellenweise riesige Platanen. Leider besteht nur die Unsitte, die schönsten Bäume abzuschälen und die Rinde nach Griechenland auszuführen, ein Verfahren, welches eine vollständige Waldverwüstung zur Folge haben kann.

Nicht weniger reich ist die Fauna: in der Ebene Gazellen, Füchse, Schakale, im Gebirge Wölfe, in den Sümpfen und Dickichten Büffel, Wildschweine, zahlreiche, meist giftige Schlangen, darunter manche sehr große; im Gestrüpp längs der Küste Frankolinhühner und in den Ruinen bunte Gänse. Im Hügelland und Gebirge trifft man Rebhühner, Stachelschweine, verschiedene Katzenarten, darunter Leoparden und Panther, endlich Bären und Steinböcke. Hausthiere sind: das langschwänzige Schaf und eine Ziege, die von der europäischen Art sich unterscheidet. Beide im Lande zahlreich vorhandenen Thiere sind wegen ihrer Wolle von Wichtigkeit für den Handel. Verhältnißmäßig seltener und von kleinem Wuchse ist das Rindvieh, welches nur Milch liefert — denn sein Fleisch wird nicht gegessen. Pferde giebt es viel weniger als in Syrien, von wo sie wahrscheinlich eingeführt werden. Viel verwendet werden Kamele, Maulthiere, Esel und Büffel. In den Dörfern und Zeltlagern der Ebene finden sich sehr große kurzhaarige Haushunde; außerdem auch der schöne, schwarze, karamanische Windhund, der zur Gazellenjagd gebraucht wird, aber immer seltener wird. Außerdem zählt Kotschy (Reise in den cilicischen Taurus über Tarsus. Gotha 1858) auf: in der Ebene einen Hirsch unbekannter Species, Biber, Otter und gestreifte Hyäne, in den Küstensümpfen vielerlei Wasservögel, im Gebirge Geier, Auerhähne, Luchse, Dachse, Hasen, wilde Schafe 2c. Tschihatschew erwähnt nach Chesney im Tauros und Amanos auch den Löwen, dessen Vorkommen im erstern Gebirge auch den Herren Favre und Mandrot von den Eingeborenen bestätigt wurde. An seiner Existenz vor noch nicht gar langer Zeit ist nicht zu zweifeln; aber jetzt (immer vorausgesetzt, daß dem keine Verwechselung Seitens der Einheimischen zu Grunde liegt) muß das Thier überaus selten sein und nur ganz ausnahmsweise vorkommen.

Das Ei im Volksglauben.

Von **Carl Haberland.**

II.

Als Mittel um die Zukunft vorauszuerfahren wird das Ei von verschiedenen Völkern angewendet. Der Grieche fand eine Vorbedeutung darin, daß das Ei, über das Feuer gehalten, an dem einen oder dem andern Ende barst oder schwitzte [1]); die Französin sieht, indem sie ein Ei auf den Kopf zerbricht und es dann ins Wasser wirft, den künftigen Gatten [2]); nach Kräutermann [3]) erfährt man, ob ein Kind beschrien ist, dadurch, daß man ein Ei in ein unter der Wiege stehendes Gefäß mit fließendem Wasser wirft; schwimmt es oben, ist das Kind beschrien. Dem Harzer sagt ein Traum von Eiern Unglück voraus [4]), gewöhnlich aber im übrigen Deutschland wird ein solcher Traum auf Streit gedeutet [5]). Den Kasias in Bengalen sind die Auspicien durch Eier die beliebtesten, und sie zerbrechen oft eine große Menge derselben, um das gewünschte Zeichen zu erhalten [6]). Das Eiweiß benutzt man in Schlesien und Ostpreußen als Wahrsagemittel, indem man es ins Wasser gießt und die dabei sich bildenden Figuren deutet [7]).

[1]) Schoemann, Griechische Alterthümer, Berlin 1871/73, Bd. II, S. 298.
[2]) Thiers, a. a. O. Nro. 477.
[3]) Grimm, Aberglauben, Nro. 966.
[4]) Zeitschr. f. d. M., Bd. I, S. 203.
[5]) Wuttke, a. a. O. §. 66.
[6]) Zeitschrift für Ethnologie, Bd. V, S. 264.
[7]) Wuttke, a. a. O. §. 79.

Aengstlich eingehalten wird in ganz Deutschland das Gebot, die Schalen der gegessenen Eier zu zerdrücken und nicht die ganze Schale fortzuwerfen, welchen Brauch wir schon bei den Römern finden, die nach Plinius [1]) sowohl Eierschalen als Schneckenhäuser durchbohrten, und welcher auch in Frankreich und anderen Ländern herrscht. Der Grund dieses Gebotes ist die Furcht, daß durch diese Ueberbleibsel von Unberufenen ein schädlicher Einfluß auf denjenigen, welcher die betreffenden Eier gegessen, vermittelst der Hexenkunst ausgeübt werden kann, wie dies auch schon von Plinius angegeben wird und wie sich ganz der gleiche Aberglaube auch hinsichtlich der Körperabfälle, der Haar- und Nagelschnitzeln, weit verbreitet findet. Der vielfach vorkommende Ausdruck „die Hexen nisten in den Schalen“ [2]) sowie die bayerische Meinung, daß die Hexen hineinkommen, wenn sie im Wasser schwimmen [3]), versinnlichen diesen Glauben. Es ist dies in Deutschland wohl der einzige Fall, daß den Ueberresten der Speisen, weil diese Speise selbst in den Körper des Essenden übergegangen ist, und sich dadurch eine sympathetische Beziehung zwischen diesem und dem Uebriggelassenen gebildet hat, eine derartige Wichtigkeit und Kraft beigelegt wird; bei anderen

[1]) Naturgeschichte, Buch 28, Cap. 4.
[2]) Grimm, Aberglauben, Nro. 328.
[3]) Zeitschr. f. d. M., Bd. II, S. 101.

Völkern, besonders ausgebildet bei den Polynesiern, findet sich dieser Glaube auf alle Speisereste ausgedehnt und ängstliche Sorgfalt auf dieselben verwendet.

Namentlich fürchtet man in Deutschland, sich das Fieber durch Nichtzerdrücken der Eierschalen zuzuziehen, da ein Fieberkranker sich nur derselben zu bemächtigen braucht, um sein Fieber durch Vermittelung der Schalen auf den Unvorsichtigen zu übertragen — im Oldenburgischen behauptet man ein Gleiches auch hinsichtlich des Zahnwehes [1]), weshalb auch ein mecklenburgisches Fiebermittel darin besteht, eine gefundene Eierschale mit Wasser zu füllen und dreimal auszutrinken [2]). Der böhmische Aberglaube verwendet zu Liebeszauber neben Todtenbein und Haar auch Eierschalen und verbietet, wenn man dergleichen beisammen findet, es mit bloßen Händen zu berühren [3]). Vereinzelt findet sich in Deutschland auch der Glaube, daß die Unterlassung des Schalenzerdrückens die betreffenden Hühner Schädigungen durch Hexen aussetzt [4]) oder daß diese dann nicht mehr legen [5]).

Nach Thiers [6]) schlug man in Frankreich dreimal auf die Schalen, ehe man sie wieder auf den Teller that, oder zerbrach sie überhaupt größtentheils, wie er zugiebt [7]) aus Gewohnheit, zuweilen aber auch mit der stillschweigenden Verwünschung, daß die Feinde des Betreffenden ebenso zerbrochen werden möchten. Ferner theilt er mit [8]), daß manche die Eierschalen nicht verbrennen mögen, weil der heilige Laurentius mit solchen Schalen verbrannt sei und sie ihn so zum zweiten Mal verbrennen würden; diese Abneigung, Eierschalen zu verbrennen, findet sich auch im nördlichen Deutschland und gleichfalls in Böhmen; hier sagt man, daß man damit die Seelen der Verstorbenen brennt, oder fürchtet, dadurch ein Geschwür zu bekommen [9]). Dürfen wir vielleicht in diesem Glauben hinsichtlich der Verstorbenen ursprünglich den an eine Wiedergeburt nach dem Tode, vorgestellt unter dem Symbol des Ausschlüpfens des Küchleins aus dem Ei, sehen und dadurch die Scheu vor dem Verbrennen der Schalen erklären?

Wie bei uns das Hühnerei Träger des Symbols und des Aberglaubens, so verbindet der mohammedanische Orient, ebenso wie schon das alte Aegypten, wie auch afrikanische Stämme, wobei sich aber schwer entscheiden läßt, ob durch mohammedanischen Einfluß, und selbst das orientalische Christenthum eine große Bedeutsamkeit mit dem Straußenei. Von der Westküste Afrikas [10]) bis Persien und Indien schmücken sie entweder die Spitzen der Moscheen oder sind in ihrem Innern angebracht, und zwar, wenigstens nach der Angabe von Brugsch [11]), als ein Symbol der Glaubenstreue. Auch die Spitzen der Hüttendächer sind bei den Afrikanern vielfach mit diesem Schmucke versehen; so fand sie Clapperton [12]) in Borgu, Barth [13]) in Bornu, hier mit dem Zwecke, die Fruchtbarkeit der Familie zu garantiren, Brehm [14]) in den abessinischen Grenzländern. In Yoruba setzte man dagegen nach Clapperton [1]) Krokodileier auf die Spitzen der Hütten, damit sie die Bewohner gegen die Krokodile selbst schützen sollten. Und wie noch jetzt in den Moscheen Aegyptens das Straußenei als Zierrath herabhängt, so schmückte es auch schon seine alten Tempel [2]), und noch weisen uns seine alten Gräber nicht selten dasselbe in schönen großen Exemplaren auf als Symbol der Wiedererweckung; denn wie der Strauß seine Eier nicht auf gewöhnlichem Wege, sondern durch seinen Blick ausbrütete, so sollte auch das Sonnenauge des Osiris die Mumie wieder beleben [3]). Dem orientalischen Christenthum ist das Straußenei gleichfalls nicht fremd; die Kirche am Sinai zeigt uns über vielen der herabhängenden Lampen ein solches und zwar an der Stelle, wo bei uns in gleichem Falle der Flaschenzug angebracht sein würde [4]).

Wenden wir uns nun der Seite des Aberglaubens zu, der das Ei nicht Symbol oder Mittel zu einem Zwecke, sondern ein Gegenstand ist, auf welchen man abergläubische Beziehungen einwirkend denkt, so tritt uns zunächst die große Sorgfalt entgegen, welche man auf das Ansetzen der Henne zum Brüten verwendet. Vielerlei ist dabei zu beobachten, vor allem ist natürlich die Wahl des Tages von Bedeutung. Ueberhaupt verboten ist der Freitag, denn die Küchlein, welche aus solchen Eiern kommen, fressen die Vögel oder die Thiere [5]); in Bayern auch der Valentinstag, weil alsdann die Eier faul werden [6]); dagegen ist allgemein als der günstigste Tag, wieder in Folge der bereits mehrfach erwähnten Beziehung, der Peterstag [7]), oder in Bayern auch der Peter-Paulstag [8]), in Frankreich aber der Fastnachtstag [9]), in Westpreußen überhaupt der Donnerstag angesehen [10]), dieser im Volksglauben aber nicht mehr wegen der Beziehung zum Donar, sondern weil Gott an diesem Tage die Vögel geschaffen hat [11]). Nach altrömischem Brauche [12]) und ebenso noch jetzt nach preußischem [13]) und böhmischem [14]) mußte das Huhn nach dem Neumonde gesetzt werden; fing es früher an zu brüten, so kam nichts aus. Die Zahl der untergelegten Eier muß eine unpaare sein; so war es schon zu Plinius' Zeiten in Rom [15]), so ist es noch jetzt in Nord- und Süddeutschland [16]). Das Geschlecht der ausschlüpfenden Küchlein hat man dadurch in der Gewalt, daß man je nach dem gewünschten Geschlecht zum Nest Bettstroh aus des Mannes oder der Frau Bett verwendet [17]); im Uebrigen aber geben nach Oldenburger Erfahrung lange, spitze Eier Hähne, stumpfe Hühner [18]), entgegen der altrömischen Meinung, daß gerade die runderen Eier auf die Hähne deuten [19]).

Von der Person, welche die Henne zum Brüten ansetzt,

---

[1]) Strackerjan, a. a. O., Bd. I, S. 66.
[2]) Wuttke, a. a. O. §. 274.
[3]) Grohmann, a. a. O. Nro. 1451.
[4]) Grimm, Aberglauben, Nro. 1119.
[5]) Wuttke, a. a. O. §. 318 (Wetterau).
[6]) a. a. O. Nro. 33.
[7]) Ebendaselbst Nro. 8.
[8]) Ebendaselbst Nro. 74.
[9]) Grohmann, a. a. O. Nro. 266.
[10]) Mungo Park, Reisen im Innern von Afrika. Aus dem Englischen. Berlin 1799. S. 60.
[11]) H. Brugsch, Reise der königlich preußischen Gesandtschaft nach Persien. Leipzig 1862/63. Bd. I, S. 23.
[12]) Zweite Reise in das Innere von Afrika. Aus dem Englischen. Jena 1829. S. 303.
[13]) Reisen und Entdeckungen in Nord- und Centralafrika. Im Auszuge. Gotha 1859/60. Bd. I, S. 376.
[14]) „Globus", Bd. III, S. 289.

[1]) a. a. O. S. 289.
[2]) „Globus", Bd. XXXI, S. 204 (nach Klunzinger).
[3]) Menzel, a. a. O. Bd. II, S. 139/140.
[4]) G. Ebers, Durch Gosen zum Sinai. Leipzig 1872. S. 272.
[5]) Grimm, Aberglauben, Nro. 800. Zeitschr. f. d. M. Bd. III, S. 316.
[6]) Grimm, Aberglauben, Nro. 917.
[7]) Ebendaselbst Nro. 175. Simrock, a. a. O. S. 573.
[8]) Grimm, Aberglauben, Nro. 902.
[9]) Thiers, a. a. O. Nro. 108.
[10]) Wuttke, a. a. O. §. 318.
[11]) Ebendaselbst.
[12]) Plinius, Bd. X, Cap. 75.
[13]) H. Frischbier, Hexenspruch und Zauberbann. Berlin 1870. S. 128.
[14]) Grohmann, a. a. O. Nro. 1038.
[15]) a. a. O. Bd. X, Cap. 75.
[16]) Strackerjan, a. a. O. Bd. I, S. 105. Panzer, Bd. II, S. 295.
[17]) Grimm, Aberglauben, Nro. 20, 1069.
[18]) Strackerjan, a. a. O. Bd. I, S. 25.
[19]) Plinius, Bd. X, Cap. 74.

kann gleichfalls mancherlei Einfluß auf die künftigen Küchlein geübt werden. Setzt man sie, wenn die Leute gerade aus der Kirche kommen, so kommen viel Junge aus [1]); dasselbe wird bewirkt, wenn man Stecknadeln in das Nest legt [2]) oder wenn man die Eier in einer Männermütze, am besten in einer heimlich fortgenommenen, in das Nest trägt [3]); im Samlande geschieht es in einer Pelzmütze unter dem Spruche: „Glatt hinein, rauh heraus“ [4]). Legt man die Eier unter, wenn die Schweine einkommen, und läuft man so geschwind als diese, während man die Eier zum Nest trägt, so kommen auch die Eier geschwind hinter einander aus [5]); hat man dabei einen Sack auf dem Kopfe, so daß die Zipfel nach oben stehen, so werden die Eier alle ausgebrütet [6]); trägt man einen großen Strohhut dabei, so werden die Hühner großköpfig [7]); läßt man die Strümpfe lottern, die Haare fliegen und trägt einen recht schlechten Rock, so haben die Küchlein später Köbeln auf dem Kopfe und gefiederte Füße [8]). Bis hierher alles Fälle von Aberglauben aus directer Analogie. Der französische Glaube hält es für das Brütgeschäft günstig, wenn die setzende Person vorher recht viel Wein getrunken hat [9]); der Masure bekreuzt das Nest dreimal und spricht dabei den Segen ohne Amen [10]); Blumen müssen von dem Gänsenest ferngehalten werden, sonst verdirbt die Brut [11]), dagegen wirkt in Litthauen auf die Gänsebrut gut die Erde, welche man sofort auf der Stelle, wo man wilde Gänse sieht, zusammenscharrt und in den Gänsestall trägt [12]). In Böhmen werden die Gänseeier, welche man zum Brüten unterlegt, mit dem Zeichen des Kreuzes vermittelst einer Eichenkohle gezeichnet und die Gans dreimal vorher herumgedreht; kein Strohhalm darf aus dem Neste gezogen werden, dagegen müssen in dasselbe Quendel oder Liebstöckel gelegt werden; ist einer Gans eine Feder aus dem Flügel oder Schweif gerissen und im Backofen verbrannt worden, so ersticken alle ihre Jungen [13]). Das Ei, welches man stets im Neste lassen muß, wenn die Henne fortlegen soll, wird in Süddeutschland das Bilgei genannt; vielfach wird es, da es leicht fault, durch ein ausgepustetes oder in neuerer Zeit durch ein Ei aus Porcellan ersetzt.

Die alten Römer hielten nach Plinius [14]) dafür, daß bei Donner während der Brützeit die Eier verdürben, und legten einen eisernen Nagel oder Erde, welche von einem Pfluge herausgerissen, unter das Nest, nach Columella [15]) auch Lorbeerzweige oder Knoblauchwurzeln [16]). Noch jetzt legen die Sicilianer auf den Boden der Nester Nägel, damit diese jedes Geräusch absorbiren und von den Eiern abziehen sollen [1]), und in Masuren geschieht dasselbe mit einem Stahl, damit beim Gewitter die Brut nicht betäubt wird [2]); der Böhme bedeckt die brütende Gans mit einer blauen Schürze, auf daß sie die Eier nicht ausschreie [3]). Auch wenn sich ein Habicht während der Brutperiode hören ließ, wurden nach römischem Glauben die Eier fehlerhaft [4]); fliegt in Böhmen ein Trupp wilder Gänse über das Haus, worin eine Gans brütet, so kommen die Eier nicht aus [5]); stürzt man in der Zeit des Ausschlüpfens einen Topf um, so ersticken alle Küchlein [6]).

Damit die Hühner überhaupt recht viel Eier legen, empfiehlt es sich, sie in den Zwölften mit Erbsen zu füttern [7]), im Samlande am Sylvesterabend mit weißen Erbsen [8]), anderwärts in Ostpreußen am ersten Weihnachts- und Neujahrstage mit Erbsen, welche man in der Kirche während des Segens dreimal umgedreht hat [9]), vielleicht weil sich dem Geiste eine Analogie zwischen den gefütterten Erbsen und den gewünschten Eiern darstellte, jedenfalls aber wieder wegen der Beziehung des Hühnervolkes zum Donar, dem die Erbse geheiligt war, wozu sich noch stellt, daß nach böhmischem Aberglauben Erbsenstroh, aus dem Fastnachtsbären gezogen, das Ausschlüpfen bei Hühnern und Gänsen befördert [10]) und ferner das Brütnest für die Gänse gleichfalls aus Erbsenstroh sein muß [11]). Ferner bewirkt man ein starkes Eierlegen, wenn man die Hühner zu Neujahr in der Mittagsstunde mit allerlei Früchten unter einander füttert [12]); in Böhmen thut man es zu Weihnachten mit allen Getreidearten, wobei zu sagen ist: „Ich menge, menge lauter Eier“ [13]), auch giebt man der angesetzten Gans so viel Weizen, als sie fressen mag [14]). Außer diesen Mitteln, um die Hühner oder Gänse zum fleißigen Eierlegen zu veranlassen, hat das böhmische Volk deren noch verschiedene; ein der Nachbarin entwendeter Sandwisch untergelegt, die Füße der Hausfrau in das Nest gehalten, ein todter Frosch in dasselbe gelegt, ein schöner glatter Kieselstein über das Dach in den Hühnerhof geworfen, im Frühjahr herabgefallener Mörtel von den Kirchenwänden ins Futter gemischt [15]), sind sicher wirkende Hausmittel, von denen wenigstens das letzte, wenn auch in abergläubischer Form, einen Erfahrungssatz enthält. Füttert man die Hühner am Fastnachtstage, indem man sie in einen Kreis stellt, so verlegen sie die Eier nicht [16]); dagegen kann man durch Schütteln eines Erbzaunes in der Sylvesternacht, wenn man dabei spricht: „Die Eier sind für uns; das Krakeln für euch,“ bewirken, daß die Nachbarhühner die Eier auf den Hof des Sprechenden legen [17]). Das erste Ei einer Henne soll man über das Dach werfen [18]), wohl auch mit Rücksicht auf das fernere Eierlegen und mit dem dunkeln Bewußtsein eines Opfers für dasselbe.

---

1) Grimm, Aberglaube, Nro. 18. Wuttke, a. a. O. §. 318 (Schlesien).
2) Frischbier, a. a. O. S. 128.
3) Ebendaselbst S. 127.
4) Ebendaselbst S. 128.
5) Grimm, Aberglaube, Nro. 762 (Osterode).
6) Zeitschr. f. d. M., Bd. III, S. 315 (vom Jahre 1612).
7) Grimm, Aberglaube, Nro. 19.
8) Ebendaselbst Nro. 575.
9) Thiers, a. a. O. Nro. 108.
10) Frischbier, a. a. O. S. 128.
11) Ebendaselbst.
12) Ebendaselbst S. 131.
13) Grohmann, a. a. O. Nro. 1021, 1022, 1025, 1023.
14) a. a. O. Bd. X, Cap. 75.
15) Bei Angelo de Gubernatis. Die Thiere in der indogermanischen Mythologie. Uebersetzt von Hartmann. Leipzig 1874. S. 554.
16) Wenn aber de Gubernatis in den Nägeln und dem Knoblauch Symbole des Donnerkeils und des Schwefelgeruchs des Blitzes sehen will, so erscheint dies wohl sehr weit hergeholt und ausgeklügelt, wenn wir bedenken, wie allgemein der Gebrauch des Eisens und des Knoblauchs als abergläubischer Schutzmittel wider allerlei übele Einflüsse ist und wie wenig Aehnlichkeit der Geruch des Knoblauchs mit dem schwefligen des Blitzes hat, außer daß sie beide dem Geruchsorgan nicht gerade angenehm sind.

---

1) Gubernatis, a. a. O. S. 554.
2) Frischbier, a. a. O. S. 128.
3) Grohmann, a. a. O. Nro. 1021.
4) Plinius, a. a. O. Bd. X, Cap. 75.
5) Grohmann, a. a. O. Nro. 547.
6) Ebendaselbst Nro. 1032.
7) Zeitschr. f. d. M., Bd. II, S. 328, u. Strackerjan, a. a. O. Bd. I, S. 105.
8) Frischbier, a. a. O. S. 130.
9) Ebendaselbst. Wuttke, a. a. O. §. 318.
10) Grohmann, a. a. O. Nro. 1024.
11) Ebendaselbst Nro. 1021.
12) Grimm, Aberglaube, Nro. 761 (Osterode).
13) Grohmann, a. a. O. Nro. 1034.
14) Ebendaselbst Nro. 1021.
15) Ebendaselbst Nro. 1033. 1039. 1040. 1041. 1035.
16) Wuttke, a. a. O. §. 318 (Franken, Hessen).
17) Frischbier, a. a. O. S. 130/131 (Masuren).
18) Wuttke, a. a. O. §. 318 (Mecklenburg und am Rheine).

Die im Deutschen gewöhnlich Wind-, seltener Angsteier genannten Eier, welche man vom Winde, nach anderer Ansicht auch vom Staube, in welchem sich die Tauben vor Wollust baden sollen, empfangen glaubt, nennt Plinius [1]) Urineier und erklärt sie dadurch, daß die weiblichen Tauben einander getreten hätten, behauptet ferner auch, daß immer das dritte Ei bei den Tauben ein solches sei. Der deutsche Glaube nimmt aber im Allgemeinen an, daß sie, ebensowohl als die kleinen Eier mit dünnen Schalen, durch Einfluß von Hexen so geworden sind [2]). Ein ganz kleines Hühnerei bedeutet im Oldenburgischen sogar den bald in dem Hause einkehrenden Tod, wovor man sich aber schützen kann, indem man das Ei in fließendes Wasser wirft oder es in Holz einpflöckt, wozu sich besonders gut die Hausständer mit ihren Astlöchern eignen [3]), in welchem Falle es nach vereinzeltem Glauben selbst wieder das Haus vor dem Blitze schützt [4]). In Böhmen sagt es eine Feuersbrunst voraus, welche durch den bösen Geist, von welchem das Ei herstammt, veranlaßt wird; man schützt sich davor, indem man es über das Haus wirft [5]). Auch die Beßarabier und Jakuten schieben die Schuld der Windeier dem Teufel zu und nennen sie nach ihm [6]). Die Höhlung am stumpfen Ende des Eies erklärt man daraus in Westfalen, daß sie als ein Opfer für die Frau entstanden sei oder daß diese das Ei gekostet habe, wobei man unter Frau jetzt die Jungfrau Maria, früher aber wohl ihre Vorgängerin, die Freyja, verstanden haben mag [7]).

Eine gefährliche Sache ist es, wenn ein Hahn ein Ei legt, was nach weitverbreitetem Glauben jeder siebenjährige — in einzelnen Gegenden auch wohl der neun- [8]) oder zwölfjährige [9]) — thun soll, namentlich wenn er ein schwarzer ist. Aus einem solchen Ei entsteht nämlich, wenn es in Sand oder Mist, besonders in Roßmist, gescharrt oder anderweitig ausgebrütet wird, der Basilisk, welcher alles mit seinem Blicke tödtet, ein Lindwurm oder ein Drache, und zwar nach tyrolischem Glauben der letztere, wenn das Ei an einem feuchten, der Basilisk aber, wenn es an einem trockenen Orte auskommt [10]). Eigenthümlich dem deutschen Glauben vom Basilisk entgegengesetzt ist die von Aelian [11]) mitgetheilte Notiz, daß gerade das Krähen des Hahns den Basilisk in Zuckungen versetzen und ihn tödten soll. Um nun nicht der Gefahr ausgesetzt zu sein, einem solchen Ungethüm zum Dasein zu verhelfen, ist es nöthig, wenn man nicht wie in Tyrol überhaupt keinen Hahn das sechste Jahr überschreiten läßt, sondern ihn vorher schlachtet [12]), daß man einen Stein von der Schwere eines Centner auf das Ei fallen läßt [13]), oder es verbrennt [14]), oder es über das Dach wirft [15]); unterläßt man letzteres, so schlägt der Blitz ins Haus [16]).

Außer dem Basilisken können aber Eier auch noch anderen Wesen des Volksglaubens das Leben geben und tritt hierbei dann als beliebtestes Mittel zum Ausbrüten das Tragen in der Achselhöhle eines Menschen hervor. So ist in Böhmen allgemeiner Glaube, daß, wenn man das erste Ei einer schwarzen Henne neun Tage lang unter der linken Schulter trägt, daraus der Šotek hervorgeht, welcher seinem Herrn alles, was dieser wünscht, verschafft [1]), oder nach einer andern Version, daß man dieses Ei sieben Wochen lang so tragen muß, um einem kleinen Männchen, welches die Gabe des Unsichtbarmachens verleiht, das Leben zu geben [2]); in einer Sage aus dem Innkreis muß gleichfalls ein Ei, aus welchem dann ein dienender Teufel entsteht, neun Tage in beschriebener Weise getragen werden [3]), ebenso in den ungarischen Sagen das fünfeckige Ei, woraus das mythische Pferd Tatos hervorgeht, sieben Sommer und Winter lang [4]). Nach böhmischem Glauben kann man überhaupt mit dem ersten und letzten Ei einer schwarzen Henne hexen und z. B. das Haus gegen Hexen und Zauberer schützen, wenn man es über das Dach wirft; diese Zauberkraft kommt ihm aber daher, daß es das Product einer Vermischung mit der Hausschlange und in Folge dessen ohne Dotter ist [5]).

Auch in den Sagen anderer Völker spielt das Ei bei den Geburten mythischer Persönlichkeiten eine bedeutende Rolle, ebenso als Weltei in den verschiedenen Kosmogonien. Die syrische Aphrodite wird aus einem Ei geboren, welches die Fische im Euphrat fanden und dann eine Taube am Ufer ausbrütete [6]), ebenso entstand die Helena aus einem solchen. Eine alte koreanische in chinesischen Werken aufbewahrte Tradition kennt die ähnliche Geburt eines Helden aus einem Ei, welches seine von den Sonnenstrahlen schwangere Mutter hervorbringt und welches diese, nachdem alle Mittel, es zu vernichten, da Schweine, Rinder und Pferde, welche es zertreten sollten, ihm auswichen, vergebens gewesen waren, in einen Stoff hüllte und es so lange an einen warmen Ort stellte, bis daß der Knabe die Schale sprengte [7]). Der peruanische Mythus läßt drei Eier vom Himmel fallen, ein goldenes, ein silbernes, ein kupfernes, und daraus die Fürsten, den Adel und das gemeine Volk entstehen [8]).

Der Genuß des Eies als eines Nahrungsmittels ist durch den europäischen Volksglauben, außer daß er, wenigstens in Deutschland, das Essen desselben ohne Salz verbietet und mit Fieber bedroht [9]), in keiner Weise beschränkt; anders aber bei den außereuropäischen Völkern. Da tritt unter Einfluß verschiedener Gründe, namentlich aber weil die Nahrung des Huhnes oft keine reinliche ist und es Gewürm und dergleichen durchaus nicht verschmäht, vielfach die Meinung auf, daß das Ei keine passende Nahrung und daher besser von den Nahrungsmitteln auszuschließen ist. So verschmähten die meisten Völkerschaften des östlichen Afrika, ehe der arabische Einfluß bei mehreren dies änderte, mit den Hühnern auch den Genuß der Eier, und der Widerwille gegen letztere hat sich, wie z. B. bei den Wanyamwezi, erhalten, obgleich die Abneigung gegen den Genuß des Hühnerfleisches geschwunden ist [10]). Vielen derselben ist aber überhaupt auch jetzt noch der Genuß von Hühnern und Eiern ein Gräuel; die Abessinier halten zwar Hühner, verschmähen aber, sie zu genießen, die Eier

[1]) a. a. O. Bd. X, Cap. 78. 80.
[2]) Strackerjan, a. a. O. Bd. I, S. 345.
[3]) Strackerjan, a. a. O. Bd. II, S. 134/135.
[4]) Ebendaselbst Bd. I, S. 25.
[5]) Grohmann, a. a. O. Nro. 1036.
[6]) „Globus", Bd. X, S. 204.
[7]) Montanus, a. a. O. Bd. I, S. 150.
[8]) Rochholz, Kinderlied, S. 232.
[9]) Leoprechting, a. a. O. S. 78.
[10]) Alpenburg, a. a. O. S. 376.
[11]) Thiergeschichte, Bd. III, Cap. 31.
[12]) Alpenburg, a. a. O. S. 377.
[13]) Rochholz, Kinderlied, S. 232.
[14]) Strackerjan, a. a. O. Bd. II, S. 97.
[15]) Grimm, Aberglauben, Nro. 583 (Pforzheim).
[16]) Ebendaselbst.

[1]) Grohmann, a. a. O. Nro. 77.
[2]) Ebendaselbst Nro. 544.
[3]) Duller, Das deutsche Volk. Leipzig 1847. S. 45.
[4]) Gubernatis, a. a. O. S. 222.
[5]) Grohmann, a. a. O. Nro. 543.
[6]) L. Preller, Griechische Mythologie. Berlin 1872/75. Bd. II, S. 92.
[7]) A. Pfizmaier, Nachrichten von den alten Bewohnern des heutigen Korea (in den Sitzungsberichten der Wiener Akademie) Bd. LXXVII, S. 495.
[8]) J. G. Müller, Geschichte der amerikanischen Urreligionen. Basel 1867. S. 327.
[9]) Wuttke, a. a. O. §. 206.
[10]) R. Andree, Forschungsreisen in Arabien und in Ostafrika nach Burton ꝛc. Leipzig 1861. Bd. II, S. 218. 230. 324. 520.

sind, wenigstens den Frauen, verboten [1]); die Somali halten überhaupt keine Hühner [2]). In Sendschero und weiter nach Süden, wie in Udschidschi [3]), dann bei den Kaffern, jedoch mit Ausnahme der inneren Stämme [4]), finden wir gleichfalls das Verschmähen des Eies als eines unpassenden Nahrungsmittels. Auch im westlichen Afrika fand Mungo Park [5]) bei den Mandingos, daß die Eier den Frauen verboten waren und schon ein solches ihnen anzubieten als Beleidigung galt. Selbst unter den Mohammedanern hat im 10. Jahrhundert im nördlichen Afrika eine Secte existirt, welche gänzlich den Genuß der Eier verbot [6]). Als Fastenspeise wurden übrigens vom Christenthum die Eier erst im 16. Jahrhundert gestattet [7]). In Indien verschmähen die besseren Classen das Ei als ein unreines Nahrungsmittel [8]), eigenthümlicher Weise auch ein ganz wilder Stamm auf Formosa, die Saprêks [9]); in Amerika schlossen es die Cariben [10]) und die Abiponer [11]) von ihrer Nahrung aus.

Vielfach hat sich auch das Volksräthsel des Eies als eines sehr passenden Objectes bemächtigt und wollen wir als Schluß einen kurzen Abriß seiner Verwendung durch dasselbe, meist nach dem von Mannhardt [12]) gesammelten Material, geben. Zunächst ist es da ein kleines weißes Faß, welches sich öffnet, aber nicht schließt (spanisch), oder ein Eimer ohne Reif (Böhmerwald), ein Bottich ohne Bände mit zweierlei Gumpis (Aargau) [13]), eine Tonne aus Engelland mit zweierlei Bier (Schleswig-Holstein) [14]), ja selbst die Kanaresen in Ostindien sollen nach Mannhardt dieses Räthsel vom Faß mit den beiden Getränken haben. Wie ein Faß ohne Band ist das Ei auch ein Häubchen oder ein Hemd ohne Naht und Draht, bei den Inselschweden sind es nicht zwei Sorten Bier, sondern zwei Herren in thürloser Kammer. Das nordische Räthsel kennt den Inhalt des Schwaneneies als ein Bier, welches nicht mit Händen oder Hämmern geschlagen ist und dessen Verfertiger draußen bei den Inseln dabei thätig war [15]).

[1]) Zeitschrift für Ethnologie, Bd. VI, S. 639/40.
[2]) v. d. Decken, a. a. O. Bd. II, S. 318.
[3]) Andree, a. a. O. Bd. II, S. 230. 520.
[4]) Fr. Müller, Allgemeine Ethnologie. Wien 1873. S. 157.
[5]) a. a. O. S. 64.
[6]) A. v. Kremer, Geschichte der herrschenden Ideen des Islams. Leipzig 1868. S. 384.
[7]) Lammert, a. a. O. S. 41.
[8]) J. Kerr, The domestic life, character and customs of the natives of India. London 1865. p. 297.
[9]) „Globus“, Bd. XXXI, S. 200.
[10]) Th. Waitz, Anthropologie der Naturvölker. Leipzig 1859/72. Bd. III, S. 384.
[11]) Ebendaselbst Bd. VI, S. 162.
[12]) Zeitschr. f. d. M., Bd. IV, S. 394 ff.
[13]) Rochholz, Kinderlied, S. 234. Gumpis erklärt Rochholz durch „Schwappeln des eingemachten Sauerkrautes“.
[14]) Müllenhof in Zeitschr. f. d. M., Bd. III, S. 7.
[15]) Ebendaselbst.

In einer fernern Reihe erscheint das Ei als ein weißes Klösterchen oder Häuschen ohne Thür und Fenster, auch wohl mit einem marmelsteinernen Walle, und der dasselbe bewohnende Wirth oder das gelbe Männchen muß, wenn es heraus will, gewöhnlich erst die Wand durchbrechen, oder es kommt auch wohl auf Anklopfen schon heraus und öffnet. Das thürlose Haus ist in anderen Räthseln wieder mit Speise gefüllt (Faröer), oder es wächst Fleisch und Bein in ihm, oder es erscheint in ihm, dessen Marmorwand mit einer Haut so weich wie Seide bedeckt ist, in einer krystallhellen Quelle ein goldener Apfel (England), wohl die poetischste Form des Eierräthsels, womit am schärfsten das einfache jütische „fett von innen und mager von außen“ contrastirt. Diese Haut, „welche inwendig in der Eierschale liegt“, wählt auch die Edda [1]), zur Bezeichnung tadellosester Weiße, so weiß wird alles, was in Urds Brunnen kommt, durch die Heiligkeit desselben.

Weit verbreitet ist ferner der Vergleich des Dotters mit einer gelben Blume in einer weißen Stadt oder einem weißen Berge, welche erst ganz zerbrochen werden müssen, wenn man die Blume pflücken will, wobei es interessant ist, zu verfolgen, wie für die ursprüngliche weiße Stadt, ein sehr naheliegender Vergleich, sich nach und nach, mehrfach der geographischen Verbreitung des Räthsels entsprechend, bestimmte Oertlichkeiten eingeschoben haben. So, sich am natürlichsten bietend, die Stadt Wittenberg (Lübeck), dann Weißenau (Pommerellen), Wissenburg (Aargau), und zwar ist hier die Blume ein Schloß, während sie in Wittenberg ein Dom ist. Der Dom tritt in Folge dessen auch ohne Angabe der Oertlichkeit ein, oder dem Wittenberger Dome substituirt sich der der betreffenden Gegend bekannteste oder nächstgelegene, so daß wir in diesem Räthsel in Anhalt Magdeburg, im Harz Halberstadt für Wittenberg finden. Die gelbe Blume wird aber auch zur vergrabenen goldenen Uhr, und hier bewahrt das ostpreußische Räthsel noch die Erinnerung an Wittenberg, indem es die Uhr hinter Wittenberg und Berlin vergraben sein läßt, während das pommerellische Räthsel die Gegend nur als zwischen Potsdam und Berlin liegend bezeichnet, so daß wir verfolgen können, wie der ursprünglich klare und passende Vergleich im Verfolg seiner Entwickelung unverständlich und bedeutungslos wird, ein Schicksal, welches ebenso auch Mythe und Aberglauben in ihrem Werden und Wachsen trifft und die sichere Deutung von beiden oft so schwer oder unmöglich macht. Als Schluß wollen wir endlich noch des verbreitetsten Räthsels gedenken, welches wohl jedem Leser noch aus seiner Kindheit erinnerlich sein wird: „Weiß wirft man es aufs Dach und gelb kommt es wieder herunter; was ist das?“

[1]) Gylfaginning 16.

Aus allen Erdtheilen.

Australien.

— Der Capitän eines kürzlich in Hongkong eingelaufenen deutschen Dampfers veröffentlicht einen interessanten Bericht über Naturerscheinungen auf der Insel Neubritannien in der Südsee. Er fand die ganze nordöstliche Küste in dichtesten Rauch gehüllt und hatte die größte Mühe, den Canal zwischen genannter Insel und der Insel Neu-Irland zu passiren, da vier Fuß dicke Felder Bimsstein die Oberfläche des Wassers bedeckten. Am 9. Februar erreichte er Makada (Duke-of-York-Gruppe) und fand hier, daß auf der Halbinsel Neubritannien, am Fuße der sogenannten Mutter- und Töchter-Berge, drei Krater ausgebrochen waren, welche ununterbrochen dichte Massen von Bimsstein auswarfen. Die Passage zwischen der Insel Duke of York und der Blanche-Bay war durch eine compacte 5 Fuß dicke Masse

von Bimsstein vollständig blockirt. Am 10. Februar wälzte sich eine Sturmfluth über die Blanche-Bay und kurz darauf kam eine neue Insel zum Vorschein, welche ungefähr 3/4 Meilen im Durchmesser hat. Dieselbe liegt im Süden von Henderson-Insel und befindet sich auf einer Stelle, wo man früher nicht unter 17 Faden tief Boden fand. Es ist wahrscheinlich, daß andere Veränderungen stattgefunden haben, deren Erforschung jedoch wegen der Massen schwimmenden Bimssteins zur Zeit unmöglich war. Der Capitän des erwähnten Schiffes meldet ferner, daß das Wasser in der Blanche-Bay während zweier Tage brühheiß gewesen und ungeheure Massen gesottener Fische und Schildkröten ans Land trieben, welche von den in Folge der ungewöhnlichen Trockenheit an einer Hungersnoth leidenden Eingeborenen begierig verschlungen wurden.

— Von den Gambier-Inseln im Stillen Ocean kommen nicht allzuhäufig Berichte. Jetzt giebt der französische Marinearzt Dr. Brassac (in den Archives de médecine navale T. XXVI) einige Mittheilungen, aus denen wir entnehmen, daß seit 1834 dort die katholischen Missionäre der Congregation von Picpus sich niedergelassen und eine gewisse äußerliche Civilisation verbreitet haben, von der Dr. Brassac indessen wenig erbaut ist. Das Hauptresultat ihrer Bemühungen besteht im Tragen europäischer Kleider Seitens der Eingeborenen, welche vergnügt an Bord der „Astrolabe" und „Zélée" kamen „ôtant leur chapeau avec l'air de bourgeois endimanchés"; dabei hatten sie nackte Füße. Nach Hause zurückgekehrt warfen sie aber ihre Hosen ab, wie wir bei der Heimkehr die Handschuhe ausziehen. Die Häuser, welche ihnen die Missionäre erbaut haben, erweckten in den Eingeborenen keineswegs das Bedürfniß darin zu wohnen. Die meisten sind schon in Ruinen, unbewohnt, theils weil die Familien ganz ausstarben, theils weil man sich scheut in einem Hause zu wohnen, in dem Jemand gestorben ist. Die bewohnten Häuser aber haben weder Thüren, noch Fenster, noch Decke und sind von empörender Unsauberkeit. Skrofeln und Phthisis sind sehr verbreitet, und in wenigen Jahren werden die Gambier-Insulaner ganz ausgestorben sein. Dr. Brassac schreibt dieses Aussterben consanguinen Heirathen zu; doch dürfte diese Ansicht gegenüber den neuen Erfahrungen über diesen Gegenstand nicht stichhaltig sein.

Amerika.

— Der einst so gefeierte General John C. Fremont ist jetzt gänzlich verarmt. Thatsache ist, daß er von seinem großen Vermögen nichts mehr hat. Im Januar dieses Jahres wurden in Newyork sogar seine Bücher und Gemälde und sein Hausgeräth vom Sherif verkauft. So berichten amerikanische Zeitungen von dem einst berühmten Reisenden und Pfadfinder, der 1842 die erfolgreiche Expedition in die Rocky Mountains ausführte und später die Geographie Utahs und Californiens feststellte. Einer der höchsten Piks der Felsengebirge trägt seinen Namen, er war amerikanischer Präsidentschaftscandidat und zuletzt ein Speculant und Gründer, der sein Elend selbst verschuldete. (Inzwischen ist er zum Gouverneur von Arizona ernannt worden.)

— In einem zu San Francisco erscheinenden englischen Blatte lesen wir: Unsere Stadt hat bisher wenig gethan, um ihre reichste Nachbarin sich unterthan zu machen; denn der Handel an der Westküste Mexicos ist seit vielen Jahren fast ganz in den Händen deutscher Kaufleute. Es giebt auch einige wenige Franzosen und Engländer dort, doch die Deutschen überwiegen bei Weitem. Das Geschäft, wie sie es betreiben, erfordert ein ungeheures Capital, und wenn auch, von unserm Geschäftsstandpunkt aus betrachtet, die Methode verwerflich erscheint, so hat ihr System doch zu dem Monopol geführt, das sie wegen ihrer Voraussicht und ihres Unternehmungsgeistes wohl verdienen. Sie haben das alte spanische System der „Expeditionen" angenommen, wonach jedes große Haus ein, zwei oder auch drei Schiffsladungen im Jahre importirt. Einen oder zwei Monate vor Ankunft des Schiffes eröffnet der Kaufmann, z. B. in Mazatlan, mit der Steuerbehörde Verhandlungen und fragt sie, um welchen Preis sie die Ladung zulassen will. Da es sich hierbei nun um Summen von 150 000 bis 300 000 Doll. handelt, so sieht man, wie wichtig die Steuerfrage für beide Theile ist. Ist der Steuereinnehmer hart und besteht er auf einer hohen Forderung, so läßt der Kaufmann sein Schiff vor dem Hafen kreuzen und setzt sich mit den Steuerbehörden anderer Häfen, wie Guaymas, Acapulco oder San Blas, in Verbindung, die ihm vielleicht mehr Nachlaß gewähren. Von dort bringt er dann seine Waaren in Küstenfahrzeugen nach Mazatlan und spart 20, 30 oder 40 Proc. von den nominellen Abgaben. Das ist schon ein tüchtiger Gewinn und ermöglicht es dem Hause, acht Monate oder selbst ein Jahr Credit zu gewähren. So haben denn auch viele dieser großen deutschen Häuser 1/2 bis 1 1/2 Mill. Doll. Außenstände und dabei vielleicht noch für 1 Mill. Doll. Waaren in Vorrath und eben so viel auf der See schwimmend. Sicher, amerikanische Fabrikanten können hier nicht mehr concurriren, die mexicanischen Westhäfen sind für sie so gut wie versiegelt." So erzählt „Overland Monthly"; wir registriren dies Urtheil als Zeichen, daß doch nicht überall unser Handel in Verfall ist.

— Wie die „Brazil and River Plate Mail" vom 23. Mai 1878 berichtet, ist in Patagonien Gold gefunden worden, nicht in solchen Mengen freilich wie in Californien oder Australien, aber in weit größerer Verbreitung, von den Ausläufern der Andes an bis an den Atlantischen Ocean und vom Rio Santa Cruz bis zum Feuerlande hin. Der wahre Sachverhalt ist bei der mitunter etwas rosenfarbenen Darstellung jener Zeitung abzuwarten.

— M. Vaillant weist in seiner für die Pariser Weltausstellung bearbeiteten Statistik nach, daß die Staaten am La Plata im Verhältniß zur Bevölkerung mehr Vieh besitzen als irgend ein anderes Land. Die betreffenden Zahlen sind:

	Kühe	Schafe
Europa	89 678 248	194 026 236
Vereinigte Staaten	26 923 400	33 938 200
Australien	5 759 672	58 052 180
Canada	2 624 290	3 155 509
Argentinische Republik	13 493 099	57 546 413
Uruguay	6 092 488	12 189 511

Auf jeden Einwohner entfallen in Australien 2 Kühe und 20 Schafe, am La Plata aber 8 Kühe und 28 Schafe, in den Vereinigten Staaten nur 1/2 Kuh und 3/4 Schafe, in Europa gar noch weniger. Die Moral davon ist, nach dem „Standard" von Buenos Ayres, daß die Länder am La Plata im 20. Jahrhundert das große Weidegebiet der Welt sein werden und keine Zeit verlieren sollten mit Versuchen, Tuche, Porcellan und dergleichen Dinge, die sie billiger und besser aus Europa beziehen können, selbst herzustellen.

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 13, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band XXXIV. № 6.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1878.

Von Sir Forsyth's Gesandtschaftsreise nach Kaschgar.

III.

Lagerplatz Sandschu. Am 31. October haben wir bei Tagesanbruch unsere Reise wieder angetreten, nachdem wir unsere 110 Maulthiere vorangeschickt hatten, damit sie heute den 16 000 Fuß (4880 Meter) hohen Sandschu-Paß überschreiten. Ihre Lasten werden von Jaks getragen. Wir selbst bedienen uns nun zum dritten Male dieser sonderbaren Reitthiere, welche sehr muthig sind, aber dabei ebenso widerspenstig und störrisch, wie ihre Herren, die Kirghizen. Bald stürzen sie ungestüm vorwärts auf die Gefahr hin, uns den Hals zu brechen, bald legen sie sich gemächlich auf den Schnee und käuen ruhig wieder, ohne sich im geringsten um die Schläge zu kümmern, die man ihnen hinten aufzählt, während man sie vorn an Stricken emporzureißen versucht; bald auch traben sie rasch steile Abhänge hinab und werfen ihren Reiter zu Boden. Jeder von uns mußte erst einen Jak nach dem andern probiren, ehe er einen herausfand, der sich den Wünschen seines Herrn anzubequemen vermochte.

Der Weg war ebenso schwierig, als die Reitthiere launisch: an der einen Stelle führte er durch eine so enge Felsenspalte, daß nur eben ein Jak hindurch passiren konnte; dann wieder standen wir vor riesigen Felswänden von mehreren tausend Fuß Höhe, welche von leuchtendem Schnee bedeckt waren. Auf allen Seiten hoben sich die Umrisse schroffer Gipfel von dem herrlich blauen Himmel ab; zuweilen zeigten sich auch Adler, deren unteres Gefieder von solch blendender Weiße war, daß es selbst von dem schneeigen Hintergrunde noch abstach.

Unterwegs überholten wir unsere Maulthiere, welche warten mußten, weil der Weg durch die Ballen einer entgegenkommenden Karawane versperrt war. Etwa 1500 Fuß ging der Anstieg fast senkrecht in die Höhe. Man hatte zwar in dem Schnee einen Pfad hergestellt; derselbe war aber so glatt und schlüpferig, daß es uns außerordentlich schwer wurde, auf ihm vorwärts zu kommen. Nur mit der äußersten Anstrengung erreichten wir die Höhe des Passes; dort aber sahen wir uns einem für unsere Maulthiere wahrhaft fürchterlichen Hindernisse gegenüber: eine riesige glatte Eisscholle bedeckte den Weg auf 100 Fuß Länge. Trotz der großen Kälte und des schneidenden Windes setzte sich Mr. Forsyth auf den Rand derselben und überwachte persönlich den Uebergang der Thiere über das Eis, dessen Oberfläche man mit Hacken rauh gemacht und dann mit Teppichen und Decken belegt hatte. Aber selbst bei diesen außerordentlichen Vorsichtsmaßregeln geschah der Uebergang nicht nur mit vieler Mühe und Leiden, sondern auch unter einigen Unglücksfällen und Verlusten. Nie werde ich die wahnsinnigen Anstrengungen der armen Thiere vergessen, auf dem schmalen, für sie hergerichteten Pfade das Gleichgewicht zu wahren. Mehrere stürzten und gingen zu Grunde; eines fiel über den Rand des Felsens, überschlug sich in der Luft, schlug von Zeit zu Zeit gegen hervorstehende Felsen und blieb schließlich auf einem kleinen schneebedeckten Plateau liegen. Mit einem aus Neugier und Mitleid gemischten Gefühle hatten wir seinem schrecklichen Sturze zugesehen und glaubten, daß es lange, bevor es liegen blieb, todt gewesen sei, als es plötzlich aufstand, sich schüttelte und kurze Zeit darauf sich der langen Reihe seiner Gefährten wieder anschloß.

Um vier Uhr lag endlich die Eisbank hinter uns; aber nun begann es zu schneen und der Himmel wurde so dunkel, daß wir unserer Sicherheit wegen den Marsch beschleunigen mußten. Dazu war der Abstieg noch steiler, als der Anstieg; der Weg war mit Thierleichen besäet; die Saumthiere wagten sich nicht vorwärts, blieben, sobald sie einen festen Standpunkt gefunden hatten, unbeweglich stehen und versperrten den Weg. Endlich erreichten wir kletternd, gleitend, mit Händen und Füßen uns helfend und durch die Maulthier-

Uebergang über den Sandschu-Paß. (Nach einer Aquarelle Chapman's.)

herde uns einen Weg bahnend, bei Anbruch der Nacht das Ende des Abhanges und bestiegen unsere Ponies wieder.

Um 8 Uhr Abends waren wir im Dorfe Getschga, wo wir die Nacht ohne Betten oder Bettzeug in einer Kirghizen-Hütte, um ein kleines Feuer gedrängt, zubrachten, voller Unruhe um das Schicksal unserer im Paßübergang zurückgebliebenen Diener und Thiere. Als dieselben endlich zu uns gestoßen waren, fehlten von letzteren nur elf, während die Leute sich einzelne Glieder mehr oder weniger erfroren hatten.

Da der Wasserstand im Sandschu-Flusse ein niedriger war, so konnten wir unsere Reise an seinem Ufer entlang fortsetzen, anstatt die viel längere, östlicher gelegene Straße über den 11 847 Fuß (3614 Meter) hohen Tschutschu-Paß, welche im Sommer bei Hochwasser genommen werden muß, einzuschlagen. Gerade als wir Turkestan erreichten, hatte der Winter begonnen, und das ganze Land war, wie man dort sagt, vom Froste „verbrannt". Hier und da standen unweit des Flusses an geschützten Stellen die Akoï oder Fellzelte der Kirghizen. Bald aber kamen wir in besser bewohnte und angebaute Gebiete. In einem Gehöfte brachte Gordon die Leute durch ein kleines Geschenk dahin, daß sie ihm zu seinen Skizzen saßen. Hatte man bei solchen Gelegenheiten einmal den ersten Widerstand der Eingeborenen gegen das „Sitzen" überwunden, und hatte ihr anfänglicher Argwohn gegen solche sonderbare Bitte erst der Neugier beim

Einwohner von Kargalik. (Nach einer Photographie Chapman's.)

Anblick des arbeitenden Zeichenstiftes oder Pinsels Platz gemacht, so führte der Aelteste der „Kotsch" oder Familien meist die jüngste und hübschste der Zuschauerinnen eilends weg, und bald erschien dieselbe wieder, mit einem großblumigen, bunten Kleide angethan und ein Kind auf dem Arme und wurde von dem Aeltesten als ein würdiges Modell empfohlen. Als Kopfputz tragen die kirghizischen Frauen eine Art Turban von weißer Leinewand, welcher eine enge farbige Kappe bedeckt. Das Ende des Turbans wird unter dem Kinne hindurch und über die Ohren geschlungen. Ihre Kleider bestehen aus weißem oder buntem Kattun, der im Winter mit roher Baumwolle gefüttert wird. Alte kirghizische Frauen tragen am rechten Arme einen silbernen Ring und halten ihre hohen Kleider am Halse mit einer silbernen Nadel zusammen. Von Frauen in Ostturkestan werden diese Schmucksachen, so viel wir bemerken konnten, nicht getragen. Die ganze weibliche Hälfte der kirghizischen Bevölkerung beschäftigt sich mit der Fabrikation von Filz.

Kargalik. Am 30. October sind wir in Sandschu angelangt (der Ort liegt dort, wo der gleichnamige Fluß aus dem Gebirge in die große turkestanische Ebene tritt). Wir machten daselbst einen zweitägigen Halt, um Sjad Jakub Chan Tora und namentlich zwei Batterien gezogener Gebirgskanonen, ein Geschenk des Chedive an den Atalik, zu erwarten; zum Transporte dieser und noch anderer schwerer Dinge wurden zweihöckerige Kamele erwartet. Am 2. November endlich brachen wir auf, zogen gegen Nordwesten am Fuße des Gebirges hin und erreichten am 5. die blühende Stadt Kargalik. Die ganze Gegend, welche wir von jenen Einöden an durchzogen haben, war gut angebaut und mit netten kleinen Häusern aus Erde oder Holz übersäet. Trotz der Winterszeit gewährt das Land einen lachenden, angenehmen Anblick und ist durch hübsche Gruppen von Pappeln und Weiden belebt. Die Einwohner sind hier friedlich und ziemlich intelligent; leider sind aber viele von ihnen durch abscheuliche Kröpfe entstellt. Vor ihren Unterdrückern leben sie in großer Angst.

In Kargalik hatte man für uns in Zeit von drei Wo-

Besuch bei dem Dadkwah von Jarkand. Ansicht des ersten Hofes. (Nach einer Photographie Chapman's.)

chen eigens eine sehr hübsche Wohnung erbaut. Sie bestand zwar nur aus Erde, machte aber ihrem Baumeister alle Ehre; es war ein Quadrat von etwa 60 Meter Seitenlänge und war in Kammern getheilt, welche rings um einen Mittelhof lagen. Hier sind wir wahrhaftig wieder inmitten der Civilisation; gleich beim Eintritt in die Stadt begegnete uns eine vortreffliche Araba (zweiräderiger Karren), in welcher eine ganze Familie reiste, etwa wie die Zigeuner in Europa, aber dabei mit ganz außergewöhnlichem Comfort. Drei fette Ponies zogen den Karren, einer in die Deichsel gespannt, die beiden anderen davor.

Unsere Unterkunft war so vortrefflich, daß uns diese Zurüstungen bei unserm lebhaften Verlangen, vorwärts zu kommen, anfangs Furcht erweckten; denn wir konnten nicht glauben, daß dieselben nur für einen kurzen Aufenthalt bestimmt sein könnten. Die Zimmer waren mit Teppichen belegt und mit Kaminen, die nicht rauchten, ausgestattet, ein Luxus, der für uns nach der seit Leh ausgestandenen Kälte den größten Reiz hatte.

Kargalik liegt an der Hauptstraße, welche von Jarkand nach Guma und Chotan führt; dort stoßen die Wege zusammen, welche einerseits von Leh über den Sandschu-Paß, das Kilian-Gebirge und den westlich von letzterm liegenden Jangi-dawan führen, andererseits vom Pamir herunterkommen, von Taschkurgan längs des Sirikul-Flusses. Diese strategische Wichtigkeit des Ortes hatten die Chinesen wohl erkannt und dort ein Fort gebaut, was heute in Trümmern liegt.

Der „Hakim“ von Guma hatte unsere Gesandtschaft in

Beamte des Dadkwah von Jarkand. (Nach einer Photographie Chapman's.)

dem Momente begrüßt, wo sie zwischen Sandschu und Kargalik einen Theil des ihm untergebenen Gebietes überschritt. Auch machte er uns ein Geschenk an Wild, unter welchem wir zum ersten Male den nach unserm oben erwähnten Landsmann benannten und von ihm zuerst beschriebenen Shaw-Fasanen sahen. Auf den ersten Blick sieht er genau so aus, wie ein englischer Fasan. Auf den Berghöhen über Sandschu sollen Steinböcke vorkommen, aber wir konnten nicht Jagd auf dieselben machen.

Jarkand. Am 8. November bekamen wir endlich die Stadt Jarkand zu Gesicht. Diese commercielle Hauptstadt Ostturkestans liegt unter 38° 25′ nördl. Br. und 77° 15′ 55″ östl. L. v. Gr. in einer Höhe von 3923 Fuß (1195 Meter) über dem Meere. Seit Marco Polo's Zeiten, d. h. seit fünf und einem halben Jahrhundert hat sich ihr Aussehen wahrscheinlich nicht sehr geändert. Die alte Stadt ist ganz aus Erde aufgeführt und von einer gleichfalls aus Erde bestehenden Mauer von 25 bis 30 Fuß Höhe umgeben, durch welche vier Hauptthore führen. Irgend welche Merkwürdigkeiten enthält sie nicht. Nachdem wir sie durchritten hatten, erreichten wir die Neustadt, Jangi-schahr, welche etwas höher liegt, als die Altstadt. Dort residirt ein „Dadkwah“ oder Gouverneur mit seinen Beamten.

Unsere Behausung ist dieselbe, welche Mr. Forsyth 1870 inne gehabt hatte. Die Zimmer sehen gut aus, haben treffliche Kamine und sehr prächtige Teppiche, beides wichtige Dinge, denn Nachts friert es stark. Bei unserer Ankunft wurden wir sowohl von der Bevölkerung wie von den Beam-

ten ausnehmend gut empfangen. Jakub Chan, dessen Erfolge in Indien und Konstantinopel bekannt sind, hatte sich einer begeisterten Aufnahme zu erfreuen. Uns begrüßte an der Spitze seiner berittenen Leibwache der Sohn des Gouverneurs, welchem eine Menge von Einwohnern der Stadt, alle zu Pferde und in ihre schönsten, farbenprächtigen Festgewänder gekleidet, das Geleite gaben. Wir unsererseits hatten eine Escorte von Reiterei und Fußvolk, aus 22 Soldaten der Pendschab-Armee bestehend, welche durch ihre stramme Haltung allgemeine Aufmerksamkeit erregten. Ihre Pferde hatten während des Uebergangs über den Karakorum viel Pflege erhalten und befanden sich darum in gutem Zustande. Auch die Fußsoldaten hatten wir beritten gemacht und ließen jeden für sein Thier und sein Sattelzeug fleißig Sorge tragen.

Am Tage nach unserer Ankunft statteten wir dem Dadkwah von Jarkand, Mohammed-Junas, unsern Besuch ab. Gegen zwei Uhr verließen wir unsere Wohnung, und zwar zu Pferde, obwohl die Entfernung nur ganz unbedeutend war. Uns voran schritten der Sergeant Rhind vom 92. Regiment Hochländer, dessen Nationaltracht großes Aufsehen machte, unser Dudelsackpfeifer und fünfzehn Leute, welche auf Brettern allerlei prächtige Geschenke trugen.

Am ersten Thore war eine ansehnliche Wachmannschaft aufgestellt; drinnen empfing uns der Sohn des Dadkwah, schüttelte jedem von uns der Reihe nach die Hand und erkundigte sich nach unserm Befinden, worauf wir zu antworten hatten: „Mit Euerer Gunst, mir geht es vortrefflich.“ Diese Worte flüsterte man uns Türkisch zu, und wir wiederholten sie, so gut es ging; auch in jener zweiten Höflichkeitsbezeugung, sich gegenseitig den Bart mit der Hand zu streichen, bewiesen wir noch viel Unerfahrenheit. Der „Salam“ besteht darin, daß man beide Hände auf das Herz legt und sich mit einer Bewegung verbeugt, welche an das Gebahren einer seekranken Person erinnert. Schließlich waren wir mit diesen Ceremonien fertig und konnten drei Höfe durchschreiten, in welchen verschiedene bewaffnete Wachen sich befanden. Fast alle trugen sie die Tschogeh, eine Art dicken wattirten Schlafrockes, den ein Gürtel zusammen hielt; dazu hatten sie Stiefel, welche bis an das Knie reichten, und Umschlagetücher (s. Abbildung S. 84).

Als wir den dritten Hof betraten, sahen wir den Dadkwah am Ende des Audienzsaales an einem Fenster sitzen. Er berechnete nun die Entfernung und seinen Gang so, daß er genau zu derselben Zeit wie wir an der Thür des Saales anlangte. Zuvorkommend führte er uns an das Ende desselben und bat uns Platz zu nehmen, worauf wir uns in der vorschriftsmäßigen und höchst unbequemen Haltung niederließen, welche darin besteht, daß man niederkniet und mit dem Gesäß die Hacken berührt. Dann wurden die Geschenke, darunter eine große Spieluhr, dem Gouverneur, welchem sie sehr zu gefallen schienen, überreicht. Während der kurzen nun folgenden Unterhaltung brachte man Thee, ein köstliches, parfümirtes und sehr süßes Getränk in chinesischen Tassen, und darauf den „Dastarkwan“, letzterer für uns eine reine Förmlichkeit. Nach einem Aufenthalte von etwa zwanzig Minuten verabschiedeten wir uns unter demselben Ceremoniel, wobei der Dadkwah zu jedem von uns sagte: „Ihr seid willkommen gewesen,“ worauf wir antworteten: „Möget Ihr fortfahren, Euch wohl zu befinden.“

Als wir unsere Wohnung wieder betraten, fanden wir dort „Ehrenkleider“, eine hohe Gunstbezeugung, welche die Hochachtung des Gouverneurs gegen uns bewies. Wäre der Gebrauch in seiner ganzen Strenge beobachtet worden, so hätten wir schon während unseres Besuches selbst diese mit erschrecklichen Darstellungen versehenen Prunkgewänder empfangen und anlegen müssen und uns damit bei der Rückkehr öffentlich zeigen können. Aber es hätte zu abgeschmackt ausgesehen, wenn wir sie über unsere Uniformen gehängt hätten. Damit waren die Feierlichkeiten des Tages aber noch nicht beendet; denn wir wollten bei Sonnenuntergang noch ein Bad besuchen. Vor dem Abendgebete dorthin zu gehen, wäre unpassend gewesen, und unsere Diener thaten alles, was in ihren Kräften stand, um uns überhaupt davon abzuhalten, weil es in diesem Lande strengen mohammedanischen Glaubens unerhört war, daß ein Ungläubiger zum „Hamam“ zugelassen wurde. Aber unser officieller Führer ermuthigte uns mit seinen freieren, aus Konstantinopel mitgebrachten Ideen und begleitete uns. Das Unternehmen glückte und belustigte uns sehr; denn man hatte für uns ein specielles Mahl von verschiedenen Fleischspeisen, vermischt mit eingemachten grünen Bohnen und Reis, und bunten Kuchen in Gestalt von Früchten bereitet. Bei der Rückkehr war es mühselig genug, beim Scheine einer einzigen Fackel auf unseren Ponies den Weg zu finden; denn obwohl es noch nicht acht Uhr war, so waren die Straßen doch vollkommen dunkel und menschenleer: das Tam-tam war ertönt, und alle guten Bürger waren deshalb schon schlafen gegangen.

Die neuen Staatengrenzen auf der Balkanhalbinsel.

Von **Heinrich Kiepert.**

Den aus unseren Schuljahren her vertrauten geographischen Namen der sogenannten europäischen Türkei werden hoffentlich noch die meisten älteren der jetzt lebenden Generation ganz von der Karte verschwinden sehen; in dem weitern Sinne, wie wir ihn noch vor Kurzem zu gebrauchen pflegten, können wir ihn jetzt schon streichen, nachdem er kaum zwei Jahrhunderte sein Scheinleben geführt hat. Denn das dürfen wir nicht vergessen, daß selbst zur Zeit des stürmischen Vordrängens der Osmanen nach Norden, über das von ihnen niedergetretene, verwüstete, gräßlich mißhandelte Ungarn hinweg fast bis ins deutsche Herz unseres Erdtheils hinein, daß damals alle christlichen Reiche — nur vielleicht mit Ausnahme des „allerchristlichsten“ Monarchen in Versailles — jenen Völkersturm doch nur als ein vorüberziehendes Gewitter betrachteten und die baldige Wiederaustreibung der Türken bestimmt erhofften. Daher sie denn auch an der altgewohnten Benennung jener Länder im europäischen Südosten als griechischer festhielten, wie ja noch im 17. Jahrhundert selbst die serbische Hauptstadt Belgrad von Deutschen allgemein Griechisch-Weißenburg genannt wurde. Ja, die Osmanen erkennen noch heute in dem aus der Zeit ihrer Eroberungen beibehaltenen Sprachgebrauche die historische Berechtigung des einst hier politisch wie noch jetzt confessionell herrschenden Griechenthums an, indem der Name des „Römerlandes“ (byzantinisch Romania, türkisch Rûm-ili), den der strengere administrative Sprachgebrauch auf alle Länder im Süden des Haemus, die den letzten Rest des oströmischen Reiches gebildet hatten, beschränkt und der jetzt nach europäischem Vorschlage noch mehr eingeengt werden soll, im Volksmunde durchaus, im Gegensatz zu Anádolu, die Ge-

sammtheit der Reichsländer auf europäischem Boden bezeichnet und daher in der neugriechischen Form Rumelia selbst der Nordhälfte des jetzigen griechischen Königreiches erhalten geblieben ist.

Es sind nun zwar nicht neue und bisher unbekannte Namen, welche an die Stelle der dismembrirten Reichshälfte treten, wohl aber Staatengebilde, deren neugeschaffene politische Stellung und Abgrenzung sich als die zweite im Laufe eines Jahrzehnts in die Karte Europas eingreifende bedeutende Veränderung bemerklich macht und darum die allgemeine Aufmerksamkeit wohl noch in höherm Grade in Anspruch nimmt als die durch den Präliminarfrieden von St. Stefano geschaffenen und nun bereits zu den Acten gelegten politisch-geographischen Improvisationen. Denn die Ergebnisse der jetzt unter der Betheiligung ganz Europas abgeschlossenen Verhandlungen, mögen sie immerhin manche brennende Frage ungelöst lassen und zahlreiche Keime drohender neuer Verwickelungen einschließen, treten wenigstens ins Leben mit dem Anspruche thatsächlicher Ausführung in nächstbevorstehender Zeit und allgemein anerkannter Gültigkeit, wenigstens für eine nach dem Maßstabe des Menschenlebens längere Periode.

In Betreff der drei bisher in recht zweifelhafter politischer Stellung, doch schon in festen geographischen Grenzen existirenden Kleinstaaten, welche nun als Gehülfen der russischen Action durch Anerkennung ihrer Selbständigkeit und durch Gebietserweiterungen belohnt worden sind, ist ja schon von der Presse sattsam die Ironie ihres neuen Looses hervorge-

Neue Grenzen nach dem Berliner Vertrage.
Grenzen nach dem Vertrage von S. Stefano.

	Rumänien.	Serbien.	Montenegro.
Altes Gebiet			
Neuer Zuwachs			

Fürstenthum Bulgarien. Ost-Rumelien. Türkische Provinzen.

hoben worden, dessen Werth im umgekehrten Verhältnisse zu ihren Leistungen steht. Rumänien, dessen über alle Erwartungen selbst seiner besten Freunde angestrengte und von entschiedenstem Erfolg gekrönte Beihülfe das Meiste gethan hat, um seinen ungesuchten und fast erdrückenden Bundesgenossen aus der kritischsten Lage zu befreien und ihm die späteren Triumphe zu ermöglichen, wird einem starrsinnigen point d'honneur zu Liebe, dem die anderen Mächte ihre widerwillige Zustimmung schließlich nicht versagen konnten, mit einem Gebietstausche abgefunden, der nur nach der Zahl werthloser Quadratmeilen berechnet als ein geringfügiger Zuwachs erscheint, thatsächlich eine Verschlechterung seiner Lage ist. Auch die in letzter Stunde zugestandene kleine südliche Erweiterung des als angeblicher Ersatz der abzutretenden reichen bessarabischen Fluren dem neuen Donaustaate auf dem rechten Stromufer gewährten Gebietes bis auf die Linie Silistria-Mangalia trägt nichts dazu bei, die bittere Pille zu versüßen. Denn erst südlich von dieser Linie beginnt der fruchtbarere Lehmboden der nach Süden flach ansteigenden bulgarischen Terrasse; der nördlich davon gelegene größere Theil der sogenannten Dobrudscha ist und bleibt, was er schon unter den Römern war: armseliger, baumloser Steppenboden, der auch dem fleißigsten Ackerbauer nur einen dürftigen Ertrag gewährt; daneben im Delta des großen Stromes Fieber aushauchende Sumpfstrecken wechselnd mit schlechtem Walde, ein seit drei Jahrtausenden menschlicher Geschichte von der Cultur noch so gut wie unberührt gebliebenes Gebiet, dessen Bewältigung mehr als holländischen Fleiß, und, was in diesem Lande fast noch mehr sagen will, enorme Capitalanlagen erfordern würde. Aber nicht bloß in physischer, auch in nationaler Beziehung ist der Tausch ein für Rumänien höchst unglücklicher: an Stelle der seit altersher vorherrschend gleichartigen nur von schwächeren russischen Ansiedelungen neuerer Zeit durchsetzten Bewohner der beiden abzutretenden bessarabischen Kreise gewinnt es eine gemischte Bevölkerung, in welcher die Rumänen nur eine Minorität bilden neben zahlreichen bunt durch einander gestreuten bulgarischen, russischen, tatarischen Dörfern, unter denen sogar ein paar Niederlassungen aus Rußland ausgewanderter und unter dem Halbmond ihr Heil suchender deutscher Sectirer nicht fehlen.

Das Land der „schwarzen Berge“, Tzrnagora, wie es sich selbst heißt, oder Montenegro, wie wir es zu benennen von den Venetianern gelernt haben, hat allerdings in der Entscheidungsstunde bei Plewna keinen Stein in die Wagschale geworfen, aber doch nicht unbedeutende türkische Truppentheile dauernd in Athem erhalten und vor allem, seinem alten Heldenruhm entsprechend, mit aller Anstrengung seiner geringen Volkskraft und mit bedeutendem Erfolge gefochten: es konnte ihm daher, bei aller Rücksichtnahme auf die Empfindlichkeit seines österreichischen Nachbars, die wohlverdiente Gebietsvergrößerung nicht ganz vorenthalten werden. Nur ist dieselbe erheblich kleiner ausgefallen als die nach dem reichlichen Zuschnitt der Stipulationen von St. Stefano hochgespannten Erwartungen des auf Expansion aus den Felseneinöden seines Adlernestes lüsternen Gebirgsvölkchens. Von 78 deutschen Quadratmeilen, die es bis zum letzten Kriege besaß, sollte es mit russischer Hülfe mit einemmal auf 250 vergrößert werden; jetzt muß es sich mit einem Zuwachs begnügen, den wir auf Grund der allerdings stellenweise noch lückenhaften und unzuverlässigen österreichischen Karte auf 86 bis 88 Quadratmeilen berechnen, es sieht also immerhin sein altes Gebiet zwar nicht mehr verdreifacht, aber doch mehr als verdoppelt. Dabei entgeht es nicht dem Zutritt widerhaariger albanesischer Volkselemente in der südöstlichen Erweiterungszone, namentlich auch in dem so heiß erstrebten und endlich wirklich zugestandenen Küstenstrich von Antivari, und was der größte Uebelstand ist, die einzige größere Ortschaft, die es in dem mittlern ebenen und höchst unfruchtbaren Theile dieses neuen Gebietes an der Moratscha nördlich vom See von Scutari erhält, Podgoritza mit etwa 7000 bis 8000 Einwohnern, deren centrale und für einen Straßenbau vom Hafen Antivari leicht zugängliche Lage es wohl zur Rolle einer neuen Hauptstadt an Stelle des ärmlichen Felsenwinkels Cettinje befähigen würde, kommt nun in gar zu gefährliche Nähe der Grenze gegen die bis auf Weiteres unter türkischer Herrschaft verbleibenden Albanesenstämme.

Erheblich ist der Ausfall des definitiven Gebietszuwachses gegenüber dem zuerst projectirten auf der nördlichen, herzegowinischen Seite. Zwar gerade diejenigen Cantone, welche seit vielen Jahren in permanentem Aufstand gegen die Pforte verharrten: Banjani, Rudine, Duga, Piva, Drobnjak, Schorantzi, mit ärmlichem, unfruchtbarem, schwachbevölkertem Felsboden von derselben Beschaffenheit wie das eigentliche Montenegro, verbleiben diesem als ein wenigstens der Nationalität und Confession nach gleichartiger Zuwachs und wohl als ein willkommnerer die von denselben umschlossene schöne ergiebige hohe Thalebene von Nikschitj mit der bezwungenen Felsenburg selbst, dem seitherigen beständig drohenden Grenzposten der feindlichen Macht. Dagegen müssen sie sich des Anspruchs auf die gleichfalls längst von ihnen besetzte Hochebene von Gatzko begeben, und gegen Nordosten wird die ihnen zugedacht gewesene Grenze längs des Flusses Lim, durch welche die Bosnien mit dem Reste türkischen Gebiets verbindende Grenzzone gegen Serbien auf ein Minimum beschränkt gewesen sein würde, um eine zwischen 3 und 5 Meilen wechselnde Breite bis an die Tara zurückgerückt. Daß damit eine Reihe besser angebauter volkreicherer Ortschaften, namentlich Fotscha an der Drina, Tschainitj, Plewle oder Taschlidscha, Prijepolje, Bjelopolje, wieder dem pro forma türkischen, factisch wohl nächstens österreichischen Gebiete zurückerstattet werden, möchte insofern für Montenegro kein Schaden sein, als dieselben durch eine planmäßig längs jener Verbindungsstraße begründete Reihe von Colonien des herrschenden Volkes überwiegend dem Islam gewonnen worden sind und deren Assimilirung vermuthlich montenegrinischen Versuchen eine zu schwere Aufgabe gestellt haben würde.

Serbien, welches unter den Dreien im vorletzten Acte des blutigen Schauspiels das Wenigste geleistet und zuletzt dem ohnmächtigen Erbfeinde gegenüber eine ziemlich wohlfeile Statistenrolle gespielt hat, gewinnt factisch nicht nur überhaupt am meisten, sondern hat alle Ursache, speciell dem Congresse dankbar zu sein, durch den es noch reichlicher bedacht worden ist als im März durch seinen russischen Protector. Zwar ist auf der Westseite die in St. Stefano gezogene Grenzlinie noch weiter zurückgerückt worden, die übrigens schon damals altserbischen Bezirke, an denen ihrer historischen und kirchlichen Beziehungen wegen jedes serbische Herz hängt (Prischtina, Petsch, das Mutterkloster von Djetschani und die dazwischen ausgebreitete Ebene des „Amselfeldes“, Kossowopolje, mit dem Schlachtfelde von 1389), ausschloß, so daß jetzt aus Rücksicht unbehinderter Verbindung der macedonischen Eisenbahnlinie bis Mitrowitza und der weiterhin über Nowipazar führenden Straße diese Striche nominell wieder dem türkischen Gebiete überwiesen worden sind. Dagegen ist die auf der Ostseite gegen Neu-Bulgarien jetzt fixirte Grenze erheblich weiter hinausgerückt: sie schließt jetzt das von beiden Bruderstämmen mit gleichem Eifer für die Berechtigung ihrer Ansprüche umstrittene Pirot und südlich über die Defilés hinaus, welche die große Ebene von Nisch und Leskowatz im Süden schließen, noch ein schönes Thalstück der obern Morawa mit der Stadt Wranja ein. Das Ge-

sammtresultat ist ein Gewinn von fast genau 200 deutschen Quadratmeilen (mit einem möglichen Fehler von 5 bis 10 wegen Ungenauigkeit großer Stücke der Kartenverzeichnung), gegen 150 bis höchstens 155, welche Serbien auf Grund des Präliminarfriedens hätte beanspruchen können. Es ist dies in der That ein namhafter, ja der beste Theil des sogenannten Altserbiens (Stara Srbija), in welchem nur eine Minorität serbischer Bevölkerung neben einer noch geringern Anzahl Bulgaren sich erhalten hat, seitdem die große Masse im Gefolge des traurigen Rückzuges des letzten österreichischen Heeres, welches 1739 diesen Landstrich besetzt hielt, die vorläufige Auswanderung nach Ungarn vorgezogen hatte, aus welcher dann eine permanente Niederlassung in der neuen Heimath geworden ist. In die leer gewordenen Fluren und Dorfschaften sind dann, und zwar in steigender Menge noch im laufenden Jahrhundert, mohammedanische Albanesen als sicherste Stützen der wankenden Türkenherrschaft eingerückt; in noch weit größerer Zahl allerdings in die obengenannten westlicheren und von der neuen Gebietsgrenze ausgeschlossenen Gebiete Altserbiens bis zum obern Drin. Die Assimilirung oder wenn möglich Verdrängung dieser durchaus feindlichen Volkselemente scheint eine für die nächste Zeit fast die Kräfte des kleinen Staates übersteigende Aufgabe.

Freilich von serbischen Autoritäten kann man nachträglich die Behauptung hören, daß nicht nur auf diese Gebiete, sondern auch auf Sofia und fast ganz Macedonien selbst die factische ethnographische Vertheilung ihnen und nicht den Bulgaren oder gar den Griechen ein unbestrittenes Recht verleiht, wenn man das eben so oft geltend gemachte historische der Besitzverhältnisse unter dem glorreichen Stephan Duschan vor 500 Jahren als antiquirt nicht will gelten lassen. Aber das alles ist nur ein neuer Beleg für die Richtigkeit der Bemerkung, die ich schon im vorigen Jahre gelegentlich habe drucken lassen, daß, um den sich direct aufhebenden und angeblich mit gleich guten Gründen belegten Ansprüchen von drei bis vier streitenden Nationalitäten zu genügen, das Festland der sogenannten europäischen Türkei wenigstens das Doppelte seines factischen Areals enthalten müßte!

Die Bulgaren, denen in St. Stefano die möglichst vollständige Vereinigung ihrer Nationalkraft, nur abzüglich einiger Districte um Adrianopel, dagegen mit starken Uebergriffen in fremdes, namentlich griechisches Volksgebiet in Aussicht gestellt war, sehen nun diese Hoffnung getäuscht durch die Dreitheilung ihres Gebietes, welche ihrem russischen Protector vorzüglich durch Englands Interesse für vorläufige Erhaltung eines noch lebensfähigen und zusammenhängenden türkischen Besitzstandes im Süden des Balkan abgepreßt worden ist. So wird denn das westliche Drittheil, Macedonien, in welches christliche Bulgaren sich mit einer griechischen Minorität theilen, nebst den vorzüglich von Renegaten derselben Nation, den sogenannten Pomaken, und von einer türkischen Minorität bewohnten Gebirgslandschaften des Rhodope zunächst unter directer türkischer Mißverwaltung zu verbleiben haben. Von dem größern Rest soll aber wieder nur die größere nördliche Hälfte, das Land zwischen Donau und Balkan, welches wir ja schon längst gewohnt waren im engern Sinne unter dem Namen Bulgarien zu verstehen, den ihm die türkischen Eroberer seit 1391 nach Maßgabe des damaligen Besitzstandes gelassen hatten[1]), nach den Beschlüssen des Congresses berechtigt sein, jenen althistorischen, aber im März dieses Jahres mit kühnem Sprunge schon bis an das Aegäische Meer ausgedehnten Namen im politischen Sinne als autonomes Fürstenthum weiter zu führen.

Nur nach einer Seite hin hat es die russische Zähigkeit noch zuletzt vermocht, gegen den durch England secundirten Widerstand der Türken über jene herkömmliche Begrenzung des Namens hinaus dem neuen Staate einen werthvollen Zuwachs zu sichern. Das ihm nach Südwesten hin noch zugelegte Sandschak (Regierungsbezirk) von Sofia gehört zwar seinem Haupttheile nach durch den Lauf der Gewässer, die durch die Iskra der Donau zugeführt werden, der nördlichen Abdachung an, liegt aber thatsächlich südlich der schwer passirbaren Hauptkette des sogenannten Kodscha-Balkan (oder der Stara-Planina, des „alten Gebirges“, wie es die Bulgaren nennen), welche keineswegs mit der Hauptwasserscheide zwischen Donau und Aegäischem Meere zusammenfällt, sondern in der von der Iskra aus der hohen Balkanebene von Sofia abwärts durchflossenen engen Felsenschlucht ihre bedeutendste Durchbrechung erleidet.

Der Besitz der Landschaft von Sofia (530 Meter über dem Meere) sichert somit dem neuen Donaustaate den ungehinderten Verkehr über einige der hohen Balkanpässe (Oststraße nach Etropol 1050, Nordstraße nach Widin 1480 Meter), deren Ueberwindung, allerdings im Winter, den russischen Heeren noch weit größere Opfer gekostet haben würde, wenn sie hier einem planmäßigen, durch die Natur des Landes so außerordentlich erleichterten Widerstande Seitens der Türken begegnet wären. Eine künftige türkische Vertheidigungslinie, bedingt durch das Besatzungsrecht in den Balkanpässen, wird damit an dieser Stelle auf die weit niedrigeren, seit ältester Zeit stets von gangbaren Straßen gekreuzten Höhenzüge zurückgeschoben, welche als Wasserscheide der Quellgebiete der Iskra und Maritza die Südabhänge des hohen Balkan mit den nördlichen Vorbergen der Rhodope verbinden. Daß die innerhalb dieser Höhenzone gelegene am engsten geschlossene Stelle der großen Heerstraße, der schon erheblich östlich, also vor der höhern aber flachen Hauptwasserscheide gelegene Sattelpaß von Kapudschik („kleines Thor“ im Türkischen) oder wie ihn die Bulgaren nach dem neuerdings gänzlich zerstörten römischen Triumphbogen genannt haben, das Trajansthor, ganz innerhalb des mittelbar türkischen Gebietes geblieben ist, oder mit anderen Worten, daß die neue Grenze hier um etwa 4 deutsche Meilen gegen die Sandschakgrenze zurückgerückt worden ist, haben wiederum die englischen Commissäre gegen den russischen Widerspruch durchgesetzt, und zwar nicht allein an dieser Stelle, sondern um einen noch etwas größern Betrag auch weiter westlich an der Südgrenze im obern Flußgebiet der Struma (des Strymon der Alten), in welches der bisherige Verwaltungsbezirk von Sofia ziemlich weit übergreift. Da aber einmal dieser ganze Bezirk Seitens der Türkei dem neuen Bulgarien im Princip zugestanden war, so mußte für die ihm entzogenen östlichen und südlichen Grenzstriche ein Ersatz auf der Westseite gesucht werden, und er ist in einem ungefähr ebenso breiten angrenzenden Stücke des bisherigen, im Uebrigen zur Vergrößerung Serbiens verwendeten Sandschaks von Nisch gefunden worden, im obersten Thale der Nischawa und dem ihres Zuflusses Sukawa, um den Flecken Trn, also wiederum jenseit einer ziemlich merklichen Wasserscheidehöhe, die hier gerade zufällig mit den Administrativgrenzen zusammenfiel. Man sieht daraus abermals, wie häufig das an anderen Stellen fast überängstlich gewahrte Princip der sogenannten „natürlichen Grenzen“ auch bei diesen neuesten Abmachungen, sobald andere Interessen es erforderten, durchbrochen worden ist.

Während das ganze somit im Süden des Balkan einverleibte Gebiet und weit darüber hinaus fast ausschließlich

[1]) In den letzten Decennien wenigstens noch im Volksmunde, während als officielle Benennung seit der durch Midhat neu eingeführten Reichseintheilung allein der Name der Donauprovinz (Tuna-Vilajeti) gegolten hat.

von Bulgaren bewohnt ist, leidet bekanntlich die östliche Hälfte der herkömmlich unter Bulgarien verstandenen nordbalkanischen Landschaft auf eine für die gedeihliche Entwickelung des neuen Staates bedenkliche Weise an einer bunten Mischung der nationalen und confessionellen Elemente, namentlich durch das Vorherrschen der hier in großer Masse angesiedelten Mohammedaner, theils Türken, Tataren, Tscherkessen, theils selbst die bulgarische Sprache beibehaltender Renegaten (Pomaken), welche gegen Nordosten hin in der sogenannten Dobrudscha fast die ausschließliche, allerdings der armseligen Beschaffenheit des Bodens entsprechend, ziemlich dünne Bevölkerung bilden. An dieser Stelle ist, in Ermangelung jeden durch die Configuration des Terrains gegebenen Anhaltes, die Abgrenzung gegen das zu Rumänien gelegte Gebiet reiner Willkür überlassen geblieben, die bis jetzt dem Vernehmen nach nur für Belassung der Donaustadt Silistria auf bulgarischer, des Küstenstädtchens Mangalia auf rumänischer Seite sich entschieden, die specielle Bestimmung der Grenzlinie aber späterer Regulirung überlassen hat. Auch im Verlaufe der Südgrenze gegen Osten, wo die bis dahin zusammenhängende hohe felsige Kette des Balkan anfängt, sich in mehrere niedrigere bewaldete Rücken zu spalten, die durch die weiterhin sich vereinigenden und verflachenden Thäler der beiden Kamtschik-Flüsse geschieden werden, war der im ersten Project bloß durch den Namen des Kamtschik bezeichnete Grenzzug nicht ohne Willkür zu fixiren und ist schließlich nicht auf die an der Küste des Schwarzen Meeres am schärfsten vortretende Landmarke, das steilabstürzende Vorgebirge Emine, welches hier den antiken Namen des Haemus bewahrt, gefallen, sondern in ein mitten zwischen demselben und der Kamtschik-Mündung verlaufendes dorfreiches Küstenthälchen. Das Gesammtareal des so umgrenzten Bulgariens läßt sich mit einem möglichen Fehler von 20 bis 25 Quadratmeilen auf höchstens 1150 deutsche Quadratmeilen berechnen, die gegenwärtige Bewohnerzahl natürlich noch viel weniger sicher abschätzen, doch dürfte sie kaum über zwei Millionen betragen, aber bei der Ergiebigkeit des weit größten Theiles des Bodens leicht in nicht allzu langer Zeit der Verdoppelung fähig sein.

Südlich vom Balkan endlich ist aus einem Theile des von Rußland ursprünglich auf Grund der vorherrschenden Nationalität für Bulgarien beanspruchten Länderstriches ein circa 630 Quadratmeilen großes Gebiet zugeschnitten worden, welches ungefähr die nördliche Hälfte der spätrömischen Provinz Thracien ausmacht und, insofern diese in ihrer Gesammtheit etwa der Osthälfte des modernen Rumeliens entspricht, nicht ganz passend für sich allein nach englisch-französischem Vorschlage den Namen Ost-Rumelien in Ermangelung eines passendern erhalten hat. Es begreift dieses Land das obere Maritza-(Hebrus-) Becken mit seiner üppigen Fruchtebene von Philippopel, das Tundscha-Thal mit seinen Rosenfeldern am Südfuße des Balkan, der gewinnreichen Heimath der Rosenölfabrikation, endlich den am reichsten entwickelten Theil der pontischen Küste mit dem Golfe von Burgas, umgeben von mehreren kleinen, aber gewerb- und handelreichen griechischen Küstenplätzen (Sozopolis, Anchialos, Misivria). Die spärlich zerstreuten Mohammedaner (fast ausnahmslos echt türkische Grundbesitzer oder Stadtbewohner) werden an Zahl weit überwogen von der christlichen Bevölkerung, deren große Majorität auch hier Bulgarisch als Muttersprache redet; neben ihnen bilden nur in Philippopel, der natürlichen Hauptstadt des ganzen Gebietes, und in dessen südöstlicher Umgebung (namentlich in der rein griechischen Landstadt Stanimak oder Stenimachos und einigen benachbarten Dörfern) die Griechen einen durch Wohlhabenheit, Fleiß und Bildung einflußreichen Theil der Bevölkerung, während sie in den kleineren Landstädten mehr vereinzelt als Kaufleute, Aerzte, Lehrer, auch Handwerker angesiedelt sind. Bekanntlich bestimmt der Vertrag mit Rücksicht auf dieses Vorherrschen des christlichen Elementes für das sogenannte Ost-Rumelien die Einsetzung eines christlichen und von der Genehmigung der Vertragsmächte abhängigen Gouverneurs, dessen Stellung jedoch der osmanischen Centralregierung gegenüber immer nur eine halb-autonome sein wird: aus letzterm Grunde brauchte die südliche Abgrenzung gegen das unmittelbar türkische Gebiet (das südliche Thracien des Alterthums) weniger ängstlich abgewogen zu werden. In ihrer westlichen Hälfte war sie freilich nicht schwierig, da hier die Bodenconfiguration selbst durch die mächtigen Ketten der Rhodope, deren Gipfel bis zu 8000 Fuß ansteigen, eine Scheide vorgezeichnet hat: zunächst im Südwesten gegen das Mesta-Karasu-Thal, dann in der nordöstlich zwischen dem Maritza-Becken und dem ganz überwiegend von Mohammedanern bewohnten obern Arda-Thale sich hinziehenden hohen Bergkette; allein schon wo diese im Norden der untern Arda sich in ein unregelmäßiges Hügelland auflöst, dessen waldarme Rücken durchaus mit kleinen Dörfern besetzt sind, wird eine zweckentsprechende Scheidung sich um so schwieriger ausführen lassen, als die auf Grund sehr unzureichenden Kartenmaterials niedergelegten Bestimmungen des Vertrages überaus unbestimmt und auslegungsfähig geblieben sind. Dasselbe gilt von der, stellenweise mit etwas auffälligen Winkeln, aber in Anlehnung an die theoretische Brauchbarkeit der Wasserscheiden als sogenannter natürlicher Grenzen gezogenen Linie von der Maritza bis zum Schwarzen Meere; wird doch hier die in der Bodenform am meisten sich auszeichnende isolirte über 800 Meter hohe Granitkuppe Sakar-Baïr zwischen Maritza und Tundscha, über den die Grenze laufen wird, in dem Wortlaute des Vertrags gar nicht einmal genannt, und zwar einfach aus dem Grunde, weil sie in der neuen österreichischen Specialkarte, in Ermangelung eines darüber hinführenden Routiers eines der Genieoffiziere, auf deren Arbeiten vorzüglich jene Karte beruht, sowohl ohne Höhenbezeichnung gelassen als in der Terrainschraffirung nicht deutlich genug hervorgehoben ist; freilich kennen wir ihre Natur ausreichend durch die geologische Recognoscirung v. Hochstetter's in Wien, allein dessen Elaborate zu lesen haben weder Diplomaten und ihre Commissäre noch officielle Kartographen sich die Zeit gelassen.

Lebten zu Cäsar's Zeiten Renthiere im hercynischen Walde?

Von **Dr. Alfred Nehring.**

I.

Unter denjenigen Säugethieren, welche mit der Vorgeschichte des europäischen Menschen in naher Beziehung stehen und deshalb auch von den Anthropologen zum Gegenstande eifriger Forschungen gemacht werden, steht das Renthier obenan. Denn gerade wie jetzt das Dasein gewisser nordischer Völkerstämme an das Dasein und Gedeihen dieser Hirschart geknüpft ist, so scheint es annähernd auch mit den vorgeschichtlichen Bewohnern Mitteleuropas gewesen zu sein, wenigstens während einer längern Periode der Vorzeit. Freilich liegen vorläufig keine sicheren Beweise dafür vor, daß das Renthier auf dem Boden Mitteleuropas schon einer gewissen Domestication unterworfen war, wie es heutzutage im Norden der Alten Welt vielfach der Fall ist. Wahrscheinlich hat es den vorgeschichtlichen Bewohnern unserer jetzt so cultivirten mitteleuropäischen Länder nur als Jagdthier und noch nicht als Hausthier gedient; aber die in den letzten Jahrzehnten so zahlreich ausgegrabenen Geräthe, Werkzeuge und Waffen, welche aus den Knochen oder den Geweihen des Renthiers hergestellt sind, beweisen uns hinreichend, daß diese Hirschart für die vorhistorischen Bewohner unserer Gegenden wichtiger war, als irgend eines der übrigen Jagdthiere, daß es ihnen nicht nur durch sein Fleisch, Blut und Mark Nahrung gewährt, sondern auch durch seine Haut, seine Sehnen, Knochen und Geweihe ein sehr dauerhaftes Material zu den wichtigsten Gebrauchsgegenständen geliefert hat.

Auf Grund der anthropologischen und paläontologischen Untersuchungen, welche in den letzten Jahrzehnten mit außerordentlichem Eifer und Erfolg in den meisten europäischen Culturstaaten betrieben sind, wissen wir jetzt, daß das Renthier, welches heutzutage in Europa auf die nördlichsten Districte Skandinaviens und Rußlands beschränkt ist, einstmals seinen Verbreitungsbezirk weit nach Süden, nämlich bis an die Alpen und die Pyrenäen, ausgedehnt hat. Diese Zeit seiner größten Verbreitung auf dem Boden Europas fällt in die sogenannte Diluvialperiode. Wo das Renthier während der warmen Tertiärperiode gehaust, und ob es damals überhaupt schon existirt hat, wissen wir vorläufig nicht. Wir werden aber annehmen dürfen, daß das Renthier (mag es nun während der Tertiärperiode im hohen Norden schon existirt oder aus einer tertiären Hirschart sich entwickelt haben) in der Posttertiärzeit mit zunehmender Abkühlung des west- und mitteleuropäischen Klimas sich ganz allmälig nach Süden verbreitet hat. Anfangs erschien es in unseren Gegenden wohl nur sporadisch in kalten Wintern, dann als regelmäßiger Wintergast; darauf scheint es längere Zeit (und zwar während des Höhepunktes der Eiszeit, resp. der Eiszeiten) sich geradezu in unseren Gegenden einheimisch gemacht zu haben, bis es dann im Verlaufe der Postglacialzeit ebenso allmälig verschwand und nach Norden oder Nordosten sich zurückzog, wie es von dorther gekommen war.

Diese einstmalige weitausgedehnte Verbreitung des Renthieres steht jetzt vollkommen fest. Weniger sicher ist es, ob man mit Lartet, dem berühmten französischen Forscher, eine besondere Renthierzeit anzunehmen hat, d. h. eine Zeit, welche durch ein besonders starkes Hervortreten von Renthieren, durch eine sonstige charakteristische Fauna und durch ein entsprechendes Klima von der vorhergehenden und von der nachfolgenden Zeit sich unterschieden haben soll. Ich kann hier auf diese Frage nicht näher eingehen; doch möchte ich mir die Bemerkung erlauben, daß nach meinem Urtheile, welches sich einerseits auf eigene Ausgrabungen, andererseits auf zahlreiche faunistische Vergleichungen stützt, eine solche Renthierzeit nur unter sehr wesentlichen Einschränkungen und somit nicht in dem Sinne Lartet's anzunehmen ist.

Für uns handelt es sich hier um die Frage, ob das Renthier noch bis in die historischen Zeiten hinein, oder genauer gesagt: bis zur Zeit Cäsar's, in Deutschland gelebt hat. Diese Frage hat schon viele Gelehrte beschäftigt, nicht nur Zoologen und Anthropologen, sondern auch Philologen und Historiker; denn es handelt sich dabei, abgesehen von manchen anderen Momenten, wesentlich um die Auffassung und das Gewicht der bekannten Stelle, welche sich bei Cäsar, Bell. Gall. VI, 26, findet. Dieselbe gehört dem berühmten Excurse an, in welchem Cäsar die Gallier und die Germanen mit einander vergleicht und nebenbei auch drei interessante Thiere des hercynischen Waldes erwähnt, nämlich: Renthier, Elen und Auerochs. Die Beschreibung dieser Thiere läßt aber so viel zu wünschen übrig, daß die betreffenden Capitel (26 bis 28) den Gelehrten viel Noth gemacht haben, und es vielen zweifelhaft erscheint, welche Hirscharten und welche Ochsenart Cäsar gemeint habe. Wahrscheinlich hat Cäsar im 28. Capitel den Ur mit dem Wisent zusammengeworfen; auch das 27. Capitel, welches sich auf das Elen bezieht, bietet dem Erklärer manche Schwierigkeiten, am schwierigsten und wichtigsten aber ist die richtige Erklärung des 26. Capitels, welches gewöhnlich auf das Renthier bezogen wird.

Da es in der That für die Zoologie, sowie für die Klimatologie durchaus nicht unwichtig ist, ob man die Existenz des Renthiers in Deutschland für Cäsar's Zeit annimmt, oder nicht, so haben auch die bedeutendsten Naturforscher jenes Capitel aus dem Bellum Gallicum des Cäsar einer eingehenden Besprechung unterzogen. Sie sind aber keineswegs alle zu demselben Resultate gekommen, sondern es stehen sich die verschiedenen Ansichten zum Theil diametral einander gegenüber.

Das betreffende Capitel lautet nach der Krahner'schen Ausgabe: Est bos cervi figura, cujus a media fronte inter aures unum cornu existit excelsius magisque directum his, quae nobis nota sunt, cornibus; ab ejus summo sicut palmae ramique late diffunduntur. Eadem est feminae marisque natura, eadem forma magnitudoque cornuum.

Daß dieses Capitel dem Erklärer manche Schwierigkeiten bietet, wird jeder leicht erkennen. Man hat versucht, diese Schwierigkeiten theilweise durch Conjecturen hinwegzuräumen, indem man z. B. für „unum cornu“ geminum cornu zu setzen vorgeschlagen hat. Doch würde es zu weit

führen, auf diese mehr philologische Seite der Sache einzugehen. Ebenso will ich es dem Leser ersparen, ihm alle die sonstigen Ansichten, welche über das Cäsarische Renthier ausgesprochen sind, vorzuführen [1]). Ich erwähne nur ganz kurz, daß Lenz (Zoologie der alten Griechen und Römer, 1856, S. 215) unser Capitel gar nicht auf das Renthier, sondern auf das Elen, und zwar auf das männliche Elen, bezieht, während er in dem 27. Capitel eine Beschreibung des weiblichen Elen erkennen will. Eichwald dagegen hat unser Capitel auf den Riesenhirsch, Cervus euryceros, bezogen (Leth. ross. III, p. 367). Ich führe dieses nur deshalb an, um zu zeigen, wie verschiedene Auffassungen der betreffenden Stelle möglich sind.

Die meisten Forscher beziehen, und zwar nach meiner Ansicht mit Recht, das 26. Capitel auf das Renthier; besonders der letzte Satz läßt eigentlich kaum eine andere Deutung zu, da männliches und weibliches Thier in der That bei keiner Hirschart sich so ähnlich sehen, wie beim Renthier, und besonders das Vorhandensein eines Geweihes beim Weibchen sehr charakteristisch ist. Also das Renthier scheint Cäsar allerdings in dem schon mehrfach citirten Capitel gemeint zu haben; aber es ist sehr fraglich, ob er es wirklich im hercynischen Walde beobachtet, oder ob es überhaupt damals in diesem Walde (wenigstens in dem germanischen Theile desselben, um den es sich hier nur handeln kann) gelebt hat.

Diese Frage ist von wissenschaftlichen Autoritäten, wie J. Fr. Brandt, O. Fraas, Boyd Dawkins und anderen, in bejahendem Sinne beantwortet; besonders Brandt hat in seinen „Zoogeographischen und Paläontologischen Beiträgen" (Petersburg 1867) mit Aufwendung großer Gelehrsamkeit sich entschieden dafür ausgesprochen, daß zu Cäsar's Zeit Renthiere den hercynischen Wald bevölkert hätten.

Ebenso entschieden haben aber andere Gelehrte, insbesondere die Franzosen Cuvier, Lartet, Christy, Garrigou, sich dahin erklärt, daß der Angabe des Cäsar kein wissenschaftlicher Werth beizulegen sei, da sie offenbar nicht auf eigener Beobachtung, sondern auf fremden, zum Theil mißverstandenen Erzählungen beruhe.

Ich kann mich dieser letztern Ansicht nur anschließen. Da dieselbe aber bisher keineswegs unter den heutigen Anthropologen und Zoologen die allgemein acceptirte ist, so erlaube ich mir, ohne die ganze Entwickelung der Streitfrage zu berühren, nochmals etwas genauer auf die Sache einzugehen und diejenigen Gründe, welche gegen die Existenz des Renthiers im germanischen Walde (zu Cäsar's Zeit) sprechen, im Folgenden zusammenzustellen. Vielleicht gelingt es mir, außer den schon von Anderen geltend gemachten Punkten einige bisher weniger beachtete Momente zu einer richtigern Beurtheilung der Frage beizubringen.

1. Die Angabe des Cäsar verdient wenig Vertrauen.

Wenn uns irgend eine auffallende Mittheilung aus der Gegenwart oder aus der Vergangenheit zukommt, so werden wir das Recht haben zu fragen: „Verdient wohl der Berichterstatter Glauben? Hat er selbst beobachtet oder sich von anderen Etwas erzählen lassen? Und wenn letzteres der Fall ist, hat er wohl die fremden Mittheilungen richtig verstanden und genau wiedergegeben?"

Daß wir dem Cäsar in naturwissenschaftlichen Dingen ohne Weiteres glauben sollten, wird niemand von uns verlangen können. Prüfen wir also seine Mittheilungen! Um aber bei dieser Prüfung den richtigen Maßstab anlegen zu können, werden wir den ganzen Zusammenhang, in welchem dieselben stehen, berücksichtigen müssen.

Cäsar hatte bereits im Sommer des Jahres 55 v. Chr. den Rhein auf einer festen Brücke überschritten, hatte sich aber, da er nichts Rechtes ausrichten konnte, sehr bald (nach 18 Tagen) wieder auf das linke Ufer zurückgezogen. Aus seinen Worten (Bell. Gall. IV, 18. 19) geht ein bedeutender Respect vor den germanischen Urwäldern hervor; er wagte es nicht, dieselben zu betreten, und begnügte sich damit, die nächstgelegenen Dörfer und Weiler der Sugambrer anzuzünden und ihr der Reife nahes Getreide niederzumähen. Daß er bei dieser rühmlichen Thätigkeit Renthiere beobachtet haben sollte, ist nicht sehr wahrscheinlich; er sagt auch nichts davon, sucht aber seine sonstigen Resultate in ein möglichst günstiges Licht zu stellen, ohne allerdings einen Leser, welcher zwischen den Zeilen zu lesen versteht, davon zu überzeugen.

Im Sommer des Jahres 53 v. Chr. ging Cäsar zum zweiten Male über den Rhein, und zwar wiederum auf einer festen Holzbrücke, etwas oberhalb [1]) von der frühern Uebergangsstelle. Dieses Mal richtete Cäsar ebenso wenig oder noch weniger aus, als das erste Mal; er wagte es nicht, die Suebi, auf welche er es hauptsächlich abgesehen hatte, in ihre Wälder zu verfolgen, sondern zog sich nach wenigen Tagen, welche er in dem verhältnißmäßig gut cultivirten Gebiete der Ubier zugebracht hatte, wieder auf das linke Ufer des Rheins zurück. Er selbst fühlte die Resultatlosigkeit seines Rheinübergangs sehr wohl. Um aber nicht sagen zu müssen: „Ich kam, ich sah, ich zog mich zurück!" schob er in seine Darstellung jenen langen Excurs de Galliae Germaniaeque moribus ein, welcher die ersten ausführlicheren Mittheilungen über Deutschland und seine alten Bewohner enthält und deshalb für uns außerordentlich werthvoll ist. (Buch VI, Cap. 11 bis 28.) Aber in der That ist er nichts weiter als ein Verlegenheits-Excurs, welcher dem Leser die Resultatlosigkeit des Rheinübergangs verdecken soll. Bei den meisten Lesern erreicht Cäsar auch seinen Zweck vollkommen; man muß schon den Excurs vollständig überschlagen, um zu erkennen, daß zwischen Cap. 10 und Cap. 29 eigentlich nichts geschehen oder erreicht ist.

Was nun den Excurs selbst anbetrifft, so ist alles, was er über die ethnographischen und politischen Verhältnisse des damaligen Gallien und Germanien enthält, durchweg zuverlässig und zum Theil noch jetzt gültig; man erkennt in den betreffenden Schilderungen und Betrachtungen den scharfen und geübten Blick des großen Feldherrn und Staatsmannes.

Anders ist es mit den drei Capiteln, in welchen Cäsar einen schwachen Anlauf zum beschreibenden Zoologen macht, um den römischen Lesern einige merkwürdige Thiere des hercynischen Waldes vorzuführen. Am besten darin ist das, was er über die silberbeschlagenen Trinkhörner der Germanen sagt. Diese hat er offenbar selbst gesehen, er mag auch wohl einmal einen Trunk daraus versucht haben; denn ohne ein oder mehrere Gelage dürfte der Aufenthalt des Cäsar bei den Ubiern nicht hingegangen sein. Ob er die wilden Ochsen selbst gesehen hat, kann schon bezweifelt werden, da er überhaupt nur kurze Zeit auf dem rechten Rheinufer (und noch dazu in den getreideproducirenden Districten der Ubier) verweilt und den hercynischen Wald gar nicht betreten hat. Jedenfalls hat er sich die wilden Ochsen von germanischen Fürsten, welche diese Thiere oft gejagt hatten, genauer beschreiben lassen, hat aber, wie es scheint, den Urstier (Bos primigenius) und den Wisent (Bos bison), welche damals beide noch in Germanien lebten,

[1]) Wenn man alles das zusammenstellen, resp. widerlegen wollte, was schon über das Cäsarische Renthier Richtiges und Falsches von Naturforschern und Philologen geschrieben ist, so würde das ein ganzes Buch bilden.

[1]) Wahrscheinlich in der Gegend von Andernach.

zusammengeworfen, sei es nun, daß seine Gewährsmänner ihm die beiden Arten nicht gehörig auseinandergehalten, sei es, daß er den Unterschied nicht richtig erfaßt hatte.

Das zweite merkwürdige Thier des hercynischen Waldes, welches Cäsar hervorhebt, ist das Elen, oder wie er sagt: Alces. Daß er diese Hirschart nicht selbst gesehen hat, scheint mir eine ausgemachte Sache; sonst würde er dieselbe besser beschrieben und dem Leser nicht den Unsinn von den gelenklosen, steifen Beinen (crura sine nodis articulisque) und der darauf begründeten Fangmethode (durch Ansägen der zum Anlehnen dienenden Bäume) als baare Münze geboten, sondern höchstens als komische Jagdlügen der germanischen Jäger mitgetheilt haben. Cäsar selbst scheint kein Liebhaber des edlen Waidwerks gewesen zu sein; nirgends in seinem Werke über den gallischen Krieg erwähnt er, daß er eine Jagd veranstaltet oder mitgemacht habe, obgleich es ihm offenbar an Gelegenheit und in der ungünstigern Jahreszeit auch an Muße nicht gefehlt hat. Dagegen hebt er die Jagdlust der Germanen an mehreren Stellen als etwas Besonderes hervor. Sein Augenmerk war hauptsächlich auf die Unterwerfung der widerspenstigen Barbaren und auf die Beobachtung der politischen Verhältnisse in Rom gerichtet; da blieb für die Jagd wenig Interesse übrig.

Wenn Cäsar schon über die wilden Ochsen und die Elenthiere des hercynischen Waldes solche Angaben macht, welche wegen mangelnder Autopsie ziemlich mangelhaft sind, so gilt dieses noch in höherm Grade von der dritten Merkwürdigkeit, welche er erwähnt, von dem Renthiere. Jene erstgenannten Thierarten mögen damals in der unmittelbaren Nachbarschaft oder selbst im Gebiete der Ubier noch zahlreich gelebt haben, so daß die Häuptlinge der Ubier ihm eigene Erlebnisse von der Elen- und Auerochsenjagd mittheilen konnten. Das Renthier aber, das ist meine feste Ueberzeugung, war ihnen höchstens vom Hörensagen bekannt. Es ist mir sehr wahrscheinlich, daß die mangelhaften und unzureichenden Angaben, welche Cäsar über das Renthier macht, von weitgereisten Handelsleuten oder Dolmetschern stammten, welche gelegentlich die nordöstlichsten Theile des hercynischen Waldes, also etwa das jetzige Ostpreußen, Kurland oder selbst Esthland, kennen gelernt hatten. Von diesen Leuten hat Cäsar seine Notizen über das Renthier entweder direct oder erst durch Vermittelung der ubischen Häuptlinge erhalten. Dabei mögen leicht einige Mißverständnisse auf Seiten des Cäsar in Folge mangelhafter Sprachkenntniß desselben oder ungenauer, befangener Ausdrucksweise der Berichterstatter untergelaufen sein. Selbst gesehen hat Cäsar das Renthier sicher nicht; es spricht dagegen die mangelhafte, sehr kurze Beschreibung, ferner der kurze Aufenthalt des Cäsar in Deutschland, wobei er den hercynischen Wald gar nicht betreten hat, schließlich auch die Jahreszeit (Hochsommer), in welcher die Renthiere, falls sie damals überhaupt noch in Deutschland einheimisch gewesen wären, sicher nicht auf den Getreidefeldern der Ubier dem Cäsar zur Beobachtung sich dargeboten hätten.

Auf Grund aller dieser Momente komme ich zu dem Schlusse, daß Cäsar das Renthier im hercynischen Walde nicht selbst beobachtet, sondern seine höchst mangelhafte Beschreibung desselben nach fremden, theilweise mißverstandenen Mittheilungen aufgezeichnet und es irrthümlich unter die Charakterthiere des hercynischen Waldes versetzt hat. Hiernach verdient die berühmte, oben mehrfach citirte Stelle durchaus nicht diejenige Beachtung von Seiten der heutigen Wissenschaft, welche sie so vielfach gefunden hat.

Aus allen Erdtheilen.

Amerika.

— Mitte December 1877 ist im Congresse zu Mexico ein Präliminar-Vertrag zwischen Mexico und Guatemala ratificirt worden, welcher die seit länger als einem halben Jahrhundert zwischen beiden Freistaaten schwebende Grenzfrage endgültig zu regeln bestimmt ist. Eine gemischte Commission von beiderseitig ernannten Ingenieuren soll zunächst das streitige Gebiet kartographisch aufnehmen, und auf Grund ihrer Arbeit werden alsdann die beiden Regierungen die definitive Grenzlinie bestimmen und festlegen.

— Aus Mexico. Durch das bisherige gespannte Verhältniß zu England und Frankreich hat der geschäftliche Verkehr Mexicos mit diesen Ländern fast ganz aufgehört, und das freundliche Entgegenkommen des Deutschen Reiches hat die Folge gehabt, daß die Deutschen nicht nur von allen Fremden in Mexico am liebsten gesehen werden, sondern daß fast das ganze mexicanische Geschäft in deren Hände übergegangen ist; denn obgleich es in der ganzen Republik nur 1500 Deutsche geben soll, so vermitteln dieselben doch elf Zwölftel des auswärtigen Handels; namentlich ist es der Zweig der Mercería, der Leinen- und anderen Manufacturwaaren, womit sie das Land versehen, und dagegen außer Silber noch Farbhölzer, Cedernholz, Kaffee, Taback, Gewürze, Cochenille, Indigo, Marmor, Häute ꝛc. ladungsweise in Zahlung nehmen. So bearbeiten auch die Deutschen eine Menge Minen, namentlich im Staate Michoacan, und statt sich in die Händel zu mischen, an denen es hier nie fehlte, haben sie sich theilweise hier mit Mexicanerinnen verheirathet und häuslich niedergelassen. —

Es ist bewundernswerth zu sehen, mit welchem Eifer die mexicanischen Naturproducte mehr und mehr Geltung sich verschaffen: der Taback des Staates Veracruz nimmt es schon mit den besten Gewächsen der Insel Cuba auf, desgleichen der Kaffee, welcher an Wohlgeschmack dem arabischen gleichkommt; alle Versuche, die Vanille-Pflanze anderswo zu cultiviren, vermögen nicht das Aroma in deren Heimathland (der südlichen Küste Mexicos) zu erreichen, die steinigen Plateaux der Halbinsel Untercalifornien liefern eine unerschöpfliche Menge Orchilla, und auf der Halbinsel Yucatan wird jetzt die Faserpflanze „Henequen“ in solcher Menge gezogen, daß nicht weniger als 500 Maschinen in den Haciendas thätig sind, um dieselbe für den Exporthandel vorzubereiten, abgesehen von einer dreifachen Zahl einfacherer Maschinen, derer man sich zum Hecheln bedient. Hierzu wird noch in wenigen Jahren die Chinarinde kommen, da man seit längerer Zeit angefangen hat, die Chinchona auf verschiedenen Plateaux zu pflanzen. —

Von allen Mitgliedern des Cabinets ist es besonders der Ministro del Fomento, Riva Palacios, welcher die größte Thätigkeit entwickelt, wohl wissend, daß gerade sein Departement — die Verbesserung der Communicationswege — bisher am meisten im Argen lag; er hat daher eine große Reise durchs Land unternommen, und befindet sich jetzt in Tampico an der Ostküste, von wo eine Eisenbahn hinauf nach San Luis Potosí gebaut werden soll, und um diesem Hafen

noch größere Sicherheit zu gewähren, als sie der von Veracruz bietet, soll die Barre des Rio Pannco ausgebaggert werden, so daß die großen Dampfer bis an den Quai gelangen können, was bisher nicht der Fall war. Die neue Landstraße nach San Luis wird schon am 5. März eröffnet werden, und ähnliche Verbesserungen stehen im Hafen von Tuxpan bevor, von wo man jetzt eine Telegraphenlinie, die Küste entlang, errichtet, wo der Hafen auch gereinigt und mit einem Leuchtthurm versehen werden soll. Diese Häfen galten bisher nur als große Schmuggel-Dépôts, hatten wenig Werth für den legitimen Handel und ihre Unterhaltung kostete mehr als sie einbrachten. Nicht minder thätig zeigt sich jener Minister bei den anderen Staatsunternehmungen; die Verbindung der Veracruz-Eisenbahn mit dem reichen Staate von Oajaca (vermittelst der Tehuacan-Bahn) wird auch schon am 5. März vollendet sein (es ist dies ein Lieblingsdatum der Mexicaner wegen des Rückzugs der Franzosen vor Puebla), und die Linien Leon-Guanajuato, Mexico-Toluca rc. schreiten rasch fort, seit man die Soldaten bei denselben beschäftigt, welche bei regelmäßiger Zahlung an kein Revolutioniren denken. Von ferneren Eisenbahnunternehmungen sind zu nennen die schon eröffnete Linie von Celaya nach Leon im Staate Guanajuato. Don Agustin del Rio hat ferner den Contract für die Bahn im Staate Yucatan von Mérida nach Peto über Ticul und Tecax erhalten; auch die Linie über den Isthmus von Tehuantepec soll wieder aufgenommen werden, da die letzte amerikanische Compagnie ihre Verbindlichkeiten nicht erfüllte.

— Auch auf dem Plateau von Mexico haben großartige Arbeiten begonnen, um endlich die früher regelmäßigen Ueberschwemmungen abzuhalten und bedeutende Strecken dem Ackerbau öffnen zu können; die Spanier opferten im vorigen Jahrhundert schon 50 000 Indianer bei dem Bergdurchschnitt des Desaguë de Huechuatla, welcher die Wasser des San-Cristóval-Sees nach dem Rio Tula führte, und jetzt krönt man dieses Werk, indem man selbst den großen Salzsee von Tezcuco in Angriff nimmt.

— Wie die Erfahrung in Californien zeigte, giebt es kein besseres Mittel zur Förderung größerer Einwanderung, als die Entdeckung reicher Goldwäschereien; solche haben sich neuerdings im Staate Durango beim Real Viejo gezeigt, wo sich diese placeres von der Hacienda Ramos bis ans Ende der von Sestin ausdehnen — eine Länge von vollen 30 Stunden. Andere Forschungen haben ergeben, daß in der Sierra von der Bufa de Juda an ein goldhaltiger Gürtel von 3 Leguas Breite sich erstreckt. Jene Gegenden sind übrigens schon lange von den Mexicanern in größerm oder geringerm Grad ausgebeutet worden, je nachdem die Bewohner zu ihren geringen Bedürfnissen oder Kirchenfesten einer Summe bedurften. In solchen Fällen sollen die Bewohner eines Dorfes sich aufmachen und von 8 Uhr Morgens bis zum Dunkelwerden den Goldsand nach einem benachbarten Gewässer schaffen und waschen; am nächsten Tage bringen sie dann das gewonnene Gold einem Händler in Oro, der ihnen 14 Doll. per Unze zahlt und dasselbe an die Münze von Durango zur Prägung abliefert. Ueberhaupt zeigt sich im Staate Durango jetzt viel Minenthätigkeit, denn im Monat Februar wurden 15 neue Bergwerke angemeldet sowie 5 andere in den benachbarten Districten von Cuencamí und Mapimí! (Aus der Augsburger Allgemeinen Zeitung.)

— Ueber Acapulco, die bekannte Hafenstadt in der mexicanischen Provinz Guerrero, enthalten die „Annalen der Hydrographie und maritimen Meteorologie" (1878, VI, S. 248) auch folgende Angaben aus den Reiseberichten S. M. S. „Elisabeth", Capitän zur See von Wickede. „Der äußere Eindruck, welchen gegenwärtig Acapulco macht, ist ein höchst trauriger, und dies setzt um so mehr in Erstaunen, als die Sicherheit und Bequemlichkeit dieses Hafens, an der an guten Häfen in der schlechten Jahreszeit so armen Westküste Nordamerikas, kaum etwas zu wünschen übrig läßt. Der Ort, kaum 4000 Einwohner zählend, trägt alle Zeichen des äußersten Verfalles an sich. Einige wenige unansehnliche einstöckige Häuser bilden sogenannte Straßen mit aufgebrochenem Pflaster, auf welchem ein Fußgänger Mühe hat vorwärts zu kommen. Die Mehrzahl der Wohnungen liegt ziemlich unregelmäßig durch einander und besteht aus elenden Baracken. Der größte Theil der sehr armen Bevölkerung wohnt in Hütten, deren Wände aus Palmenzweigen bestehen und welche nur bei den etwas vollständigeren mit Lehm bestrichen werden. Neben den eigentlichen Mexicanern besteht die Bevölkerung hauptsächlich aus den Nachkommen der frühern afrikanischen Sklavenrace, ferner aus Nachkommen der Malayen von der Zeit her, als Spanien noch einen blühenden Handel mit Asien betrieb, und aus Indianern. — Fische sind zu jeder Jahreszeit in Fülle vorhanden, und die Früchte wachsen ohne besondere Anstrengungen der Feldarbeiter von selbst. Charakteristisch ist der Mangel an Booten im Hafen. Etwa ein Dutzend ausgehöhlter Baumstämme und einige gezimmerte Boote waren alles, was die Bewohner zum Verkehr auf dem Wasser zu besitzen schienen. Nirgends sah man Fischer oder Boote sich auf dem Wasser bewegen, wie man das sonst an Hafenplätzen zu sehen gewohnt ist. — Der Handel liegt in Folge der unsicheren Creditverhältnisse fast ganz darnieder. Im ganzen Hafen befanden sich außer einem italienischen Kohlenschiffe nur noch zwei kleine Küstenfahrer. Die Dampferlinien zwischen Panama und dem Norden Amerikas laufen Acapulco an, um ihren Kohlenvorrath zu ergänzen — Acapulco ist der einzige Kohlenplatz an dieser Küste. Als Rückfrachten für die nothwendigen Kohlenschiffe werden Häute und Hölzer exportirt. Der Betrieb der in der Nähe befindlichen Silberminen ist zur Zeit fast ganz eingestellt, und die Landleute bauen im Allgemeinen nur so viel, als sie für ihre eigenen Bedürfnisse nothwendig haben.

— Die Truppen der Republik Nicaragua, welche bei der Beilegung des Streites zwischen diesem Staate und dem deutschen Reiche am 31. März im Hafenorte Corinto unsere Flagge zu salutiren hatten, schildert ein Berichterstatter im „Leipziger Tageblatt" folgendermaßen: Mit den Mannschaften ging's noch zur Noth. Es befanden sich neben vielen schwächlich aussehenden Leuten doch auch eine größere Anzahl anscheinend kräftiger und abgehärteter darunter, und bei mehreren derselben konnte man aus einer gewissen Sauberkeit der Schloßtheile ihrer Gewehre auch auf einiges Interesse für die Waffe (Remmington-Gewehr mit Haubayonnet) schließen, was immerhin schon recht viel Anerkennung verdient, da von Seiten der Herren Offiziere dieser Truppe auf dergleichen Dinge kein Werth gelegt zu werden schien. Im Uebrigen freilich ließ diese Garde von Managa viel zu wünschen übrig.

Abgesehen von den eben erwähnten Ausnahmen waren die Waffen sonst durchweg unsauber und angerostet. Die Haltung war schlaff; Stillstehen schienen Offiziere und Mannschaften mit der Würde von freien Staatsbürgern unvereinbar zu halten; auf ordnungsmäßige Gewehrgriffe, wie sie selbst bei den Türken „mit dazu gehören", ließen sie sich nicht ein; einige hatten Sandalen an den Füßen, andere waren barfuß, und der Anzug (Blouse und Beinkleider aus blauem Glanzleinen mit rothen Aufschlägen und Litzen und rothpaspoilirte blaue Tuchmützen mit horizontal wegstehenden Schirmen) war mehr als malpropre.

Nicht besser und nur noch um desto auffälliger war die äußere Erscheinung der Offiziere. Die blauen Röcke derselben hatten theils eine Reihe, theils zwei Reihen Knöpfe; vollzählig waren die Knöpfe aber nur an wenigen Röcken. Verrostete Säbel und Säbelscheiden schienen „etatsmäßig" zu sein. Hier und da lugte aus den rothen Rockkragen und Aermelaufschlägen von verschiedener Form und Farbennüance ein wollenes Hemd heraus, welches wohl nicht immer in seiner unnmehrigen Verfassung gewesen sein mochte. Beinkleider von allen möglichen Farben — darunter z. B. eine graue Civilhose mit schwarzen Galons — waren auch da

und von einem der Herren wenigstens kann mit Bestimmtheit behauptet werden, daß er auch ein Taschentuch führte; denn er entfaltete dasselbe während des Präsentirens beim Flaggensalut, um sich mit ihm in diesem feierlichen Momente das von der Tropensonne schweißtriefende Haupt zu trocknen.

— Ueber den Indianerstamm der Payaguas, welcher in der Nähe von Asuncion am Paraguay haust und der von den Guarani ganz verschieden sein soll, erfahren wir durch M. A. Baguet jetzt Näheres (Bull. Soc. Géogr. d'Anvers. Tome II, 63. 1878). Ihre Hütten, erzählt der Belgier, sind aus Taquaras oder Bambusstäben errichtet, welche sie mit Stricken aus frischer Rinderhaut verbinden. Darinnen schläft die ganze Familie unter einander. Jagd und Fischfang, deren Producte sie den Paraguayern verkaufen, sind ihr einziger Erwerbszweig. Für den Ertrag kaufen sie kaum die nöthigen Stoffe zu ihrer Bekleidung, der größte Theil geht in Cachaça (Zuckerbranntwein) auf, denn sie sind unverbesserliche Säufer. Die Payaguas sind hübsch gewachsen, ihre Glieder sind wohlgeformt, und nie sah unser Gewährsmann unter ihnen einen Krüppel. Ihr Gesichtsausdruck ist weit offener als jener der finsteren und schweigsamen Guarani. Der Teint ist dunkelgelb; die langen schwarzen Haare werden auf der Stirn gerade abgeschnitten, während sie hinten zuweilen mit einem Streifen aus Affenhaut zusammengebunden werden. Sie haben wenig Bart und reißen sich die Augenbrauen aus; bis zum Gürtel gehen sie nackt, ist es aber kalt, so werfen sie einen Mantel aus Baumwollstoff um. Der Weiberrock reicht von der Herzgrube bis zu den Knien, ihr Schmuck besteht in Jaguarkrallen, während alle die Barbote, einen großen Holzklotz, in der Unterlippe tragen. Durch Druck nach unten zu verlängern die Weiber von Jugend auf ihre Brüste, und wenn sie Mutter geworden sind, suchen sie durch Pressen und Binden mit einem Riemen die Verlängerung noch größer zu machen. Auf ihren Fersen hockend, setzen sie den Säugling, um ihn zu stillen, auf ihre Hüften; tragen sie denselben auf dem Rücken, so reichen sie ihm die Brust unter dem Arme durch.

Das Tättowiren ist bei den Payaguas noch im Gebrauche, obgleich dieser Brauch schon selten wird. Ihr Kazike, Manoel Bazan, der übrigens von seiner Würde nichts als den Namen hat, ist in der bizarrsten Weise bis auf die Hüften herab tättowirt. Die Tättowirung selbst wird mit einer spitzen Palmettorippe ausgeführt; der Patient verhält sich während der sehr schmerzhaften Operation ganz ruhig. Die frischen Wunden werden mit einem Pflanzensaft eingerieben und nehmen alsdann eine violette Farbe an. Die Tättowirung hat bei den Frauen eine ganz besondere Bedeutung und man kann nach derselben das Alter der Frauen erkennen. Im Alter der Mannbarkeit, also zwischen dem achten und neunten Jahre, werden den Mädchen Streifen im Gesichte von den Schläfen bis zur Nase eingeritzt. Verheirathen sie sich, was oft schon mit 10 Jahren der Fall, dann schneidet man ihnen die Haare auf der Stirn gerade wie bei den Männern und tättowirt das Kinn mit einigen Linien. Wittwen lassen das Haar wachsen und malen sich Thränen unter die Augen. Die Heirath findet ohne Ceremonie statt; Ehescheidungen sind selten; treten solche dennoch ein, so bleiben der Frau die Kinder und die Haushaltungsgeräthe mit Ausnahme der Waffen. Bei der Niederkunft wird der Frau von ihren Freundinnen Beistand geleistet; das Kind bleibt nackt und wird auf eine Ochsenhaut gelegt, auf der es bald auf allen Vieren kriechen lernt.

Die Payaguas sind Heiden und haben nach unserm Gewährsmann keine Idee von einem höhern Wesen. Nach ihrer Vorstellung werden die Bösen nach dem Tode in Kesseln verbrannt, während die Guten an den Gestaden eines schönen fischreichen Stromes die Jagd betreiben. Die Versuche der Jesuiten, sie zum Christenthum zu bekehren, schlugen fehl. Ihre Todten begraben die Payaguas auf kleinen Inseln des Stromes und auf die Gräber legen sie Waffen und Geräthe nieder; Feuer bereiten sie durch das Reiben zweier Hölzer. Fische, Kaimanschwänze, Capibaras, Affen und andere Thiere bilden ihre Nahrung, die sie in großen Kesseln bunt durch einander kochen.

Die Sprache der Payaguas ist, nach Baguet, so schwierig, daß bisher sie noch kein Fremder erlernt hat. Baguet konnte sie wegen ihrer Gutturallaute und Diphthongen nicht aussprechen und fand auch in ganz Paraguay nur einen einzigen Menschen, der die Sprache verstand; es war dies ein Mestize, der fast sein ganzes Leben unter den Indianern verbracht hatte.

Interessant ist die Salzbereitung der Payaguas. Sie sammeln den salzhaltigen Boden (Barero) an den Ufern des Paraguay, laugen ihn aus und kochen die Lauge in großen kegelförmigen Vasen ein.

Polarländer.

Die niederländische Polarexpedition

ist am 6. Mai von Ymuiden in See gegangen. Nach dem „Amsterdamer Handelsblad" theilt die Bremer Geographische Gesellschaft einiges Nähere über das Schiff, die Ausrüstung und Zwecke der Expedition mit. Das Expeditionsschiff ist ein Segelfahrzeug mit Namen „Willem Barendsz". Es ist eine Schunerjacht von 80 Tonnen und kräftigem Bau. Seine Form ist derart, daß es starkem Andrange von Eis widerstehen, event. von den Schollen nicht geklemmt, sondern eher in die Höhe gehoben werden wird. Die Rippen und Spanten sowie alle Hauptverbindungen sind von kerngesundem Eichenholze. Ueber der Eichenbeplankung liegt, beginnend in der Höhe der Wasserlinie bis auf anderthalb Meter unter der letztern, eine zweite Eichenhaut. Der Vordersteven ist zum Schutze gegen das Eis mit Eisenplatten belegt. Im Innern weicht die Construction des Schiffes insofern von der gewöhnlichen ab, als es durchweg als Passagierschiff eingerichtet ist und somit keinen eigentlichen Laderaum hat. Das Schiff ist durch wasserdichte Schosse in drei Theile getheilt, von welchen der einzelne voll laufen kann, ohne daß der benachbarte davon mit betroffen wird. Das Wasser kann mit Leichtigkeit ausgepumpt werden. In der Hintercajüte sind die Räume für den Capitän und die zwei Offiziere der Expedition, mittschiffs wohnen der Zoolog, der Doctor und der Photograph und im Vorderschiffe ist das Logis der aus acht Leuten bestehenden Mannschaft. Nahe der mittlern Cajüte befinden sich die Räume für Steinkohlen und Proviant und zwar in Quantitäten, welche für eine Reise von achtzehn Monaten berechnet sind, obwohl diesmal die Dauer der Fahrt auf nur sechs Monate bestimmt ist. Das Zeug des Schiffes besteht aus einer zweimastigen Schunertakelage mit einer breiten Fockrah, so daß das Fahrzeug mit Hülfe seines schlanken Baues bequem segeln und wenden kann. Auf dem Deck ist ein Dampfkrahn von drei Pferdekraft errichtet, um mit Hülfe desselben Lothleinen, Schleppnetze und andere Taue schnell einholen zu können. Die Bemannung des „Willem Barendsz" besteht im Ganzen aus vierzehn Köpfen, nämlich aus dem Commandanten, J. J. de Bruyne, Lieutenant zur See zweiter Classe von der königlichen Kriegsmarine, den Offizieren Koolemans Beijnen und H. M. Speelman, ebenfalls Lieutenants zur See zweiter Classe, Dr. C. P. Sluyter und dem Studiosus Heymans, dem Photographen Grant, drei Bootsleuten von der Marine, zwei Leuten vom Lootswesen, zwei Vlaardinger Fischern und einem Steuermanne. Die Beköstigung ist dieselbe wie auf der königlichen Marine und dabei kein Unterschied zwischen Matrosen und Offizieren gemacht. Die Expedition soll mehrere Punkte von Spitzbergen und Nowaja Zemlja besuchen; sodann eine Recognoscirungsfahrt ostwärts in das Eismeer bis zu den Mündungen der großen sibirischen Ströme Ob und Jenisei unternehmen.

— Mr. Gordon Bennet, der reiche Besitzer des „New-York Herald", welcher Stanley's afrikanische Reisen bestritten hat, hat zu seiner beabsichtigten Nordpolarfahrt (s. vorigen Band S. 159) die wohlbekannte „Pandora" erworben, und in „Jeannette" umgetauft, während der Congreß dem Präsidenten die Erlaubniß ertheilt hat, Offiziere der Staatsmarine für die Reise abzucommandiren. Das jetzt auf der Themse in Ausrüstung befindliche Schiff, welches einen ganzen wissenschaftlichen Stab an Bord nehmen soll, wird aber nicht vor Juni nächsten Jahres, und zwar wahrscheinlich von San Francisco durch die Beringsstraße nach seinem Ziele abgehen.

— Das Dampfschiff „Fraser", Capitän Nilson, ist am 14. Juni von Gothenburg nach dem Jenisei und das Dampfschiff „Lena", Capitän Johannessen, einen Tag später nach der „Lena" abgegangen. Diese beiden Dampfer sollen das Dampfschiff „Vega" auf der bevorstehenden wissenschaftlichen Eismeerexpedition des Professors Nordenskiöld begleiten. „Vega" wird Ende Juni abgehen. Aus Gefle wird vom 12. Juni geschrieben: Das Schiff „Expreß", Capitän Gunderson, welches im April dieses Jahres von Skutskär nach London absegelte, ist jetzt von letztgenanntem Platz nach Vardö abgegangen, um von dort die Reise nach dem Jenisei fortzusetzen. „Expreß" hat von London Waaren für Sibirien und Kohlen, welche an der Mündung des Jenisei für den Dampfer der Nordenskiöld'schen Expedition bestimmt sind, mitgenommen. Das Fahrzeug wird vom Jenisei eine größere Partie Getreide sowie etwas Talg nach Europa bringen.

— Am 19. Juni dieses Jahres hat der Schoner „Eothen" Newyork verlassen, um nach Resten der Franklin'schen Expedition zu suchen. Das Schiff ist für 30 Monate ausgerüstet und steht unter Befehl des Capitäns Thomas F. Barry, der früher schon Löffel mit Sir John Franklin's Wappen auffand und dadurch die gegenwärtige Expedition veranlaßte. Die Bemannung besteht aus 25 Mann und einem Eskimo als Jäger und Führer. „Eothen" wird zuerst nach Whale Point an der Hudsons-Bay gehen, um eine Anzahl Eskimos aufzunehmen, und dann nach Beach Point in der Repulse Bay. Auf Whale Point traf Barry früher die Eskimos, von denen er die Löffel kaufte; dieselben sagten aus, daß das Schiff, von welchem dieselben stammten, bei Cap Hallowell vom Eise zerdrückt worden sei. Seine Bemannung, darunter Sir John Franklin, den sie als „Hilata" oder Führer bezeichneten, wurde von den Eingeborenen nach Cape Englefield, 640 engl. Miles von Whale Point, gebracht, wo einer nach dem andern an Kälte, Hunger und Krankheit starb und begraben wurde. Wichtig ist, daß auch Bücher mit Aufzeichnungen vorhanden waren und mit begraben wurden. Von Repulse Bay aus beabsichtigt Barry zu Schlitten nach dem noch von keiner Expedition erreichten Cap Englefield vorzudringen, was er in vier bis fünf Wochen zu bewerkstelligen hofft.

— Der Name Martin Frobisher bleibt für alle Zeiten mit der Geschichte der Erdkunde verknüpft. Eine Biographie des ungemein thätigen Mannes fehlte bis jetzt und erst 300 Jahre nach seiner großen wiewohl erfolglosen Nordwestpassage-Expedition ist sie jetzt von Frank Jones verfaßt worden [1]. Trotz aller Rohheit, die seinem Zeitalter anklebte und auch bei Frobisher in hohem Maße sich zeigte, war der Mann, der die Nordwestpassage suchte und gegen die unüberwindliche Armada der Spanier focht, doch kein gewöhnlicher Glücksjäger. Es geht vielmehr, wie wir bei der Lectüre des vorliegenden Buches erkennen, ein großer Zug durch sein ganzes Leben. Das Jahr seiner Geburt ist ungewiß; es liegt zwischen 1530 und 1540, doch näher dem letztern. Ort seiner Geburt ist Normanton in Yorkshire, wo seine aus Wales stammende wohlhabende Familie sich niedergelassen hatte. Erzogen wurde der Knabe von seinem Onkel, der ihn auch auf die See brachte. Seine drei großen Expeditionen zur Auffindung des nordwestlichen Weges nach Kathay (China) fallen in die Jahre 1576, 1577 und 1578, wo er bis in den Norden der Hudsonsstraße vordrang und von dort die berühmte „schwarze Erde" mitbrachte, welche man für goldhaltig ausgab und die sich als völlig werthlos erwies. Sämmtliche Expeditionen verfehlten ihr Ziel und nur die Entdeckung einer Reihe arktischer Küstenstriche bleibt als Gewinn derselben. Frobisher, der später als Marineoffizier gegen Spanien sich auszeichnete, wurde bei der Belagerung von Crozon tödtlich verwundet und starb im November 1594 in Plymouth.

[1] The life of Sir Martin Frobisher, Knight, containing a narrative of the Spanish Armada. London 1878. Longmans et Co.

Nekrologe.

— Wie E. Behm in seinem Geographischen Monatsbericht (Petermann's Mittheilungen 1878, S. 241) mittheilt, hat Westafrika ein neues Opfer gefordert: Wilhelm Höpfner, ein Freund des Dr. Laudien (s. „Globus" XXXIII, S. 112), ist am 7. Februar dieses Jahres in Porto Novo dem Fieber erlegen. Seit mehreren Jahren hatte er es sich zur Lebensaufgabe gemacht, zur Erforschung Afrikas und zur Civilisation seiner Bewohner beizutragen, und sich durch lange energische Arbeit die Mittel zu seiner Reise, welche er Ende August 1877 von Hamburg aus antrat, verschafft. Ende October kam er in Lagos an, wurde aber durch die Feindseligkeiten der kriegführenden Eingeborenen daran gehindert, in das Innere einzudringen und den Zusammenfluß des Kowara und Binuë zu erreichen. Er mußte also an der Küste bleiben, wo er für das Stettiner Museum zoologische Sammlungen machte, bis er dem tückischen Klima erlag.

— Ernst Freiherr von Bibra, geboren 1806 in Schwebheim in Unterfranken, gestorben in Nürnberg am 5. Juni 1878. Anfangs studirte er in Würzburg Jura, später Chemie. 1845 machte er eine längere Reise durch Brasilien und Chile und schrieb darüber drei Bücher: „Reisen in Südamerika", „Erinnerungen aus Südamerika" und „Aus Chili, Peru und Brasilien". Nach seiner Rückkehr ließ er sich in Nürnberg nieder, brachte dort eine reichhaltige Naturaliensammlung zusammen und veröffentlichte außer einer großen Menge von Novellen und Romanen, die zum Theil in Südamerika spielen, eine Reihe von Büchern, darunter „Vergleichende Untersuchungen über das Gehirn des Menschen und der Wirbelthiere" (1854), „Die narkotischen Genußmittel und der Mensch" (1855) und „Die Getreidearten und das Brod" (1860). Die Kölner „Gaea", welche er eine Zeitlang herausgab, und der Leipziger „Kosmos" enthalten viele Beiträge von ihm, und von seinen archäologischen Schriften sind zu nennen: „Die Edelmetalle in der Culturgeschichte", „Die Bronzen und Kupferlegirungen der alten und ältesten Völker" (1869) und „Ueber alte Eisen- und Silberfunde, eine archäologisch-chemische Skizze" (1873).

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 13, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Hierzu als Beilage: Literarischer Anzeiger Nr. 7.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band XXXIV. № 7.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
Begründet von Karl Andree.
In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von
Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1878.

Von Sir Forsyth's Gesandtschaftsreise nach Kaschgar.

IV.

Am Tage nach ihrer Ankunft in Jarkand erhielten die Engländer die Erlaubniß, Stadt und Umgegend zu besuchen, doch unter der Bedingung, daß sie stets von einem Beamten des Dadkwah begleitet würden. Es war das eine durchaus vernünftige Maßregel, für welche man den Fremden mehrere Gründe anführte, ohne indessen den wahren zu nennen.

Im Jahre 1870 war es den Frauen verboten gewesen, während der Anwesenheit Forsyth's sich auf den Straßen sehen zu lassen, eine Anordnung, welche dieses Mal nicht wiederholt wurde. So konnten denn die „Damen“ der Stadt ohne Hinderniß ihre brennende Neugierde, die Fremden zu sehen, befriedigen — und diese konnten wieder ihrerseits die Wintermoden Jarkands nach Belieben studiren. Chapman braucht den Ausdruck „Wintermoden“, weil er im Mai des folgenden Jahres, als er von den Hochebenen am obern Oxus zurückkehrte, fand, daß sich in der Frauentracht inzwischen eine vollkommene Revolution vollzogen hatte, welche sich von der Kopfbedeckung bis auf die Schuhe erstreckte. Im Winter tragen sie auf dem Haupte eine Art enormen Turbans, der meist aus schwarzer Lammwolle gemacht, oben mit Fischotterpelz verziert und mit bunter Seide oder Baumwolle eingefaßt ist. Unter diesem Putze tragen die Frauen ein großes viereckiges Stück weißen Musselins auf dem Kopfe, welches entweder auf den Rücken herabhängt oder auch über die Schultern bis nach vorn reicht und dort befestigt wird. Auch halten es die Frauen zuweilen mit den Zähnen fest, so daß es die Rolle eines Schleiers spielt.

Das Haar wird zumeist in zwei lange Zöpfe geflochten oder, ohne geflochten zu sein, in Locken getragen. Die Kleider sind lang und weit, aber ohne Falten; auf dem Obergewande tragen verheirathete Frauen als Abzeichen in Brusthöhe horizontale Streifen. Dazu kommen hohe Stiefel von Leder oder bunter, gestickter Wolle mit hohen Absätzen. Die Obergewänder bestehen aus dicken starken Baumwollstoffen, die mit roher Baumwolle gefüttert sind; dieselben sind von allen möglichen Farben und Mustern, von den einfachsten bis zu den prachtvollsten. Die erwähnten Streifen stechen immer scharf vom Gewande ab. Am beliebtesten unter den Farben sind Grau, Chokoladefarben, Dunkelgrün und Blau. Die Unterkleider sind gewöhnlich weiß mit rothen Streifen. An Festtagen werden Seidenkleider aus Chotan und Andidschau getragen, welche auf lebhaftem Grunde große Muster in chinesischem Geschmack zeigen und reich besetzt und gefüttert sind. Zeugstiefel schmücken die Damen mit Stickereien und coquetten Schleifen von Florettseide, das Ganze in Uebereinstimmung mit der Farbe, welche im gesammten Costüme vorherrscht. Bei solchen Gelegenheiten sind auch die Unterkleider hellfarbig. Bei Festen entwickelt man eben so viel Pracht und Geschmack für die Kinderkleider; Chapman sah Kleine mit bunten seidenen Bändern und sehr niedlichen Schuhen.

Hochgestellte Frauen tragen Seidenkleider mit Pelzfutter und Kopfbedeckungen, welche ganz und gar aus echtem sibirischen Fischotterpelz bestehen und das Stück 100 Mark kosten. Schmuck wird anscheinend nicht getragen. Die höchste Eleganz liegt darin, daß die Augenbrauen zusammenstoßen, daß die Flechten so dick als möglich erscheinen und daß man der Farbe der Wangen künstlich nachhilft. Auch einen hornförmigen Kopfputz, von welchem schon Shaw spricht, sahen die Engländer; mitunter wird als Bestandtheil der Sommertracht darüber ein Ueberwurf von leichtem Mus-

selin getragen. Schleier sind wenig im wirklichen Gebrauche, wenn man sie auch an der Kopfbedeckung befestigt. Die Frauen hatten früher die Gewohnheit, ganz ohne Schleier auszugehen; allein unter der Herrschaft des Atalik Ghazi hat man jene Unsitte verboten und das strenge mohammedanische Gesetz wieder eingeführt. So wie es jetzt heißt, daß der Kasi (religiöser Beamter) die Runde macht, zeigt sich unter den Frauengruppen auf den Straßen große Bewegung: sie verstecken sich entweder, um seinen Blicken zu entgehen, oder lassen rasch den Schleier fallen.

In der ersten Zeit, wenn die Engländer in der Stadt ihre Spazierritte machten, ritt ein Yüzbaschi oder irgend ein anderer Offizier vor ihnen her und rief den Frauen zu, daß sie vor den Fremden ihre Schleier herablassen sollten. Schließlich aber gaben sie diese Vorsicht auf und das Erscheinen der Engländer verursachte unter den Frauen weder Alarm noch jähe Flucht.

Die Männer tragen für gewöhnlich eine enganschließende Mütze, die mit Lammsfell oder Pelz besetzt und oben ganz rund ist. Der Schnitt ihres Gewandes ist derselbe wie bei den Frauen; nur wird es in der Mitte von einem baumwollenen Gurte zusammengehalten. Die Stiefel sind hoch und von einfarbigem Leder, die Strümpfe von Filz. Die höheren Stände tragen den hohen, mit Otter- oder sonstigem kostbaren Pelzwerke besetzten „Tilpak"; ebenso haben sie mit Pelz verbrämte Gewänder. Turbane werden mit und ohne die luxuriöse Pelzkappe getragen. Die gewöhnlicheren Leute nehmen zu ihren Kopfbedeckungen und Winterkleidern Hammelfelle; auf eben solchen schlafen auch alle Stände und decken sich mit Decken aus Filz oder Baumwolle zu.

Jarkander Dame.
(Nach Zeichnungen von Chapman und Gordon.)

Die Gesichtsfarbe ist im Allgemeinen hell und die Haare schwarz. Beide Geschlechter sind von mittlerer Statur und von festem, robustem Aussehen. Die Frauen sind meist hübsch und haben frische, angenehme Physiognomien; ihre Füße sind klein und wohlgestaltet. Das Volk hat Anlage zur Heiterkeit und guten Laune und Sinn für Vergnügungen, für Musik und Tanz; aber der strengreligiöse Geist, welcher in der Regierung Jakub Beg's vorwaltete, hat die früher beliebten Vergnügungen bedeutend eingeschränkt.

Die Stadt Jarkand hat einen Umfang von etwa einer deutschen Meile; sie liegt in der offenen Ebene und ist von ausgedehnten volkreichen Vororten, gruppenweise in den Feldern und Gärten zerstreuten Gehöften, umringt. Die Stadt selbst hat etwa 5000 Häuser, ihre nächste Umgebung, die Festung Jangi-schahr eingeschlossen, etwa eben so viel. Sieben Personen auf das Haus gerechnet, gäbe das eine Bevölkerung von 35 000 Menschen für die eigentliche Stadt; doch schätzen Chapman und Bellew dieselbe nach dem äußern Eindrucke auf nicht viel über 20 000 Seelen.

Die Straßen Jarkands sind voll von Bewegung und lustigem Leben, wobei überall große Ordnung herrscht. Für die verschiedenen Arten von Waaren und für die einzelnen Industriezweige bestehen gesonderte Bazare, darunter auch einige bedeckte. Ueberall wandern Austräger herum und bieten mit lauter Stimme ihre Sachen aus, die sie in flachen Körben herumtragen, Pastetenbäcker mit Schiebekarren, Gemüsegärtner mit Körben, welche sie nach indischer Weise an einer biegsamen Stange auf der Schulter tragen. Ebenso transportiren die Wasserverkäufer ihre Eimer oder ihrer zwei schleppen ein breites, tiefes Behältniß an einer Stange, welche durch die Henkel desselben gesteckt wird.

Jedesmal, wann die Engländer vor einem Laden stehen bleiben, um etwas zu kaufen oder nach dem Preise zu fragen, wird die bescheidene Summe, welche einem einheimischen Käufer abverlangt worden wäre, sofort in der ausschweifendsten Weise erhöht, und es bildet sich ein Kreis Neugieriger, welche die „Firangi" — so heißen in Ostturkestan alle Franken oder Europäer — sehen wollen.

Wir haben — schreibt Chapman — unsere Anschaffungen im Bazar mit gewaltig hohen Preisen bezahlt. Ich trage jetzt eine grüne, breit mit Pelz besetzte Mütze und höchst sonderbare Stiefel, welche man wie ein Paar Pantoffeln ausziehen und an der Thür stehen lassen kann, wenn man in ein mit Teppichen belegtes Zimmer tritt. Dem Dadkwah habe ich eine Visite abgestattet, nachdem ich mir zuvor das blühendste Persisch angeeignet hatte, von welchem mein College Dr. Bellew behauptete, daß es mir von den Lippen fließe wie das Wasser aus einem geöffneten Hahne. Wie dem nun auch sei, so war ich doch von dem Besuche bei dem kleinen alten Schlaukopfe, der für einen Bewohner Innerasiens, das er nie verlassen hatte, sehr unterrichtet ist, höchst befriedigt. Ich habe ihm fast die Einrichtung einer Sonnenuhr versprechen müssen, weil er das lebhafte Verlangen trägt, seine Gebete genau zur festgesetzten Zeit zu verrichten. Auch über den Compaß und andere wissenschaftliche Dinge haben wir geplaudert, und er hat mich gefragt, ob ich meine Kenntnisse nicht aus dem Pythagoras geschöpft hätte.

Ich soll ihm unsern schottischen Pfeifer, den er beim ersten Male sehr wenig beachtet hatte, noch einmal schicken, damit er seine Künste bewundern kann.

25. November. Mehrere Tage lang mußten wir einen

Straße in Yarkand. (Nach Photographien und Zeichnungen von Chapman und Gordon.)

Theil unserer Zeit darauf verwenden, einen Streit zwischen Mohammedanern und unseren Hindus zu schlichten, der in diesem strenggläubigen Lande für uns sehr unangenehme Folgen hätte haben können.

Am 15. konnte ich mit Dr. Bellew einen sehr interessanten Spaziergang durch die Stadt unternehmen. Als wir nach dem Bazar gingen, hörten wir Kinderstimmen, welche aus einem kleinen Lehmhause kamen; wir traten näher und sahen eine Probe von dem landesüblichen Schulunterrichte. In einem etwa 20 Fuß langen Raume standen längs der Mauern, eine über der andern, zwei Reihen Bänke, auf welchen etwa 60 Kinder hockten, die damit beschäftigt waren, eine Stelle aus dem Koran auswendig zu lernen. Alle recitirten zu gleicher Zeit ihre Lection, was einen ziemlichen Lärm verursachte. Darunter waren neun Mädchen, von denen zwei wirklich sehr hübsch waren. Als wir kleine Münze unter sie vertheilten, war die Freude groß.

Dann durchmusterten wir verschiedene Krambuden, namentlich die eines Gewürzhändlers, und kauften ein weißes Leopardenfell und merkwürdige Proben chinesischer Industrie, welche noch vor wenigen Jahren hier in Blüthe stand. Der große Markt, den wir gleichfalls besuchten, besteht aus einem großen, sehr ordentlich gehaltenen Hofe, in dessen Mitte wie in einem Schiffsraume 25 Kammern ausgegraben sind, für Baumwollballen und andere Producte, die auf Lager liegen müssen, bestimmt. Unter den Kaufleuten aus den verschiedenen Ländern Asiens fand sich auch ein Individuum in sehr reinlicher europäischer Kleidung und von distinguirtem Benehmen, der ohne aufzufallen in Wien hätte herumgehen können. Wir hielten ihn für einen Nogaier aus Rußland; er erklärte uns aber, daß er aus Chokand stamme. Während wir bei einem sehr liebenswürdigen Tuchhändler Wage und Gewicht musterten und uns erklären ließen, setzte sich ein Mann neben uns und ertheilte uns ungefragt Auskunft über alle schwierigen Punkte. Es war ein „Käufer", ein Stand, der diesem Lande eigenthümlich ist und ohne dessen Zuziehung man in Jarkand keinen Kauf abzuschließen scheint. Von Tagesanbruch an sind sie auf den Beinen und mischen sich in alle Geschäfte, indem sie den Verkäufer ersuchen, seine Forderung zu ermäßigen, und den Käufer, seinem Gebote noch etwas zuzufügen, wofür sie ihre Procente beziehen.

Ansicht von Jarkand. (Nach einer Aquarelle Chapman's.)

Die Menge hatte sich inzwischen in dichten Haufen um die Bude gedrängt und der Makler wurde immer liebenswürdiger, so daß ich ihm schließlich, um ihn los zu werden, auf den Rücken schlug. Die Leute stimmten dem zu und wir machten uns davon.

Zum Beschlusse besuchten wir eine chinesische Restauration, wo man noch mit Stäbchen ißt. Da aber die Stunde zum Brechen der Fasten noch nicht gekommen war, so beschränkte man sich dort darauf, die sehr appetitlichen Speisen einstweilen zu bereiten.

Augenblicklich ist mein Zimmer mit Frauenkleidern vollgestopft, weil alle sich bereit zeigen, ihre schönsten Sachen zu verkaufen. Vor der Hochzeit muß der Bräutigam seiner Zukünftigen mehrere Prachtgewänder schenken. In dieser Art besitze ich reizende kleine Stiefeln mit grünen Absätzen,

die bis zum Knie hinauf in Gold und Silber gestickt und mit zahlreichen blauen und rothen Rosetten besetzt sind. Trotz solcher Geschenke hat jeder Ehemann das Recht, seine Frau sich vom Halse zu schaffen, wenn er nur dem Mollah, der die nöthigen Scheidungsformeln zu lesen beauftragt ist, etwas Geld zahlt. Frauen sind hier billige Waare, die man unter Beobachtung der gesetzlichen Vorschriften das Stück von 10 Mark an sich verschaffen kann.

Als wir neulich von einer Jagd zurückkehrten, hatten wir Gelegenheit, Jarkander beim Oglak-Spiele zu beobachten. Dieselben besitzen überhaupt ausgesprochene Neigung für alle Uebungen, bei denen es auf große Geschicklichkeit im Reiten ankommt, und darum gehört der Oglak zu ihren Lieblingsspielen. Shaw giebt davon folgende sehr genaue Beschreibung.

„Man legt eine Ziege ohne Kopf auf den Boden, und es gilt nun, dieselbe aufzuheben, ohne vom Pferde zu steigen. Jeder klammert sich mit einem Beine und einer Hand an den Sattel, beugt sich nieder und versucht mit der andern das Thier zu fassen. Tosend und schreiend drängt sich die Menge um die Ziege, bis einem davon das Stück gelingt und derselbe sich rasch wieder im Sattel zurechtsetzt und davongaloppirt, von den übrigen eilends verfolgt. Zwar macht er, um zu entkommen, zahllose Wendungen und Biegungen, aber schließlich gelingt es einem und einem zweiten, ihn einzuholen und die Ziege zu packen, so daß der erstere sie zwischen Schenkel und Sattel klemmt, um sie besser festhalten und vertheidigen zu können. So jagen alle im Galopp querfeldein, bis ihre Pferde sich allmälig zerstreuen und von einander entfernen. Die Beute ist dann für alle, den ersten Sieger ausgenommen, verloren. Aber rasch bringen die Jäger ihre Pferde wieder heran und fangen den Kampf mit ihrem Gegner wieder an, indem sie in einer Linie zu dreien oder vieren sich neben ihm halten. Die Reiter, welche am weitesten von der Ziege entfernt sind, haben dabei fast keinen Zusammenhang mit ihren Pferden mehr, so weit biegen sie sich über nach der ersehnten Beute. Es gewährt einen schönen Anblick, mit welcher Grazie und Vollkommenheit sie ihre Thiere lenken. Ihr Sitz ist anscheinend nicht so fest wie der unserige; ihre Bewegungen erinnerten mich an die eines vortrefflichen Schwimmers, der ohne sichtbare Anstrengung durch das Wasser gleitet und seinen Körper geschickt den geringsten Schwankungen der Wellen anpaßt. Beim Oglak-Spiele scheinen die Jarkander völlig zu vergessen, daß sie zu Pferde sind. Nur selten haben sie die Zügel in der Hand und in der Hitze des Wettkampfes jagen sie, den Körper halb aus dem Sattel, über alle Unebenheiten des Landes hinweg. Natürlich ist das Spiel nicht ohne Gefahr. Der, welcher die Ziege in Händen hat, steht nicht an, wenn er sehr bedrängt wird, sie nach vorn zu werfen, daß die galoppirenden Pferde seiner Rivalen darüber stürzen.

Jarkander Kaufleute. (Nach Photographien von Chapman.)

Einem Kirghizen unserer Truppe riß, als er sich überbog, der Steigbügelriemen, so daß er zu Boden stürzte und sein Pferd ihm mit dem Hufeisen ein Loch in den Kopf schlug. Mein Freund Mullah Scherif schoß mit seinem starken isabellfarbenen Pony eine Lerche und flog mehrere Fuß weit

nach vorn, während die gesammte Cavalcade, ohne im Spiele inne zu halten, im Galopp über beide hinwegjagte. Beide aber standen auf und schüttelten sich; der Mann bestieg ruhig sein Thier und nahm mit erneuter Lust an der Jagd wieder Theil."

28. November. Gestern hat uns der Dadkwah ein großes Diner von zahllosen Gerichten gegeben, worauf wir uns von ihm verabschiedeten. Heute haben wir die Weiterreise nach Kaschgar angetreten, während unser Gepäck und die für den Emir bestimmten Geschenke schon am 25. in vortrefflichen einheimischen Karren, die von vier Pferden, einem in der Deichsel und drei davor, gezogen werden, abgegangen sind. Noch ein paar Tage und wir stehen vor Jakub.

Die neue russisch-türkische Grenze in Asien.

Von **Heinrich Kiepert.**

Der durch den Berliner Vertrag auch auf asiatischer Seite herbeigeführten und durch englische Stimmen besonders scharf als „definitiv" betonten Grenzverschiebung ist vielleicht wirklich eine etwas längere Dauer beschieden als den unnatürlichen Resultaten des Länderschachers auf europäischer Seite. Denn hier in Asien handelt es sich nirgend um eine selbstthätige Theilnahme der von dem Decret des europäischen Areopags betroffenen barbarischen Bevölkerungen, dagegen sehr um die schwierige und viel Zeit kostende Wiederholung einer Aufgabe, mit deren Lösung der nordische Koloß nach halbhundertjähriger Arbeit in dem ähnlichen Nachbargebiete des Kaukasus noch keineswegs im reinen ist. Allerdings die Befestigung der militärischen Herrschaft innerhalb der neuen Grenzen wird auf diesem Terrain leichter und schneller von Statten gehen, desto mehr Zeit aber die Gewöhnung der neuen Unterthanen, dieses Gemisches von armenischen und georgischen Christen, lasischen (den Georgiern sprachverwandten), kurdischen und türkischen Mohammedanern, an die Formen geregelter Administration erfordern: so daß an ein Hinausgreifen über die jetzt errungenen Grenzpfähle, dieses Schreckgespenst für die britischen Handelsinteressen, auch bei Wiederkehr einer günstigern politischen Lage für Rußland nicht so bald zu denken ist.

In diesem Sinne wäre es fast als ein Vortheil für Rußland zu betrachten, daß es nicht einmal in Besitz des ganzen in Folge seiner ungeschickten Kriegsführung noch mäßig genug, gegenüber den zuerst erweckten Hoffnungen, zugeschnittenen Gebietes von etwa 625 deutschen Quadratmeilen gekommen ist, welches es sich durch den Präliminarfrieden von S. Stefano bereits gesichert zu haben glaubte. Allerdings hätte ihm für die circa 175 Quadratmeilen, welche durch die Zähigkeit britischen Widerstandes davon wieder in Abzug gekommen sind, eine Compensation gebührt, welche auch in westlicher Fortsetzung des annectirten Gebiets leicht gefunden werden konnte: ohne Schaden für irgend einen der Betheiligten, da das türkische Reich aus jenen Gebirgsgegenden selbst kaum irgend welche Einkünfte zieht, aber mit großem Nutzen fürs allgemeine. Denn es ist stets im Auge zu behalten, daß auf asiatischem Boden jede Quadratmeile, nicht nur wenn sie England, sondern auch wenn sie Rußland in der Lage ist, orientalischer Barbarei zu entreißen, wirklich — trotz allen heuchlerischen Geschreis von englischer Seite — dem Fortschritte und der Humanität, wenn nicht sogleich, so doch in nächster Zukunft gewonnen wird, — ebenso aber natürlich auch der Wissenschaft. Nicht der Geograph allein, auch jeder, der sich für Fortschritte der Erd- und Völkerkunde interessirt, mußte hier eine möglichst erweiterte Ausdehnung des russischen, das heißt hier so viel als des unter europäischer Controle stehenden Gebietes erwünschen: und in diesem Punkte kann uns die projectirte englische Vormundschaft über alle asiatische Provinzen der Türkei, die ins wirkliche Leben zu rufen fast die britischen Kräfte übersteigt, keinen genügenden Ersatz verheißen. Kann man von diesem Standpunkt die Retrocession der südlichen Grenzzone im obern Thale des östlichen Euphrat, als eines in mehreren Kriegs- und Friedenscampagnen bereits ziemlich vollständig recognoscirten Landstriches, eher verschmerzen, so ist es um so mehr zu bedauern, daß nicht in der historisch und naturwissenschaftlich so hochinteressanten, aber dabei so schwer zugänglichen und darum noch so wenig erkundeten Landschaft des mittlern Dschoroch-Thales und des pontischen Küstengebirges ein paar hundert Quadratmeilen mehr durch Einverleibung ins russische Reich den Gewinn genauer geodätischer Aufnahme und allseitiger Erforschung ihrer Naturbeschaffenheit bereits jetzt erfahren haben. In diesem Urtheil wird sich der unparteiische Deutsche weder durch die Krokodilsthränen eines Salisbury über das unglückliche Schicksal, das der peuplade interessante, deren Namen er in der Congreßsitzung vergessen hatte (der Lasen), unter russischer Knute drohe, noch durch die Stoßseufzer englischer Handelspolitiker über den voraussichtlichen Gewinn, welchen der nordische Rival aus dem Besitz von Batum ziehen könne, irre machen lassen. Merkwürdig ist es in der That, zu sehen, wie jetzt nach vollzogener Thatsache die früher als ein Lebensinteresse des „freien" Europa geschilderte Wichtigkeit dieses Hafenortes in den jüngsten Parlamentsreden nach der Fabel von den sauren Trauben zusammenschrumpft, wie nun gar keine Rede mehr ist von dem Schreckgespenst einer drohenden Concurrenzbahn von Batum nach Hocharmenien und Persien, eine Idee, die sich schon durch die ungeheure Kostspieligkeit eines solchen Baues durch ein wahres Alpenland als abenteuerlich herausstellte.

Allerdings hat thatsächlich dieser „tiefe Hafen" (das bedeutet ja der aus dem griechischen Alterthum conservirte Name des bathýs limên), den türkische Indolenz, ebenso wie die bisherigen vier Jahrhunderte des Besitzes, auch noch ferner unbenutzt gelassen haben würde, in den Händen des rührigern Nachbars eine außerordentliche Bedeutung, weil ohne ihn die schon partiell (bis Tiflis) als Eisenbahn hergestellte natürliche Verbindungsstraße zwischen schwarzem und kaspischem Meere des brauchbaren Anfangspunktes auch ferner würde entbehren müssen. Denn der jetzige Terminus Poti ist und bleibt ein elender, nunmehr gänzlich aufzugebender Nothbehelf wegen seiner Lage an hafenloser Sanddüne und inmitten fieberathmenden Sumpfes, der zu der primitiven Form der Pfahlbauten zum Schutze vor den schlimmsten Miasmen und vor dem giftigen Ungeziefer zwingt. Das Anfangsstück der im weichen Schlammboden schwankenden Bahn auf die richtige Linie längs des Fußes der Vorhöhen zum einzigen guten Hafen dieser Küste, eben nach Batum, zu verlegen, diesen Ort selbst durch Ableitung der stehenden, gleichfalls fiebererzeugen-

den Gewässer zu weiterm städtischen Anbau zu befähigen, wird eine der nächsten und für den großen Verkehr folgenreichsten Aufgaben der russischen Regierung sein [1]).

Den Verlauf der neuen Grenzlinien nun, mit den schon nach vier Monaten darin festgesetzten Modificationen, bringt unsere Skizze in einer für das allgemeine Verständniß und für die Eintragung in Karten selbst größeren Maßstabes ausreichenden Größe zur Anschauung, auf Grund derjenigen Specialkarte, in welche die Einzeichnung bei den Verhandlungen vom 3. März bewirkt worden war, nämlich eines Blattes der noch unveröffentlichten, unter Direction des Generals Stebnitzki von russischen Topographen bearbeiteten

Chemitypie v. Kelsing

Lithographie v. Leop. Kraatz, Berlin.

Die neue russisch-türkische Grenze in Asien.

Karte von Kleinasien; dieselbe hat natürlich den Verhandlungen der mit der Festlegung des veränderten Grenztracts beauftragten technischen Commission des Berliner Congresses als Material gedient.

Das nördlichste Stück der Westgrenze, von der Küste

[1]) Es wird nicht überflüssig sein, bei dieser Gelegenheit ein in Zeitungsnachrichten der letzten Wochen und Monate im russischen Interesse zum Ueberdruß wiederholtes Mißverständniß zurückzuweisen, als ob ohne einen fatalen Schreibfehler beim Friedenschluß von 1829 Rußland schon damals in den Besitz des Hafens von Batum hätte gelangen müssen. Weder von diesem selbst ist damals die Rede gewesen noch von dem ihn umschließenden großen Flusse Tscharuk oder Dschoroch, sondern der als Grenzfluß, statt des wirklich in den Wortlaut aufgenommenen Küstenflüßchens Tscholok, damals gemeinte ist ein ebenso kleiner nur wenig über eine Meile weiter südlich parallel fließender Bach, Tschürük-su (vergl. unsere Kartenskizze), so daß ohne jene Verwechselung nach der ursprünglichen Absicht der Unterhändler, Rußland höchstens 2 bis 3 Quadratmeilen mehr schon damals hätte gewinnen können.

etwa 7 Meilen aufwärts durch Berge die nahe an 3000 Meter reichen bezeichnet, bleibt unverändert auf den linken Uferhöhen des Tscharuk bis südlich von der Stadt Artwin, der bedeutendsten dieses ganzen Bezirks nicht nur durch Volkszahl (6000 bis 8000 Seelen, worunter viele Armenier), sondern auch durch naturwüchsige Industrie, besonders im Fache der Weberei und Teppichfabrikation. Weiterhin aber ist auf etwa 8 Meilen Länge der früher zugestandene Grenzzug von der linken Thalseite des Tortum-su, eines der größeren Zuflüsse des Tscharuk, auf die rechte oder östliche verlegt, wahrscheinlich um den ganzen Thalgau (Kazá oder Kreis in administrativem Sinne) von Tortum ungetheilt auf der türkischen Seite zu lassen, welcher der südliche Hauptheil desselben bereits von Anfang an geblieben war [1]).

Derselbe Grund, der Wunsch die große Thalebene oder das Kaza von Pasin am obern Araxes ungetheilt zu lassen, hat denn wohl auch weiterhin südlich die Zurückrückung der neuen Grenze nach Osten hin bedingt, jedoch nur bis an das Schlachtfeld von Zewin und die kleine Feste Medschingerd, die schon in den Vorbergen liegen: aber nicht bis zum Hochrücken des Soghanly-Dagh (Zwiebelgebirges), dessen beide Abhänge nach Ost und West nunmehr den Russen verbleiben. Das wird ihnen in dem nicht ausbleibenden nächsten Kriege das Vorrücken auf Erzerum wesentlich erleichtern, da die Hochpässe über jene Rücken die einzigen ernstlichen zwischen Kars und Erzerum zu überwindenden Hindernisse bilden und bei besserer Vertheidigungsstellung des türkischen Heeres als solche auch im letzten Winter sich würden geltend gemacht haben.

Der weitere Verlauf der Grenze von dem über 3500 Meter hohen Gipfel Kösse-Dagh (dem „Eckberge") längs des wasserscheidenden Gebirgskammes zwischen Araxes und Euphrat, wodurch noch die armenische Stadt Kagisman auf russischer Seite bleibt, das Euphrat-Thal aber mit seiner östlichen Verlängerung bis Bajezid ausgeschlossen wird, befriedigt ein speciell englisches Interesse, nämlich die hindurchführende altgewohnte Handelsstraße von Trapezunt nach Persien frei von russischen Zollschranken zu erhalten. Daß freilich eine südlichere Verlegung derselben, beispielsweise in die Richtung von Erzerum über Wan und Kotur, unausführbar sein sollte, wie man nicht nur in England, sondern nach den flehentlichen Bitten des persischen Abgeordneten, Malkôm-Chan, an den Congreß auch im Orient selbst zu glauben scheint, dürfen wir einfach als Aberglauben bezeichnen; schwierig freilich würde ein solches Unterfangen sein, denn es handelt sich dabei zunächst um eine Zügelung des in der südlichern Zone stärker grassirenden, im Grunde aber alle diesen Straßen bedrohenden kurdischen Raubgesindels, eine Aufgabe, der allerdings die schwachen Kräfte des Osmanenreiches heut kaum noch gewachsen sein dürften.

Von den 450 Quadratmeilen, welche nun definitiv russische Provinz geworden sind, gehören fast zwei Drittel dem Hochlande an, das sich im Quellgebiet des Kur oberhalb Ardahan und in der die designirte Gouvernementshauptstadt Kars umgebenden Ebene zu einer mittlern Höhe von 1600 bis 1800 Meter erhebt, daher lange und harte Winter zu ertragen, geringen Ertrag durch Ackerbau, dürftigen Pflanzenwuchs und wenige Bäume hat; wogegen das nordwestliche Drittel in der Abdachung zum Schwarzen Meere, mit seinen tief eingeschnittenen Thälern zwischen Kämmen und Gipfeln, welche bis 4000 Meter ansteigen, durch seine reiche Bewässerung und die Pracht seiner Waldvegetation, seine Nuß-, Apfel-, Birnbäume, seine Kastanien, Ulmen, Platanen, Myrthen, Rhododendren, Azaleen, das Entzücken jedes europäischen Besuchers erregt hat.

Zu den Abtretungen türkischen Gebietes an Rußland kommt ferner noch eine sehr viel geringfügigere an Persien, welche auf unserer Kartenskizze ohne übermäßige Ausdehnung derselben nicht wohl zur Anschauung gebracht werden konnte, übrigens auf jeder einigermaßen correcten Uebersichtskarte der sogenannten asiatischen Türkei leicht gefunden werden kann. Genau 17 deutsche Meilen südlich von dem Eckpunkt, in welchem die russischen, türkischen und persischen Grenzen zusammenstoßen, dem hohen Bergkegel des Ararat, liegt das Oertchen Kotur als Mittelpunkt eines nach Osten sich öffnenden nach der persischen Stadt Choi hinabgehenden Hochgebirgsthales, über welches bis halbwegs zwischen beiden Orten die bisherige türkische Grenze nach Osten vorspringt. Bis gegen 1850 gehörte dieses Gebiet, seinen natürlichen Beziehungen angemessen, zu Persien; seitdem ist es von den Türken besetzt und bei einer vorläufigen Grenzregulirung durch die englisch-russischen Mitglieder der damaligen Grenzcommission der Türkei bestätigt worden, auf Grund wissentlich falscher Zeugnisse der erblichen Localbehörden, wie der einzige europäische Berichterstatter an Ort und Stelle, ein englischer Offizier in türkischen Diensten, Mr. Frederick Millingen [1]), uns belehrt.

Nach diesem Augenzeugen, der durch offizielle Stellung längere Zeit hier zurückgehalten, sich nothwendig genauere Kenntniß der Ortsverhältnisse erwerben mußte, zählt der nunmehr an Persien zurückgegebene District von Kotur, dessen Größe sich auf Grund der genannten russischen Karte auf circa 16 bis 18 deutsche Quadratmeilen berechnen läßt, nicht mehr als 18 Dörfer mit höchstens 8000 Einwohnern, fast durchaus mohammedanische Kurden und nur wenige Armenier als Kaufleute und Handwerker in dem auf 1000 bis 1200 Seelen geschätzten Hauptorte selbst, dessen elende Wohnungen fast durchaus unterirdische Höhlen sind. Die Armseligkeit und den Schmutz dieses Lebens, die Nichtswürdigkeit der jeder Bestechung zugänglichen türkischen Behörden, welche auf eigene Faust Schmuggelhandel im Großen treiben, der ihnen Concurrenz machenden armenischen Kaufleute sich durch Dolch und Gift zu entledigen wissen und dabei stets durch Bestechung ihrer Oberen straffrei ausgehen, weiß der Engländer kaum in hinreichend abschreckenden Farben zu schildern. Aller Erfahrung nach werden diese Zustände sich unter persischer Herrschaft schwerlich bessern! Daß aber nicht immer Barbarei hier gehaust hat, daß ein gesicherter Verkehrsweg zwischen Osten und Westen (nach Wan zu) vor Jahrtausenden hier schon bestanden hat, lehrt uns eine Entdeckung, welche derselbe Engländer gelegentlich in der Nachbarschaft gemacht hat. Von dem vier Stunden südwestlich von Kotur gelegenen Kurdendörfchen Pagan noch $^3/_4$ Stunden weiter aufwärts in das Thal vordringend, fand er in einer mächtigen Spalte der Granitfelswand ein 15 Fuß breites, 48 Fuß hohes thorartiges Relief assyrischen Stils in vortrefflicher Erhaltung mit sechs Zeilen Keilschrift, welche er an einem

[1]) Der überaus pittoreske, nach veröffentlichten Skizzen etwa dem Berchtesgadener Königssee ähnliche, an den schönsten Forellen überaus reiche Alpensee von Tortum, welcher nun den Fische verachtenden Mohammedanern bleibt, würde, wenn zum russischen Gebiet gezogen, wie zuerst bestimmt war, sicher bald einen Anziehungspunkt für Touristen gebildet haben.

[1]) Sohn des bekannten, noch hochbejahrt in Constantinopel lebenden Archäologen und Numismatikers, in seinen lesenswerthen Büchern la Turquie sus le regne d'Abdul-Aziz, Paris 1868, und Wild life among the Koords, London 1875. In dem erstern (S. 436) findet sich beiläufig ein Beweis seltenen Scharfblickes in einer ein volles Jahrzehnt zurückliegenden politischen Argumentation: die Prophezeiung, das Schicksal der Türkei würde von keiner der Großmächte allein und überhaupt nicht ohne die Mitwirkung Deutschlands und den Schiedsspruch Bismarck's entschieden werden!

Seile von der obern Felshöhe sich herablassend, zu copiren begann; da er aber in seiner mühsamen Lage nur mit einer halben Zeile zu Stande kam, hat er auch diese mitzutheilen unterlassen. Es ist dies also ein Punkt von historischer Wichtigkeit, auf den sogleich jetzt die Aufmerksamkeit der europäischen Commissäre, welche allein doch auch an dieser Stelle die factische Grenzregulirung durchzuführen haben werden, hingelenkt sein möge.

Die Frage, welche mancher Leser noch aufwerfen könnte, welchen Grund gerade Rußland gehabt habe, auf dieser nicht ihm selbst zu Gute kommenden Abtretung eines wenigstens factisch von seinem besiegten Gegner besetzten Gebietstheiles zu bestehen, sind wir natürlich als Uneingeweihte nicht in der Lage zu beantworten. Nur das wird sich jeder selbst sagen, daß es nicht aus uneigennützigem Wohlwollen für den schwachen Nachbar im Süden geschehen ist, sondern behufs Erreichung eines reellen Vortheils auf einem Umwege. Wir hatten früher, als in S. Stefano zuerst diese Kotur-Frage zur Sprache kam und schon die Erwerbung Bajezîds für Rußland als gesichert gelten durfte, an einen Gebietsaustausch gedacht, wodurch Rußland die directe Straßenverbindung von Bajezîd mit seiner Grenze am Araxes bei Nachitschewan, welche durch eine Ecke persischen Gebietes geht, sich zu sichern beabsichtigte. Da diese Aussicht nun hinfällig geworden ist, so wird sich wohl ein anderes Tauschobject für die an Persien gewährte Wohlthat irgendwo weiter im Osten finden — vielleicht sogar im Osten des Kaspischen Meeres, wo Rußland unablässig daran arbeitet, die schon weit vorgeschobene Grenze noch mehr zu arrondiren und zu sichern. Darüber werden ja aber die faits accomplis vielleicht schon allernächster Zeit erwünschten Aufschluß geben.

Cypern.

I.

Natürliche Verhältnisse und Landescultur.

Am 4. Juni 1878 wurde durch Layard und Savfet Pascha die Convention von Konstantinopel unterzeichnet, worin der Sultan unter Wahrung seines Besitzrechtes die Besetzung Cyperns England gestattete und zwar auf so lange, als Rußland sich in dem Besitze der eben abgetretenen Territorien von Batum, Ardahan und Kars befinde. Die Insel soll fortfahren, einen Theil des türkischen Reiches zu bilden, und der Ueberschuß ihrer Einnahmen über die Ausgaben — nach anderer Version jährlich die feste Summe von 2 634 000 Franken — an den Schatz des Sultans abgeliefert werden. Dagegen verpflichtet sich England, dem Sultan in der Vertheidigung seines Reiches beizustehen, falls Rußland versuchen sollte, sich eines weitern Theiles der asiatischen Türkei, als des im Berliner Vertrage abgetretenen zu bemächtigen. Zum Gouverneur der Insel wurde alsbald englischerseits der Generalmajor Sir Garnet Wolseley (geb. 1833), Irländer von Geburt, der schon in Birma, in der Krim, vor Lucknau, in China und namentlich im Aschantikriege sich Lorbeeren gepflückt, ernannt; am 11. Juli wurde unter enthusiastischen Kundgebungen der Bevölkerung die englische Occupation Cyperns verkündet, und Tags darauf ergriff Admiral Hay Besitz von der Insel, welche durch 10 000 Mann, davon drei englische Bataillone, der Rest indische Truppen, besetzt werden soll.

Daß dieser Wechsel ihres Herrn der Insel selbst nur zum Besten gereichen kann, liegt so auf der Hand, daß es kaum weiterer Beweise bedürfte. Griechische Bankiers in Galata, welche um den Vertrag wußten, ordneten sofort große Landkäufe auf Cypern an, welche indessen noch der Bestätigung der englischen Regierung unterliegen oder gar schon von derselben für ungültig erklärt worden sind, und nach einer andern Meldung soll der Bodenwerth daselbst seit Bekanntwerden der Abtretung um das Zwanzigfache gestiegen sein. Die Berichte des englischen Consularagenten Riddell vom Jahre 1876 und des Consularagenten Pierides vom Jahre 1877 bestätigten nur zum so und sovielsten Male den wohlbekannten Schlendrian der türkischen Behörden. Nicht ein einziges öffentliches Werk war damals in Angriff genommen oder vollendet worden. Die Häfen oder richtiger Landungsplätze ließ man ruhig mehr und mehr versanden und verkommen und obwohl es nicht an Befehlen des Vezirs mangelte, daß man Hafenkais, Straßen, Molen u. s. w. erbauen sollte, so mangelte es doch an Geld — denn alle Einkünfte der Insel, welche sich in dem mit März 1876 endenden Finanzjahre auf über 20 (?) Millionen Piaster beliefen, mußten in den nimmersatten Schatz in Stambul abgeführt werden. Der letzte Reform-Firman nach Sultan Murad's Thronbesteigung blieb auf Cypern, wie überall sonst im Reiche, ein todter Buchstabe. Nach wie vor weigerten sich die Gerichtshöfe, das Zeugniß eines Christen gegen einen Mohammedaner gelten zu lassen; die Quälereien der Polizeisoldaten beim Eintreiben der Steuern auf dem Lande nahmen kein Ende, und die Papiergeldwirthschaft verschlimmerte die Lage noch mehr und gab zu vielen Streitigkeiten beim Begleichen alter Schulden Anlaß. In Folge wiederholter schlechter Ernten wanderten zahlreiche Leute nach Syrien und Kleinasien aus, während die Zurückbleibenden von der Regierung (?) erhalten werden mußten. In Folge dessen soll die Türkei schon seit länger als Jahresfrist sich nach einem Käufer für die Insel umgesehen haben. Sprechen doch manche Engländer die Ansicht aus, ihre Regierung habe dergestalt die Verpflichtung, die Cyprioten zu füttern, mit der andern Verpflichtung, den jetzigen Besitzstand der asiatischen Türkei zu vertheidigen, erkauft, und das Ganze sei ein schlechtes Geschäft. Dem sei, wie ihm wolle — und wir sind darüber anderer Ansicht —, so mag es sich bei der Unwissenheit, welche über die schöne Insel zu herrschen scheint, verlohnen, einige exacte Angaben über das Land hier wiederzugeben, welche deutschen Quellen entstammen. Sind es doch hauptsächlich deutsche Reisende, welche zur Kenntniß Cyperns beigetragen haben, der Hallenser Professor **Ludwig Roß**, Prof. Dr. **Unger** und Dr. **Kotschy**, Prof. **Franz von Löher**, Ingenieur **J. Seiff**, Dr. **Schröder**, Dragoman der deutschen Botschaft in Konstantinopel, der österreichische Erzherzog **Ludwig Salvator**; und die erste größere und genauere Karte der Insel ist die von Professor **Heinrich Kiepert**, welche soeben im Maßstabe

von 1 : 400 000 bei D. Reimer in Berlin erschienen ist. Außerdem ist zu nennen die Reise des Engländers Alexander Drummond aus dem vorigen Jahrhundert, die Aufnahme der Küsten durch die englische Marine, die Arbeiten des Franzosen de Mas Latrie und des Generals Cesnola jüngste Ausgrabungen — und damit haben wir im Ganzen und Großen die moderne geographische Literatur über Cypern erschöpft. Zusammenhängendes über die geographische Configuration, Geologie, Hydrographie, Klima, Vegetation, Ackerbau u. s. w. enthält vor allem das 1865 in Wien erschienene Werk: „Die Insel Cypern ihrer physischen und organischen Natur nach, mit Rücksicht auf ihre frühere Geschichte geschildert von Dr. F. Unger und Dr. Th. Kotschy," aus welchem das Folgende einen kurzen Auszug giebt.

Danach beträgt die größte Länge der Insel von Bafa, dem antiken Paphos, im Westen bis zum äußersten östlichen Ausläufer, dem Cap H. Andreas, 30,27 geogr. Meilen, ihre größte Breite vom Cap Kormakiti im Norden bis Cap Gatti (Capo Gatto), dem alten Kurias Akra im Süden, 12,8 Meilen, ihr Umfang 83,5 Meilen und ihr Flächeninhalt 172,97 Quadratmeilen (173,2 Quadratmeilen nach einer planimetrischen Berechnung in J. Perthes' Geographischer Anstalt). Die an Vorgebirgen reiche Insel enthält zwei verschiedene Gebirgssysteme, im Süden das wasserreichere, westöstlich ziehende des Troodes, zu welchem noch die Berge Adelphos (richtiger Papútsa), Machaeras und Monte S. Croce gehören, und im Norden eine Kette steiler, doch minder hoher Berge, die sich gegen Osten zum Cap H. Andreas hin in Hügelland auflösen. Ersteres ist plutonischer Natur, während die Nordkette aus Kalkstein besteht, in welchem inselartig der Diorit des Troodes vorkommt, so daß zwischen beiden ein innerer Zusammenhang besteht. (Der Troodes entspricht dem antiken Aoos, sein östlicher Ausläufer Stavrovuni dem antiken Olympos, ein Name, den auch die östliche Hälfte der Nordkette, heute Karpasiotika vuna genannt, einst führte.) Zwischen diesen beiden Gebirgen dehnt sich die größte Ebene der Insel aus, welche westlich von der Hauptstadt Levkosia zu einer anscheinend niedrigen Wasserscheide anschwillt. Dadurch zerfällt sie in zwei Theile, einen westlichern kleinern, welchen der namenlose Fluß von Morphú (sein größter, auf dem Papútsa entspringender Quellbach führt übrigens den Namen Kutrapha) durchströmt, und einen östlichern größern, Mesavoria mit Namen, durch welchen der gleichfalls auf dem Papútsa entspringende Pidiás, der antike Pediaios, mit seinem südlichen Nebenflusse Jaliás (auch Idalia Potamos) fließt. Nach Norden strömen vom Troodes des Xeropotamos und der Klareos (nach anderer Angabe Chionopotamos geheißen), welche unfern des alten Soloi münden, ferner der Fluß von Chrysochûs (Aspropotamos), nach Süden der bei Kuklia mündende Kairopotamos (richtiger Xeropotamos), ferner der Chapotami, Kuris, Garili u. s. w. Im Sommer liegt der Unterlauf aller dieser Flüsse trocken und ihr Oberlauf ist schwach, weil das Wasser auf die Felder geleitet wird; im Winter dagegen treten sie über, namentlich der Pidiás, der alsdann viel Schlamm zurückläßt, weshalb er mit dem Nil verglichen wird. Dieser große Wechsel des Wasserstandes macht es erklärlich, daß sich in den Flüssen keine Fische finden. Die Flußbetten sind tief eingerissen, sowohl im Gebirge, als auch in dem aufgeschwemmten Thonboden der Ebene.

Süßwasserseen finden sich nur zwei, der von Paralimni südlich von Famagusta und der von Jvatili; die anderen Seen bei Famagusta sind brakisch. Salzig ist der See bei Larnaka und der große auf der nach Süden vorspringenden Halbinsel Akrotirin, welche beide im August austrocknen und dann sehr viel Kochsalz liefern, mit welchem in venetianischer Zeit alljährlich 70 Schiffe befrachtet wurden. Nach neueren Angaben soll der von Larnaka jährlich 200 000, der von Limisso (Limasol) 300 000 Centner liefern. Das Salz entsteht nicht durch Auslangen des Seewassers, sondern ist ein directes Product des Meeres. Die Seen liegen nämlich tiefer, als der Meeresspiegel, so daß das Seewasser hineinsickert, worauf es im Sommer rascher verdunstet, als neues Wasser vom Meere aus zufließt.

Der Hauptstock des Troodessystems besteht aus Grünstein, der Kupfer enthält, welches schon von den Phoenikiern ausgebeutet wurde. Die Erze wurden von denselben wohl gleich bei den Tagbauen, wo sie gefunden wurden, verarbeitet, wie die Schlackenhaufen zeigen, welche bis zu den Spitzen des Gebirges hinaufreichen. Die von den Alten angegebene Existenz von Kupfergruben zu Tamassos, Amathus, Soloi, Kurion, Krommyon u. s. w., lauter Orte, welche wie Tamassos am Fuße des Gebirges oder wie die übrigen an der Küste liegen, ist dahin zu verstehen, daß es einfach Orte waren, wo das Metall verarbeitet resp. ausgeführt wurde. Die zurückgebliebenen Schlacken enthalten übrigens nur ab und zu Spuren von Kupfer, so daß die Ausbeutung eine vortreffliche war. Eisen findet sich bei Bafa (Paphos) und Levka in der Nähe des alten Soloi, Silber und Blei überhaupt nur wenig.

Um den Kalk, aus welchem die Nordkette besteht, zieht sich unwirthlicher Wiener Sandstein, jünger als jener; dann folgt äußerst fruchtbarer tertiärer Kalk und Mergel, der nicht durch die Flüsse abgelagert, sondern an dieser seiner Stelle ursprünglich ist. Zwischen beiden Gebirgszügen und fast die ganze Küste umsäumend finden sich quartäre Gebilde (Sand, Sandstein, Conglomerate), welche wenig fruchtbar sind und stellenweise bis zu 600 Fuß ansteigen.

Ursprünglich war der aus pyrogenem Gestein bestehende Troodes eine Insel für sich, während an Stelle der Nordkette lauter kleine Inseln existirten. Das Meer setzte dann Jurakalk ab; das Ganze hob sich. Dann folgte Mergel und Kalk. Die Sedimente sind darauf durch Erdbeben sehr verschoben, gehoben und aufgerichtet worden.

Plinius (II, 204) meint, Cypern habe einst mit Syrien zusammengehangen, eine Ansicht, welche in Anbetracht der gleichen Fauna und Flora beider Länder große Wahrscheinlichkeit für sich hat. Ein Erdbeben mag der durch Hebung entstandenen Verbindung ein Ende gemacht haben. Erdbeben sind dort überhaupt sehr häufig, wie schon Seneca, Dio, Eusebius und Andere berichten. So wurde Salamis unter Constantinus Chlorus durch ein solches zerstört, und noch heute sind leichte Erdstöße in Larnaka etwas ganz Gewöhnliches.

Auf Cypern giebt es wenig ergiebige Quellen, meist oben im Gebirge, dagegen viele kleine. Der Grund der erstern Erscheinung ist Mangel an Schichtung, geringe Zerklüftung des Gesteins, Entholzung, ja stellenweise Vegetationslosigkeit des Bodens. In der Nordkette entspringen die stärkeren Quellen in einer Höhe von 500 bis 700 Fuß auf der Grenze des Kalkes und des darüberliegenden Sandsteins oder Mergels. Dieselben haben perpetuirlichen Wasserreichthum und kommen möglicherweise von den gegenüberliegenden Gebirgen Kleinasiens her, nicht vom Troodes, wo die gleichen Schichten nicht so hoch hinauf reichen, wie in der Nordkette.

Was das Klima anlangt, so wird es durch sehr heiße Sommer, unverhältnißmäßig kalte Winter und das Fehlen eines Frühlings und Herbstes charakterisirt. Doch erzeugt der Winter von October bis December eine Art Vorfrühlingsflora. Der Osten der Insel ist wärmer, als der gebirgige Westen. Im Sommer steigt das Thermometer im Schatten über 30° R.; doch hat er auch seine kühlenden See-

winde. Die Hitze erzeugt, wo stagnirendes Wasser sich findet, Fieber, so namentlich in den deshalb übel berüchtigten Küstenstädten. Im Sommer fällt nie Regen, im Winter dagegen oft dreißig bis vierzig Tage hinter einander, so daß die Flüsse übertreten und der Verkehr unterbrochen wird. So schwoll im Jahre 1330 der kleine durch Levkosia fließende Bach so an, daß viele Häuser einstürzten und mehrere tausend Menschen ertranken. Umgekehrt bleibt aber der Regen auch mitunter völlig aus, wie unter Constantin's Regierung einmal volle 36 Jahre, so daß die Bewohner Cyperns auswanderten. Deshalb zeigen auch die älteren Münzen der Insel als Symbol der Hitze oft einen Löwenkopf mit offenem Rachen oder auch die Sonne.

Vegetation. Wiesen fehlen auf Cypern fast ganz, und nur hier und da finden sich kleine Flecken davon. Gräser giebt es wenig; an ihrer statt giebt es Steppen von kleinblätterigen, kriechenden Pflanzen, Zwiebel- und Knollengewächsen und harten holzigen Zwergsträuchern, welche letzteren zur Heizung dienen. Höher hinauf finden sich Oleander- und Tamariskensträucher und endlich, doch nur im höchsten Gebirge, Wälder von Seestrandskiefern und karamanischen Föhren, hin und wieder von einigen Eichenarten und Platanen. Von besonderm Interesse sind sodann einige Harz liefernde Pflanzen. Koper oder Goper, wovon der Name Kypros abgeleitet sein soll (?), ist der semitische Namen eines Strauches (Cistus creticus), dessen weichere Theile mit Haaren dicht bedeckt sind, welche eine zähe, harzige, wohlriechende Substanz, das Ladanumharz, absondern. Es ist ein sehr ästiger, 2 bis 3 Fuß hoher Strauch, gesellig wachsend, der sich im westlichen Theile der Insel in einer Höhe zwischen 2500 und 4500 Fuß oft in Massen findet. Was Herodot (III, 112) von diesem Harze erzählt („Das Ledanon wird in noch sonderbarerer Weise erzeugt, als das Zimmt. Denn während es selbst so überaus süß duftet, bildet es sich an einem höchst übelriechenden Orte: man findet es nämlich in den Bärten der Böcke, wo es entsteht, wie das Harz an den Bäumen"), ist insofern richtig, als es in der That von den Bärten der weidenden Ziegen, an welche sich die klebrige Substanz der Blätter festsetzt, gesammelt wird, nur, daß es sich nicht dort bildet. Storaxharz oder Amber, der übrigens meist von Halikarnassos (Budrun) kommt, liefert der Baum Liquidambar orientalis, welcher nur in einigen Exemplaren beim Kloster Antiphonites vorkommt. Das als Kaumittel in den orientalischen Harems und als Liqueuringredienz benutzte Mastixharz findet sich auf Cypern wenig.

Zustand der Agricultur. Der Wald ist, wie gesagt, allmälig verschwunden; an Culturland giebt es circa 350 000 Joch (à 36 Ar), während der unproductive Boden mehr als doppelt so viel ausmacht. Mehr als die Hälfte der Insel ist eine Wüstenei, ein Umstand, welcher viel zur Vermehrung der Trockenheit beigetragen hat. In Folge derselben entstand ein umfassendes Irrigationssystem und alle Flüsse und Bäche wurden durch Canäle und Gräben über das anliegende Land vertheilt, so daß die meisten derselben das Meer nicht mehr erreichen. Solchen Anlagen verdanken die fruchtbaren Striche um Episkopi beim Vorgebirge Akrotiri, um Bafa (Paphos), um Chytrea unter anderen ihre Existenz, während andererseits die Ueberschwemmungen des Pidiás, dessen Gebiet überhaupt sehr fruchtbar ist, durch den zurückbleibenden feinen Schlamm den Ackerbau begünstigen. Auf den feuchten Sanddünen in der Nähe der Flüsse gedeihen verschiedene Gemüse, Zwiebeln, Krapp u. s. w., so bei Larnaka, zwischen Famagusta und dem nördlich davon gelegenen Trikomo u. s. w.

Weit weniger fruchtbar ist das Gebiet des an Eisenoxyd reichen Conglomerats. Dieser Boden, der verbreitetste der ganzen Insel, umsäumt den Humus der Pidiás- und Morphu-Ebene, sowie die Vorberge der beiden Gebirgssysteme und umgiebt die ganze Insel. Der Kalkmergel ist nur dort fruchtbar, wo er, wie bei Dali (Idalion), Athienu, Aradipu (alle nordwestlich von Larnaka gelegen) u. s. w., bewässert wird; sonst ist er durchaus steril. Angebaut werden Weizen, Gerste, Hafer, Erbsen, Linsen, Bohnen, auch Sesam, dann Baumwolle (Ausfuhr jährlich nur 3000 — nach zur Helle von Samo 8000 — Ballen, während sie in der Venetianerzeit das Zehnfache betrug), etwas Taback, viel Kürbisse, Melonen, Gurken und wenig Gemüse. Zuckerrohr war einst ein bedeutender Ausfuhrartikel, ist aber jetzt ganz verschwunden. Brotfrucht[1]) wird oft kaum genug für den eigenen Bedarf gewonnen, dagegen wird viel guter Wein ausgeführt. Derselbe gedeiht auf dem südlichen und südöstlichen Gelände des Troodes, gleichviel auf welcher Unterlage, bis zu einer Höhe von 4000 Fuß. Etwa $1/12$ des Gesammtareals ist mit Reben bedeckt, eine Cultur, welche noch bedeutender Ausdehnung fähig wäre, wenn es nicht an Arbeitskräften fehlte. Die Pflanze wächst ohne Dung oder Stütze, und aller Wein, selbst die geringen Qualitäten sind gut. Die beste Sorte, anfangs fast schwarz von Farbe und zuletzt braungelb, ist der κρασιν της κομμανδαριας, so genannt nach der Commende der Johanniter am Südabhange des Troodes. Die Einwohner trinken mäßig — etwa ein Drittel der Ernte soll auf Cypern selbst verbraucht werden. In Folge dessen ist der Preis gering: zu Unger's Zeiten kostete die Okka (etwas über 1 Liter) 1 bis 2 Piaster (10 bis 20 Pfennige). Doch wächst der Werth des Kommandaria-Weines mit dem Alter: zweijähriger wird jetzt per Okka mit 5 Piaster, der mehr als 25jährige dagegen gern mit 90 bis 100 Piaster bezahlt (zur Helle). Hauptausfuhrplatz für den Wein ist Limasol.

Der Oelbaum ist auf Cypern nicht einheimisch, sondern angepflanzt, aber bis 3500 Fuß Höhe über die ganze Insel verbreitet. Die Früchte werden gegessen und auch zu Oel gepreßt; exportirt wird nichts, oder doch nur geringe Mengen nach Aegypten. In guten Jahren soll die Production 1 Million Okka betragen. Einheimisch, vorzüglich auf der Südküste zwischen Mazoto (südwestlich von Larnaka) und Limissó (Limasol), ist dagegen der Johannisbrotbaum, dessen Früchte (Karuben) jedoch von den Eingeborenen nicht genossen werden. Sie machen vielmehr Syrup daraus oder mästen damit das Vieh. Früher wurde viel davon ausgeführt (und zwar $5/8$ der Ausfuhr nach Rußland, $2/8$ nach Aegypten, Syrien und Kleinasien, $1/8$ nach dem Adriatischen Meere); in Triest machte man Branntewein daraus, und Griechen und Russen essen die Früchte in der Fastenzeit. Neuerdings legte dann die türkische Regierung eine schwere Steuer auf die Bäume, in Folge dessen die Bauern dieselben niederhieben. In den nicht zahlreichen Obstgärten werden Feigen, Citronen, Orangen, Pfirsiche, Aprikosen, Aepfel, Birnen, Granaten und Datteln, auch Maulbeerbäume für die Seidenzucht gezogen. Nach Unger und Kotschy wurden früher jährlich an 500 Centner Seide ausgeführt; seitdem aber ist die Seidenraupenkrankheit auch hier aufgetreten und hat die Production auf den zehnten Theil des frühern Ertrages herabgedrückt. Weitere zur Ausfuhr gelangende Producte Cyperns sind nach dem oben erwähnten Herrn zur Helle (früher österreichischer Militärattaché der Botschaft in Konstantinopel, dann in türkischen Militärdiensten, jetzt Derwisch in einem Kloster zu Brussa): getrocknete

[1]) In mittelguten Jahren producirt Cypern $1\frac{1}{2}$ Mill. Kilo Weizen und 3 Mill. Kilo Gerste; von ersterm wird durchschnittlich 1 Mill. im Lande verbraucht, der Rest ausgeführt, während die Gerste fast gar nicht zum Export kommt. zur Helle von Samo in Mittheilungen der k. k. Geographischen Gesellschaft in Wien, XXI, S. 205.

Trauben, jährlich circa 150 000 Okka; 100 000 Okka Haselnüsse, zur Hälfte exportirt; circa 150 000 Okka Branntwein, der nach Alexandrien geht; 150 000 Okka Leinsamen, der nach Frankreich geht; 250 000 bis 350 000 Okka Krappwurzel, die meist nach England ausgeführt wird; 300 000 bis 400 000 Okka Farbstoff vom Sumachbaum (nach Syrien und England); 10 000 Okka Rindshäute; etwa 60 000 Stück Schaf- und Ziegenfelle und ebensoviel Lammsfelle (nach Europa).

Eine furchtbare Plage für Cypern sind die Heuschrecken, eine der Insel eigenthümliche Art, welche sich sehr rasch entwickelt und selbst die trockensten Steppenkräuter verzehrt. Die Thiere haben jetzt ihre Brutstätte auf der Insel und erscheinen Jahr für Jahr. Gewöhnlich kann man die Ernte noch vor ihrem Erscheinen einbringen. Larnaka hat sich gegen diese Plage durch einen geglätteten Streifen an seiner Mauer geschützt, welchen die Thiere nicht zu überschreiten vermögen.

Lebten zu Cäsar's Zeiten Renthiere im hercynischen Walde?

Von **Dr. Alfred Nehring.**

II.

Zu der Mangelhaftigkeit und Unzuverlässigkeit der Cäsarischen Angabe kommen nun aber noch einige sehr wichtige Momente hinzu, welche ihre Glaubwürdigkeit vollständig wankend zu machen geeignet sind: Das ist

2. Ein antiquarisches Beweismoment.

Kein Gräberfund in Deutschland, welcher auch nur annähernd aus der Zeit Cäsar's datirt werden könnte, hat als etwaige Beigaben Renthierreste geliefert, während es an Gräbern nicht fehlt, in denen man neben polirten Steinwaffen oder bronzenen Gegenständen, welche ungefähr mit der Cäsarischen Zeit gleichalterig sein könnten, Reste vom Edelhirsch, Auerochs, Pferd, Wildschwein und ähnlichen Thieren ausgegraben hat. Sollte es reiner Zufall sein, daß bisher Renthierreste in jenen Gräbern nicht gefunden sind, weder in Deutschland, noch auch in Frankreich? Ich kann es nicht glauben, zumal da man annehmen muß, daß das Renthier, wenn es damals wirklich in den germanischen Wäldern einheimisch gewesen wäre, eine hervorragende Rolle im Leben der germanischen Jäger gespielt haben würde.

3. Ein paläontologisches Beweismoment.

Mit jenen Gräberfunden stimmen die bisherigen Ergebnisse der Paläontologie vollständig überein. Man hat weder in Deutschland noch in Frankreich sicher bestimmbare Renthierreste in solchen Ablagerungen gefunden, welche aus der Zeit des Cäsar herrühren könnten. Alle fossilen Renthierreste unserer Länder, sofern sie nicht verschwemmt sind, sondern auf ursprünglicher Lagerstätte liegen, stammen aus älteren Ablagerungen, besonders aus diluvialen Höhlen- und Felsspaltenausfüllungen, aus dem Löß, aus uralten Torfmooren. Allerdings werden unsere norddeutschen Torfmoore, welche schon zahlreiche Renthierreste geliefert haben, meistens als jüngere Bildungen angesehen; diese Anschauung scheint aber nur hinsichtlich gewisser Torfmoore und hinsichtlich der oberen sich stets erneuernden Schichten richtig zu sein. Viele unserer Torfmoore, zumal die untersten Schichten derselben, reichen weit in die vorhistorischen Zeiten zurück. Die Torfmoore bei Köchingen und Alvesse (nordwestlich von Wolfenbüttel) haben schon mehrfach Steinäxte, Geräthe aus Hirschhorn und dergleichen geliefert, welche auf eine weit ältere Zeit als die des Cäsar schließen lassen; und doch haben sie noch keinen Renthierrest geliefert, sondern nur Reste vom Elen, Bos primigenius, Pferd, Wildschwein, Kranich, Ente, wie aus dem Braunschweiger naturhistorischen Museum, sowie aus meiner eigenen Sammlung leicht zu ersehen ist.

Diejenigen Renthierreste aber, welche ich selbst in hiesiger Gegend (nämlich bei Thiede, Goslar, Westeregeln) ausgegraben resp. nachgewiesen habe, stammen ganz entschieden aus den tieferen, diluvialen Schichten der betreffenden Ablagerungen, welche außer den Renthierresten auch Reste von Lemmingen und Eisfüchsen, also von echt nordischen Thieren, geliefert haben. In den obersten Schichten von Thiede und Westeregeln fehlten Renthierreste vollständig; dagegen enthielten sie an letzterm Fundorte Reste vom Reh, Edelhirsch, Wiesent (?), Wildschwein und Biber, und zwar neben neolithischen Steininstrumenten, welche allenfalls noch aus der Zeit Cäsar's herrühren könnten, wahrscheinlich aber wesentlich älter sind.

Danach muß man annehmen, daß das Aussterben oder Zurückweichen des Renthiers für unsere Gegenden in eine weit frühere Zeit fällt, als die des Cäsar ist.

4. Biologische Beweismomente.

Das Klima, welches in Germanien zur Zeit des Cäsar herrschte, war viel zu milde, als daß Renthiere dabei hätten gedeihen können. Freilich hat man vielfach behauptet, das Klima Germaniens sei damals wesentlich kälter gewesen als heutzutage, weil die römischen Schriftsteller häufig über das rauhe, unfreundliche Klima unserer Heimath klagen. Letzteres ist aber noch kein triftiger Grund für jene Behauptung; heutzutage erscheint unser Klima einem Neapolitaner während der längsten Zeit des Jahres auch rauh und unfreundlich, und es würde dieses noch viel mehr der Fall sein, wenn er, wie einst die römischen Soldaten, häufig die Nacht im Freien zubringen und auf ungebahnten Wegen marschiren müßte.

Allerdings scheint das Klima Germaniens zur Zeit Cäsar's etwas feuchter und kühler gewesen zu sein als heute, was wohl hauptsächlich auf den Einfluß der großen, dichten Wälder und der weitausgedehnten Sümpfe zurückzuführen ist. Damit hängt wohl auch der Umstand zusammen, daß die Winter damals mit größerer Regelmäßigkeit Schneemassen mit sich brachten und die großen Flüsse gefrieren ließen. Daß aber das Wärmequantum, welches damals im Laufe eines Jahres theils direct von der Sonne, theils durch warme Luftströmungen unserm Heimathlande zugeführt wurde, ein wesentlich geringeres gewesen wäre als heute, dagegen spricht der Charakter der damaligen Vegetation mit voller Entschiedenheit. Wir wissen aus Cäsar, Tacitus und Plinius immerhin so viel von der altgermanischen Vegetation, um den Hauptcharakter derselben

beurtheilen zu können. Germanien war damals von ungeheuren Wäldern bedeckt, in welchen riesige Eichbäume den Römern besonders auffielen. Auch Buchen gab es in denselben; ferner war der Taxusbaum zahlreich zu finden, also ein Nadelholz, welches keineswegs einen nordischen Charakter besitzt. Die dicken und langen Balken, welche Cäsar zu seinen Rheinbrücken verwendete, deuten auf einen kräftigen und schlanken Wuchs der damaligen Waldbäume.

Auf den Lichtungen und Rodungen gedieh das Getreide sehr gut, ein hinreichender Beweis für eine bedeutende Sommerwärme. Die starke Viehzucht (besonders Rindviehzucht) weist auf das Vorhandensein üppiger Weiden hin. Dazu kommt, daß wenige Jahrhunderte nach Cäsar der Weinstock am Rhein gedieh, ebenso der Kirschbaum und andere Fruchtbäume aus südlicheren Gegenden.

Dieses alles deutet auf ein Klima, in welchem das Renthier weder als Hausthier noch als Jagdthier gedeihen kann. Wenn auch Brandt das Renthier zu den klinischen, d. h. accommodationsfähigen Thieren rechnet, welches wohl im Stande gewesen sein dürfte, das germanische Klima zu ertragen, so sprechen doch die bisherigen Acclimatisationsversuche dagegen. Denn bisher sind alle diese Versuche trotz der angewendeten Sorgfalt mißlungen, und sie werden meiner Ansicht nach auch in Zukunft mißlingen, wenn man nicht solche Localitäten dafür auswählt, wie etwa das Brockenfeld im Harze nebst dem obern Theile des Brocken; hier möchten allenfalls die geeigneten klimatischen Verhältnisse, sowie eine zusagende Nahrung für das Renthier vorhanden sein, während dasselbe in unserer Tiefebene bei dem jetzigen Klima auf die Dauer nicht existiren kann.

Wenn Brandt hervorhebt, daß im östlichen Rußland noch heutzutage Renthiere zuweilen im Winter bis zum 52. Breitengrade nach Süden gehen, so ist dieses bei der strengen Winterkälte des osteuropäischen Continentalklimas sehr erklärlich. Auch in Mitteleuropa ist das Renthier einst während der Wintermonate weit nach Süden gewandert; aber das war nicht zur Zeit des Cäsar, wo Europa schon seine jetzige Gestalt hatte, sondern weit früher, nämlich während derjenigen Periode, in welcher West- und Mitteleuropa viel continentaler gestaltet waren als heutzutage[1]), so daß auch das Klima in unseren Gegenden den Charakter eines Continentalklimas besaß.

Zu allen schon angeführten Beweismomenten kommt endlich noch der Umstand, daß das Renthier gewöhnlich gar nicht in Wäldern sich aufhält, sondern eine entschiedene Vorliebe für die jenseits der Waldregion liegenden Districte an den Tag legt. Die weiten, offenen Tundren in Nordrußland und Nordsibirien oder die baumlosen, mit Moos bewachsenen Fields der skandinavischen Gebirge bilden seinen gewöhnlichen Aufenthalt. Ueber das norwegische Renthier sagt Brehm nach eigenen Beobachtungen[2]) Folgendes: „Niemals steigt es hier bis in den Waldgürtel herab, wie es überhaupt ängstlich die Waldungen meidet. Die kahlen Bergebenen und Halden, zwischen deren Gestein einzelne Pflanzen wachsen, oder jene weiten Ebenen, welche dünn mit Renthierflechten übersponnen sind, müssen als Standorte dieses Wildes angesehen werden, und nur dann, wenn es von einem Höhenzuge nach dem andern streift, trollt es über eine der sumpfigen, morastähnlichen, niederen Flächen hinweg; aber auch bei solchen Ortsveränderungen meidet es noch ängstlich den Wald."

Und dabei soll dieses waldvermeidende Thier vor 1900 Jahren zu den Charakterthieren des germanischen Urwaldes

[1]) Vergl. Boyd Dawkins, „Höhlenjagd", deutsch von Spengel, S. 288 ff.

[2]) Illustr. Thierl., 2. Aufl., Bd. III, S. 121.

gehört haben! Freilich geben Pallas und Wrangel an, daß im nördlichen Sibirien das Renthier zuweilen in Waldungen vorkomme. Auch Brandt erwähnt einige derartige Beobachtungen aus neuerer Zeit. Aber dieses gilt nur von einem vorübergehenden Winteraufenthalte; denn nur für kurze Zeit, für die kältesten Wintermonate, sucht das Renthier dort im Osten Schutz und Nahrung in den Wäldern, weil der strenge Continentalwinter ihm den Aufenthalt auf seinen gewöhnlichen Weidegründen unmöglich macht. Aber sehr bald im Frühjahr zieht es wieder hinaus auf die offene Tundra.

Mit seinem breiten Geweih würde das Renthier im germanischen Urwalde sich kaum haben bewegen können; in den lichten, dürftigen Birken- und Lerchentannenwäldern Sibiriens mag das leichter angehen, zumal im Winter, wenn dieselben ihr Grün verloren haben. Außerdem pflegen die Renthiere, mit Ausnahme der trächtigen Weibchen[1]), im Anfange des Winters das Geweih abzuwerfen.

Es ist nicht unmöglich, daß die Angabe mehrerer antiker Schriftsteller, wonach das Renthier im Lande der Skythen und Budinen vorgekommen sein soll, auf Wahrheit beruht, zumal da man sich die Gebiete dieser Völker ziemlich weit in das Innere Rußlands ausgedehnt denken darf. Ebenso mag ein Rest von Renthieren noch während des Mittelalters in Nordschottland (Caithneß) existirt haben, wie man aus einer Stelle der Orkneyinga-Sage schließt. Hier wie dort sind die Lebensbedingungen ganz andere wie im germanischen Walde; es wird also dadurch für die Existenz des Cäsarischen Renthiers nichts bewiesen.

Nirgends weidet das Renthier neben üppigen Getreidefeldern oder unter dichtbelaubten, dickstämmigen Eichen, wie sie zu Cäsar's Zeit in Deutschland vorhanden waren. Nirgends deckt sich heutzutage der Verbreitungsbezirk des Auerochsen und des Elen mit demjenigen des Renthiers, sondern die Südgrenze des Renthiers greift nur wenig über die Nordgrenze jener Thiere hinüber. Warum sollte es zu Cäsar's Zeiten anders gewesen sein?

Das einzige Körnlein von Wahrheit, welches in der Cäsarischen Angabe enthalten sein mag, liegt etwa darin, daß vor 1900 Jahren wandernde Renthiere in den damals schwach bewohnten Ostseeprovinzen zur Winterszeit ziemlich weit nach Süden und Südwesten gingen, vielleicht bis in die durch ihren Bernsteinreichthum berühmten Küstenländer des heutigen Ostpreußens, deren Inneres von den nordöstlichen Ausläufern des hercynischen Waldes in Gestalt von Birken-, Ellern- und Kiefernwäldern durchzogen wurde.

Im westlichen und mittlern Deutschland dagegen hat das Renthier, selbst als Wanderthier, damals nicht mehr gelebt; seine dortige Existenz fällt in eine viel frühere Zeit, nämlich in die Glacial- und in die Postglacialzeit, als Europa eine ganz andere Gestalt und die Vegetation Deutschlands einen ganz andern Charakter besaß, wie heutzutage oder zur Zeit Cäsar's; in jener fernliegenden Periode gab es noch keinen hercynischen Wald, sondern im äußersten Norden Deutschlands und vielleicht an Stelle der jetzigen Nordsee existirten zeitweise (vermuthlich nach der Glacialperiode) tundraähnliche Gebiete, viele Gegenden Mitteleuropas hatten damals einen steppenartigen Charakter[2]), und der Wald war auf verhältnißmäßig kleine Districte in den Flußthälern, sowie am Fuße und an den Abhängen der Mittelgebirge beschränkt.

[1]) Diese bleiben in den Hudsonsbay-Ländern auch zur Winterszeit in offenen Gegenden, vielleicht des Geweihs wegen. Vergl. Schreber, Säugethiere, S. 1069.

[2]) Vergl. A. Nehring, Die quaternären Faunen von Thiede und Westeregeln ꝛc. Braunschweig 1878. Fr. Vieweg u. Sohn. S. 59. 64.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Auf Anregung des königl. preußischen Großen Generalstabs (s. Globus XXXIII, S. 95) ist die Herstellung einer das gesammte Reichsgebiet umfassenden Gradabtheilungskarte im Maßstabe von 1 : 100 000 in Angriff genommen; der das Königreich Bayern treffende Theil dieser Karte ist durch das topographische Bureau, und zwar nach Abschluß der Arbeiten für den topographischen Atlas des Königreichs, herzustellen; nur mit den Blättern der Pfalz sollen diese Arbeiten jetzt schon begonnen werden. Bei der großen militärischen Bedeutung der Abtheilungskarte war die Anfertigung einer Administrativkarte des Königreichs vorerst zurückzustellen. Die Herstellung der Gradabtheilungskarte der Pfalz macht eine Recognoscirung daselbst erforderlich.

— Von der von uns in Bd. XXXI, S. 352 besprochenen „Statistischen Karte des Deutschen Reiches von J. C. Busch" (Leipzig, J. C. Hinrichs) ist bereits die vierte berichtigte und ergänzte Auflage erschienen. Dieselbe enthält alle Orte über 3000 Einwohner mit Angabe ihrer Bevölkerungszahlen nach dem Census vom 1. December 1875 im Vergleiche zu denen vom 1. December 1871, berücksichtigt die Amts- und Kreishauptorte, auch diejenigen unter 3000 Einwohner, und giebt eine Uebersicht der Eisenbahnen.

— Die eben ausgegebenen „Mittheilungen des Vereins für Erdkunde zu Leipzig" für 1877 enthalten neben Vereinsnachrichten (der Verein zählt augenblicklich 410 Mitglieder) folgende Aufsätze: H. Credner, Arbeiten und Publicationen der geologischen Landesuntersuchung von Sachsen; Carl Emil Jung, Aus dem Seelenleben der Australier, worin Bethätigungen von Dankbarkeit, Kinder- und Elternliebe, Mitleid, Mutterwitz aufgezählt werden, welche für die gutartige Charakteranlage dieser oft so verachteten Eingeborenen sprechen; Gerhard Rohlfs, Die Halfa und ihre wachsende Bedeutung für den europäischen Handel (der berühmte Reisende berichtet über den raschen Aufschwung des Exports von Halfa aus Nordafrika und die Bedeutung derselben für die Papierfabrikation, eifert gegen den Raubbau, bedauert, daß sich Deutschland an diesem Handel noch gar nicht betheiligt, welcher fast ganz in den Händen Englands liegt, und sucht die deutschen Kaufleute auf die noch ungehobenen Naturschätze Nordafrikas aufmerksam zu machen); Rudolf Virchow, Anthropologie und Anthropogenie, und C. Bruhns, Meteorologische Beobachtungen, angestellt auf der Leipziger Universitäts-Sternwarte im Jahre 1877.

— Der von uns schon auf S. 46 dieses Bandes erwähnte „Congrès National de Géographie" soll im August im Trocadero-Palast in Paris stattfinden und über folgende Themata berathen: 1. Mittel um geographische Kenntnisse zu vermehren und zu verbreiten; es soll hierbei die französische geographische Orthographie möglichst festgestellt und die Veranstaltung jährlicher geographischer Ausstellungen in denjenigen Städten, wo geographische Gesellschaften existiren, ins Auge gefaßt werden; 2. über Mittel, in Frankreich den Geschmack an Ausflügen und Reisen zu verbreiten; 3. über Mittel, die von Franzosen unternommenen Forschungsreisen zu ermuthigen, zu überwachen und zu leiten — man gedenkt nämlich in Paris ein „Comité des Voyages" einzusetzen, welches über die ihm vorgelegten Reiseprojecte und die Befähigung der Reisenden selbst an die geographischen Gesellschaften zu berichten hätte; 4. über Mittel, die französischen Auswanderer und den französischen Handel aufzuklären, und 5. über Mittel, um in Frankreich geographische Gesellschaften ins Leben zu rufen.

— In Paris ist eine Société d'Anthropologie et d'ethnographie polonaise begründet worden, die sich speciell mit dem Studium der osteuropäischen Völker befassen will, namentlich mit jenen, die im Gebiete des alten Königreichs Polen wohnen. Der Franzose Paul Topinard, ein verdienter Anthropolog, ist zum Ehrenpräsidenten der Gesellschaft ernannt worden. Präsident ist Herr Duchinski; die übrigen Herren vom Vorstande sind uns in der Wissenschaft noch nicht begegnet. Was Duchinski betrifft, so ist er ein vom grimmigsten Russenhaß erfüllter Pole, welcher die Theorie des Dichters Mickiewicz, die heutigen Russen seien Mongolen, mit nicht viel Geschick wissenschaftlich zu vertreten sucht.

— In Moskau hat sich eine Gesellschaft zur Eröffnung des Handelsverkehrs zwischen Rußland und Sibirien vermittelst des kürzlich eröffneten Seeweges gebildet. Es nehmen daran die Fabrikanten Morozow, Soldatenkow und Knop theil; noch in diesem Sommer werden sie zwei Dampfer nach dem Jenisei schicken, deren einer nur bis zur Mündung gehen soll, während der andere, ein Flußdampfer, mit drei Barken und Waaren stromauf fahren und in Jeniseisk löschen soll. Die Gesellschaft beabsichtigt, jetzt Zucker, Baumöl, Kerosen (Leuchtöl) und Stearinkerzen russischer Fabrikation einzuführen, und nimmt als Rückfracht Getreide und andere Producte, Mineralien, überhaupt alles, was sich zur vortheilhaften Ausfuhr eignet.

Asien.

— Unlängst ist das erste Heft des ersten Bandes der „Zeitschrift des Deutschen Palästina-Vereins" (Leipzig 1878. Mit 5 Tafeln) erschienen und damit jener Verein, dessen Aufruf unsere Zeitschrift in Bd. XXXI, S. 367 abgedruckt hat, ins Leben getreten. Das Heft bringt Nachrichten über Angelegenheiten des Vereins, das Mitgliederverzeichniß, welches aber leider erst 186 Mitglieder aufweist, ein Vorwort von Prof. Kautzsch, das in der Zeitschrift anzuwendende Transcriptionsalphabet, Mittheilungen über topographische Funde in Jerusalem von Baurath Schick und einen sehr vollständigen und dankenswerthen Bericht über neue Erscheinungen auf dem Gebiete der Palästinaliteratur (hauptsächlich für das Jahr 1877, doch auch Früheres besprechend) von Prof. Socin. — Zweck der Gesellschaft ist bekanntlich die wissenschaftliche Erforschung Palästinas nach allen Beziehungen zu fördern und die Theilnahme daran in weiteren Kreisen zu verbreiten, was sie durch Herausgabe der Zeitschrift und später namentlich durch wissenschaftliche Untersuchungen auf dem Boden Palästinas selbst zu erreichen sucht. Zu letzterm Unternehmen sind aber mehr Mittel und mehr Mitglieder erforderlich, als augenblicklich erst beigetreten sind. Ihr neue zu gewinnen, ist der Zweck dieser Notiz. Für 10 Mark jährlich, wofür die Zeitschrift geliefert wird, wird die Mitgliedschaft erworben (Anmeldung u. a. bei Lic. H. Guthe, Leipzig, Zeitzer Straße 22b., oder Prof. Socin in Tübingen oder Prof. Kautzsch in Basel); wir zweifeln nicht, daß sich auch unter unseren Lesern so manche finden, welche in irgend welcher Hinsicht für das merkwürdigste Land der Erde so viel Interesse hegen, um sich zu jenem kleinen Opfer zu entschließen, damit auch Deutschland auf diesem Gebiete etwas leiste, was werth ist, den französischen, englischen und amerikanischen Expeditionen an die Seite gestellt zu werden.

— Am 12. März hat eine Expedition der Kais. Russischen Geographischen Gesellschaft unter Führung des Ingenieurs Baron Aminow Petersburg verlassen und ist inzwischen in Jeniseisk eingetroffen, um die Wasserscheide zwischen den Strömen Ob und Jenisei zu erforschen. Den Chef begleiten die Ingenieure Lipin und Porzel; in Jeniseisk sollen noch ein Offizier und mehrere Topographen zu ihnen stoßen.

— Im Frühling 1876 bereiste der englische Hauptmann Butler vom 9. Regiment, als Chinese verkeidet, das Thal des Atrek, welcher die Grenze zwischen Persien und den Gebieten der Turkmanen bildet, und es hieß damals, es sei ihm gelungen, mit verschiedenen Häuptlingen des Teke-Stammes Verkehr zu pflegen. Sein Bericht über diese gewiß merkwürdige Reise ist nie erschienen, und die ganze Sache gerieth in Vergessenheit. Im Mai 1877 mußte er dann plötzlich dem Vicekönig in Simla Bericht erstatten und begab sich darauf wiederum an die Nordgrenze Irans, wo er wichtige Entdeckungen auf geographischem Gebiete machte und angeblich auch wichtige politische Erfolge errang. So soll er die neulich erfolgte Versöhnung zwischen den Turkmanen und der persischen Regierung zum Theile vermittelt haben. Mehrere Monate verweilte er bei den Tekke- und Achal-Turkmanen, welche die Thäler, von wo Herat mit Lebensmitteln und Wasser versorgt wird, und die Gebirge bewohnen, welche dem Vormarsche einer von Norden kommenden Armee nach Afghanistan und Indien entgegenstehen. Diese Thäler und Gebirge, von welchen die Karten bisher noch nichts verzeichneten, hat Butler jetzt erforscht und aufgenommen, eine mühselige und langwierige Arbeit, für welche man in England bei der von Rußland für Indien drohenden Gefahr besonders dankbar ist. Unter anderen hat er die Quelle des Atrek an einer Stelle aufgefunden, die weit von der bisher angenommenen entfernt ist, und eine bisher unbekannte Schlucht, welche vom Kören-Tagh nordwärts führt und für Artillerie passirbar ist, sorgfältig aufgenommen.

— Als Gegenzug gegen die englische Besitznahme von Cypern scheinen die Russen das Chanat Buchara besetzen zu wollen. Ihre Hauptmacht, nur aus 12 Bataillonen nebst Kosaken und Artillerie bestehend, verließ am 11. und 13. Juni Taschkend und rückt über Samarkand an die Grenze; der rechte Flügel zieht von Petro-Alexandrowsk am Amu aufwärts bis Tschehardschni und von da wahrscheinlich gegen Buchara, der linke steigt von Margilan in Ferghana nach dem Alai-Plateau hinauf und geht dann am Amu abwärts. Der Erdkunde stehen voraussichtlich wieder große Bereicherungen bevor, und vielleicht erleben wir es bald, daß der Lößboden von Balch die archäologischen und inschriftlichen Schätze des alten Baktra herausgiebt, welche jetzt noch durch afghanische Barbaren für uns unzugänglich gemacht werden.

— Aus Kaschmir kommt die Nachricht von einer Hungersnoth, welcher täglich Hunderte von Menschen erliegen. Doch scheint der Grund des Uebels nicht in natürlichen Verhältnissen allein, sondern hauptsächlich in der Mißwirthschaft des Maharadschah zu liegen. Die Hälfte des Ertrages eines jeden Feldes nimmt derselbe als Steuer in Anspruch und gestattet seinen Unterthanen nicht einmal den Besitz eines der dort üblichen elenden Pflüge, die sie vielmehr tageweise von ihm miethen müssen. In Folge dessen liegt viel Land, das reiche Ernten tragen könnte, unbebaut, und tritt einmal Mißwachs ein, so ist Mangel die unausbleibliche Folge.

— Nach den „Times" haben die malayischen Häuptlinge in der Umgebung des Gebietes von Dschohor (auf der Halbinsel Malakka gegenüber von Singapur) unter Zustimmung der britischen Regierung den aufgeklärten Maharadschah von Dschohor zu ihrem Herrscher erwählt. Miklucho-Maclay nennt denselben „einen merkwürdigen Mann, welcher mit der Beobachtung alter Sitten und dem Wunsche, seinem Lande zu nützen, Verständniß und aufrichtige Werthschätzung europäischer Ideen und Neuerungen verbindet" („Globus" XXVIII, S. 189). Der russische Forscher sowohl, wie die Offiziere des deutschen Kriegsschiffes „Hertha" (s. ebenda S. 350) hatten sich einer sehr zuvorkommenden Aufnahme Seitens des Fürsten zu erfreuen. Derselbe befindet sich augenblicklich zum zweiten Male in England und verfolgt dabei den Zweck, das Innere seiner Besitzungen, welche Ueberfluß an natürlichen Reichthümern, aber keine Straßen besitzen, zu erschließen.

Nekrologe.

— Dr. Friedrich Kampf, der Astronom von Lieutenant Wheeler's U. S. Exploring Expedition, ist am 30. März d. J. in Washington im Alter von 36 Jahren gestorben. Seine Bildung erhielt er in Bonn, wanderte 1870 nach den Vereinigten Staaten aus, bekleidete dort zuerst eine Stelle bei der Küstenaufnahme und betheiligte sich seit 1873 an Wheeler's wohlbekannten Forschungsreisen.

— T. T. Cooper, der englische Resident in Bhamo am obern Irawaddi, ist im April dieses Jahres von einem Corporal seiner Sipahi-Wache, den er bestraft hatte, aus Rache erschossen worden. Es ist das derselbe, dessen Werk „Travels by a Pioneer of Commerce", aus welchem der „Globus" in Bd. XXI, S. 42 und 168, Auszüge gebracht hat, unlängst ins Deutsche übersetzt wurde (s. vorigen Band, S. 112). Geboren 13. April 1837 in Sunderland, ging er schon mit 16 Jahren nach Westaustralien, wo er mehrere Jahre in verschiedenen Beamtenstellungen zubrachte. Dann lebte er als Kaufmann in verschiedenen indischen Städten, wie Karatschi, Madras, Rangun u. s. w., und ließ sich in Schanghai nieder, von wo er 1868 die in dem oben angeführten Buche beschriebene Reise den Jang-tse-kiang aufwärts bis an die Grenze Tibets unternahm. In Folge der dort sich ihm entgegenstellenden Schwierigkeiten kehrte er nach Schanghai zurück und versuchte 1870, vom Vicekönig, Lord Mayo, unterstützt, von Assam aus China zu erreichen, mußte aber wiederum bald unverrichteter Sache umkehren. Die Beschreibung dieser Reise erschien 1873 unter dem Titel „The Mishmee Country"; der „Globus" brachte Auszüge daraus im 25. Bande (S. 313 und 347). 1872 begleitete Cooper die mohammedanischen Rebellenfürsten aus Jünnan, welche vergeblich in England um Hülfe gebeten hatten, nach Birma, wurde dann britischer Resident in Bhamo, kehrte aber wegen Kränklichkeit nach England zurück, wo er im India Office Beschäftigung fand. Zu Anfang 1877 brachte er aus England die Banner und andere werthvolle Gegenstände nach Indien, welche bei der Proclamirung des kaiserlichen Titels der Königin Victoria in Delhi gebraucht wurden, und ging dann wiederum als englischer Agent nach Bhamo, wo er nun seinen frühen Tod gefunden hat.

— Am 9. Juni ist ein auch auf geographischem Gebiete bekannter Journalist, J. A. Mac Gahan, in Konstantinopel gestorben. Sein Vater war ein Ire, seine Mutter eine Deutsch-Amerikanerin. Den deutsch-französischen Krieg machte er als Berichterstatter des „New-York Herald" mit; während des Commune-Aufstandes befand er sich in Paris. Seine Bekanntschaft mit einigen Insurgentenchefs hätte er beim Einrücken der Truppen fast mit dem Tode gebüßt. Dann correspondirte er für dieselbe Zeitung aus St. Petersburg und reiste, trotz des gegentheiligen Verbotes, allein und ohne Sprachkenntnisse den russischen Truppen, quer durch die Wüste, nach Chiwa nach. Sein Buch „Campaining on the Oxus", worin er seine damaligen Erlebnisse beschreibt, hat vier Auflagen erlebt. Von Chiwa begab er sich in das Lager des Don Carlos und von dort mit Sir Allen Young in der „Pandora" in die arktischen Gewässer. Ueber letztere Reise veröffentlichte er „Under the Northern Lights". Zuletzt ging er als Berichterstatter der „Daily News" nach der Türkei, wo er sich um das Loos der Bulgaren historisch gewordene Verdienste erwarb. Die Unerschrockenheit und Selbstverleug-

nung des persönlich überaus liebenswürdigen Mannes, welcher schon in seinem 33. Lebensjahre einem hitzigen Fieber erlegen ist, machten ihn so recht geeignet zum Pionnier-Reisenden, und es ist vielleicht mit ihm ein zweiter Stanley zu Grabe gegangen.

— Am 23. Juni dieses Jahres starb in London im 81. Jahre einer der bekanntesten englischen Nordpolfahrer, Admiral Sir George Back. Geboren 6. November 1796 trat er mit zwölf Jahren als Midshipman in die Marine, nahm an den Küsten Frankreichs und Spaniens am Kriege Theil und war von 1809 bis 1814 Kriegsgefangener in Frankreich. Dann diente er in Halifax und begleitete 1818 Sir John Franklin auf seiner arktischen Reise und seiner Ueberland-Expedition von der Hudsons-Bay nach dem Coppermine-Fluß, nachdem er schon vorher unter Capitän Buchan eine gefährliche Entdeckungsreise in den Gewässern von Spitzbergen mitgemacht. Franklin nennt den jungen Back in seiner wohlbekannten „Narrative" einen „Reisenden von echtem, heroischem Schrot und Korn". 1821 wurde er Lieutenant und begleitete im Frühling 1825 wiederum Franklin auf dessen zweiter Nordpolexpedition, als es sich darum handelte, gleichzeitig mit Beechy und Parry von verschiedenen Seiten her die nordwestliche Durchfahrt festzustellen. Dann that er einige Jahre lang keinen activen Dienst, bis er 1833 zum Führer einer Expedition ernannt wurde, welche den schon im vierten Jahre auf der Suche nach der nordwestlichen Durchfahrt abwesenden Sir John Roß auffinden und unterstützen sollte. Am 8. August erreichte er das Fort Resolution am Großen Sklavensee, entdeckte am 26. August den Großen Fischfluß und überwinterte in Fort Reliance, wo er im April 1834 die Nachricht von Roß' Ankunft in England erhielt. Im Juni brach er von dort nach dem Eismeere auf, fuhr den Großen Fisch- oder Back-Fluß hinunter und erreichte am 29. Juli das Meer. Den Sommer über setzte er seine Forschungen im Eismeere fort und kehrte im September nach England zurück. 1836 veröffentlichte er darüber „Narrative of the Arctic Land Expedition to the Mouth of the Great Fish River and along the Shores of the Arctic Ocean in 1833—1835" (Deutsch von Andree, Leipzig 1836). Inzwischen zum Capitän ernannt, commandirte er 1836 eine weitere Expedition nach dem arktischen Nordamerika, wobei er bis Frozen Strait gegenüber der Repulse Bay vordrang; er beschrieb sie in „Narrative of the Expedition in Her Majesty's Ship Terror, undertaken with a view to Geographical Discovery on the arctic shores in 1836—1837" (London 1833). Für seine Fahrten erhielt er von der Londoner und Pariser Geographischen Gesellschaft goldene Medaillen, 1839 wurde er geadelt, 1857 zum Contre-, 1863 zum Viceadmiral, 1867 zum Admiral ernannt.

— Prof. William M. Gabb, der amerikanische Geologe, ist am 30. Mai in Philadelphia an der Auszehrung gestorben. Geboren ebendaselbst am 20. Januar 1839 und dort erzogen, zeigte er schon als Knabe besondere Vorliebe für Mineralogie und Paläontologie und studirte später vornehmlich die fossilen Invertebraten der Vereinigten Staaten, namentlich die der Kreideformation. 1860 trat er in den Dienst der geologischen Aufnahme von Californien unter Professor J. D. Whitney's Leitung und führte 1867 zusammen mit J. Roß, Brown und F. v. Loehr im Auftrage der Lower California Company eine Durchforschung der californischen Halbinsel aus (s. Karte und Bericht in Petermann's Mitth. 1868, S. 273 und Taf. 14). 1868 kehrte er nach dem Osten zurück und nahm dann die Ländereien der Santo Domingo Land and Mining Company und im Anschlusse daran einen großen Theil der Republik Santo Domingo geologisch auf, eine Arbeit, welche er auf wiederholten Besuchen der Insel Hayti vervollständigte. Seine 1872 im Maßstabe von 1:375000 erschienene geologische Karte der Republik wurde von Prof. A. Petermann in seine Karte der Insel (Mittheilungen 1874, Taf. 17) verarbeitet. 1873 trat er in Verbindung mit der Regierung von Costarica, in deren Auftrage er drei Jahre lang das Land geologisch und topographisch aufnahm. Zugleich studirte er dessen Naturgeschichte und Ethnologie und legte bedeutende Sammlungen an, welche sich jetzt im Nationalmuseum in Washington befinden. Seine Karte ist in den Mittheilungen von Petermann, 1877, Taf. 18, enthalten; eine Abhandlung über die Ethnologie der Eingeborenen von ihm veröffentlichte die American Philosophical Society. 1876 reiste er nochmals nach Santo Domingo, von wo er im vergangenen März zurückkehrte, um bald darauf seinem Lungenleiden zu erliegen. Er hinterläßt ein umfangreiches Manuscript über die Geologie und Paläontologie von Costarica, welches von kundiger Seite demnächst herausgegeben werden soll.

Die Wörter Fetischismus, Australien, Polynesien.

Das Wort Fetischismus wurde niemals vor dem Jahre 1760 gebraucht. Damals erschien ein anonymes Buch, betitelt: Du Culte des Dieux fétiches; ou Parallèle de l'ancienne Religion de l'Egypte avec la Religion actuelle de Nigritie. Man weiß, daß dies kleine Buch von de Brosses, einem Freunde Voltaire's, herrührt. Buffon hatte de Brosses zum Studium der Naturvölker angeeifert, und er veröffentlichte in der Folge 1756 seine Histoire des Navigations aux Terres Australes in zwei großen Quartbänden. In diesem jetzt veralteten Werke kommen die von de Brosses gebildeten Wörter Australia und Polynesia zum ersten Male vor [1]. (Max Müller, Is fetishism a primitive form of religion? in Mac Millan's Magazine, Juni 1878.)

— In dem interessanten Aufsatze über „Volksmedicin bei den Serben" von Petrowitsch (Globus 1878, Nro. XXII, S. 350) ist angegeben, daß die Serben den Kopfschmerz durch Aussprechen der Worte curiren: „Sehator Arepo Tenet Opera Rotas," und es wird behauptet, daß dies geheimnißvolle Namen böser Geister seien, die im menschlichen Körper wohnen. Dies letztere beruht auf einem Irrthum. Zunächst ist zu constatiren, daß auch in Deutschland auf Amuleten die Worte Sator arepo 2c. vielfach vorkommen (vergl. Wuttke, Der deutsche Volksaberglaube, 2. Aufl., 1869, S. 167). Sie haben als Zauberworte eine ähnliche mystische Bedeutung wie das Abrakadabra, und werden so unter einander geschrieben, daß beim Auf- und Ablesen sich dieselben Worte wiederholen:

Sator
arepo
tenet
opera
rotas

So kann man diese 25 Buchstaben nach jeder Richtung lesen; doch sind dies keineswegs die Namen böser Geister.

Leipzig. Dr. Ploß.

[1]) Was das Wort feitiço betrifft, so ist es portugiesisch und correspondirt mit dem lateinischen factitius, mit der Hand gemacht, bezieht sich also auf die künstlich angefertigten Amulete und Idole der Neger.

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 13, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band XXXIV. № 8.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
Begründet von Karl Andree.
In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von
Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1878.

Von Sir Forsyth's Gesandtschaftsreise nach Kaschgar.

V.

4. December. Auf der Strecke von Jarkand bis Kaschgar haben wir genau dieselbe Straße verfolgt wie Mr. Shaw im Jahre 1868; er hat dieselbe so gut beschrieben, daß wir nichts Besseres thun können als seinen Bericht hier zusammenzufassen. Zuerst kreuzt man in westlicher Richtung das Thal von Jarkand in einem großen Theile seiner Gesammtausdehnung. Um die Richtung genau innezuhalten, folgt man den zahlreichen kleinen Moscheen unterwegs, welche in Turkestan stets nach Südwesten orientirt sind. Das Land in der Umgebung Jarkands ist außerordentlich bevölkert, stärker als die fruchtbaren Districte im Pendschab. Nach drei Meilen überschreitet man einen 12 bis 15 Meter breiten Fluß auf einer Brücke. Wieder drei Meilen weiter zeigen sich Sandhügel, welche von jetzt ausgetrockneten Wassern gebildet worden zu sein scheinen; ihr einziger Rest ist ein Bächlein, das sich zwischen den Hügeln hindurchwindet. Dann folgt eine Salzebene, an deren Horizont sich die in nordsüdlicher Richtung verlaufende Wand des Pamir erhebt. Von hier aus gesehen verdient diese Erhebung ihren Beinamen „Dach" oder besser „Obere Terrasse der Welt" (Bâm-i-dunja), den man ihr häufig giebt, nicht; denn sie zeigt sich nur als eine lange, niedrige Linie, während die gewaltigen Berge weiter zurück liegen. Die Eingeborenen nennen das Gebirge ganz einfach den „rothen Berg". Orientalen sind, wie man weiß, zum Generalisiren nicht geneigt; sie haben für jeden Gegenstand im Besondern Namen, aber einer Gesammtheit eine Benennung zu geben scheint ihnen unnöthig und unnatürlich.

Etwa vier Meilen von dort erreicht man das große Dorf Kok-Robat, welches einen ziemlich wichtigen Markt und Bazar besitzt und außerdem ein sehr bequem zu bewohnendes Haus, welches Mohammed-Jakub sich als Raststation auf seinen Reisen erbaut hat. Aehnliche Wohnungen, Urda genannt, finden sich auf der ganzen Straße bis Kaschgar; dieselben standen den Mitgliedern der Gesandtschaft als „Gästen des Herrschers" zur Verfügung. Hinter Kok-Robat wird die Gegend öde und steinig; zur Rechten zieht sich eine Art Dschengeln hin, welche bis Aksu reichen und voller wilden Thiere, wie Tiger, Eber u. s. w., stecken sollen. Unterwegs stößt man auf ein einzelnes Seraï, neben welchem sich zwei Brunnen von etwa 100 Fuß Tiefe und eine Moschee befinden. Das alles hat der Emir errichten lassen, ein Beweis, wie verständig er sein Land verwaltet. Etwas weiterhin erhebt sich in der Wüste eine zerstörte Moschee neben einem ausgetrockneten Teiche. Dschingis-Chan soll dieselbe nach den Ueberlieferungen der Eingeborenen erbaut haben, als er zur Eroberung Turkestans auszog, und der Teich soll einer von jenen sein, welche er überall graben ließ, wenn er in der Wüste Halt machte. Das für sein Heer nöthige Wasser soll er auf Kamelen mitgeführt und wenn ein Lager aufgeschlagen wurde, sogleich einen Teich haben graben und mit jenem Wasser füllen lassen, um daraus Menschen und Thiere zu tränken. Sein Zelt, erzählen die Leute, war so groß, daß zehntausend Menschen darin Platz hatten; dort empfing er auch ganze Heere von Gästen und ließ ihnen den Thee in Tassen aus Edelstein reichen.

Dann passirt man Kizil, ein ansehnliches Dorf; es führt seinen Namen, welcher „roth" bedeutet, von dem eisenhaltigen Boden und besitzt mehrere Schmelzöfen. Es folgt Toblok, in dessen Nähe zwischen den Eingeborenen und den Chinesen gekämpft wurde, als das Land seine Unabhängigkeit

wiedergewann. Noch sieht man rechts von der Straße einen großen Erdhügel, unter welchem die Gebeine der damals gefallenen Chinesen ruhen. Auf der andern Seite befinden sich zahlreiche Gräber ebenda gefallener Mohammedaner. Es sollen sich damals von beiden Seiten 50 000 Mann gegenübergestanden haben, Fußvolk bei den Chinesen, Reiter bei den „Andidschanis". Auf diesem ganzen Wege hat man zur Linken stets den Anblick der Berge von Pamir. Die Wohnungen der Landleute sind ebenso behäbig und reinlich wie etwa bei den kleinen Pächtern in England. Wirthschaftshöfe, Scheuern und Ställe sehen ordentlich und gefällig aus. Das Land besteht abwechselnd aus grünenden Ebenen, von Anbau umgebenen Dörfern und sandigen Hügeln, welche in ihrer Anordnung an jene gewaltigen Wellen erinnern, welche nach einem Sturme in langen parallelen Linien am Strande hinaufrollen. Jenseit dieser Hügel überschreitet man einen kleinen Fluß und erblickt dann eine so lachende, reizende Landschaft wie im Thale von Kaschmir. So weit das Auge reicht, trifft es überall auf angebautes Feld und zahlreiche darin zerstreute Gehöfte, welche von so viel Obst- und anderen Bäumen umgeben sind, daß das Ganze fast wie ein zusammenhängender Wald aussieht. Durch diese Ebene führt die Straße nach Jangi-Hissar, welche zuletzt scharf bergab geht. Der Ort, welcher in den letzten Kämpfen sehr gelitten hat, gleicht der Vorstadt eines großen Centrums; in einem der Häuser sah Mr. Shaw die Wände mit Malereien

Das Thal von Jarkand. (Nach einer Zeichnung Chapman's.)

von Dampfschiffen und Eisenbahnen geschmückt. Die Gesandtschaft wollte zwar dort nur einen Tag verweilen; allein es langte ein Bote von Kaschgar an und meldete des Emirs Wunsch, daß sie einen Ruhetag mehr machen möchte, um sich nicht zu sehr anzustrengen. Der wahre Grund, den sie später erfuhr, war, daß die für sie bestimmten Wohnungen noch nicht völlig so hergerichtet waren, wie es der Fürst wünschte.

So nahmen wir erst am 3. December unsere Reise, welche durch wellige, mit Salz geschwängerte und für den Anbau weniger geeignete Strecken Landes führte, wieder auf und standen am nächsten Tage, eine Woche nach unserer Abreise von Jarkand, am Ziele unserer Reise: Kaschgar lag vor uns, wenn es auch unseren neugierigen Blicken vorerst noch durch seine einförmigen Erdmauern verborgen war.

5. December. Während der drei letzten Reisetage vor Kaschgar wurden wir von einer uns entgegengeschickten Ehrenwache unter Befehl des Pansad-Baschi (d. i. Befehlshaber von 500 Mann) und Commandanten des Forts von Jangi-Hissar, Chul-Mohammed, geleitet. Unweit der Hauptstadt erschien eine andere hohe Persönlichkeit, Mirza-Ahmed, der uns im Namen des Fürsten officiell zu bewillkommnen hatte. Derselbe führte uns in unsere sehr bequemen Behausungen, welche außerhalb der eigentlichen Stadt in Jangischahr, d. h. der Festung, wo der Emir residirte, und zwar neben dem Hauptthore der Burg, gelegen waren. Wir fanden dort sowohl für uns wie für unsere Leute alle Bequemlichkeiten, welche wir uns nur wünschen konnten, vor. Ställe für unsere Pferde, ein gut umzäunter Hof für die Lastthiere, nichts fehlte, und alles war mit größter Sorgfalt vorbereitet

worden. Unser Wirth, der wahrscheinlich ebenso neugierig war, uns zu sehen, wie wir ihn, bestand darauf, uns noch am Tage unserer Ankunft selbst zu empfangen, und so wurden wir noch vor der feierlichen Audienz, wo wir ihm das Schreiben und die Geschenke der Königin überreichen sollen, vor ihn gelassen.

Wir durchschritten zuerst zwei große viereckige Höfe, an deren vier Seiten Soldaten in vollkommener Ordnung aufgestellt waren, und wurden dann in einen kleinen ganz leeren Hof geführt, an dessen Ende ein großer Saal mit fünf oder sechs Thüren sich befand. Mr. Forsyth wurde allein an eine derselben geführt und erblickte dort einen kräftigen, mittelgroßen Mann, welcher ihn freundlich begrüßte. Das war Mohammed-Jakub. Er ergriff Mr. Forsyth bei der Hand, erkundigte sich nach seinem Befinden und ließ ihn auf einem Teppich neben sich Platz nehmen, während draußen eine Salve von funfzehn Kanonenschüssen erdröhnte. Dann sprach er mit ihm von der Königin, von dem Vicekönig von Indien, von den Schwierigkeiten der Reise über den Karakorum u. s. w. Dann wurden die übrigen Mitglieder der Gesandtschaft hineingeführt und jedem reichte der Fürst die Hand. Von da an sprach er viel weniger und machte, um seine Würde zu zeigen, zwischen je zwei Bemerkungen stets eine lange Pause. Zum Schluß wurden Thee, Früchte und dergleichen herumgereicht, worauf wir uns verabschiedeten.

Bis zu dem Momente, wo der Brief der Königin überreicht wird, bleiben wir außerhalb Kaschgars in Jangischahr, welches drei bis vier (englische) Meilen südöstlich davon liegt. Bis jetzt ist es noch keinem Engländer gelungen, in die Stadt einzudringen; aber **wir** werden die Erlaubniß dazu erhalten, denn der Emir hat gesagt, daß die Mitglieder der Gesandtschaft kommen und gehen könnten, wie es ihnen beliebte. Ein merkwürdiger Wechsel in der Stimmung dieser Orientalen, die sich nur schwer davon überzeugen lassen, daß unsere Gesinnung eine wahrhaft freundschaftliche und friedliche ist. Die Furcht, welche sie vor den Russen haben, verläßt sie keinen Augenblick und macht sie gegen alle Europäer mißtrauisch.

Thor der neuen Stadt (Jangischahr) bei Kaschgar. (Nach einer Aquarelle Chapman's.)

Die Bazars und Läden der turkestanischen Städte sind mit Waaren, die aus Rußland gekommen, häufig aber englische Fabrikate sind, angefüllt. Wir treiben also jedenfalls, direct oder indirect, mit diesen Ländern Handel. Seit Jahrhunderten haben sich Sitten und Gewohnheiten in diesen Ländern sehr wenig geändert, denn wir sind von der Genauigkeit der Schilderungen Marco Polo's und noch älterer Reisender überrascht.

11. December. Heute ist der Brief der Königin in einem Kästchen aus Quarz und Onyx und der des Vicekönigs, welcher gleichfalls in einem kostbaren Behältniß verwahrt war, überreicht und unter häufigem Wiederholen der Worte „Gelobt sei Gott!“ in Empfang genommen worden. Um die Höflichkeit zu erwidern, hat Mr. Forsyth den Fürsten zu seinem neuen Titel als Emir, den ihm der Sultan verliehen hat, beglückwünscht. In der darauf folgenden zwangloseren Unterhaltung sprach Jakub-Chan — so nannte er sich von da an — mit Bewunderung von der englischen Königin, der „strahlenden Sonne“, in deren Schatten er glücklich sei,

sich niederzulassen, und fügte hinzu, daß von nun an die Straße zwischen London und Kaschgar offen sei. Immerhin achtungswerthe Aeußerungen für einen solchen Emporkömmling!

12. December. Ich habe eine sehr bequeme Wohnung in der britischen Botschaft, welche der Fürst ganz nach unseren Ansprüchen hat einrichten lassen. Mir stehen zwei Zimmer von 15 mal 12 Fuß zur Verfügung; beide hängen durch eine Veranda, die ein prächtiger Teppich schmückt, zusammen. Dieselbe gäbe ein treffliches Besuchszimmer ab, wenn ich überhaupt Besuche erhielte; so habe ich dort nur meinen photographischen Apparat und andere werthvolle Sachen zu stehen. Es ist jetzt sehr kalt, aber das Eis ist nicht stark genug zum Schlittschuhlaufen. Doch hängen ein Paar Schlittschuhe neben meinen Gewehren und Säbeln über dem Kamin. Andere Theile meiner Wohnung sind mit russischem Zeug und selbst mit scharlachrothem Moskauer Tuch ausgeschlagen; ich habe Doppelthüren und Fenster aus Papier — kurzum ich fühle mich sehr wohl und constatire, wie angenehme Wohnungen man aus Erde herrichten kann. In diesem Augenblicke trage ich eine kaschgarische seidene Schogah mit Zickzackmustern und habe Dank einem guten Feuer und meiner Pelzkappe von der Kälte nicht viel zu leiden.

Kaschgar ist nicht so groß wie Jarkand; ersteres mißt nur 3 Meilen im Umkreise, letzteres dagegen $3\frac{1}{2}$, und während Jarkand ohne Umgebung 5000 Häuser zählt, hat Kaschgar erst unter Hinzurechnung der Vorstädte so viel. Beide haben die gleiche sehr dicke Umwallung von Erde, welche durch zahlreiche viereckige vorspringende Thürme verstärkt wird; beide sind ganz aus Erde erbaut und darum findet sich in beiden kein einziges Bauwerk von architektonischem Interesse. Der auf dem Pamir-Plateau entspringende Kizil-su („der Rothe Fluß") theilt sich bei Kaschgar in zwei Arme, deren einer nördlich, der andere südlich von der Stadt fließt und die sich bald unterhalb derselben wieder vereinen. Zwei gute hölzerne Brücken führen über diese Wasserläufe.

Nicht weit von der jetzigen Stadt liegen die mächtigen Trümmer von Aski-Schahr, der „antiken Stadt", über deren Alter sehr widersprechende Angaben im Umlaufe sind, denn dasselbe wird von 500 bis zu 2000 Jahre geschätzt. Jedenfalls war es, nach ihren Resten zu schließen, eine ansehnliche und stark befestigte Stadt, welche der Legende nach von Timur ein volles Jahr lang vergeblich belagert wurde, bis er die Fluthen des Kizil-su gegen ihre Mauern leitete und dadurch Bresche legte.

Chapman's Zimmer im Hofe der Gesandtschaft. (Nach einer Photographie Chapman's.)

Kaschgar ist Sitz eines beträchtlichen Handels mit den russischen Besitzungen, soweit dieselben zwischen Taschkend und Kuldscha sich hinziehen. Auch besitzt sie wichtige Industrien, namentlich in Seide und Baumwolle. Seide kommt vornehmlich aus Chotan, wo sie zum Verbrauche im Lande selbst und für die Ausfuhr in verschiedener Weise hergerichtet wird. Die in Ostturkestan fabricirten Baumwollstoffe sind auf den Märkten von Badachschan und Russisch-Turkestan wegen ihrer großen Haltbarkeit sehr geschätzt, und Kaschgar, Jarkand und Chotan führen davon viel dorthin aus. Von Baumwollstoffen könnte man nur feine Sorten, wie Musseline, bedruckte Kattune und dergleichen, welche man in Ostturkestan noch nicht herstellen kann, dorthin ausführen; doch würde man nicht viel davon absetzen, weil die große Masse der Bevölkerung dafür keinen Gebrauch hat. Manchester kann also in Centralasien auf keinen großen Markt rechnen. Die rohe Seide von Chotan ist grob und von geringer Güte, aber nur wegen mangelnder Geschicklichkeit und Sorgfalt in der Fabrikation. Das wird sich nicht ändern, so lange das Product keinen andern Absatz findet als im Lande selber. Sobald aber zwischen Chotan und Britisch-Indien sich ein regelmäßiger Verkehr entwickelt, wird sich auch die Fabrikation vervollkommnen, wie sich ja auch die Seide von Kaschmir verbessert hat.

Die Hauptwollenproducte Kaschgars sind Filz und Teppiche. Tuch wird importirt und von den höheren Ständen theuer bezahlt. Hammelfleisch wird viel gegessen, und die Felle werden zu Kleidern, Mützen und Bettzeug verarbeitet. Zur Winterszeit hüllen sich die unteren Classen bei Tag und Nacht in Schaffelle. Chotan und Kogsar südlich von Jarkand sind wegen ihres ausgezeichneten Filzes berühmt.

In Kaschgar wie in Jarkand trifft man eine beträchtliche Menge von Leuten rein chinesischer Abstammung, welche,

Kaschgar. Ansicht der Ruinen der alten Stadt. (Nach einer Aquarelle Chapman's.)

von den Soldaten abgesehen, fast alle sich in erbärmlicher Lage befinden. Sie verdienen ihr Brot als Handwerker, Bediente oder Austräger und herumwandernde Verkäufer, eine Beschäftigung, welche stets die letzte Zuflucht für Greise und Unglückliche bildet. In Folge der auf einander folgenden Revolutionen, welche mit Jakub's Thronbesteigung abschlossen, sind die Chinesen, welche ihr Leben nur dadurch retten konnten, daß sie den Islam annahmen, in Armuth und Dienstbarkeit verfallen. Sie mußten ihre chinesischen Namen aufgeben und sich von den triumphirenden Mollahs mohammedanische aufzwingen lassen. Einer von diesen Unglücklichen, ein armer kleiner Händler in Jarkand, pflegte uns zu besuchen und chinesische Curiositäten zum Kaufe anzubieten. Melancholisch erzählte er uns von den Revolutionen, in Folge deren er seinen schönen Namen, Tschau-liang Chwaï-tang, und seinen Zopf verloren hatte, nun Kassim-Achun hieß und ein wahrer Gläubiger geworden war.

Auch Tunganen, welche die Stellung von Sklaven einnehmen, sieht man; es sind wahrscheinlich Gefangene aus den Feldzügen um Turfan, denen man das Leben geschenkt und die man als Diener verwendet. Seitdem der Atalik herrscht, ist die Sklaverei zwar gesetzlich verboten; doch bezieht sich das nur auf den öffentlichen Verkauf von Sklaven. Denn die Sklaverei besteht noch in Gestalt eines unlöslichen Bandes zwischen Herrn und Diener, eine Institution, welche nur auf Fremde Bezug hat und die große Masse der Bevölkerung durchaus nichts angeht.

Sehr geschickt sind die verschiedenen Handwerker. Wir hatten einen Beweis dafür, als wir für zwei Höflinge des Emir, welche sich in unserer Gesellschaft der für alle Kaschgarer ganz neuen Leibesübung des Schlittschuhlaufens hingeben wollten, ein Paar Schlittschuhe anfertigen ließen. Die unserigen wurden in ganz vollendeter Weise nachgeahmt; leider aber konnten sich die edlen Herren, für welche sie bestimmt waren, nicht lange derselben bedienen. Denn die höchst linkischen Bewegungen eines Anfängers in jener edlen Kunst schienen der feierlichen Würde eines orientalischen Höflings doch zu sehr zu widersprechen, weshalb schon nach dem ersten Versuche das Schlittschuhlaufen für „würdelos und lächerlich“ erklärt wurde. Wir dagegen setzen es zu unserm eigenen Vergnügen und zur Belustigung der uns umgebenden Zuschauermenge fort, welche uns bewunderte, auch wenn einer von uns zu Falle kam. Ein solcher Zufall erschien den Kaschgarern als eine Variation der Uebung, und gelegentlich gaben sie auch ihrem Erstaunen über die meisterhafte Art, mit welcher einer von uns diesen Theil des Spiels ausgeführt hatte, lauten Ausdruck.

Viele von den Arbeitern und Handwerkern, welche in den Werkstätten des Atalik beschäftigt sind, sind Hindus und sonstige Fremde. Unter den Geschenken, welche wir dem Fürsten überbracht hatten, befanden sich auch Nähmaschinen, von welchen die eine, welche mit prächtigen Verzierungen versehen war, unterwegs zerbrochen war. Wir erkundigten uns nun, ob es möglich wäre, dieselbe in Kaschgar repariren zu lassen, worauf man uns einen Chokander zuschickte, welcher nicht allein das Gewünschte vollständig ausführte, sondern auch sonst mit der Maschine durchaus Bescheid wußte. Wie er uns erzählte, hätte er das in Taschkend gelernt. Andere Maschinen dagegen, welche wir arbeiten ließen, erweckten kein großes Interesse, wie z. B. ein elektrischer Telegraph gar wenig Aufmerksamkeit erregte, und als wir den Vorschlag machten, den Draht bis in den Palast des Fürsten zu verlängern, wurden wir darin keineswegs ermuthigt.

Neuere Forschungen am untern Colorado.

Von **F. Ratzel.**

Die Mohave-Wüste. Saline Flats. Pah-Ute und Mohave-Indianer. Die Schlammvulcane bei Mount Purdy. Die Dünen. New River und die projectirte Ableitung des Colorado in die Wüste.

Unter den Aufgaben, welche der Wheeler'schen Erforschungsexpedition von 1876 gestellt wurden, befand sich auch die Untersuchung desjenigen Theiles von Südcalifornien, welcher unter dem Niveau des Colorado-Flusses gelegen ist und von welchem seit Jahren behauptet wird, daß er sich dazu eigene, theilweise mit dem abgeleiteten Wasser des Flusses überschwemmt und dadurch fruchtbar gemacht zu werden. Lieutenant **Bergland** wurde mit der Lösung dieser Aufgabe betraut und seinem Berichte darüber entnehmen wir folgende Mittheilungen.

Die kleine Expedition marschirte im Juni 1876 von **Los Angeles** über den **Cajon-Paß** (1063 Meter) und durch einen Theil der **Mohave-Wüste** nach dem **Mohave-Fluß**, den sie bei Lane's Upper Crossing kreuzte, wo er etwa 30 Meter breit und nirgends ganz 1 Meter tief war. Die Wüste ist eine „Sage Desert“, deren einzige Vegetation aus Sagebrush (verschiedene holzige, sperrige, fast blattlose Artemisia-Arten) und anderen charakteristischen Pflanzen der Strauchsteppe, daneben aus einigen Wachholdersträuchern und 10 bis 12 Meter hohen Yuccas bestand. Indem man dem Flusse folgte, kam man schon nach wenigen Meilen an Stellen, wo die weiter oben nicht unbedeutenden Wassermassen versiegt waren, und je weiter man kam, desto spärlicher waren die Punkte, an denen man noch Wasser, wenn auch nur stehendes, im Flußbett traf; doch konnte man überall welches erlangen, wenn man einige Fuß tief im Sande des Bettes grub. Man gelangte endlich zum **Soda Lake** oder den **Saline Flats of the Mohave**, in denen der letzte Rest des Wassers dieses Flusses versickert und verdampft; es ist ein Becken von 30 Kilometer Länge und 15 Kilometer durchschnittlicher Breite, im Sommer an der Oberfläche mit einer weißen Verdunstungskruste salziger und alkalinischer Stoffe überkleidet und nach den heftigen Regen des Winters mit Wasser bedeckt, das zu brakisch ist, um von Menschen oder Thieren benutzt zu werden, und das das ganze Becken in ein Mittelding von Sumpf und See verwandelt. Dieser große Tümpel soll alsdann einen Abfluß nordwärts nach dem **Death Valley** (zwischen 36° und 37° nördl. Br.) haben, was indessen nicht aufgehellt ist.

Von den Saline Flats nach dem Colorado ging die Expedition über das kleine Bergwerksdorf **Ivanpah**, das am Westfuß einer Gebirgskette gelegen ist, die hier das Thal des Colorado von Westen her begrenzt. Dieser Weg zum Colorado ist im Sommer durch Wasserarmuth nicht unge-

fährlich, denn die Quellen sind dann theilweise oder ganz versiegt und Graswuchs ist sehr selten. Bis in die Nähe des Colorado dauert dieser wüstenhafte Charakter an und das frische Grün einer üppigen Vegetation zeigt sich nicht eher, als bis man die im Flusse gelegene Insel Cottonwood Island betritt, die 8 Kilometer lang und nicht ganz 1 Kilometer breit ist und auf welcher eine Anzahl Pah-Utes von Jagd und spärlichem Ackerbau lebt. Fischfang betreiben dieselben merkwürdigerweise nicht. Indem man in nördlicher Richtung den Fluß aufwärts ging, kam man zur Mündung des Virgen River, dessen Wasser so salzig und schlammig ist, daß es zum Trinken unbrauchbar war; es war von ziegelrother Farbe und führte an seiner Oberfläche eine rahmartig aufschwimmende Schlammschicht von derselben Farbe. Ehe man zum Virgen kommt, passirt man Calville, das einst eine hoffnungsvolle Niederlassung war, nun aber aus nichts mehr als Ruinen besteht. Es lag an der Südbiegung des Colorado und am Endpunkt der Schifffahrt, an einem Punkte also, der die natürlichen Bedingungen der Entwickelung eines größern Verkehrsmittelpunktes besaß. Das Land besiedelt sich jedoch zu langsam, als daß andere Niederlassungen als Forts und kleine Bergwerkscolonien schon zu gedeihen vermöchten. In dieser Gegend sind große Steinsalzlager vorhanden, die zum Theil bereits ausgebeutet werden; ihr Product wird bei der Reduction der Erze in Nevada und Arizona verwendet. Die Expedition überschritt hier den Colorado, um das Ostufer zu untersuchen, und passirte auf dieser Strecke denjenigen Theil des Colorado-Thales, der als Mohave-Thal bezeichnet wird. Sie fand hier Indianer vom Stamme der Mohaves, welche kleine Stücke Land anbauen, aus denen sie genug Melonen, Mais und Weizen gewinnen, um sogar das nahegelegene Fort Mohave mit diesen Artikeln zu versehen. Von hier aus schlug man den Rückweg über die früher fast ausschließlich begangene Straße über Chuckawalla, Los Toros und den Gorgonia-Paß nach S. Bernardino ein, welche heute nahezu verlassen ist und an deren Stelle gegenwärtig der Weg längs dem Mohave-Fluß immer mehr in Aufnahme kommt. Die Vernachlässigung der Brunnen auf dieser Strecke verursachte der Expedition erhebliche Schwierigkeiten, indem sie die Gewinnung genügend reinen Wassers in hinreichender Menge sehr erschwerte, doch langte sie endlich im September glücklich in S. Bernardino an. Beim Durchschreiten dieses südlichen Theiles der Mohave-Wüste hatte sie noch in dieser vorgerückten Jahreszeit in den tieferliegenden und, wie gewöhnlich, heißesten Strecken Temperaturen beobachtet, welche denen von über 38° C. im

C. Ohmann lith. — Chemigr. v. Kresing

Skizze eines Theils vom südöstlichen Californien, die Depression in der Colorado-Wüste darstellend. Aufgenommen unter Lieutenant Eric Bergland, 1876.

Schatten, die man im Juni gefunden hatte, wenig nachgaben.

Eine zweite Expedition zu demselben Zweck war im Frühling 1876 nach dem unteren Colorado entsandt worden und hatte von Los Angeles aus ihren Weg in südöstlicher Richtung genommen einer Linie entlang, die damals schon bis Whitewater von der S.-Pacific-Eisenbahn und von dieser Station aus bis Ehrenberg am Colorado von den Eilwagen (Stages) zweier verschiedener Linien befahren wurde. Das Reisen war dadurch erheblich erleichtert und besonders für die Wasserversorgung war durch Tieferlegen und Reinigung der Quellen und Teiche ungleich besser gesorgt als früher. Ende März erreichte man den Colorado gegenüber der Gila-Mündung und fand einen niedrigern Stand des Wassers, als zu irgend einer andern Zeit des Jahres beobachtet wird; die Schneeschmelze hat zu dieser Zeit weder im Quellgebiet des Colorado noch in dem des Gila begonnen und der Regenfall ist in beiden Flußgebieten im Frühling gering. Von diesem Punkte aus wurden einige Mitglieder der Expedition entsandt, um die Schlammvulcane zu untersuchen, welche circa 15 Kilometer südlich von dem erloschenen Vulcane Mount Purdy gelegen sind. Die ganze Gegend und selbst die Umgebung dieses Berges ist flach und mit Salzkrusten bedeckt und am Fuße des Mount Purdy fließt ein Bach, der völlig salzig ist. Die Schlammvulcane sind über eine Fläche von ungefähr 30 Aren zerstreut und erscheinen als Schuttkegel von 1 bis 2 Meter Höhe und $1^1/_2$ bis 6 Meter Durchmesser am Grunde. In einigen, deren Krater weit offen, sieht man den heißen Schlamm kochen und Blasen werfen, und in kurzen Zwischenräumen werden Schlammsäulen 1 bis 2 Meter hoch aus denselben emporgeschleudert, wobei indessen eine Regelmäßigkeit in der Dauer der Zwischenräume nicht zu erkennen ist. Die kleineren Krater haben auch nur kleine Oeffnungen an der Spitze, aus welchen beständig Schwefeldämpfe unter Zischen entweichen. Ungefähr im Mittelpunkte dieser Schlammvulcane liegt ein See, der mit demselben kochenden Schlamme angefüllt ist, und außerdem findet sich ein kleiner See klaren Wassers, das 38° C. warm ist, und eine klare Quelle von 82° C. Die Temperatur des kochenden Schlammes ist 99° C. und die Schwefeldämpfe sind annähernd ebenso heiß. Die Farbe des kochenden Schlammes ist schwarz, des trockenen grau; beim Erhärten scheint er Schwefel auszuscheiden, wie mit Schwefelkrusten bedeckte Hügel zu beweisen schienen, welche in der Nähe der Schlammvulcane gelegen sind und ein Aussehen haben, als ob sie von solchen aufgeworfen seien. Erdspalten, aus denen heiße Dämpfe entweichen, finden sich zwischen Mount Purdy und den Schlammvulcanen in größerer Zahl.

Nicht weit von der Gila-Mündung zieht vom Westufer des Colorado ein Thal erst nach Westen und dann nach Nordwesten in der Richtung des in der Colorado-Wüste liegenden Sumpfsees Dry Lake. Es ist der New River, ein Complex von Canälen, die bei ungewöhnlich hohem Wasserstande aus dem Colorado gespeist werden und in der trockenen Jahreszeit ihr Wasser verlieren, immerhin aber an der Menge der Mezquite-Bäume, die Boden und Abhänge bedecken, auch dann noch kenntlich sind, wenn sie Jahre lang trocken gelegen haben. Die Umgebungen dieses trockenen Flusses sind völlig flach und theilweise mit Dünensand bedeckt, der in einem Lager bei Indian Wells während eines Sturmes, durch welchen die Expedition drei Tage an diesen Ort gefesselt wurde, bis zu 1 Meter hohe Dünen aufwarf. Erst seit einigen Jahren übrigens sind die Dünen bis in diese Gegend gekommen, wo sie jetzt schon beträchtliche Hügel bilden. Die Richtung ihres Fortschreitens scheint die westliche zu sein. Der

Profil vom Colorado River nach Dry Camp längs des New River. (m = mile. Höhen in amerikanischen Fuß.)

Sand, mit dem bei jedem Sturm die Luft in diesen dürren Regionen sich erfüllt, ist kaum minder lästig als der Wüstensand, den der Samum vor sich hertreibt; er füllt Menschen wie Thieren Nasen, Augen und Ohren und macht oft genug jede Fortbewegung unmöglich.

New River mußte das Interesse der Expedition in hohem Grade erwecken, da derselbe einen natürlichen Canal für eine Wasserleitung nach den unter dem Niveau des Colorado und westlich von ihm gelegenen Landstrecken zu bieten schien, welche man dadurch aus dem traurigen Zustand der Vertrocknung und Versalzung herauszureißen und durch beständige Wasserzufuhr mit der Zeit sogar fruchtbar zu machen gedachte. Es wurden deshalb alle Nachrichten über den New River, die man erlangen konnte, mit Eifer gesammelt. Ihre Zusammenstellung ergiebt folgendes Resultat: Ein Profil von Fort Yuma, das in der Nähe der Abzweigung dieses Beckens gelegen ist, bis über Indian Wells hinaus zeigt einen beständigen Abstieg von dem erstern, welches bei 42 M. (137,9 F.) über d. M. gelegen ist, bis zu 11,5 M. (37,8 Fuß) unter dem Meeresniveau an einem Punkte, der circa 10 Kilometer westlich von Indian Wells gelegen ist und von welchem an ein starkes Steigen beginnt, das bis zum Kamm der im Westen vorgelagerten Sta.-Anna-Kette sich fortsetzt. Abgesehen von der Schwierigkeit, welche in der Thatsache sich entgegenstellt, daß ein Theil des New River, und zwar ein Theil seiner obern Hälfte, schon auf mexicanisches Gebiet fällt, scheint also eine künstliche Ableitung von Colorado-Wasser in die Depression westlich vom untern Colorado durch das Vorhandensein jenes zeitweilig angefüllten, gewöhnlich aber trockenen Flusses, des New River, in hohem Grade erleichtert, ja von der Natur selbst der Canal gegeben zu sein, in welchem dasselbe bewerkstelligt werden soll. Es unterliegt keinem Zweifel, daß bei sehr hohen Wasserständen, wie sie allerdings Reihen von Jahren hindurch nicht eintreten, überfließendes Wasser aus dem Colorado austritt, um im Bette des New River nach der westlich von hier gelegenen Depression zu fließen. Es liegt sogar eine Aussage vor, der zu Folge der New River nahe seinem Westende bei Indian Wells im Sommer 1862 etwas über 2 Meter tiefes Wasser geführt habe, und im selben Jahre soll in der Depression ein See von 90 Kilometer Länge und 45 Kilometer Breite gestanden haben. Bei solchen Hochwassern ist übrigens ein großer Theil der Ufergelände des Colorado zwischen ihm und dem Ostabfall des südlichen Endes der Sta.-Anna-Berge überschwemmt, um indessen bald wieder trocken zu werden, während in den tieferen Stellen des New River einzelne Tümpel sich länger als ein Jahr erhalten. Die Oberfläche des in Californien liegenden Theiles der Depression kann auf ungefähr 4000 Quadratkilometer (72 geogr. Quadratmeilen) geschätzt werden. Welche praktischen Schwierigkeiten einer solchen künstlichen Zuleitung sich entgegenstellen würden, bleibt erst noch näher zu untersuchen. Einstweilen läßt sich aus den bisher angestellten Versuchen, Bewässerungscanäle in diesen Gegenden anzulegen, so viel entnehmen, daß die Lockerheit des Bodens die Wände der Canäle leicht nachstürzen läßt und daß die immer weiter vorrückenden Dünen, über deren ziemlich rasches Vorschreiten auch hier die Berichte der längere Zeit im Lande Wohnenden übereinstimmen, durch ihre Sandmassen dieselben zu verschütten drohen. Man müßte also die Wände eines solchen Canales verschalen und dazu noch ihn bedecken. Dieses lehren wenigstens die weiter nördlich im Great Valley of the Colorado bei La Paz gemachten Versuche, wo ein mehrere englische Meilen langer Irrigationscanal angelegt wurde, um den stellenweise fruchtbaren Boden dieses Thales der Cultur zu gewinnen. Nicht bloß das Nachstürzen der Wände und die Sandwehen, sondern auch die Ueberschwemmungen des Colorado erschweren alle derartigen Unternehmungen in hohem Grade, denn dieselben sind gerade hier, im obern Theile des Unterlaufes, wo der Strom aus seinen Cañons, die ihn bis hierher einzwängten, mit großer Kraft hervortritt, doppelt stark und gewaltsam, und man weiß aus früheren Untersuchungen, daß die Ufer durch dieselben so außerordentlich veränderlich sind, daß, wie schon in dem Berichte der Ives' Colorado Expedition (1861) bemerkt wird, „eine genaue Beschreibung, die sich auf die Erfahrungen einer einmaligen Untersuchung stützt, nicht bloß im folgenden Jahr, sondern vielleicht schon nach dem Verlauf einer Woche oder eines Tages unrichtig befunden würde.“ Uebrigens kann von einer Ableitung des Colorado-Wassers in diesen höheren Theilen des Stromes in größerer Ausdehnung gar keine Rede sein, da die Ufer bis zur Gila-Mündung hinab noch immer von ziemlich hohen stellenweise über 1000 Meter ansteigenden Höhenzügen eingefaßt sind.

Beobachtungen über das Gefäll des Stromes ergaben 0,43 Meter per Kilometer im August in der Nähe von Stones Ferry, 0,24 bei Camp Mohave im September und 0,25 Meter bei Fort Yuma im März. Die Breite war am erstern Orte 146 Meter, am zweiten 340, am dritten 140. Die Wassermassen per Secunde 18 410 engl. Cubikfuß beim erstern, 11 623 beim zweiten, 7658 beim dritten Ort. Die Wassertemperatur des Stromes bestimmte man Ende August bei Camp Mohave durchschnittlich zu 24 bis 27° C. Wie sehr die relative Feuchtigkeit der Luft durch den Strom beeinflußt wird, zeigt die Thatsache, daß sie z. B. am 24. Juli bei Sonnenaufgang 0,399 am Ufer und 0,339 etwa 0,7 Kilometer von demselben entfernt, am 31. August zu derselben Tageszeit 0,51 am Ufer und 0,428 auf einer Mesa 1,30 Kilometer vom Strom entfernt betrug.

Was nun die praktischen Schlüsse betrifft, welche mit Beziehung auf die oben erwähnte Frage der Verwandlung von Depressionen des Colorado-Gebietes in Seen aus diesen Beobachtungen sich ergeben, so ist zunächst hervorzuheben, daß allerdings die Wassermassen, die der Colorado per Secunde vorbeiwälzt, nicht einfach zu entnehmen sind aus den oben angegebenen Zahlen, die auf einmaligen Beobachtungen beruhen, und zwar auf Beobachtungen, welche vorwiegend in Zeiten niedern Standes gemacht wurden; berechnet man die Maxima, die aus dem bekannten höchsten Stande des Stromes folgen, so findet man, daß dieselbe 49 849 engl. Cubikfuß per Secunde bei Stone's Ferry betragen würde, und daß die Wassermasse bei Fort Yuma sich bei Hochwasserstand verdoppelt und bei Camp Mohave verdreifacht. Man kann also wenigstens für einen Theil des Jahres mit größeren Wassermassen rechnen, als die obigen Beobachtungen auf den ersten Blick annehmen zu lassen scheinen. Eine andere Frage ist aber, ob selbst mit diesen Wassermassen, wenn sie in die Depression der Colorado-Wüste geleitet würden, eine erhebliche Aenderung des Klimas zu erzielen wäre. Man würde einen See oder eine Reihe von Seen von etwa 2500 Quadratkilometer Gesammtoberfläche herstellen können, und diese Wasserfläche würde bei Niederwasser erheblich einschrumpfen, um bei jedem Hochwasser wieder erneuert zu werden, aber ihre Verdunstung würde nicht genügen, um das Klima erheblich feuchter zu machen, als es jetzt ist; denn in Süd-Californien allein ist eine Fläche von 114 000 Quadratkilometer (über 2000 geogr. Quadratmeilen) fast durchaus wüstenhaft. Der künstliche See wäre nichts als eine Oase in dieser Wüste und die Sandwehen würden ihn mit der Zeit ebenso einengen und am Ende ganz verschütten, wie sie es schon mit zahlreichen anderen Oasen derselben Region gethan. Daß dagegen in der gewiß nicht fernen Zukunft,

welche auch diesen Theil der Vereinigten Staaten dichter bevölkert und eindringender ausgebeutet sehen wird, jeder Cubikfuß Wasser, sei es des Colorado oder irgend eines Nebenflusses oder selbst einer Quelle, einen hohen Werth erwerben muß und besonders für den Betrieb des Bergbaues und der Viehzucht, die beide hier am meisten Aussicht haben dürften, steht außer Zweifel; im Hinblick auf diese Bedürfnisse wäre die Ableitung einer größern Wassermenge in die Wüste zum hypothetischen Zweck einer Klimaverbesserung gegenwärtig nicht einmal klug zu nennen.

Abnorm gefärbte Menschen.

Von **Dr. Pechuel-Loesche.**

Der in Nro. 2 des laufenden Bandes des „Globus“ veröffentlichte Aufsatz „Scheckige Menschen“ berührt eine Frage, zu deren Beantwortung auch die folgenden Notizen beitragen mögen.

Die von G. Rohlfs ausgesprochene Ansicht, daß aus der Vermischung schwarzer und weißer Racen zuweilen auch scheckige Menschen hervorgingen, ist, soviel mir bekannt, durch nichts begründet, auch nicht von anderer Seite bekräftigt worden. Wohl aber liegen Beobachtungen vor, welche die Fleckenbildung als eine durch andere Einflüsse bedingte Erscheinung, als einen partiellen Albinismus, erkennen lassen. Nicht immer ist dieser angeboren, sondern mag sich in verschiedenen Abstufungen, in irgend welchem Lebensalter entwickeln, und später sogar wieder verschwinden.

Einige interessante Kreuzungsresultate zwischen einem Portugiesen und einer Mulattin habe ich schon an anderer Stelle erwähnt [1]), wie auch die Thatsache, daß Negerinnen während der Zeit der Menstruation eine dunklere Hautfarbe annehmen. Gewisse Ceremonien und Gebräuche in Loango geben dem Eingeweihten ein sicheres Urtheil über Eintritt und Verlauf von sonst verheimlichten Vorgängen; die Benutzung einer Farbenscala schützt gegen subjective Täuschungen. Bei manchen der Mädchen bemerkt man bald viele, bald wenige unregelmäßige und verschieden große Flecke, namentlich im Gesicht und auf der Brust, welche um eine oder einige Schattirungen heller sind, als die übrige Haut, und welche während der Menstruation nicht dunkler werden, und dann natürlich um so schärfer hervortreten. Von fern sind diese Flecken kaum wahrzunehmen; da dieselben aber entschieden heller sind als andere Partien, da ihnen also die gleich dunkle Pigmentirung fehlt — die Oberhaut wurde durchaus gesund und von gleicher Textur wie an den normal gefärbten dunkleren Stellen befunden —, so darf man dieselben immerhin als Anzeichen eines localen und sehr schwach ausgeprägten Leucismus auffassen.

Nun scheinen aber diese Flecken keineswegs beständig zu sein, weder in ihrer Vertheilung noch in ihrer Zeitdauer. Bei älteren Personen wurden dieselben sehr selten wahrgenommen, gar nicht bei Kindern unter etwa zehn bis zwölf Jahren, ferner nur selten bei Knaben, welche letzteres Alter überschritten hatten; sie sind also vorzugsweise dem weiblichen Geschlechte eigenthümlich während einer gewissen Entwickelungsperiode. Unter den wenigen an der Küste lebenden Europäern — nicht aber unter den Negern — ist der Glaube verbreitet, daß diese milde Fleckenbildung ein Resultat sexueller Krankheit sei; diese Annahme konnte jedoch in keinem Falle begründet werden.

Aehnliche schwache Mißfärbung beobachtete ich auch in den selbstverständlich ungleich helleren Gesichtern der Umwohner der Beringstraße; der landesübliche Schmutzüberzug derselben beeinträchtigte jedoch ein schärferes Erkennen, und die Fellkleidung beschränkte die Prüfung auf Kopf und Hände. Es ist möglich, daß in allen diesen Fällen auch nur eine der unsern analoge Sommersprossenbildung vorliegt.

Aenderung der Hautfarbe am ganzen Körper tritt jedoch auch bei Negern ein mit den verschiedenen Lebensaltern und unter mancherlei anderen Einflüssen. Die Jugend mit ihrer Fülle, mit ihrer gespannteren elastischen Haut, wird immer vergleichsweise heller sein, als das Alter mit seiner welkeren, verschrumpften Epidermis. Selbst jugendliche Individuen, welche aus den Dörfern nach Factoreien übersiedeln, und in Folge reichlicherer oder doch besserer Ernährung mehr Fleisch ansetzen, und eine fettreichere Körperdecke erhalten, werden sehr bald um eine Schattirung heller.

Doch auch andere, tiefer eingreifende Entwickelungsvorgänge bedingen eine merkbare und zuweilen sehr auffallende Wandlung der Hautfarbe, die dann allerdings speciell durch einen Wechsel der Pigmentirung verursacht scheint. Ein junges noch nicht menstruirtes Mädchen hatte eine Färbung wie Nro. 2 der Farbenscala von Fritsch [1]), welche später bedeutend und während der Menstruation zeitweilig bis zu Nro. 3 und Nro. 7 derselben Scala dunkelte. Im nächsten Jahre, als sie sich verheirathet hatte und hochschwanger war, zeigte dieselbe Person eine so helle Hautfarbe, daß diese sich am nächsten zu Nro. 6 der erwähnten Scala stellte. Diese außerordentlich zu nennenden Veränderungen geschahen in einem Zeitraum von sechszehn Monaten, bei ungestörtem Wohlsein. Aehnliche Vorgänge, bis zur krankhaften Erscheinung gesteigert, kennen wir auch an Europäerinnen.

Selbst eine so entschiedene und scharf meßbare Farbenwandlung kann kaum überraschen, wenn man bedenkt, daß der Pigmentirungsproceß in voller Ausdehnung erst nach der Geburt beginnt, da auch die Kinder der Neger sehr hellfarbig, rosig-bräunlich und zuweilen fast rosig-weiß, wie Kinder der Europäer, geboren werden. Einige dunklere Flecken zeigen sich häufig schon an einzelnen Partien des Körpers, doch erlangt dieser seine normale Färbung erst nach Wochen. In gewissem Sinne könnte man also anführen, daß Negerkinder als Albinos zur Welt kämen, die häufig schon mit dunkeln Flecken versehen wären.

Diese Färbung mag aber total oder partiell dem Individuum für längere Zeit, für Jahre, selbst für das ganze Leben verbleiben; dann liegt eine Hemmung der Pigmentablagerung vor, welche durchaus nicht von einem leidenden Zustande der Person begleitet zu sein braucht, so wenig wie im entgegengesetzten Falle, wenn eine zu starke Beförderung der Pigmentablagerung ein tieferes Dunkeln der Haut verursacht. In anderen Fällen tritt erst später, bei schon ausgefärbten Individuen, eine Rückbildung ein. In Folge

[1]) Indiscretes aus Loango. Ethnolog. Zeitschrift von Bastian und Hartmann 1878, Heft 1.

[1]) Die Eingeborenen Südafrikas.

innerer Vorgänge, oder rein äußerlicher Hautkrankheiten verschwindet die Pigmentirung wieder von einzelnen Stellen, oder von der ganzen Körperdecke, für schwankende Zeiträume, oder auch für immer. Also durch Hemmung wie durch Beförderung der Pigmentablagerung einerseits, wie durch Entfärbung dunkler Haut andererseits, mögen Abstufungen von außerordentlicher Mannigfaltigkeit hervorgerufen werden, von der mildesten bis zur schärfsten Fleckenbildung, an einzelnen Theilen oder am ganzen Körper, bis zum gleichmäßigen gelinden Farbenwechsel und ausgeprägten totalen Leucismus. Letzterer ist in seiner vollkommensten Form wohl als eine Folge krankhafter Fötation zu betrachten, und ist dann gewöhnlich verbunden mit ebenfalls abnormer Färbung der Haare und Augen und einem leidenden Zustande des ganzen Organismus.

Schon Battel, welcher zu Ende des sechszehnten Jahrhunderts Westafrika und auch Loango besuchte, erzählt, daß die Negerweiber zuweilen weiße Kinder gebären, welche dem Könige als Zauberer dienten und Dondos genannt würden. Richtiger klingt der Name ndundu, in gutem Fiote muntu mu ndundu (Mensch seltener), welcher zuweilen auch noch den Europäern beigelegt wird, während ein Mulatte muana mundelle (Kind des Weißen) heißt. Tuckey (S. 108) sah am Congo verschiedene Neger, deren Hände vollständig gebleicht waren, wie in Folge einer Verbrühung; er scheint diese Thatsache sich aus einer ziemlich verbreiteten Hautkrankheit zu erklären, welche namentlich den Handgelenken anhaftete und von ihm mit der Krätze verglichen wird. Auf Seite 383 wird ferner mitgetheilt, daß ein Würdenträger seine etwa zwölfjährige Tochter mit sich brachte, deren Haut vollständig weiß, aber von blasser kränklicher Farbe war, während im Uebrigen das Mädchen kräftig und gesund erschien.

Auch Douville, allerdings nicht der sicherste Gewährsmann, spricht vom Sohne einer Negerin und eines Mulatten, dessen Augen roth, dessen Körper schwarz und weiß gefleckt war, der das Sonnenlicht nicht vertragen konnte, nur Abends ausging, schwach, hinfällig und furchtsam war.

Monteiro sagt in seinem interessanten Werke [1]) speciell, daß Albinos in Angola keineswegs ungewöhnlich seien, und bezeichnet sie als abschreckend aussehende Creaturen mit schmutzig weißer, krankhafter und verschrumpfter Haut. Burton — denn dieser ist doch wohl der Verfasser des unten angeführten Werkes —, der, so weit eigene Erfahrung in Betracht kommt, wohl umfassendste Kenner Afrikas, sah in Accra [2]) einen zweifarbigen Neger, dessen ungesunde röthlich weiße Haut mit tief schwarzen Flecken gezeichnet war, dessen Haar ein stumpfes todtes Gelb, dessen „Pupillen" ein leichtes Braun hatten. Einige Jahre vorher war derselbe Mann noch ein vollkommen normal gefärbter Neger gewesen, war dann allmälig zu einem weißen Mann geworden und erlangte gerade zur Zeit der Beobachtung seine Pigmentirung in so auffälliger Weise wieder zurück. Der Autor sah später ähnliche Individuen am Beninflusse und einen so gezeichneten Häuptling auch in Batanga.

Ich selbst sah in Afrika meinen ersten gefleckten Neger im December 1874 in der Station Tschintschotscho. Ein kräftiger, gesunder Mann in den besten Jahren, hatte er an den Unterarmen, Händen und Unterschenkeln viele unregelmäßig geformte kleine und größere Flecken, welche fast rein weiß erschienen, bei genauer Besichtigung jedoch ein stumpfes Gelbbraun erkennen ließen, das an den Rändern ganz allmälig in die normale Hautfarbe überging. Das betreffende Individuum sowohl wie andere gleichzeitig Befragte und endlich auch später noch an verschiedenen Orten Examinirte legten der Sache nicht die geringste Wichtigkeit bei, konnten mir nicht einmal einen besondern Namen für diese Erscheinung angeben, und sagten einstimmig aus, daß dieselbe beliebig einträte und verschwände und nicht als Krankheit betrachtet würde. Aehnlich scheckige Neger männlichen und weiblichen Geschlechtes habe ich in früheren Jahren sowohl in den Vereinigten Staaten wie auf den Westindischen Inseln gesehen; besonders eine junge, sehr hübsche und durchaus gesunde Sklavin, die Kammerzofe der Tochter einer angesehenen Familie auf Cuba, war in milder Form mit einer Regelmäßigkeit gefleckt, die frappant an die Zeichnung des Jaguars erinnerte.

Ein kräftiger Mann im Dorfe Tschisanga in Yumba erschien (1876) namentlich am Oberkörper dicht getüpfelt wie ein Fliegenschimmel. Die Tüpfel waren höchstens so groß wie ein Zehnpfennigstück, hell röthlichgelb im Centrum und an den Rändern scharf braun von der dunkeln Haut abgesetzt. Es waren Pockennarben, die ihm als eine Erinnerung an die Krankheit verblieben waren, welche er zur Zeit der großen Epidemie 1873/74 glücklich überstanden hatte. Vielleicht würden ähnliche Fälle öfter beobachtet werden können, wenn nicht die meisten Eingeborenen eben dieser Krankheit gewöhnlich rettungslos erliegen würden. Die Narben sollten ursprünglich ganz weiß gewesen sein und schon bedeutend gedunkelt haben. Ein intelligenter Engländer hat es übernommen, diesen Mann sowie einen gleich zu erwähnenden Knaben im Auge zu behalten und den Proceß der wiederkehrenden Pigmentirung zu beobachten.

Der Knabe, Bingana, etwa zwölf Jahre alt, Sklave und Diener der Prinzessin Mpemba in Mambi (Yumba), kerngesund und wohlgeformt, von normaler dunkler Hautfarbe, war mit fünf thaler- bis handtellergroßen, sehr hellen, fast rein weißen Flecken (als wenn unter der Oberhaut weiße Oelfarbe hervorschimmerte) gezeichnet, deren Ränder ausgezackt und verwaschen erschienen. Einer derselben befand sich auf der linken Schulter, drei auf der Brust und der letzte auf der linken Hüfte. Die Flecken hatten sich vor einigen Jahren (ebenfalls vor der großen Pockenepidemie) allmälig gebildet und sollten schon wieder bedeutend kleiner geworden sein. Eine diese Rückbildung etwa verrathende Mißfärbung der Umgebung war nicht zu bemerken, auch zeigte die Haut überall dieselbe Glätte und Weichheit. Druck schmerzte nicht und brachte keine Farbenveränderung hervor. Die drei Flecke auf der Brust wurden in Papiermustern genau nachgeschnitten, damit diese meinem Beauftragten zur Controle etwa eintretender Größenwandlungen dienen möchten.

Einen vollkommenen Albino afrikanischer Race habe ich nur einmal und zwar sehr flüchtig von fern gesehen. Es war ein Mädchen aus dem Dorfe Filokumbi am Banya in Yumba, das ich während einer Canoefahrt aus weiter Entfernung mit verschiedenen Gefährtinnen im Flusse badend erblickte. Die Mädchen flüchteten eilig aufs Land und in die Büsche, dabei repräsentirte sich dies eine in so leuchtend heller Farbe, daß man es unbedingt hätte für eine Europäerin halten können. Nach der Landung waren die Flüchtlinge weder im nahen Dorfe zu finden, noch durch Rufe der Ihrigen herbeizulocken. Ich konnte nur in Erfahrung bringen, daß das interessante Mädchen so geboren sei, helle Haare habe und im Uebrigen normal weiblich ausgebildet und durchaus gesund sei. Fragen bezüglich der Menstruation wurden nicht beantwortet; verheirathet war das Mädchen noch nicht.

Im Gegensatze zu den hier aufgezählten Fällen habe ich noch einen Neger zu erwähnen, der häufig Landesproducte nach der englischen Factorei am Tschiloango brachte, und

[1]) Angola and the river Congo I, 272.
[2]) Wanderings of a royal fellow II, 156.

abweichend von allem sonst Gesehenen nicht die gewöhnlichen hellen inneren Handflächen und Fußsohlen besitzt, sondern solche, die genau gleichfarbig mit seiner normal dunkeln Haut sind. Die Schleimhäute des Mundes waren nicht mißgefärbt.

Wenn man nun in Betracht zieht, daß ich während eines zwanzigmonatlichen Aufenthaltes in Loango nur zwei Reisen von kurzer Dauer im Lande unternehmen konnte, den bei Weitem größten Theil dieser Zeit aber in Tschintschotscho und Umgebung verlebte, also eine verhältnißmäßig nur geringe Zahl der Einwohner Loangos kennen lernte, so ist man berechtigt, zu schließen, daß wenigstens partieller Leucismus dort zu Lande eine nicht zu große Seltenheit ist. Aus den angeführten Fällen aber — gegentheilige sind mir nicht bekannt — geht wohl genügend hervor, daß derselbe zu seiner Entstehung nicht einer Vermischung der schwarzen und weißen Race bedarf.

Abnorme Färbungen treten auch noch in anderer Weise auf. Die Augen der Neger sind dunkelbraun; niemals habe ich schwarze gesehen, wohl aber zwei Mal hellere. Die Augen der jungen Prinzessin Tschibila von Mbuku haben jenes eigenthümlich leuchtende, goldige Braun, das wir auch unter Weißen als große Seltenheit (und namentlich als besondere Schönheit an einer europäischen Fürstentochter) gebührend bewundern; ferner sind die Augen eines jungen Mannes im Dorfe Tschisamano unsern Tschintschotscho vollständig wasserblau. Das Sehvermögen ist bei beiden Individuen vortrefflich, auch sind diese sonst in jeder Beziehung normal gebildet, und sind überdies die beiden schönsten Typen ihres Volkes, die ich je gesehen.

Außerdem treten bei vollkommenen Negern auch abweichend gefärbte Haare auf. Einen recht dunklen Mann mit fuchsrothem Haar sah ich in Kinsembo, einen andern im Bonnyfluß, und einen Kruneger mit vollendet tornisterblondem Haarwuchs am Cap Palmas. Schweinfurth [1]) bemerkt ausdrücklich, daß er um Munsa's Residenz wenigstens 5 Proc. der Monbuttu blondhaarig fand. Er nennt diese zugleich die am lichtesten gefärbten Menschen, welche ihm, seit er Unterägypten verlassen, unter die Augen kamen. Das Blond vergleicht er jedoch nicht mit dem unsern, sondern bezeichnet es als von unreiner und wie mit Grau gemischter Färbung, dem Hanf vergleichbar. Er erwähnt jedoch auch, daß besonders hellfarbige Individuen in ihren Augen fast immer etwas Krankhaftes hatten und manche Merkmale von ausgesprochenem Albinismus erkennen ließen.

[1]) Im Herzen von Afrika II, 63, 107.

Nicht nur bei Afrikanern, sondern auch bei anderen Racen treten abnorme Färbungen auf. Appun [1]) erzählt von einer dem Stamme der Atorai angehörenden Indianerin, daß dieselbe veilchenblaue Augen gehabt habe. Mein Freund Dr. Buchner in München theilte mir mündlich mit, daß er auf Neuseeland Maori-Mädchen mit echt blondem Haare gesehen habe. Ich selbst lernte vor Jahren auf den Sandwich-Inseln eine junge Dame reiner Race kennen, welche blondes, etwas verschossen aussehendes Haar besaß, schwarze Brauen und Wimpern und warme stahlblaue Augen. Das eben so seltene wie schöne Rothblond der spanischen Creolin, dessen frappanter Contrast mit dem eigenthümlich durchsichtigen und doch dunklen Teint, wie mit Brauen und Augen, darf als etwas wohl sehr Abnormes hier ebenfalls angeführt werden.

Auch der Verfasser (Earl of Pembroke) der köstlichen „South Sea Bubbles" erwähnt verschiedene Male das hellfarbige Haar [2]) einzelner der Südseebewohner. Er spricht von den „flachshaarigen" Prinzen und Prinzessinnen von Huahina, und von dem „goldig braunen" Haar einiger Mädchen auf Samoa. Jedenfalls ist der vielgereiste englische Aristokrat wohl ein zu scharfer Beobachter, um nicht naturfarbenes von künstlich gebleichtem Haar unterscheiden zu können.

[1]) Unter den Tropen II, 581.
[2]) S. 76, 87, 227, 233.

Cypern.

II.

Ueber die Einwohnerzahl der Insel existiren fast nur unzuverlässige Angaben; neuere sind zwar vorhanden, beziehen sich aber nur auf die männliche Bevölkerung. Die 1841 vom Gouverneur Talaat Effendi angeordnete Zählung ergab 108 000 bis 110 000 Einwohner, davon 75 000 bis 76 000 Griechen, 32 000 bis 33 000 Türken (d. h. Mohammedaner), 12 000 bis 13 000 Maroniten, 500 römische Katholiken und 150 bis 160 Armenier. Nach einem Consularberichte des Herrn A. Caprera vom December 1846 soll sie damals 90 000 Köpfe (55 000 Griechen und 35 000 Mohammedaner) gezählt haben; Ritter giebt 1854 deren 110 000, der unzuverlässige Synvet (1871) 180 000 (120 000 Griechen, 55 000 Mohammedaner, 1250 Maroniten und 500 Europäer) an, während A. Ritter zur Helle von Samo (Das Wilajet der Inseln des Weißen Meeres in „Mittheilungen der K. K. Geographischen Gesellschaft in Wien", 1878, S. 114) gelegentlich seiner Reisen auf Cypern 1874 Erkundigungen einzog, welche auf 72 000 männliche Einwohner lauteten. Danach schließt er auf eine gesammte Seelenzahl von circa 144 000, worunter 44 000 Mohammedaner und 100 000 Christen. Da aber in solchen türkischen Volkszählungen die noch im Harem lebenden unerwachsenen Kinder männlichen Geschlechts nicht mitgerechnet zu werden scheinen, so könnte man getrost eine noch höhere Zahl von Mohammedanern herausrechnen. Durch die Güte des Herrn Dr. A. Mordtmann in Konstantinopel, eines der besten Kenner türkischer Zustände, erhielten wir soeben noch neuere Zahlen, welche, wenn man ihnen Glauben schenken will, darthun, welche schweren Verluste an Menschen (in Folge von Auswanderungen) die schon erwähnten Mißernten der letzten Jahre dem schönen Lande zugefügt haben. Der officielle Staatsalmanach für das Jahr 1294 (1877) giebt nämlich die Zahl der männlichen Bewohner auf 28 300, der Almanach für das Jahr 1295 (1878) auf 31 700 an. Selbst letztere Zahl würde noch bei Weitem nicht die Hälfte der für 1874 angegebenen männlichen Bevölkerung repräsentiren. Augenblicklich mag es also zwischen 60 000 und 70 000 Menschen auf Cypern geben, eine Zahl, welche durch die starken englischen Truppensendungen, die alsbald in Fluß gekommene bedeutende Einwanderung von Malta, Syra und

Alexandria her und besonders durch die nun günstiger sich gestaltenden Lebensbedingungen und Eigenthumsverhältnisse voraussichtlich sich rasch auf das erste Hunderttausend heben wird.

Unter der Herrschaft Venedigs, welches die Insel im Jahre 1571 an die Türken unter Sultan Selim II. verlor, soll dieselbe noch 860 Dörfer besessen haben; 1853 dagegen waren es nur noch 610, darunter 89 ausschließlich von Türken, 6 von Maroniten und 515 von Griechen und Türken bewohnte [1]). Nur zwei und ein halbes Jahrhundert blieben die Eroberer im ungestörten Besitze ihrer Beute; denn im Sommer 1832 besetzte Mehemed Ali Cypern und wurde 1833 vom Sultan förmlich damit beliehen; doch schon Ende des Jahres 1838 wurde diese Verpachtung durch einen Ferman aufgehoben, und von 1840 bis 1878 war die Insel wiederum directes türkisches Besitzthum, um jetzt hoffentlich für immer ihren Peinigern entwunden zu sein und zu bleiben.

Administrative Eintheilung. Unter türkischer Herrschaft gehörte Cypern zum Wilajet der Inseln des Weißen Meeres, welches bekanntlich außerdem die Inseln des Archipels und die troische Landschaft umfaßt. Auch ihm blieben die willkürlichen, unaufhörlichen Wechsel, welchen die innere Eintheilung des osmanischen Reiches in neuester Zeit ausgesetzt war, nicht erspart: seit Juli 1870 war es als selbständiges Sandschak oder Liwa (unter einem Mutessarif) von jenem Wilajet losgetrennt, um vor etwa zwei Jahren wieder dazugeschlagen zu werden. Es enthielt sechs Kazas oder Aemter unter je einem Kaimakam, nämlich Baso, Degirmenlik (Levkosia, Nikosia, Leskotscha), Tuzla (Larnaka), Limasol, Kerine (Kerynia, Kirne) und Ma'usa (Magusa oder Famagusta). Jetzt beabsichtigen die Engländer, welche vor Allem die Frage des Grundbesitzes — derselbe ist vielfach Staatseigenthum — durch einen Ausschuß englischer und türkischer Beamten regeln und den Bau von Landstraßen — von Eisenbahnen kann auf der bergigen Insel nicht viel die Rede sein — in Angriff nehmen wollen, Cypern in fünf Kreise (Larnaka, Baso, Chrysocho, Levkosia und Famagusta) zu theilen. An der Spitze eines jeden soll ein englischer Commissär und ihm zur Seite ein englischer Richter stehen. In kirchlicher Hinsicht bestehen nach zur Helle für die Christen vier Diöcesen, und zwar das Erzbisthum von Levkosia und die Bisthümer von Larnaka, Kerynia und Baso. Der gesammte Clerus soll sich auf mehr als 1700 Personen belaufen! Der Erzbischof ist das unabhängige, keinem Patriarchen unterworfene Haupt der Kirche dieser Insel und hat unter dem Beirath der drei Bischöfe das Abgaben- und Landesschulwesen der Christen zu ordnen.

Handel und Schifffahrt. Die hauptsächlichsten Producte Cyperns haben wir oben schon erwähnt. Ritter zur Helle (a. a. O. S. 207 ff.) theilt eine Uebersicht der Waarenausfuhr aus Cypern mit, wonach dieselbe 1873 sich auf den Werth von $40^1/_4$ Millionen Piaster belief, die Einfuhr dagegen nur auf wenig über 10 Mill. Unter den einzelnen Posten der Ausfuhr sind hervorzuheben: 500 000 Kilo Getreide im Werthe von $11^1/_2$ Mill. P., 1 000 000 Kilo Gerste (11 Mill. P.), 8000 Ballen Baumwolle (6 300 000 P.), 50 000 Kantar (à 400 Pfund) Johannisbrod (6 Mill. P.), 300 000 Ballen Krapp ($1^1/_2$ Mill. P.) u. s. w.

An der Einfuhr waren ihrem Werthe nach besonders betheiligt: Amerikanischer Leim (25 000 Stück für 1 275 000 P.), Zucker (250 000 Kilogramm für 1 136 364 P.), Leder, Lackleder und Häute (895 000 P.), Taback (für 855 000 P.), Reis (für 853 000 P.), Glaswaaren und Spiegel (für 800 000 P.), ferner Kaffee, Zitz, Eisen, Baumwollgarn u. s. w.

Ritter zur Helle theilt ferner (a. a. O. S. 209) Tabellen über die Schifffahrtsbewegung auf der Rhede von Larnaka für die Jahre 1870 und 1871 mit, aus welchen hervorgeht, daß unter den Dampfern die österreichisch-ungarischen (52 resp. 53 von 67 resp. 62), unter den Segelschiffen die türkischen (851 resp. 866 von 965 resp. 950) bei Weitem überwiegen, die englische Schifffahrt aber bisher durchaus unbedeutend und verschwindend gewesen ist, ein Verhältniß, welches sich naturgemäß alsbald ändern wird. Von Herrn Dr. Mordtmann in Konstantinopel erhielten wir nun nachstehende Tabellen neuesten Datums, aus welchen hervorzugehen scheint, daß nahezu die Hälfte des cypriotischen Handels bisher von österreichisch-ungarischen Schiffen besorgt worden ist. Allerdings ist dabei zu beachten, daß bisher die Lloyd-Dampfer die einzigen sind, welche regelmäßig zweimal im Monat Larnaka anlaufen. (Siehe Tabelle S. 126.)

Topographisches. Ueber die Hauptstadt der Insel, Levkosia (oder Nikosia oder Leskotscha), besitzt die deutsche Literatur unter Anderm [1]) eine interessante, reich illustrirte Monographie aus der Feder des Erzherzogs Ludwig Salvator von Toscana (Prag 1873; nicht im Buchhandel), aus welcher ein Theil der folgenden Daten stammt.

Levkosia liegt 147 engl. Fuß über dem Meere, 10 Fuß höher als die Umgebung. Alle Reisenden, die sie besucht, rühmen den eigenthümlich fesselnden ersten Anblick der Stadt, überragt von den zackigen Felsenrücken des nördlichen Küstengebirges, mit ihren alten Festungswerken, ihren hohen gothischen Kirchen [2]), ihren schlanken Minarets und den zahlreichen Palmen, welche sich einzeln und in Gruppen über die wirre Häusermasse erheben. Die drei Seemeilen lange Mauer, welche 1567 von den Venetianern erbaut wurde, umschließt ein vollständiges Kreisrund und ist mit 11 Bastionen versehen; freilich haben, wie zur Helle sagt, diese Befestigungen, ebenso wie die von Larnaka, Kerynia, Famagusta und Limisso (Limasol), heute beinahe nur für Photographen

---

[1]) Diese wie viele der unmittelbar folgenden Angaben stammen aus der erwähnten Publication des Ritters zur Helle. — Um den Abstand zwischen einst und heute zu ermessen, wollen wir hier nur zwei Citate neben einander stellen, welche uns in jüngster Zeit aufstießen. Bosio erzählt in seiner 1594 geschriebenen Geschichte, wie die Hospitaliter- (später Malteser-) Ritter nach der verhängnißvollen Schlacht von Tolemais unter ihrem Großmeister, de Villars, nach Cypern fuhren, und sagt von der Insel unter Anderm: „Cypern ist eine höchst edle und schöne Insel. — Sie ist sehr fruchtbar und hat Ueberfluß an Wein, Oel, Korn, Zucker, Honig und Baumwolle, und sie ist so köstlich und von solcher Annehmlichkeit, daß sie natürlich eine weichliche, weibische Bevölkerung erzeugt, aus welchem Grunde die Alten thörichter Weise sie als der Venus geweiht und heilig ansahen." Clarke (Travels I, p. 315) urtheilte dagegen vor 60 Jahren über Cypern: „Ackerbau vernachlässigt, Bevölkerung fast vernichtet, verpestete Luft, Unthätigkeit, Armuth und Verwüstung;" und Ritter zur Helle (a. a. O. S. 202) fügt hinzu: „Diese wenig schmeichelhaften Worte können auch jetzt noch von jedem Reisenden, welcher zu längerm Aufenthalte auf der Insel und namentlich im südlichen und östlichen Theile derselben sich entschließen muß, als treffend anerkannt werden; diese Eindrücke werden wo möglich noch verschlimmert durch die Strapazen und Mühseligkeiten, welchen man bei Durchforschung des Innern ausgesetzt ist; unerträgliche Hitze, Mangel an ordentlichen und reinlichen Unterkünften, die Plagen zahlloser Insecten aller Arten u. s. w."

[1]) Wir nennen außerdem „Franz von Löher, Cypern, Reiseberichte über Natur und Landschaft, Volk und Geschichte."

[2]) Cypern ist, nebenbei gesagt, das einzige Land, wo noch heutigen Tages mit Vorliebe der gothische Spitzbogen beim Bauen angewendet wird. Namentlich Levkosia besitzt noch viel gothische Häuser aus der Kreuzfahrerzeit, und die Einwohner haben sich mit der Zeit so daran gewöhnt, daß sie fortgesetzt in dem gleichen Stile bauen. Den Engländern behagt diese Geschmacksrichtung ebenso sehr wie der andere zufällige Umstand, daß St. Georg gleicherweise Schutzpatron Cyperns wie Englands ist.

Schifffahrt der cyprischen Rheden im Jahre 1876/1877 (d. h. vom 1. März 1876 bis zum 28. Februar 1877).

Flagge	Zahl der Schiffe			Tonnengehalt		
	Dampfschiffe	Segelschiffe	Total	Dampfschiffe	Segelschiffe	Total
Deutsche	—	1	1	—	192	192
Englische	1	5	6	395	1788	2183
Französische	2	3	5	1347	687	2034
Griechische	—	48	48	—	5460	5460
Italienische	—	11	11	—	2383	2383
Jerusalemer	—	3	3	—	225	225
Oesterreichische	52	10	62	62059	2997	65056
Samiotische	—	6	6	—	345	345
Türkische	—	939	939	—	17488	17488
Total	55	1026	1081	63801	31565	95366

Limasol.

Flagge	Dampfschiffe	Segelschiffe	Total	Dampfschiffe	Segelschiffe	Total
Englische	—	7	7	—	3148	3148
Griechische	—	91	91	—	10709	10709
Italienische	—	10	10	—	4853	4853
Oesterreichische	—	1	1	—	284	284
Rumänische	—	4	4	—	152	152
Russische	—	2	2	—	370	370
Samiotische	—	6	6	—	280	280
Türkische	—	624	624	—	15368	15368
Total	—	745	745	—	35164	35164

Famagusta.

Flagge	Dampfschiffe	Segelschiffe	Total	Dampfschiffe	Segelschiffe	Total
Griechische	—	19	19	—	723	723
Oesterreichische	2	2	4	1818	708	2526
Türkische	—	471	471	—	11195	11195
Total	2	492	494	1818	12626	14444

noch Werth. Drei Thore führen im Norden, Westen und Südosten aus der Stadt, nach Südosten das von Famagusta (Ma'usa Kapussi), nach Norden das von Kerynia, vor welchem das nur von Negern bewohnte Dorf Chioneti liegt, und nach Westen das Thor von Paphos (Baffo Kapussi), wo die Wasserleitung Arabahmet Su in die Stadt tritt. Mehr als die Hälfte des von der kreisrunden Mauer umschlossenen Areals wird von Gärten eingenommen, wo neben Gemüsen und Opuntien Orangen, Mandarinen, Limonen, Cedro, Aprikosen u. s. w. gedeihen und die Luft mit Wohlgerüchen erfüllen. Ueberall rauschen Brunnen und Leitungen, um denselben Wasser zuzuführen. Tripiotis ist der Name der Hauptstraße; alle Straßen haben Namen, die, gleichwie die Hausnummern, mit griechischer und türkischer Schrift angeschrieben sind. Die meisten Häuser sind nur aus Lehmziegeln erbaut, wovon das Tausend 100 Piaster kostet, so daß ein ganzes großes Haus auf nur 5000 Frcs. zu stehen kommt. Die Straßen sind eng, winkelig und unsauber, und nur in den verhältnißmäßig ausgedehnten Bazars, deren Zahl sich auf 23 beläuft, herrscht größeres Leben. Es werden dort neben europäischen Waaren aller Art auch einheimische Gold- und Seidenstickereien feilgeboten; die griechischen Schneider dort sind schon im Besitze einiger Nähmaschinen. Von hohem Interesse aber sind vier Moscheen, welche aus einstigen gothischen Kirchen umgewandelt worden sind; vor allem die einstige Krönungskirche der cyprischen Könige, die Hagia Sophia, einst eine dreischiffige, zum Theil dachlose Kirche von schönen Verhältnissen und mit zierlichem Außenschmuck, auf deren

beiden Thurmansätzen sich jetzt Minarets erheben; ferner das Baptisterium mit schönem Portal, die Haider Pascha Dschamisi, einst St. Katharinenkirche, und die Emerghé Dschamisi, früher S. Nicolo. Außerdem zählt man noch zehn moderne Moscheen; bei der Serai Dschamisi steht noch die Venetianersäule, auf welcher stets zahlreiche Raben sitzen, und ein antiker Sarkophag. An Kirchen zählt die Stadt eine katholische, eine armenische und zehn griechische, darunter die des H. Lukas mit dem Bischofsthrone. Die letzteren sind meist mit Herbergen verbunden, haben aber zum Theil keine Thürme, deren Erbauung erst seit dem Jahre 1856 gestattet ist. Ferner existirt ein griechisches Kloster, Makara, und ein katholisches, Sta. Croce, mit fünf Mönchen, welche schöne Orangengärten besitzen. Das große Seraï, die frühere Residenz des Paschas und Gouverneurs der Insel, ist ein alter venetianischer Palast, über dessen Eingang sich das Wappen der Republik erhalten hat; es umschloß unter türkischer Herrschaft das Centralgefängniß für das türkische Asien. Sonst besitzt die Stadt ein Militärspital, ein Telegraphenamt (der Draht geht nach Ladikie in Syrien hinüber), einen erzbischöflichen Palast, der als klosterartig und sehr schlicht eingerichtet geschildert wird, Knaben- und Mädchenschulen, auch türkische Medresses mit kleinen Bibliotheken, 8 Bäder, nur ein Gasthaus („Alla Speranza"), 5 Chans und 23 Bazare. Als der Erzherzog Levkosia besuchte, befanden sich daselbst 300 Knaben, welche sich zu Priestern bestimmt hatten, und 50 Seminaristen.

Die Zahl der Einwohner soll 20 000 betragen (meist wird sie aber nur zu 12 000 bis 13 000 angenommen, so von Seiff, zur Helle, Zwiedinek von Südenhorst, von Löher), darunter über die Hälfte Türken und Neger, etwas weniger Griechen, wenige Armenier, 80 bis 90 Katholiken und gar keine Juden. Nach v. Löher soll jetzt die griechische Bevölkerung der türkischen gleichkommen, ja das Griechenthum soll sprachlich überwiegen. Man versteht es überall und spricht es sogar in den meisten türkischen Häusern. Es giebt sogar viele Mohammedaner, welche heimliche Christen sind, das Kreuz schlagen und ihre Kinder taufen lassen. Feiern doch die Türken hier nicht den Freitag, sondern den Sonntag.

Levkosia war Sitz des Paschas und eines Kaimakams (für die Truppen) und ist es noch für den griechischen Erzbischof, den Klosterabt von Kikko (tu Kykku), einen armenischen Archimandriten und den griechischen, österreichischen und französischen Consularagenten. Wichtige Industriezweige sind Reinigen der Baumwolle, Kattunweberei, Gewinnen und Spinnen der Seide, Verfertigung von Säcken, Decken u. s. w., Färben und Bedrucken weißen englischen Kattuns. Exportirt werden bedruckter Kattun, Seide, Veilchensyrup, Pferdezäume und Lammsfelle.

Larnaka, an Stelle des altphönikischen Kition, vom griechischen λαρναξ = Grab benannt, leitet seinen Namen von den antiken Gräbern her, auf welchen es zum Theil erbaut ist. Bei den Türken heißt die Stadt Kasaba Tuzla, d. h. Salzgrubenort. Das Landen auf dieser Hauptrhede der Insel ist namentlich im Winter oft sehr beschwerlich und zu Zeiten fast unmöglich. „Auf der flachen, dürren Küste — schreibt Seiff, Reisen in der asiatischen Türkei, S. 76 — dehnt sich dicht am Meere, von dessen Wogen fast bespült, langgestreckt die unregelmäßige Häusermasse der sogenannten Marina aus, während die eigentliche Stadt Larnaka ungefähr 20 Minuten weiter landeinwärts liegt. — Kein schattiger Baum, kein grüner Busch erfreut das Auge, nur die flachen Dächer des westlichen, von den Türken bewohnten Stadttheiles werden von den dürftigen Blätterwedeln einer Anzahl Dattelpalmen überragt, denen man es ansieht, daß auch sie nur eingewanderte Fremdlinge sind. Die nächste Umgebung der Marina wie der Stadt ist im Wesentlichen flach und kahl, obwohl nicht unfruchtbar. In weiterer Entfernung begrenzen niedrige, ebenfalls völlig kahle Hügel die Aussicht, und nur in westlicher Richtung erhält das Bild einigen Reiz durch den hohen, schroffen Felsenkegel des Monte Croce, dessen Gipfel ein Kloster krönt, sowie durch einige andere Vorberge des Troodos, des Hauptgebirgsstockes der Insel." Die Stadt einschließlich der Marina soll 5000 bis 6000 Einwohner haben, ist dabei aber ziemlich todt und reizlos.

Von den öffentlichen Gebäuden — sie besitzt 3 Moscheen, 4 Kirchen, 3 Bäder und 2 Klöster — ist das einzige beachtenswerthe die mehr alte als schöne griechische Kirche des H. Lazarus aus dem 10. oder 11. Jahrhundert. Die Lage ist wegen der umgebenden Sümpfe keine sonderliche und fieberfreie. Dem englischen Consul R. H. Lang gelang es, während seines dortigen Aufenthaltes durch öffentliche Subscription den bösesten der beiden Sümpfe urbar zu machen und der Stadt in eisernen Röhren Wasser zuzuführen, wodurch sich der Gesundheitszustand bedeutend besserte. Die Engländer werden nicht zaudern, diese Arbeiten sofort wieder aufzunehmen und zu vollenden. — Unger und Kotschy machten in Larnaka eine interessante Beobachtung. Dort, wie in Paphos, dem Hauptheiligthume der Liebesgöttin, finden sich in den ersten Monaten des Jahres ungeheure, oft halbmannshohe Massen von Schaum am Strande, welcher sich bei mikroskopischer Untersuchung als aus Myriaden von Eiern einer kleinen Krabbe (Pilumnus hirtellus), verbunden durch verwesende Ueberreste einer Schleimalge (Palmella Ungeriana) und zweier Krabbenarten, bestehend herausstellte. Ein Cubikzoll enthielt über eine Million Eier! Jene beiden Naturforscher sprechen deshalb die Vermuthung aus, daß die Beobachtung dieses Phänomens Anlaß gab zu jener Benennung der Gottheit der Liebe und Fruchtbarkeit als Aphrodite, der „Schaumgeborenen" (falls anders die Ableitung des Namens von ἀφρός und δύω richtig ist).

Famagusta. Kein Stadtname hat größere Wandlungen durchgemacht und hat unter der Sucht des Volkes, zu etymologisiren, mehr sich verändert als dieser. Im Gegensatze zu der wahrscheinlich ältesten phönikischen Ansiedlung auf Cypern, Amathus oder Chamath, d. i. Festung, erhielt eine spätere Gründung auf dem Boden des heutigen Famagusta den nur in assyrischen Inschriften vorkommenden Namen „Amtichadasti", d. i. „neue Festung", der, viele Jahrhunderte im Verborgenen fortlebend, bei Ptolemäus in der griechischen Form Ἀμμόχωστος, „die Sandverschüttete", vorkommt, so gleichsam das Schicksal, was ihrem Hafen 13 Jahrhunderte später von den Türken bevorstand, andeutend. Daraus machten dann die Venetianer mit Anklang an fama und augusta Famagusta, was die Türken ihrerseits zu Ma'usa (Magusa), d. h. die starke, feste, abschwächten. (Vergl. H. Kiepert, Lehrbuch der alten Geographie, S. 134.) Heutigen Tages ist Famagusta eine durchaus unbedeutende Ortschaft: sie zählt nach zur Helle 150 Häuser, 1 Moschee, 1 Bad und 650 türkische Einwohner. Der Hafen ist zerstört, versandet und verschüttet; von den 32 Hectaren, welche er jetzt umfaßt, sind kaum zwei noch zur Aufnahme von kleinen Schiffen brauchbar. Die Außenwerke der Festung — schreibt Seiff — sind noch wohl erhalten, das Innere aber ist wenig mehr als eine große Ruinenstätte, einschließlich der Besatzung von kaum 200 bis 300 Türken bewohnt, deren elende Hütten sich, neben der ungewöhnlich großen Zahl zierlicher gothischer Kirchen und Palastruinen der einst blühenden Hafenstadt, wunderlich genug ausnehmen. Die schönste und besterhaltene jener Kirchen, die ehemalige Kathedrale, in welcher sich die Könige von Cypern, bis zur Eroberung der Festung durch die Genuesen (1373), als Könige

von Jerusalem krönen ließen, ist jetzt in eine Moschee verwandelt. Dabei ist die Stadt von Sümpfen umgeben, welche auf den Gesundheitszustand der Einwohner vom schlimmsten Einflusse sind. Von den verschiedensten Seiten und schon vor Jahren ist darauf hingewiesen worden, daß hier in Famagusta mit verhältnißmäßig geringer Mühe sich ein vortrefflicher geräumiger, durch zwei kleine vorliegende Inseln geschützter Hafen herstellen ließe, dessen Umfang z. B. Collas auf 60 Hectaren angiebt. Neuerdings machten dann berufene Stimmen darauf aufmerksam, daß Famagusta eine weit bessere Flottenstation abgebe als die jetzige Hauptrhede Larnaka, und die englische Regierung scheint der gleichen Ansicht zu sein. Denn schon sind Nachrichten eingetroffen, wonach die Engländer angefangen haben, sowohl die mit Trümmern angefüllte Citadelle als auch den mit Sand verschütteten Hafen auszuräumen. Famagusta ist also der erste Ort auf Cypern, welchem der Besitzwechsel zu Gute kommt. Wird dem Orte, welcher zur Hauptstadt eines der fünf cypriotischen Kreise designirt ist, außerdem auch die Wohlthat einer Quellwasserleitung und der Austrocknung der Moräste zu Theil, so scheint nichts im Wege zu stehen, daß Famagusta wieder wird, was es in venetianischen Zeiten gewesen ist, eine gesunde, angenehm zu bewohnende, blühende Stadt von 30 000 Einwohnern oder mehr.

Wir hätten diesem kurzen Abriß noch mancherlei über die Klöster, die interessanten Burgen und Burgruinen und die antiken Bauwerke der Insel hinzuzufügen, über die Schätze, welche Cesnola's und Lang's Ausgrabungen zu Tage gefördert haben u. s. w. Aber wir müssen uns begnügen, deshalb auf die Quellenwerke von Unger und Kotschy und Cesnola zu verweisen, um in der nächsten Nummer unserer Zeitschrift einem Autor, der die Insel wiederholt selbst bereist hat, zur Schilderung seiner Reiseerlebnisse und -Beobachtungen das Wort zu geben: wir beginnen in Nro. 9 den Abdruck des hochinteressanten vorläufigen Berichtes, welchen Dr. Paul Schröder, Dragoman der Kais. Deutschen Botschaft in Konstantinopel, über seine zweite Reise auf Cypern im Jahre 1873 niedergeschrieben hat.

Von Interesse mögen hier nur noch einige Urtheile über das cypriotische Volk sein, mit denen wir schließen. Ihr Landsmann, der auf deutschen Universitäten gebildete Archimandrit Hieronymus Myriantheus, nennt in einer Zuschrift an die „Times" die Griechen der Insel „eine intelligente, arbeitsame, geduldige und sehr religiöse Race"; und Seiff (a. a. O. S. 84) sagt darüber: „So weit ich mit den Bewohnern in Berührung gekommen bin, habe ich dieselben sowohl in den Städten wie auf dem Lande stets freundlich, artig und gefällig gefunden. Ihre Lebensweise ist, wie die Bauart ihrer Häuser, durchgängig überaus einfach, ja auf dem Lande meist geradezu ärmlich, und läßt die Reinlichkeit der letzteren viel zu wünschen übrig. Da es nirgends Gasthöfe giebt, selbst in den Städten nicht, so ist der Reisende ganz auf die Gastfreundschaft angewiesen, die aber stets in bereitwilligster, ja nicht selten in liebenswürdigster Weise gewährt wird."

Aus allen Erdtheilen.

Vorurtheile gegen das Waschen.

A. Bastian erzählt in seinem neuesten Buche, „Die Culturländer des alten Amerika", I, S. 275, Folgendes: „Als bei meiner Rückkehr die Hausgenossen von dem Bad im Rio Poblanco (rechter Zufluß des Cauca oberhalb Antioquia) hörten, bekreuzten sie sich, denn sein Wasser werde ängstlich gemieden, weil Fieber zeugend. Solcher Weisheitssprüche laufen viele um. In Peru meint man, daß, wer von der Küste aus die Sierra besuche, sich acht Tage lang weder Hand noch Gesicht waschen dürfe. Da nun (bei meiner ersten Reise) einem solchen Zustand jeder andere vorzuziehen schien, verletzte ich diese Vorschrift und erregte dadurch nicht geringes Entsetzen unter den Gläubigen. Um das Wasser zu vermeiden, wird überhaupt gern jede Entschuldigung hervorgesucht, so daß das Waschen [1]) überall nur sparsam geübt wird. Ich hatte die Gewohnheit, so oft wir auf der Reise zu einem Halt kamen, mir als erstes ein paar Schalen oder Gläser kaltes Wasser über den Kopf zu gießen, und konnte sicher darauf rechnen, ebenso oft Tag für Tag den erschreckten Ausruf zu hören: No Hace daño? (wird es nicht schaden?), so daß ich immer die Antwort vorräthig hielt. „Washing my face created much speculation at the village of Las Minas," erzählt Darwin, der Gefahr lief, wegen solch mohammedanischer Reinigungen für einen Türken gehalten zu werden, nach der herrschenden Ansicht, daß alle Häretiker als Türken zu betrachten seien.

Wo im Kaukasus Bezirke der Christen und Mohammedaner zusammenstoßen, suchen die ersteren oft einen Ehrenpunkt darin, recht viel Schweinefleisch zu essen und viel Wein zu trinken, dagegen selten oder nie sich zu waschen, um sich so durch positive sowohl wie negative Beweise von den Mohammedanern zu unterscheiden. Ebenso betrachteten die Missionäre in Mexico die vielfach von der frühern Religion vorgeschriebenen Waschungen mit verdächtigem Auge und auch in Indien wurde oft gegen das Baden gepredigt, da der durch das Taufwasser Benetzte sich später um den Schmutz des Körpers nicht viel zu kümmern brauche, wofür die mitunter als Schweinepriester bezeichneten Priester oder Mönche mit gutem Beispiel vorangingen."

[1]) Ganze Wochen lang waschen sich die angesehensten Einwohner in Guatemala weder Hände, noch Gesicht, noch Zähne, und die geringfügigste Krankheit dient als Vorwand, um diese Operation aufzuschieben (Dunn 1827).

In Ecuador glaubt man nach Hassaurek allgemein, daß das Waschen des Gesichts mit kaltem Wasser Fieber und Rheumatismus erzeugt.

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 13, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band XXXIV. № 9.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
Begründet von Karl Andree.
In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von
Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig. Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1878.

Von Sir Forsyth's Gesandtschaftsreise nach Kaschgar.

VI.

In ganz Ostturkestan sind Lebensmittel überaus reichlich vorhanden und sehr billig. In Aksu kostet z. B. ein Schaf zwei Mark und in Jarkand gar nur eine drittel bis eine halbe Mark. Dabei sind die Thiere stark und wohlgenährt und gleichen durchaus nicht den kleinen mageren Schafen, welche in Indien zu ähnlichen Preisen verkauft werden. Achtzig Pfund Weizenmehl gelten gleichfalls zwei Mark, vierzig Pfund Mais eine halbe Mark, und dabei liegen noch weite Strecken fruchtbaren Landes aus Mangel an Bevölkerung brach. Pferde, Esel und Ochsen giebt es in großer Zahl. Die einheimischen Pferde sind kräftig und ausdauernd und tragen mit Leichtigkeit ein Gewicht von 250 Pfund. Die besten sind die, welche die Kalmücken bei Karaschar züchten. Ein Pferd kostet in Kaschgar im Durchschnitt etwas über 90 Mark. Die Kamele, von der zweihöckerigen Race, sind stark, tragen Lasten von 480 Pfund und sind gewöhnt, große Kälte- und Hitzegrade zu ertragen. Die meisten und besten kommen von Chotan. Die Esel tragen 150 Pfund und werden für den Verkehr zwischen den einzelnen Städten viel benutzt. Gleichfalls stark im Gebrauche sind die Karren, welche gewöhnlich von vier Pferden gezogen werden, 1800 Pfund im Durchschnitt tragen und auf nicht chaussirten Wegen etwa 3 engl. Meilen in der Stunde zurücklegen. Reitthiere sind so reichlich vorhanden, daß man selten einem Fußgänger begegnet; alle Leute sitzen auf Pferden, Kamelen, Ochsen oder Eseln. Gefüttert werden dieselben je nach der Jahreszeit mit Mais, Häcksel und grüner oder getrockneter Luzerne, welche letztere hier üppig gedeiht: ein und dasselbe Feld giebt im Jahr drei Schnitte, und eine einzige Pflanze hält drei Jahre aus. Alles Futter ist stets in solcher Masse vorhanden, daß die Thiere nie Mangel daran leiden. Umgekehrt haben wir nie einen durch Beleibtheit ausgezeichneten Menschen gesehen. Ob vielleicht die stete Ungewißheit und Unruhe, welche jede Existenz unter einer despotischen Regierung begleiten, vor unbequemem Embonpoint bewahren?

25. December. Heute Morgen in aller Frühe haben wir einer großen Truppenschau beigewohnt, und nach derselben gab uns der Befehlshaber der Artillerie ein wahrhaft luxuriöses Mahl. Als wir dann nach Hause zurückkehrten, fanden wir dort ein Weihnachtsgeschenk, bestehend aus einem lebenden Zehnender, mehreren Damhirschen, Schafen, einem prächtigen Fuchse, einem Fasanen u. s. w., vor. Unser Naturforscher, Stoliczka, hat als Geschenk für den Emir eine herrliche Vögelgruppe ausgestopft. Da die Leute jetzt wissen, wie viel Vergnügen wir an allerlei Gethier, lebendem oder todtem, haben, werden wir bald eine ansehnliche Menagerie zusammenhaben.

Heute Morgen kamen unsere eingeborenen Diener, welche die Bedeutung des Weihnachtsfestes für uns kennen, und brachten ihre Glückwünsche dar; die Soldaten reichten uns ihre Säbel hin, daß wir dieselben berührten, während die Civilisten eine Goldtilla in der Hand hielten, die wir nach den Regeln der landesüblichen Höflichkeit berührten und ihnen zurückgaben.

8. Januar 1874. Die Zeit verstreicht, ohne daß wir recht wissen, wie. Wir warten immer darauf, daß die Berathungen über den Handelsvertrag am Hofe des Emir ihren Abschluß erreichen. Ich benutze meine Muße, um Nachrichten von allerlei Art über das Land einzuziehen und dessen

neueste Geschichte zu schreiben. Ich sammele Documente über die vornehmsten Familien und studire die Gründe, welche dieselben an die erste Stelle emporgehoben haben; alle Gerüchte über Ereignisse in den Nachbarländern werden von mir verzeichnet. Die Mohammedaner hegen den festen Glauben, daß gewisse Zeitabschnitte bestimmt sind, große Dinge hervorzubringen; und zu diesen Perioden scheint auch das Jahr 1874, welches eben begonnen hat, zu gehören. Nach meinem Dafürhalten wäre das Wünschenswertheste für Turkestan der Frieden, welcher allein im Stande ist, zur Entwickelung seiner Verwaltung beizutragen. Eine vernünftige innere Politik, nach welcher übrigens der Emir mit Verständniß und Energie strebt, wäre der nützlichste Fortschritt für das Land.

Um die uns gelassene Muße auszufüllen, haben mehrere Mitglieder der Gesandtschaft gruppenweise sich zusammengethan und Ausflüge unternommen, welche der Emir gestattet hat, indem er erklärte, daß er volles Vertrauen zu uns habe, und seinen Offizieren befahl, für alle unsere Bedürfnisse Sorge zu tragen. Vor der schrecklichen Kälte im Gebirge kann er die Reisenden freilich nicht schützen.

9. Januar. Heute haben wir der Vorstellung eines Derwisch beigewohnt, welcher in allen Künsten der Derwische von Buchara bewandert zu sein vorgab und den Teufel aus

Musicirende Derwische in Kaschgar. (Nach einer Zeichnung Chapman's.)

einem Besessenen austreiben wollte, welcher die ihm zugedachte Rolle anscheinend nicht geneigt war zu spielen. Dabei benahm sich der Zauberer wie ein Taschenspieler, dessen Kunststücke von einem seiner Zuschauer enthüllt werden. Zuerst legte er ein spatenähnliches Instrument mit einem Loche, in welches ein als Griff dienender Stock gesteckt werden konnte, ins Feuer; dann stellte er eine kleine Schale mit Wasser neben seinen Patienten, bestrich dessen Leib mit einer Art Gabel und sang zu Ehren der Patriarchen mehrere Lieder, die er auf einem Streichinstrumente begleitete. In einförmigem Tone rief er dann die Hülfe aller Engel, Michael, Gabriel u. s. w., an. Nichts half. Dann nahm er das Eisen aus dem Feuer, packte es mit den Zähnen und tanzte um den angeblich Besessenen herum, steckte den Griff in das Eisen, nahm mehrere mächtige Züge Wassers und spie es auf letzteres, während der Kranke, ohne sich zu rühren, unter einem großen Haufen Kleider ruhig dalag. Endlich legten wir uns in das Mittel und befahlen dem Besessenen, aufzustehen und den Teufel herauszulassen, was er auch augenblicklich that. Der bestürzte Hexenmeister ließ sich rasch durch einige Geldstücke trösten.

Ferner hatten wir Gelegenheit, an Markttagen in Kaschgar musicirende Derwische zu beobachten, welche ihre Concerte öffentlich zum Besten gaben. Vambery sagt mit Recht, daß der Derwisch die wahre Personification des orientalischen Lebens ist: Faulheit, Fanatismus und Schmutz sind diejenigen Eigenschaften, welche ihn vor Allem auszeichnen und die er als Tugenden betrachtet und preist. Der Derwisch oder Bettler, mag er auch auf der untersten Stufe der socialen Leiter stehen, genießt oft mehr Ansehen als der Fürst, welcher über Millionen herrscht und über unermeßliche Schätze verfügt. Obgleich religiöser Enthusiasmus stets alle Hand-

lungen im Leben eines Derwisch zuerst beeinflußt und inspirirt, so kann man doch an der Handlungsweise dieser Leute genau den Einfluß messen, welchen der mohammedanische Glaube überall in den zahlreichen Staaten, wo der Islam herrscht, besitzt. So sehr sich auch der Emir Jakub bemüht hat, den Mohammedanismus in seinem Lande zu kräftigen, so hat das Volk doch etwas von den chinesischen Sitten bewahrt, hat die Strenge der mohammedanischen Tradition eingebüßt und ist stets geneigt, sich zu vergnügen und lustig zu sein. Deshalb haben die Derwische hier, um populär zu sein, sich genöthigt gesehen, gewissermaßen die Rolle der Troubadoure zu spielen: sie singen Lieder und Legenden, und wenn gerade kein Mollah oder Kasi in der Nähe ist, so lassen sie bald von den feierlichen Gesängen zu Ehren des Propheten ab und lassen lustige Melodien ertönen, deren Texte keineswegs mehr puritanisch herbe sind.

Kaschgar, 25. Januar. Die höfischen Intriguen, hier von außerordentlicher Lebhaftigkeit, sind das Einzige, was die Einförmigkeit unseres Wartens unterbricht. Unser Vertrag wird bestimmt unterzeichnet werden; aber um nichts zu verzögern, müssen wir sehr umsichtig handeln und unter unserm Gefolge die strengste Mannszucht halten, um unser erworbenes Ansehen nicht zu verringern. Sehr unterstützt uns in Allem unser Freund Syad-Jakub, welcher an der Spitze der Partei steht, welche die Einführung occidentalischer Civilisation begünstigt, aber bei den hohen Würdenträgern auf heftigen Widerstand stößt.

27. Januar. Heute ist Idi-Kurban, das Fest zur Erinnerung an das Opfer Abraham's; schon am frühen Morgen hat der Emir seinen ganzen Hofstaat zum Gebete um sich versammelt. Von meinem Zimmerdache aus sehe ich Tausende von Eingeborenen in weißen Turbanen, die

Höflinge des Emir Jakub-Chan. (Nach einer Photographie Chapman's.)

ihre Andacht verrichten und, den Bart in der Hand, ausrufen: „Es giebt keinen Gott außer Allah und Mohammed ist sein Prophet!" Nach dem Gebete ist der Emir zu Fuß nach seiner Wohnung zurückgekehrt, was viel Zeit in Anspruch nahm, da er in Folge von Wunden, welche er in seinen Kämpfen mit den Russen davongetragen hat, sehr stark hinkt. Am Gitter waren Thiere für das Opfer aufgestellt. Der Fürst selbst opferte ein prächtiges Kamel, seine höchsten Beamten und Höflinge siebenzehn Hammel zu Ehren seiner dreizehn Söhne und vier legitimen Frauen. Nach Beendigung des Opfers empfing der Emir bis 3 Uhr Nachmittags glückwünschende Besucher. In dem feierlichen Gebete wurde zum ersten Male der Name des Sultan Abdul-Aziz als „Beschützer des Reiches von Kaschgar" genannt, was sich ziemlich sonderbar ausnahm. Ebenso betete man für den Emir Mohammed-Jakub und für die Vernichtung seiner Feinde. In der ganzen Menge waren 25 Leute vertheilt, welche Zeichen geben mußten, damit alle zusamen gleichzeitig losschrien.

30. Januar. Gestern haben wir dem Emir einen Besuch abgestattet, um ihm unsern Dank und unsere Erkenntlichkeit für sein vortreffliches Benehmen zu sagen. Wir hatten dazu die landesübliche Tracht, nämlich Gewänder von chinesischer Seide, die mit Schaffell gefüttert waren, Turbane und weite Stiefel, angelegt. Mr. Forsyth trug dazu eine Mütze von Otterfell.

Im vierten Hofe des Palastes befand sich eine Wache, welche aus den obersten Beamten bestand. Alle beobachteten das tiefste Stillschweigen und hatten die Augen niedergeschlagen. Als ich bei einem mir bekannten Offizier vorüberging, begrüßte ich ihn freundlich, was ihn offenbar mit Furcht und Schrecken zu erfüllen schien. Denn er sah aus, als erwartete er jeden Augenblick die schrecklichen Worte seines Herrn zu hören: „Schlagt ihm den Kopf ab!" Dieser Zwischenfall belustigte mich sehr; aber ich konnte mich nicht dabei aufhalten. Vor dem Emir angelangt, schüttelten wir ihm alle der Reihe nach die Hand und brachten unsere Begrüßungen dar. Dann nahm Alles Platz und ein verlegenes Schweigen erfolgte, bis der Emir das Wort nahm und erklärte, daß er entzückt sei, uns zu sehen, daß die Freundschaft uns und ihn zu Landsleuten gemacht habe, daß sein Reich und seine Diener zu unserer Verfügung ständen u. s. w. Mr. Forsyth antwortete ihm mit gleichen Lob- und Schmeichelreden, so daß es auf die Dauer ziemlich langweilig wurde — aber der Fürst konnte unmöglich in Anwesenheit eines seiner Minister, der an der Thür stand, von gleichgültigen und

gewöhnlichen Dingen reden. Merkwürdig bleibt dabei seine Gewohnheit, täglich mehrere Stunden hindurch seine Höflinge im feierlichen Schweigen um sich sitzen zu haben, nur damit sie ihrer Ehrenpflicht, seine Person zu bewachen, nachkommen.

Artusch, 22. Februar 1874. Der Handels- und Freundschaftsvertrag zwischen England und Ostturkestan ist endlich zu unserer großen Befriedigung unterzeichnet worden, und unser bisheriges einförmiges Leben hat nun ein Ende. Wir haben einen Ausflug unternommen und befinden uns augenblicklich in Artusch in dem Erdhause des Vorstehers, welcher über die 60 bis 70 Familien des kleinen blühenden Ortes gesetzt ist. Auf dem Herwege besuchten wir das Grabmal der berühmten Heiligen Bibi Mirjam, deren Legende stark an gewisse Thatsachen der Evangelien erinnert. Sie war die Tochter des Sultans Satuk, welcher angeblich vor etwa 800 Jahren lebte und Chinese war. Sein Volk verehrte Buddha. Aber als er eines Tages auf der Jagd war, erschien ihm der Engel Gabriel in Gestalt eines Hasen und ermahnte ihn, einen bessern Lebenswandel zu führen und Mohammedaner zu werden. Sofort kehrte er heim und erklärte, es gebe nur einen Gott und Mohammed sei sein Prophet, worauf seine chinesischen Unterthanen sich sofort die Zöpfe abschnitten (welche die Chinesen doch bekanntlich erst

Mausoleum des Sultans Satuk-Bogra-Chan in Artusch. (Nach einer Photographie Chapman's.)

seit der Thronbesteigung der Mandschu im Jahr 1644 haben annehmen müssen) und ihre Bärte wachsen ließen. Dieser glorreiche Sultan Satuk wurde in Artusch (4 deutsche Meilen nördlich von Kaschgar) begraben; dort steht jetzt ein Tempel und daneben eine Schule. Das Mausoleum hat eine Kuppel, welche sich über einem quadratischen Unterbaue wölbt, an dessen vier Ecken sich Minarets mit kleinen Kuppeln erheben. Seine Außenseite ist mit rautenförmig gestellten blau, grün und gelb glasirten Ziegeln bedeckt. Das Grab selbst bekamen wir nicht zu sehen, denn die Thür war geschlossen und von zwei Priestern bewacht, welche, die Stirn auf der Erde, mit großer Zungenfertigkeit Gebete hersagten. Die Wände sind mit arabischen Sprüchen bedeckt und auf einer Seite liest man das Datum 1244 der Hedschra (1838) als Jahr der Wiederherstellung des Gebäudes.

Unser Wirth, Mohammed-Chan-Kudscha, ist eine Art Feudalhäuptling; er betrachtet sich als directen Repräsentanten des großen Sultan Satuk und besitzt einen so ehrwürdigen Stammbaum, daß er im Occidente von unermeßlichem Werthe sein würde. Sein Vater nahm an einem Aufstande gegen die Chinesen Theil, wofür diese ihm und seiner ganzen Familie mit Ausnahme Mohammed-Chan's den Kopf vor die Füße legten. Letzterer ist heute etwa dreißig Jahre alt, würdevoll, von guten Manieren, ein trefflicher Wirth und anscheinend intelligent. Wir haben uns Freundschaft geschworen; aber wäre er mein Feind, so möchte ich nicht innerhalb der Tragweite seiner Pistolen mich aufhalten.

Am 15. Februar verließen wir unsern Wirth, dessen Sohn, Musa-Chodscha, uns weiter nach Norden begleitete. Zuerst kreuzten wir mehrere Hügelketten aus Kies und Sand, an deren Fuße Thon von verschiedenen Farben liegt. Da es in dieser Gegend nicht regnet, so haben die Sandhaufen

Kirghizenlager im Thale Tigarmatti. (Nach einer Aquarelle Chapman's.)

eine beträchtliche Höhe sich bewahrt; aber sie sind so zerreiblich, daß sie statt des Wassers der Wind angreift. Stellenweise hat der Nordwind die Sandablagerungen ausgehöhlt und Thäler mit fast senkrechten Wänden gebildet. Die Unregelmäßigkeit der Sandlagen macht sich oft sehr malerisch, und der rothe, blaue und grüne Thon erhöht noch das Absonderliche des Anblicks.

Bei einem kleinen Lehmfort an der Mündung eines Thales machten wir Halt. Es hat nur eine Besatzung von 22 Mann, liegt aber so, daß dieselbe 500 Feinden den Durchzug verwehren könnte. Auf den beherrschenden Felsen ringsum liegen vier kleine Befestigungen; zwar kann jede derselben nur wenige Vertheidiger bergen; aber dafür sind sie fast unersteiglich. Dem Fort gegenüber steht eine Gruppe von Weiden und Pappeln, Mazar Sugat Karawul, d. h. das Heiligthum des Vorposten der Weiden, genannt; dort soll einst Satuk auf einem Feldzuge zur Verbreitung des Islam den Fels mit seinem Säbel geschlagen und dadurch eine Quelle für seine verschmachtenden Soldaten hervorgelockt haben.

Die ganze Gegend hat ein wildes Aussehen, doppelt öde und finster gegen Abend, als wir die Stelle erreichten, wo man für uns einige Hütten zum Nachtlager hergerichtet hatte. Dieselben waren aber so unreinlich und stanken so sehr, daß

Hazrat-Afak's Mausoleum bei Kaschgar. (Nach einer Aquarelle Chapman's.)

wir lieber die kalten Kirghizenzelte bezogen und in ihnen dürftigen Schutz gegen den eisigen Nordwind suchten, der aus der Schlucht im Gebirge hervorwehte.

Am folgenden Tage passirten wir die gewundene Engschlucht Tangitar, welche sich in einer Breite von 10 bis 30 Fuß zwischen hohen Kalkfelswänden hinzieht, und stiegen dann zu ausgedehnten Weidestrichen hinan, welche ein west-östlich verlaufendes Thal von 8 bis 10 engl. Meilen Breite und 20 Meilen Länge bilden. Im Norden lag eine Hügelkette vor uns, welche dieses Plateau von einem zweiten noch höhern trennt und im Sommer ein Lieblingsaufenthalt der Kirghizen ist, welche im Sommer die untere der beiden Ebenen vorziehen. Etwa 12 Miles von Tangitar stießen wir auf ein halbes Dutzend für uns bestimmter Akoes; daneben befand sich ein Kirghizenlager und der Begräbnißplatz Tigarmatti. Ein solcher besitzt in der Regel fünf bis sechs domförmig gewölbter Gräber, Gumbaz genannt, welche man von fern für Wohnungen lebender Menschen halten kann. Das Lager zählte nur 12 bis 15 Zelte und eine Anzahl Kamele, Pferde und Kleinvieh. Sonst war auf der ganzen weiten Ebene keine Spur menschlichen Lebens zu entdecken.

Am Morgen war das Thermometer auf 20 Grad unter Null gefallen. Von Tigarmatti ging die Reise nach Osten und dann im Thale des Sughun (Sogon) hinab, wo wir wieder auf Kirghizen mit ihren Herden stießen. Dieses Volk sitzt in einer Stärke von etwa 30 000 Zelten in den Gebirgen nördlich und westlich von Kaschgar und wechselt dort seine Standorte je nach der Jahreszeit, so daß es bald auf russischem, bald auf turkestanischem Gebiete weidet. Nur etwa ein Drittel jener Zahl erkennt den Emir als seinen

Oberherrn an. Die, welche wir gesehen, sind die elendesten und ärmsten von allen. — Ueber Artusch kehrten wir nach Kaschgar zurück.

Vor diesem längern Ausfluge hatten wir schon einen kürzern, aber sehr interessanten nach dem Mausoleum des Hazrat Afak (2 bis 3 engl. Meilen nördlich der Stadt) gemacht. Es ist das eines der wichtigsten religiösen Gebäude im Lande, errichtet zu Ehren des mohammedanischen Heiligen Chodscha Hidajatallah, der unter seinem Beinamen Hazrat Afak (d. i. Seine sehr hohe Gegenwart) besser bekannt ist und vor etwa anderthalb Jahrhunderten starb. Neben dem Grabmale besteht eine auf Kosten eines Sohnes des Emirs erbaute Schule, die aus umliegenden Ländereien, ebenso wie das Mausoleum, große Einkünfte zieht. In Kaschgarien giebt es etwa 60 solcher religiöser Anstalten von mehr oder weniger Bedeutung, welche seit Jakub's Thronbesteigung so dotirt und wiederhergestellt worden sind. Schule, Moschee und Hospiz, welche damit zusammenhängen, bilden einen großen Gebäudecomplex, in welchem eine Bevölkerung von etwa 300 Seelen lebt. Der Unterricht in der Schule wird von einer großen Anzahl von Priestern ertheilt und hat einen ausschließlich religiösen Charakter. Das Grabmal ist ein viereckiges Gebäude mit flachem Dache und einem Minaret an jeder Ecke; außen ist es mit grün glasirten Ziegeln geschmückt und außerdem mit einer Menge von Gehörnen von Steinböcken, wilden Schafen und dergleichen, welche überall an den Wänden als Weihegeschenke angebracht sind. Eines derselben erregte wegen seiner Größe unsere Bewunderung und wurde von dem Vorsteher der Anstalt Herrn Forsyth geschenkt. Ueberhaupt empfing derselbe uns, die ersten Christen, denen der Zutritt zu dem Heiligthume gestattet wurde, mit großer Liebenswürdigkeit, und ließ uns unter einem Zelte auf einem Erdhügel ein Mahl auftragen. Daneben lag ein jetzt gefrorener Teich, den schöne Weißpappeln umstanden. Auch im Hofe des Mausoleums erhob sich eine Gruppe dieser Bäume und ringsherum standen Obstbäume und Weinstöcke, so daß der Aufenthalt dort im Sommer ein sehr angenehmer sein muß.

Meine zweite Reise auf Cypern im Frühjahr 1873.

Von **Dr. P. Schröder**, Dragoman der Kaiserl. Deutschen Botschaft in Konstantinopel.

(Aus Briefen an Prof. Heinrich Kiepert in Berlin.)

I.

Konstantinopel 30. Mai 1873.

Am 11. März langte ich mit dem von Aegypten und Syrien kommenden Lloyddampfer in Larnaka an und trat, nachdem ich an diesem und dem folgenden Tage noch einige Vorbereitungen getroffen, am 13. März meine Reise in das Innere der Insel an. Abgesehen von vier bis fünf Regentagen war dieselbe immer von schönem Wetter begünstigt. Auch in diesem Winter hatte es auf der Insel nur wenig geregnet, und das Land bot daher, mit Ausnahme der schmalen Nordküste, welche in klimatischer Hinsicht von den übrigen Theilen Cyperns sehr abweicht, einen traurigen Anblick dar. In der Mesáorea (der großen östlichen Ebene) waren die Aecker ganz unbestellt, und die Felder, die sonst um diese Jahreszeit mit mannshohem Getreide bedeckt sind, bestanden diesmal nur in einem ausgedörrten, durch die Trockniß geborstenen und hart wie Stein gewordenen Erdboden. Schon seit sechs Jahren leidet Cypern an Regenmangel und kommt mit jedem Jahre mehr herunter. Die Bauern wandern massenhaft nach Syrien und nach der gegenüberliegenden kleinasiatischen Küste aus, obgleich die Regierung ihrer Auswanderung möglichst viele Schwierigkeiten in den Weg legt. Wenn die Trockniß noch einige Jahre andauert, wird die Insel schließlich ganz entvölkert werden, wie schon einmal im vierten Jahrhundert, wo es 36 Jahre hinter einander nicht geregnet haben soll. Vor einigen Tagen las ich auch in einer Correspondenz des „Levant Herald" aus Cypern, daß in Folge der Trockenheit die Heuschrecken wieder aufgetreten sind, von denen Cypern seit 1869, Dank den energischen Maßregeln des vorletzten Gouverneurs Said Pascha, verschont geblieben war.

Auf meinen Excursionen im Innern habe ich möglichst die mir von Ihnen vorgeschlagenen Routen innezuhalten gesucht, so weit es sich irgend durchführen ließ. Auch habe ich möglichst meine alten Routen von 1870 vermieden; nur auf der Strecke Baffo-Limisso bin ich wieder in meinen frühern Weg, an der Küste entlang, gefallen. Da die Gebirge schon vollkommen passirbar waren, beschloß ich mich zuerst nach dem Westen der Insel zu wenden, welcher viel mehr geographische Lücken bietet, als der Osten. Von Instrumenten führte ich außer dem Compaß noch Barometer und Thermometer bei mir. Leider fehlt mir für meine Barometerbeobachtungen der gleichzeitige Barometerstand am Meere, da in Larnaka kein Barometer aufzutreiben war. Doch war im Ganzen während meiner Reise bei dem vorherrschend klaren trockenen Wetter der Luftdruck wenigen Schwankungen unterworfen.

Von Larnaka ging ich in Begleitung meines mir von 1870 her noch wohlbekannten und mir noch sehr anhänglich gebliebenen Agogiaten Pericli, den ich allen auf Cypern Reisenden nur warm empfehlen kann, und eines Kawassen des italienischen Consulats zunächst auf dem kürzesten Wege, d. h. auf der 1870 begonnenen und erst seit Kurzem fertig gewordenen Chaussée, welche, Aradippu rechts, Koschi, Petrosani und Athienu links lassend, über Pirogi nach Levkosia führt, nach dieser letztgenannten Stadt, um dem Pascha einen Besuch zu machen, ihm mein Empfehlungsschreiben vom Großvezir zu überreichen und mir ein Bujuruldu an seine Beamten auf der Insel auszubitten. Von Levkosia aus beschloß ich die mir noch unbekannte Nordwestecke der Insel zu besuchen und begab mich, nach eintägigem Aufenthalte in der interessanten Hauptstadt, nach Lapitho an der Nordküste, und zwar, da ich den Paß von Kerynia schon kannte, auf einem directern westlichen Wege, der außerordentlich beschwerlich war und auch in bedeutenderer Höhe über den Gebirgskamm führt, als jener. Ich berührte dabei die Dörfer Göneli (eine Stunde von Levkosia), Photada und Plessa und stieg dann auf der andern Seite hinab nach dem großen Dorfe Karavá, dem Nachbarorte von Lapitho.

Beide sind nur etwa fünf Minuten von einander entfernt und bilden fast ein Ganzes. Es sind zwei der größten und wohlhabendsten Dörfer Cyperns, die von etwa 1000 Familien, wovon 400 auf Karava und 600 auf Lapitho kommen, bewohnt werden. Von Karava reitet man noch eine Viertelstunde durch die außerordentlich fruchtbare Ebene nach dem hart an der Meeresbrandung gelegenen griechischen Kloster *Ἀχεροποίητος* (spr. Ascheropiito), wo ich bei den Mönchen übernachtete. Ich war sehr überrascht von dem auffallenden Unterschied in der Vegetation zwischen der Süd- und Nordseite der nördlichen Gebirgskette. Die ganze Nordküste, namentlich aber die nächste Umgebung der an Quellwasser sehr reichen beiden genannten Dörfer, glich einem großen Garten; hier hatte es im Winter ausreichend geregnet, und selbst ohne Regen würde diese Gegend im Frühling ihre üppige Vegetation kaum verlieren, da die Bäche Jahr aus Jahr ein in reicher Fülle vom Gebirge herabfließen. An Mühlen zählte ich eine ganze Menge.

Von Ascheropiito schlug ich den am Fuße des Gebirges etwa in einer Entfernung von einer halben Stunde vom Meeresstrande hinführenden Weg nach Basilia ein, welches von Lapitho $1\frac{1}{2}$ Stunden entfernt ist, und wandte mich von da wieder über das Gebirge nach Süden zu dem ziemlich großen Dorfe Larnaka, welches auf dem Südabhange des Gebirges ungefähr auf halber Höhe liegt und zum Unterschiede von der Scala Larnaka „*Λάρνακα Λαπίθου*“ genannt wird. Bei demselben liegt das Kloster Káthari, eine Filiale des Monastir Aios Panteleïmon, wo ich logirte. Man hat von ihm aus einen guten Ueberblick über die tiefer liegenden maronitischen Bergdörfer. Die Bodenformation ist in dieser Gegend merkwürdig zerklüftet und zerrissen. In Larnaka copirte ich mehrere griechische Inschriften, darunter auch die schon von Waddington (Inscriptions grecques et latines recueillies en Grèce et en Asie Mineure, III, 7. partie „Ile de Chypre“ Nro. 2779) herausgegebene, aber nicht genau copirte, welche ein Ehrendecret des Erzpriesters Praxidemos und der Priester des Poseidon für den Bürger Numenios enthält. In der sechsten Zeile ist deutlich *τοῦ Ποσειδῶνος τοῦ Ναρνακίου* zu lesen und nicht, wie Waddington giebt, *Λαρνακιου*. Letztere Lesung, aus welcher Waddington schließt, daß „l'ancien nom de la localité devait aussi être Larnax“, liegt sehr nahe; doch habe ich trotz wiederholter Prüfung des Steines nur ein *N* gelesen, und auch mein Papierabdruck weist auf ein *N* hin. Danach hieß der alte Ort, der hier lag (es sind auch Gräber dort gefunden), Narnax, woraus man später nach Analogie der Hafenstadt Larnaka „Larnax“ oder „Larnaka“ machte, — man müßte denn annehmen, was auch nicht unmöglich ist, daß in jener Inschrift das *N* einfach für *Λ* verschrieben ist. Ferner copirte ich bei Larnaka die merkwürdige zweisprachige, phönizisch-griechische Inschrift, welche ein gewisser Praxidemos zum Andenken und zur Verherrlichung des Sieges des Ptolemäus Soter über Antigonus stiftete. Der Stifter war offenbar ein Phönizier; er hieß Baalschillem, denn diesen Namen hat der phönizische Text statt *Πραξιδημος*. Danach waren (trotz Engel) auch in diesen Gegenden wahrscheinlich Phönizier angesiedelt (auch der Name Lapathos scheint phönizisch zu sein; vergl. Leptis in Nordafrika), die aber allmälig ganz vom griechischen Element verdrängt oder absorbirt wurden. Unsere Inschrift zeigt, wie schon zur Ptolemäerzeit die Phönizier griechische Namen annehmen. Die (bereits von Vogué publicirte) Inschrift ist in ganz feinen Zügen auf einem conisch geformten, scheinbar künstlich angelegten, aber natürlichen hohen und sehr in die Augen fallenden Felsen eingeritzt, den die Larnakioten Larópetra nennen.

Von Kathari ging ich in westlicher Richtung über Kambili, wo nur noch wenige Maroniten wohnen, und Margi (nur noch eine verfallene Kirche, kein Dorf) nach Myrtu, einem Dorfe, in welchem das Kloster des H. Panteleïmon, jetzt Sitz des Bischofs von Kerynia, liegt. Etwa $\frac{1}{4}$ Stunde davon entfernt liegt das Maronitendorf Karpásia. Dieses lassen wir links und gehen in westlicher Richtung weiter in 20 Minuten nach Diórios (*Διόρηγος*). Alle letztgenannten Ortschaften liegen in derselben Hochebene, und zwar Myrtu westlich von Margi und dieses wieder westlich von Kambili. Hinter Diórios senkt sich die Hochebene nach dem Meere zu ab. Hier beginnt im Westen und Norden der Akamantische Wald, aus niedrigen Fichten, Cypressen und Gestrüpp bestehend; anderthalb Stunden ritten wir durch die einsame Wildniß, in welcher eine erstickende Hitze herrschte. Südlich daran schließt sich die Ebene von Morfu, von dem Walde durch ein Flußbett getrennt, welches jetzt natürlich vollkommen trocken ist. Dieselbe ist in ihren nördlichen Theilen sandig und daher dort nur stellenweise bebaut. Nach dreistündigem Ritte (von Diórios aus) kamen wir in Morfu, dessen Glockenthurm schon längst uns sichtbar war, an und stiegen in dem stattlichen Monastir des H. Mamas ab. Vom Kirchthurme aus nahm ich mit der Bussole die verschiedenen sichtbaren Dörfer der Umgegend auf, wie ich das Gleiche schon auf dem höchsten Minaret des Domes der Hagia Sofia in Levkosia gethan hatte. Von Morfu ging es dann weiter durch Nikita, Kokkino Prastió, Kasivera, an Pentagia und dem nahe dabei gelegenen Monastir Xeropótamo vorbei nach Levka, um von dort aus die jungfräuliche, selbst den Cyprioten so gut wie unbekannte Landschaft Tylliria (am Nordwest-Abhange des Troodes) zu bereisen.

In Levka schüttelten die Leute bedenklich den Kopf über meine absonderliche Idee, in die Tylliria zu gehen; man schilderte mir die Einwohner als halbwilde, nur nothdürftig in Lumpen gehüllte Menschen, die in Erdlöchern wohnten, und bei denen ich außer grobem Gerstenbrot nichts zu essen finden würde. Die Leute ständen dort so tief in der Cultur, daß sie nicht einmal recht wüßten, ob sie Mohammedaner oder Christen seien u. s. w. Diese Nachrichten reizten meine Neugierde noch mehr, und noch desselben Tages, an dem ich nach Levka gekommen war, brach ich auf, um noch Galini, das Levka am nächsten liegende Dorf der Tylliria, zu erreichen. Als Wegweiser in diese unwirthliche Gegend, wo alle Wege aufhören, diente mir ein Kawaß des Mudirs von Levka. Wir gingen zunächst nach Norden nach dem Meere zu fast bis Karavostasi und wandten uns dann in einer Entfernung von etwa $\frac{1}{4}$ Stunde vom Meere, das Trümmerfeld von Soli, „Paläochora“, zur Rechten lassend, nach Westen in das von Kampos kommende Thal, dessen Fluß noch reichliches Wasser führte. Dieses verfolgten wir etwa eine Stunde lang aufwärts, verließen es dann aber und wandten uns in die rechts, d. h. dem Meere zugelegenen Berge. Nachdem wir eine halbe Stunde auf schrecklich steilem Fußpfade in die Höhe geklimmt waren, erreichten wir Galini, das erste Dorf der Tylliria, welches ziemlich hoch, dabei aber in einem kraterähnlichen Kessel gelegen ist, so daß es erst sichtbar wird, wenn man unmittelbar davor steht. Die ganze Gegend hat etwas Alpinisches; sie ist mit frischem Rasenboden bedeckt und die Häuser sind alle einzeln an den Abhängen angeklebt. Die mir gemachten Mittheilungen über den Culturzustand der Bewohner waren nicht übertrieben. Sie gingen sehr zerlumpt und waren meist in grobe selbstgesponnene Sackleinwand gekleidet, die durch ihren langen Gebrauch allmälig von Schmutz schwarz geworden war. Bunte Leinwandstoffe, die sonst bei den Cyprioten sehr beliebt sind, sah ich nur selten. Tische, Stühle, Betten u. s. w. sind vollkommen un-

bekannt; die Leute schlafen auf der bloßen Erde, wie die Hunde. Ich übernachtete bei dem reichsten und vornehmsten Einwohner, den ich unterwegs getroffen hatte; seine Hütte war frei, da er mit seiner Familie in Kampos wohnte. Ein Bett, d. h. ein Strohsack, war für mich im ganzen Dorfe nicht aufzutreiben, ein solcher Luxusartikel existirt in der Tylliria nicht; ich mußte daher wirklich auf harten Brettern schlafen, so daß mir am andern Morgen alle Glieder steif waren. Kaffee, ein Artikel, der sich doch sonst überall im Orient, selbst in den ärmlichsten Nestern findet, war in Galini nicht zu erhalten. Die meisten Bewohner der Tylliria kommen nie aus ihren Bergen heraus; wer Levkosia und die „Scala“ gesehen, ist ein weitgereister Mann. Levkosia, die „πολις“, ist ihnen der Inbegriff alles Schönen und Trefflichen. Die Leute schienen mir sehr gutmüthig, aber im Allgemeinen nicht sehr intelligent zu sein. Frauen und Kinder waren mir gegenüber außerordentlich furchtsam und scheu; sie sahen sicherlich einen Europäer zum ersten Male in ihrem Leben. Des Abends hatte sich eine große Corona von Dorfbewohnern um meine Hütte versammelt, die in stummer ehrfurchtsvoller Verwunderung den seltsamen Fremdling anstaunten. Und wenn ich jemanden anredete und irgend eine Frage an ihn richtete, so wich er meist scheu zurück.

Von Galini ging ich über das westlich von dort gelegene Lutro nach **Pyrgo**, dem Hauptdorfe der Tylliria. Der Weg dorthin ist außerordentlich beschwerlich, da er immer bergauf bergab führt und fortwährend Thäler, welche von Süden nach Norden, d. h. nach dem Meere zu laufen, quer durchschneidet. Das bedeutendste dieser Thäler ist das des Flusses **Limnitis**, welches an der Stelle, wo wir es überschritten, etwa eine halbe Stunde vom Meere entfernt, ziemlich breit ist und auf seiner Sohle noch für Oelbaum- und Feigenanpflanzungen hinreichenden Raum bietet. Ehe man den letzten Höhenzug hinansteigt, auf welchem Pyrgos in bedeutender Höhe liegt, überschreitet man noch das Flußthal des **Platys**, welches an Wassermenge dem des Limnitis gleichsteht und in dieser Gegend mit Oel-, Feigen- und Karubenbäumen sowie mit Getreide gut angebaut ist. Nach einem äußerst mühseligen Ritte über holperige, steinige, oft sehr steile Fußpfade, auf denen ein Pferd nicht gehen kann, sondern nur der Esel und Maulesel, kamen wir in dem einsamen, von aller Welt abgeschlossenen Dorfe **Pyrgos** oder, wie es auch genannt wird, Lakkos Linardu, an. Zu der Strecke Galini-Pyrgos, die in directer Entfernung höchstens $1^1/_2$ Stunden beträgt, hatten wir in Folge des schwierigen Terrains und der schlechten Wege gerade $3^1/_2$ Stunden gebraucht.

Die Tylliria ist nur sehr spärlich bevölkert, und sämmtliche Ortschaften liegen in der Nähe des Meeres, eine halbe bis eine Stunde von diesem entfernt, im Gebirge. Am Ufer des Meeres selbst liegt kein einziger Ort; den Grund hiervon haben wir in den Raubzügen der Piraten im Mittelalter zu suchen. Das Innere des Gebirgsdistrictes ist ganz unbewohnt, mit Fichtenwäldern bedeckt und ohne Communicationswege. Die Landschaft umfaßt folgende Ortschaften, von denen einige nur aus ein paar Hütten bestehen: Galini, Ammadiäs, Pyrgos-Haleri-Piennia (diese drei liegen nahe bei einander), Lutro, Varísia, Aios Theodoros, Ampelia, Xeróvuno-Messili (die genannten Orte liegen im Kaza von Levka, die folgenden im Kaza Chrysochu), Kokkina, Pachynamos, Pumos, Livadi, Haïa Marina, Jaliá, Argáka, Makunda, Kinusa. Lisso und Pelathusa gehören nicht mehr zur Tylliria, welche im Osten durch das von Levka nach dem Kloster Kykku hinaufführende Thal von Kampos, welches zur Landschaft Marathása gehört, begrenzt wird.

Daß der **Dialekt** der Tylliroten manche Eigenthümlichkeiten habe, wurde mir von gebildeten Cyprioten bestätigt. Mir war derselbe fast ganz unverständlich; dagegen konnten sich meine beiden Begleiter, obgleich sie nie zuvor in dieser Gegend gewesen waren, ganz geläufig mit ihnen unterhalten. Einige Ausdrücke fielen mir auf, z. B. *σύμβαλλε τὰς ἀνθρακιᾶς* („schüre die Kohlen zusammen“ statt des sonst üblichen *σύναξε*); *ἀνασπῶ κριθάρι* („ich ziehe Gerste aus,“ d. h. ich mähe, für *κόπτω κριθάρι*); die kleinen Fichten heißen *πιτύδια* (statt *πεύκαις*), vom altgriechischen *πίτυς*, die Mutterschafe *τοκάδες* (von *τίκτω*, *τεκω*, gebären) statt des sonst dafür gebräuchlichen *γεννημέναις*; der Stamm *τεκω* ist im Neugriechischen sonst gar nicht mehr erhalten. Den Herd nannte man nistiá (= *ἑστιά*). Ich hätte gern Volkslieder gesammelt; aber bei dem merkwürdig scheuen Wesen der Bewohner war es mir trotz Geld und guter Worte schlechterdings unmöglich, ihnen *τραγούδια* abzulocken. Leider hatte ich keinen Wein bei mir, der ihnen ganz sicherlich die Zunge schon nach dem ersten Glase gelöst haben würde. Ohne Wein, d. h. ohne Stimmung und Veranlassung, Tragudia zu singen, schämten sie sich. Vollends kam ihnen meine Zumuthung, dieselben nicht, wie es sich gehört, mit möglichst lauter und hoher Stimme zu singen, sondern langsam vorzusagen (beim Gesang kann man nämlich, da die Silben immer in langer gellender Tremolirung gezogen werden, gar nichts verstehen) — dies kam ihnen höchst sonderbar vor. So gelang es mir, nur einige Verse zu sammeln, die mir mein Wirth in Pyrgos auf besonderes Zureden vorsagte.

Es war meine Absicht, von Pyrgos aus in westlicher Richtung weiter durch die Tylliria vorzudringen und dann mit südöstlicher Wendung über Lisso, Saramá und Aspro Panagia nach dem Kykkos-Kloster hoch oben im Troodes-Gebirge hinaufzusteigen, welches der berühmteste selbst von Russen besuchte Wallfahrtsort der Insel ist und ein angeblich vom H. Lukas selbst gemaltes Bild besitzt. Aber die Beschwerlichkeit des Reisens in der Tylliria, der Mangel an praktikabelen Wegen, die Müdigkeit unserer Maulthiere, welche durch das fortwährende Auf- und Absteigen sehr mitgenommen waren, die Unlust meines Agogiaten, der seine Thiere zu schonen wünschte, — ferner aber auch die wenig erfreuliche Aussicht acht Tage lang nichts als Wasser und Brot, höchstens noch Eier zu essen (denn zu Schnecken und Zwiebeln konnte ich mich nicht entschließen) und auf hartem Boden ohne Bettsack zu schlafen, alles dies zusammengenommen mit der geringen Zugänglichkeit der Bewohner, die mir auch für die linguistische Ausbeute nur wenig versprach, bestimmte mich die Tylliria zu verlassen und auf einem kürzern Wege nach dem Kloster **tu Kykku** hinaufzuklettern. Ich entschloß mich hierzu um so leichter, als nach den Angaben der Bewohner von Pyrgos die von mir nicht besuchten Dörfer der Tylliria sämmtlich nicht weit von der mir schon von meiner ersten Reise her bekannten Meeresküste ab liegen. Daher wählen die Tylliroten, wenn sie z. B. von Pyrgos oder Galini nach Pumo oder nach Polis gehen, stets den bequemen Küstenweg und niemandem fällt es ein, die beschwerlichen Gebirgspfade zu benutzen, welche eine Menge von Thälern und Schluchten, die sich nach dem Meere zu öffnen, durchschneiden. Da ich den Küstenweg kannte und andererseits auch nicht auf demselben Wege, den ich gekommen, nach Levka zurückkehren wollte, so beschloß ich in süd-südöstlicher Richtung quer durch die tyllirische Waldwildniß nach Kampos zu gehen, welches fünf starke Stunden von Pyrgos entfernt ist. Bei den schauderhaften Wegen und der vollständigen Unbewohntheit dieses Waldgebirges war diese Tour ohne einen mit der Gegend vertrauten Führer nicht auszuführen. Wir nahmen einen solchen in der Person eines

Bauern von Pyrgos mit. Bis zum Limnitis-Flusse wurde der gestern zurückgelegte Weg wiederholt; dann ging es ein enges Seitenthälchen nach Südosten aufwärts, an dessen Ende hoch oben Xerovuno liegt. Dieses lassen wir links liegen und gehen zuerst nach Varísia, welches nur $\frac{1}{2}$ bis $\frac{3}{4}$ Stunden von Galini entfernt ist, dann nach Süden quer durch den Fichtenwald, an tiefen Schluchten vorbei, oft hoch oben auf schmalen Berggraten hinreitend. Die Berge fallen oft zu beiden Seiten in schwindelerregender Steilheit ab. Nach $2\frac{1}{2}$stündigem Ritte durch den einsamen, aus niedrigen jungen Fichten bestehenden Wald erreichen wir endlich das Thal von Kampos; es ist eng, romantisch und reich an üppiger Vegetation und steht in seltsamem Contrast zu den eben durchmessenen Walddistricten. Die Hänge sind mit Weinbergen bedeckt, zu denen das nöthige Terrain erst durch Ausrodung des niedrigen Waldes gewonnen ist. Von der Stelle, wo unser Waldpfad in das Thal einmündet, bis zum Dorfe Kampos hatten wir noch $\frac{5}{4}$ Stunden zu reiten. Kampos, ein ziemlich großes Dorf, welches einen behäbigen Eindruck macht, liegt sehr hoch. Die Felder rings herum und das ganze Thal abwärts, soweit dessen Sohle Raum bietet, sind sehr gut bebaut. Der Wein von Kampos ist nicht übel: er hat den Geschmack des Komandaria, ohne so süß zu sein.

Von Kampos, dessen Thal sich eine halbe Stunde weiter hinauf oberhalb des Dorfes Zakistra schließt, führt ein guter hochromantischer Weg über letzteres nach dem berühmten Kloster τοῦ Κύκκου hinauf, stets auf dem Grate von Bergen entlang, so daß man rechts und links immer in die tiefen, sehr steil abfallenden, mit Fichten bestandenen Abgründe hinabschaut. In dem Kloster, das mitten im Walde in einer Einsattelung liegt, wurde ich von den Mönchen, etwa 100 an der Zahl, sehr freundlich aufgenommen und mit einem sehr opulenten Frühstück bewirthet. Auch erhielt ich von einigen der jungen Hieromonachi sehr werthvolle Aufschlüsse über die Geographie der Umgegend. Nach den Strapazen der letzten Tage empfand ich die freundliche Aufnahme zu Kykkos sehr angenehm, und ich hätte wohl daran gethan, das Anerbieten der Mönche, dort zu nächtigen, anzunehmen. Ich hatte mir aber vorgenommen, noch selbigen Tages Prodromo zu erreichen und verabschiedete mich deshalb, leider etwas zu spät, Nachmittags 3 Uhr, vom Kloster, beging aber die Unvorsichtigkeit, keinen Führer mitzunehmen. Die Folge war, daß wir uns mehrere Male verirrten und schließlich statt nach Prodromo in das Thal des Quellbaches des Flusses Diorizos, der bei Kuklia mündet, gelangten. Anderthalb Stunden gingen wir über Steingeröll und Felsblöcke in der stockfinstern Nacht dem Bache entlang abwärts in der Hoffnung, auf ein Dorf zu stoßen. Aber schließlich gaben wir dieselbe auf und sahen uns gezwungen, in einer sehr respectabelen Höhe im Freien zu campiren. Zum Glück war die Nacht trotz der Jahreszeit (21. März) nicht allzu kalt (vor Sonnenaufgang zeigte das Thermometer 6° R.); auch suchten wir uns durch ein wohlgenährtes und während der ganzen Nacht unterhaltenes Feuer gegen die Kühle zu schützen. Am Morgen erfuhren wir von einem Bauer, daß wir uns in der Nähe des Dorfes Trifeliäs, welches nur $\frac{1}{4}$ Stunde abwärts liegen sollte, befänden. Von unserm Nachtquartier hatten wir noch $1\frac{1}{2}$ Stunden in nordöstlicher Richtung über Lemithu nach Prodromo, dem höchsten Dorfe der Insel, wo die Vegetation noch sehr zurück war, hinaufzusteigen. Früh $8\frac{1}{2}$ Uhr langten wir dort an. Unsere Maulthiere, die den Abend vorher nichts zu fressen bekommen hatten und mit hungrigem Magen noch den steilen höchst mühseligen Weg nach Prodromo hinaufklettern mußten, waren todtmüde. Ich stieg in dem besten Bauernhause, an dessen Besitzer, einen jungen intelligenten Griechen, ich von Kathara aus eine Empfehlung hatte, ab. Jeder, welcher den Troodes, dessen Gipfel vom Dorfe in 2 bis $2\frac{1}{2}$ Stunden zu erreichen ist, besteigen will, pflegt hier Quartier zu machen und sich von dem Besitzer führen zu lassen. Mein Wirth erinnerte sich noch sehr wohl Unger's und Kotschy's, welche vor zehn Jahren einmal eine Woche lang im Hause seines Vaters gewohnt hatten, und erzählte außerdem von einem jungen französischen Gelehrten, der vor einigen Jahren bei ihm logirt und auf den Berg gestiegen sei.

Nachmittags erstieg ich in $2\frac{1}{2}$ Stunden den Troodes. Es war ein sehr warmer Tag; das Thermometer zeigte auf der höchsten Spitze noch 17° R., das Barometer genau 600. Von dort machte ich Beobachtungen mit der Buffole. Oben lag noch Schnee, aber nur in einzelnen zerstreuten Feldern, während nach Aussage meines Führers der Berg in dieser Jahreszeit gewöhnlich noch ganz damit bedeckt ist und auf dem von uns eingeschlagenen Wege des Schnees wegen kaum zu ersteigen ist; der diesjährige Frühling sei abnorm. Die Aussicht von oben ist wirklich imposant und äußerst großartig; sie erinnerte mich an den Brocken; man übersieht fast die ganze Insel. Der höchste Gipfel ist ganz kahl; nur Moose und eine Art Herbstzeitlose, deren Blüthen aus der Schneedecke hervorsahen, wuchsen hier. Die unteren Partien des Gipfels dagegen sind mit mächtigen Fichten bedeckt, welche etwa 20 Minuten oberhalb Prodromo bei der Quelle Vrysi beginnen. Leider geht dieser alte Fichtenwald, der letzte Rest des einstigen Wälderreichthums der Insel, mehr und mehr seinem Untergange entgegen, da die Regierung gar nichts gegen die systematische Entwaldung durch Anbrennen der Stämme (die Bauern bedienen sich statt der Säge, welche sie noch nicht kennen, des Feuers) thut.

Unter den drei von Prodromo aus sich darbietenden Touren (durch das Thal des Diorizos, der bei Kuklia, das des Platräs-Baches, der bei Episkopi unweit der Ruinen von Kurion mündet, oder auf dem directesten Wege durch das Baffische Kalkgebirge nach Baffo [Paphos] wählte ich nach langem Schwanken die letztere nach Westsüdwesten führende, obwohl sie landschaftlich die am wenigsten interessante und lohnende war, hauptsächlich um einige Klarheit in die noch nie genau festgestellten Positionen der Baffischen Bergdörfer zu bringen. Ich ging also von Prodromo das enge romantische Thal von Paläomylo hinab, in welchem der Gießbach Charki fließt, der sich aber bald mit dem von Trifeliäs kommenden Diorizos vereinigt, verfolgte sodann diesen, den Hauptstrom, noch zwei gute Stunden abwärts, trat endlich auf einer soliden steinernen Brücke auf das linke Ufer des Diorizos über und schlug dann, die jenseitigen Berge hinaufreitend, den Weg nach dem noch drei Stunden entfernten Bresia (spr. Brescha) ein. Der Weg führte bei keinem Dorfe vorbei, sondern nur an einer Mühle, genannt Rudia, welche von dem etwa eine Stunde aufwärts entspringenden Flusse Xeros [1]) getrieben wird (derselbe fließt dem Diorizos fast parallel und mündet unweit westlich desselben). Von dort führt ein directer Weg in Westsüdwestrichtung quer über den breiten Gebirgsrücken über Kilinia, Galatarga, H. Photis und Hulu nach dem Flusse von Kurdakas, welcher bei letzterm Dorfe überschritten wird [2]).

---

[1]) Derselbe berührt auf seinem untern Laufe die Ortschaften Malunta, Sindi, H. Marina, Stavrokonu, Nata, Holedrika u. s. w.

[2]) Derselbe kommt von Kanavin und Melamin und fließt bei Hulu, Lemona, Kurdakas, Letimbu, Kaläpia, Pitarku, Moronero, Amargäti, Apilu und Piskopi vorbei und mündet als Potamos tis Ezusas bei Achelia (spr. Aschélia) zwischen Baffo und Kuklia.

Hinter Kurdaka steigt der Weg wieder in südwestlicher Richtung aufwärts nach Letimbu, Kaläpia und Tsada, wo man die höchste Höhe erreicht, und die Ebene von Paphos vor einem liegt. Von Tsada bis Ktima (in der Ebene unweit Paphos) hinab gebraucht man zwei Stunden; der Weg führt zwischen den benachbarten Dörfern Messogi (links) und Tremithusia (rechts) hindurch, läßt Konia und Anavargo links, Chloraka, Petridia, Emba und Lemba rechts. Ich habe die Lage dieser Bergdörfer über Basso von Ktima aus mittelst des Compasses zu bestimmen gesucht, so weit sie vom Dache der bischöflichen Metropolis, wo ich logirte, sichtbar sind.

In Ktima wurde ich durch anhaltenden Regen, verbunden mit Südsturm, anderthalb Tage zurückgehalten. Ich benutzte meine Zeit dazu, trotz des Regens noch einmal nach dem Trümmerhaufen (südlich von Ktima am Meere), der den Namen Basso führt, und nach der Felsengräberstadt Paläokastro (westlich von Ktima am Meere) zu gehen. In Ktima wurden mir zwei gut erhaltene Inschriften in sogenannten cypriotischen Charakteren, angeblich im Dorfe Drimu von einem Bauern gefunden, zum Kaufe angeboten. Ich beeilte mich, diese kostbaren Steine sogleich zu erwerben, mußte mich aber später in Larnaka überzeugen, daß die Inschriften gefälscht seien. Selbst in diese von aller Cultur und allem Fremdenverkehr abgeschlossenen Gegenden ist also der Schwindel und Betrug schon vorgedrungen!

Von Ktima ging ich auf meiner alten Route am Meere entlang ostwärts über Kuklia nach Limasol, der einzige Weg neben der Strecke Athienu-Larnaka, welchen ich zweimal gegangen bin, weil es sich nicht vermeiden ließ. Zwischen Basso und Kuklia münden an größeren Flüssen 1. dicht vor Achelia der Potamos tis Ezusas, 2. 15 bis 20 Minuten vor (d. h. westlich von) Kuklia der Xeros und 3. fünf Minuten weiter östlich der größte von allen, der Diorizos. Ueber ihn, wie über den ersten, führen steinerne Brücken. Hinter Kuklia mündet als vierter der Chapotami; er soll am Troodes in der Gegend von Tornarides entspringen; doch habe ich mir über seinen Lauf keine sicheren Angaben verschaffen können, weil auch bei den Cyprioten dieser Gegend über deren Hydrographie eine unglaubliche Verwirrung herrscht. Bei Episkopi mündet der Kuris oder, wie ich ihn in Limisso nennen hörte, Karis, der am Troodes bei Moniates entspringt. Mitten durch Limisso fließt der Garillis; eine Stunde östlicher und ihm parallel der Fluß von Jermasoïa, der am Gebirgsstock der Adelphi oder, wie die Cyprioten, denen der Name „Adelphi" unbekannt ist, sagen: an der Paputza entspringt. Diese vorstehenden Angaben [1]) habe ich in Limisso gesammelt. Gern hätte ich die Gebiete am Südabhange des Troodes und der Papußa selbst besucht, um ein klares Bild namentlich von der Richtung der verschiedenen Flußthäler und die Lage der hier sehr zahlreichen, durch Weinbau bemerkenswerthen Ortschaften zu gewinnen; aber ich war schon über 14 Tage unterwegs, meine Pferde von den Gebirgstouren schon sehr mitgenommen und frische Maulthiere waren in Limisso nicht zu bekommen. So beschloß ich die Gebirge nördlich von Limisso später, nach Bereisung des Ostens der Insel, in einer eigens dazu bestimmten Excursion zu durchforschen — ein Plan, welcher wegen der Kürze der Zeit nachher leider nicht zur Ausführung kam —, und die mir von Ihnen empfohlene Route Limisso-Dáli (südlich von Levkosia), welche wenig Schwierigkeiten darbietet, einzuschlagen. Dieselbe führt in nordöstlicher Richtung über Amathus, Pentákomo, Mari, Tochri, bei Skarino vorbei hinab in das Thal des (nach Süden fließenden) Pentaschino, dann am westlichen Fuße des Berges Stavrovuni entlang, nach dem Kloster H. Thekla, bei Alhambra (links) und Limpia (rechts) vorbei nach Dali. Von dort ging ich westlich nach Pera und das Thal des Pidias nach Levkosia hinab, benutzte von da aus zwei Stunden die Chaussée, bog dann links ab über Margu nach Athienu, wo kürzlich wieder interessante Funde bei dem Orte „'stus Górgus" (Golgoi) gemacht sind, und erreichte über die Kakiskala Larnaka.

Ueber meine Excursion nach dem Osten werde ich Ihnen in meinem nächsten Briefe berichten. Meine epigraphische Ausbeute ist weniger reich ausgefallen, als die geographische: ich habe drei Fragmente unedirter phönizischer Inschriften aus Kition, eine cypriotische Inschrift aus Phyla und eine Reihe meist kurzer griechischer Grabinschriften copirt.

---

[1]) Sowie noch eine Anzahl anderer rein topographischer, welche hier fortgeblieben, aber auf Heinrich Kiepert's Karte von Cypern (Berlin 1878) verwerthet worden sind.

F. v. Richthofen's Bemerkungen zu Prschewalski's Entdeckung des Lob-nor.

In der Sitzung der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin vom 6. April 1878 gab Herr von Richthofen eine Reihe kritischer Bemerkungen zu Prschewalski's Reiseresultaten (s. „Globus" XXXIII, S. 187, 198, 215 und 231), unter welchen die über den Lob-nor selbst von großem Interesse sind und viel Ueberzeugendes haben. Wir entnehmen den Verhandlungen genannter Gesellschaft (Bd. V, Nro. 4, S. 121 bis 144) nachfolgende Ausführungen über jenen See, welcher noch immer nicht völlig aus dem ihn bisher umgebenden Dunkel herausgetreten zu sein scheint.

„In Beziehung auf das Wasserbecken des Lob-nor — sagt Herr von Richthofen — haben die Resultate Ueberraschungen gebracht, nicht was die Meereshöhe anlangt, welche den Vermuthungen entspricht, noch auch in Anbetracht der umgebenden Landschaft, deren Wüstencharakter wohl bekannt war, noch auch in Hinsicht auf die geographische Länge seiner Lage, welche verhältnißmäßig wenig von der früher angenommenen abweicht — das Ueberraschende und Auffallende besteht darin, daß Prschewalski das letzte Reservoir des Tarym viel weiter südlich fand als die Karten und chinesische Berichte es angaben, und daß er einen Süßwassersee antraf, wo wir Salzwasser mit Nothwendigkeit voraussetzen mußten. Der Tarym ergießt sich nach der Darstellung unter $39\frac{1}{2}^0$ nördl. Br. und 89^0 östl. L. in einen See Namens Kara-buran, tritt aber am jenseitigen Ende wieder heraus und bildet einen zweiten See, den Tschök-kul oder Kara-Koschun. Der erste ist 30 bis 35 Werst lang und 10 bis 12 Werst breit, der zweite hat eine Länge von 90 bis 100 Werst bei einer Breite von 20; seine Tiefe beträgt 2 bis 3, selten 4 bis 6, stellenweise 10 bis 13 Fuß. Vor dreißig Jahren war der See tiefer, dann fiel er allmälig und seit sechs Jahren ist er wieder im Zunehmen begriffen. Endloses

Schilfgestrüpp bedeckt die seichteren Theile. Das Wasser ist klar und süß, nur an den Ufern salzig, und dort breitet sich eine Zone von vegetationslosen Salzmooren aus. An dem nach Süden allmälig aufsteigenden Land sieht man die Anzeichen von ehemaligen weit höheren Wasserständen. Nach Nordosten geht der See in einen Salzsumpf über, welcher mit Sandwüste wechselt.

Der erste See (Karaburan) ist nach dieser Darstellung nur ein Klärungsbecken, dessen Wasser im Wesentlichen mit dem des einmündenden Flusses gleichartig sein muß und nur im Sommer durch starke Verdunstung ein wenig geändert werden wird. Auch sein Fischreichthum ist daher leicht zu erklären. Aber staunenerregend ist der Bericht über das zweite Becken, welches dem wirklichen Lob-nor entsprechen und das letzte Verdunstungsreservoir des Tarym sein soll. Es kann als eine absolute Unmöglichkeit bezeichnet werden, daß ein Seebecken, welches durch eine Reihe geologischer Perioden die Function einer fortdauernd durch einen großen Fluß gespeisten Salzpfanne gehabt hat, süßes Wasser enthält und Fischen zum Aufenthalt dient. Dies würde selbst dann nicht denkbar sein, wenn das ganze Stromgebiet des Tarym in Gegenden läge, welche nach gewöhnlichem Begriff völlig salzfrei wären. Hier aber ist der Boden in allen Gebieten, aus denen das Wasser zusammenströmt, so reich an Salz, daß Brunnen süßen Wassers zu den Ausnahmen gehören und nur unmittelbar an den Gebirgsrändern vorkommen. Selbst in den Hochgebirgen sind salzhaltige Beckenablagerungen überall vorhanden, und in den 11 000 Fuß hohen Thälern des Altyn-tagh fand Prschewalski nur salzhaltiges bitteres Wasser. Die Flüsse führen daher nicht nur die löslichen Producte der Zersetzung der Gesteine herab, sondern laugen fortdauernd die salzhaltigen Gebilde aus. Das Wasser des Tarym muß mithin einen größern Betrag von Salzen enthalten als dasjenige beinahe aller anderen größeren Flüsse der Welt; die Ansammlung derselben durch die Verdunstung des Wassers muß in dem letzten Reservoir in starkem Maß vor sich gehen, und die Fortsetzung des Vorgangs durch undenkliche Zeiten sollte dort eine ungewöhnlich großartige Ablagerung von Steppensalzen aller Art hervorgebracht haben. Daher war es ganz erklärlich, daß die Chinesen seit alten Zeiten den Lob-nor als den Salzsee κατ' ἐξοχήν, im Gegensatz zu den vielen anderen Salzseen von geringerer Größe, bezeichneten. Auch hatten manche in der Ferne eingezogene Erkundigungen der Neuzeit über den Lob-nor die Existenz eines Salzsees bestätigt, während andere Berichte, die von dem Fischreichthum sprachen, auf das Vorhandensein eines Klärungsbeckens hinzudeuten schienen. Allen theoretischen Folgerungen und historischen Nachrichten entgegen erhalten wir nun von dem ersten europäischen Augenzeugen, der zugleich einen seltenen Grad der Beobachtungsgabe besitzt, die vollkommen sichere Mittheilung, daß das letzte Wasserbecken des Tarym ein Süßwassersee ist. Es müssen daher besondere Umstände vorhanden sein, welche diesem scheinbaren Zwiespalt zu Grunde liegen. Versuchen wir, einige Erklärungsweisen anzudeuten.

Man könnte annehmen, daß im Winter, wo nur eine schwache Verdunstung stattfindet, der im schnellen Lauf in den See einströmende Fluß sich als eine Lage süßen Wassers über der stark concentrirten Lauge ausbreitet. Doch spricht hiergegen die geringe Tiefe des Sees, bei der eine Diffusion der Salze kaum ausbleiben könnte. Eine zweite Erklärung ließe sich in der Annahme finden, daß das Reservoir der Gewässer des Tarym Aenderungen hinsichtlich seiner Lage unterworfen ist. Wie periodische Wechsel im Lauf der Flüsse nach chinesischen Berichten ein ganz allgemeines Merkmal für das Tarymbecken sind, so könnten in verschiedenen Zeiten verschiedene Theile der salzigen Lehmsteppe als letztes Verdunstungsbecken gedient haben. Dies wird um so wahrscheinlicher, wenn man die interessante Beschreibung verfolgt, welche Prschewalski von den jetzigen Vorgängen im Flußbett des Tarym giebt und auf welche wir bereits hindeuteten. Besonders beachtenswerth ist die Thatsache, daß in Folge der Sand- und Staubstürme die mit Vegetation bedeckten Ufer, ebenso wie die Flußbetten, sich erhöhen, während zugleich der benachbarte Boden durch Hinwegführung seiner aufgelockerten Bestandtheile erniedrigt wird, so daß die Flüsse, ähnlich dem Po und dem Hwang-ho, in kastenartigen Rinnen fließen, welche der Ebene aufgesetzt sind. Wie die Eingeborenen zum Zweck der Fischerei das Wasser durch Einschnitte in die Uferdämme ableiten, so kann auch der Fluß selbst bei hohem Wasserstand einen Damm durchbrechen und, gleich dem Hwang-ho, sich einen permanenten neuen Canal geben. Es ist somit die Möglichkeit vorhanden, daß der Tarym den östlich gerichteten Lauf, den unsere bisherigen Karten angeben, verlassen hat, und der jetzige nach Südost strömende Fluß mit den beiden Seebecken an seinem Ende, vielleicht schon von der Gegend von Akhtarma an, von verhältnißmäßig später Entstehung ist. In diesem Fall würde das frühere Seebecken nördlich von dem jetzigen gelegen haben und im Lauf der Zeit eingetrocknet sein.

Eine dritte Erklärung, welche das größte Maß von Wahrscheinlichkeit haben dürfte, beruht in der Möglichkeit, daß neben den beiden von Prschewalski beobachteten Wasserbecken noch mindestens Ein anderes vorhanden ist, in welches ein vom Tarym abgezweigter Canal mündet. Betrachten wir zur Prüfung dieser Annahme die chinesische Karte. Meine vielfache praktische Benutzung derselben hat mich gelehrt, daß, trotz vielfacher Mängel im Detail, nichts auf ihr angegeben ist, was nicht wirklich existirt. Wenn wir nun erwägen, daß die Positionen der Städte Kharaschar und Korla, wie sie sich auf jener Karte finden, durch die neuen Beobachtungen nur eine ganz unwesentliche Aenderung erfahren, und daß die südlich angrenzenden Gegenden in dem Verhältniß der Lage und Entfernung von jenen beiden Orten eingezeichnet wurden, so gewinnen wir einiges Vertrauen in die Richtigkeit der chinesischen Darstellung nach der genannten Richtung hin. Dort sehen wir fast genau an dem Platz, wo auf Prschewalski's Karte die Vereinigung von Ugen-Darya und Tarym im Verhältniß zur Lage von Korla angegeben ist, eine (mit der von Prschewalski eingeschlagenen sicher ganz identische) Straße über den nach Osten gerichteten Tarym hinweg in südlicher Richtung führend. Während bei Prschewalski der Fluß dieser Straße an der südlichen Seite folgt, kennt die chinesische Karte einen solchen Lauf nicht, sondern leitet den Tarym genau östlich weiter nach einem großen bei Prschewalski nicht angegebenen See, welcher (wenn man ihn ebenso wie Korla verschiebt) von dem 41. Breitengrad in seinem nördlichen Drittheil durchschnitten wird. Diesen See nennt die chinesische Karte Lop-tschor oder Lop-noor. Um ihn herum, im Norden und Süden, liegen sieben kleine Seen, von denen die nördlichen den Namen Tsau-hu (Grasseen oder Schilfseen) führen, während den südlichen verschiedene Benennungen zugetheilt sind. Außerdem giebt die Karte viel weiter im Südosten, und ohne jede Verbindung mit dem Tarym, einen andern See unter dem Namen Khas-omo an, dessen Mitte ungefähr 3 Grad östlich und $1^3/_4$ Grad südlich von Korla liegt, nur wenig von der Stelle entfernt, wo der Kara-koschun von Prschewalski liegt[1]). Es drängt sich die

[1]) Die in Rede stehende chinesische Karte giebt allerdings noch einen zweiten See westlich von dem Khas-omo an. Ein Name für ihn ist nicht vorhanden. Da nun derselbe auf älteren Karten nicht existirt und hinsichtlich seiner Gestalt wie der Rich-

Frage auf, ob nicht dieser Khas-See dem schwarzen Koschun [1]) von Prschewalski entsprechen dürfte.

Der Nachweis dieser Identität würde die Folgerung involviren, daß der Tarym früher nur einen östlichen Lauf nach dem wirklichen großen Lob-nor hatte, in späterer Zeit aber aus der Gegend, wo sich ihm jetzt der Ugen-Darya vereinigt, eine Abzweigung nach Südosten erfuhr, welche der Hauptfluß wurde; daß dieser Zweig in den ehemals isolirten Khas-See mündete, diesen vergrößerte und zum Hauptreservoir gestaltete.

Es lassen sich für diese Annahme eine Reihe von Argumenten neben den schon genannten anführen.

a. Die chinesische Karte giebt nur ebenes Land im Süden des Lob-nor an, verzeichnet aber ein Gebirge im Süden des Khas-Sees, und dasselbe hat, im Verhältniß zu diesem wie zu Korla, dieselbe Lage wie der Altyn-tagh von Prschewalski.

b. Im Süden des Khas-Sees führt die Hauptstraße nach Osten gegen Scha-tschóu, und von ihr zweigt sich gerade südlich vom See eine andere nach Tibet ab, gerade wie Prschewalski beides im Süden des Karakoschun angiebt.

c. Prschewalski fand für seine beiden Seen den Namen Lob-nor, welcher doch nach den Erkundigungen von Shaw, Forsyth und Anderen noch jetzt weithin sehr bekannt ist, nicht in Gebrauch. Dagegen begegnete ihm Prschewalski, offenbar ohne seine genaue Bedeutung zu erfahren, auf seinem Weg an demjenigen Theil des Tarym, von dem der wirkliche Lob-nor östlich liegen muß.

d. Die Combination der historischen Nachrichten über die ehemaligen Verkehrsstraßen von China nach dem Westen führt mit ziemlicher Sicherheit zu dem Resultat, daß die Gegend des eigentlichen Lob-nor von ihnen unberührt blieb und sie vielmehr im Süden und Westen des Khas-omo vorüberführten, sowie daß dort, und nicht am Lob, die Reiche Linlan, Schenschen u. s. w. lagen, welche im Lauf der Geschichte als in der Nähe des „Salzsees" gelegen genannt werden [2]).

e. Ein letztes und gewichtiges Argument geben die eigenen Angaben von Prschewalski über die Wassermassen, welche die einzelnen von ihm beobachteten Flüsse führen. Nehmen wir den Faden zu 6 Fuß an, so fand er:

	Breite in Fuß	Tiefe in Fuß	Stromgeschwindigk.
1. Kontsche-Darya	42—60	10—14	?
2. Intschike-Darya . . .	?	?	?
3. Ugen-Darya	48—60	?	?
4. Tarym bei Einmündung des Ugen-Darya . . .	300—360	20	reißend
5. Tarym unterhalb der Vereinigung mit allen anderen Flüssen . . .	180—210	21	mäßig
6. Tarym zwischen den beiden Seen	125	14	170 Fuß in der Minute

Es zeigt sich also, daß der vereinigte Fluß nur einen Theil des Wassers (wahrscheinlich weniger als die Hälfte) führt, welches die einzelnen sich vereinigenden Zweige zusammengenommen enthalten. Selbst zur Zeit der größten Sommerhitze wäre eine solche Verminderung des Volumens trotz der starken Verdunstung nicht leicht zu erklären; aber ganz unerklärlich bleibt sie in diesem Fall, da die Beobachtungen im Winter stattfanden, als selbst am Tage die Temperatur nicht über 0° stieg und in der Nacht dieselbe bis über — 20° C. herabfiel. Da nun Prschewalski zwischen den einzelnen Wasserarmen reiste, so ist es möglich, daß die östlichen Arme einen Theil ihres Wassers durch einen von ihm nicht gesehenen Canal nach Osten in eine unzugängliche Salzwüste entsenden, auf die sich der von ihm gehörte aber so räthselhaft gelassene Name Lob-nor beziehen mag.

Kann es an sich beinahe als gewiß bezeichnet werden, daß ein Süßwassersee, welcher in einer Steppe von salzigem Lehm liegt und nicht einem Fluß zum Durchgang dient wie der Karaburan, sondern das aufgenommene Wasser in sich verdunsten läßt, neuer Entstehung sein muß, so wird dies in dem Fall von Prschewalski's Karakoschun durch die Reihe unserer Argumente erhärtet. Wir haben uns den Khas-See als ein ehemals kleines, salziges Wasserbecken vorzustellen, welches seinen Zufluß von dem Altyn-tagh und durch den Tschertschen-Darya erhielt, und in das der Tarym in einer verhältnißmäßig späten Zeit durch eine Abzweigung von seinem frühern alleinigen, östlich gerichteten Lauf einbrach, dadurch die Wasserfläche erheblich vergrößernd. Die Salzmoräste an den Ufern werden als Ueberreste des frühern Zustandes zu betrachten sein. Dies erscheint als die natürlichste Erklärung. Sie findet überdies ihre Bestätigung in der Unsicherheit der chinesischen Beschreibungen aus neuerer Zeit. Einmal ist die Rede von einem See, der 400 Li im Umfang habe, dann wieder wird gesagt, daß der Lob-nor ein Gebiet sei, zu dessen Umreisung eine Armee (unter Kiënlung) zwei Monate gebraucht habe, und daß es aus Steppen und sumpfigen Wasserbecken bestehe. Damit ist der ganze Bereich der Seen und Salztümpel bezeichnet.

So hoch wir dasjenige anschlagen müssen, was Prschewalski für die Erforschung des Lob-nor gethan hat, können wir somit das Problem, für das er sich so großen Mühseligkeiten unterzogen hat, noch nicht als vollkommen gelöst betrachten."

---

tung seiner Zuflüsse fast die genaue Wiederholung des Khas-omo ist, so liegt die Vermuthung nahe, daß durch einen Irrthum eine Verdoppelung der Zeichnung des Khas-omo sich in die Karte eingeschlichen hat. Obgleich mir kein anderer derartiger Fall auf der ganzen Karte bekannt ist, hegte ich doch diese Vermuthung schon vor Prschewalski's Reise, und gab nur mit Widerstreben beide Seen auf der Karte an, welche dem ersten Band meines Werkes „China" beigefügt ist.

[1]) Es muß dahingestellt bleiben, ob der Aehnlichkeit des Klanges eine wirkliche etymologische Verwandtschaft zu Grunde liegt. Khas-omo ist mongolisch und heißt Nephrit-See, wahrscheinlich um die Farbe des Wassers zu bezeichnen, vielleicht auch wegen des Nephrit-Handels, der über diese Gegend stattfand. Statt Khas sagen die Türken Kasch. Kara-Kasch ist die gewöhnliche Bezeichnung für eine häufige Art des Nephrits. Es könnte also Kara-Koschun aus dem Khas der Mongolen an dieser Stelle entstanden sein. Andererseits spricht gegen diese etymologische Verwandtschaft der Umstand, daß die Chinesen den Namen des Verwaltungsbezirks Kara-Koschun in der Schreibart Kara-Huotschóu (Kara-khodscho gesprochen) wiedergeben. Es ist jedoch zu bemerken, daß dies ein vielgebrauchter Name ist, der auf verschiedene mohammedanische Bezirke, z. B. einen im Südosten von Turfan, angewendet wird.

[2]) Siehe die Karten zu v. Richthofen's Werk „China", Tafel 8 und 9.

Aus allen Erdtheilen.

Afrika.

— Vom Ingenieur O. Schütte (s. „Globus" Bd. XXXII, S. 240), welcher im Auftrage der Deutschen Afrikanischen Gesellschaft Dr. Pogge's, Lux' und E. Mohr's Arbeiten in Angola fortführt, ist eine sehr werthvolle kartographische Aufnahme des untern Quanza-Flusses und seiner Umgebungen bis nach Ambaca und Malange hinauf in Berlin eingetroffen. Diese Arbeit, welche alles, was die portugiesische Regierung bisher für ihre Colonie in dieser Hinsicht geleistet hat, weit hinter sich läßt, wird demnächst in zwei schön lithographirten und colorirten Blättern, die uns schon vorgelegen haben, von der oben genannten Gesellschaft herausgegeben und versendet werden. Am 1. Mai schrieb Schütte, daß er weitere Ausflüge in das Gebiet des Quanza gemacht und bei dieser Gelegenheit einen Wasserfall von ziemlich bedeutenden Dimensionen entdeckt habe, der bei einer Höhe von 20 Metern eine Breite von 300 Metern besitze und den er beabsichtigte nach der Kaiserin von Deutschland zu nennen (er ist wahrscheinlich identisch mit dem auf Sá da Bandeira's Karte als Cataracta do Mupa do Condo bezeichneten. Red.). Seine weiteren Pläne waren dann auf die Erforschung des Talla-Mogongo-Gebirges zwischen den Oberläufen des Quanza und Quango und auf eine größere Expedition in nordöstlicher Richtung gerichtet.

Wir machen bei dieser Gelegenheit darauf aufmerksam, daß Mitglied der Deutschen Afrikanischen Gesellschaft Jeder wird, der seinen Beitritt zur Gesellschaft erklärt (Berlin, S. W. Friedrichstraße 191) und sich zu einem Jahresbeitrag von mindestens 5 Mark verpflichtet, wofür er die regelmäßigen periodischen Veröffentlichungen der Gesellschaft unentgeldlich zugeschickt erhält und zur Theilnahme an den allgemeinen Versammlungen berechtigt ist. Im Interesse der Sache bitten wir unsere Leser, sich zahlreich bei diesem nutzbringenden, wissenschaftlichen und patriotischen Unternehmen betheiligen zu wollen.

— Major Alexander von Mechow, Mitglied der deutschen Loango-Expedition, wird mit Unterstützung des Reichskanzleramts sich im August zur Erforschung des großen Congo-Zuflusses Quango wiederum nach Westafrika begeben. Unter seiner Ausrüstung wird sich auch ein kleines Dampfboot befinden. Um die wissenschaftliche Vorbereitung auch dieses wie schon so mancher anderen Afrikareisenden hat sich Dr. O. Kersten in aufopfernder Weise bemüht und verdient gemacht.

— Der Vorstand der Deutschen Afrikanischen Gesellschaft hat in seiner letzten Sitzung Mitte Juli beschlossen, die afrikanischen Reisepläne des Dr. med. Max Buchner, welcher sich unter Prof. Zittel's Leitung in München mit Geologie beschäftigte und augenblicklich bei Dr. O. Kersten in Berlin das astronomische Beobachten erlernt, nach Kräften zu unterstützen. Näheres über dieselben ist nur soviel bekannt, daß er zunächst die Hauptstadt des Mata Jamwo und dann das Reich Luba nordwestlich von jener zu erreichen streben wird.

— „Die Deutschen Geographischen Blätter" (1878, Heft 3, S. 186) bringen einen kurzen Bericht des Dr. E. Rutenberg über dessen bisherige Reisen in Südafrika und auf Madagaskar, wo er bisher von Europäern nicht betretene Wege gegangen ist. Afrika, wo vor Kurzem deutsche Reisende fast gar nicht vertreten waren, beginnt wieder seine alte Anziehungskraft auf dieselben zu üben.

— Die letzten Nachrichten von der internationalen (rectius belgischen) Expedition in Ostafrika (vergl. Globus XXXII, S. 224 und 351, XXXIII, S. 224 und 365) lauten dahin, daß die Herren Cambier und Marno im Januar und Februar dieses Jahres unter den größten Schwierigkeiten eine Reise von Saadani landeinwärts bis Kwa-Kiora unternommen und dabei wiederum constatirt haben, daß an die früher vorgeschlagene Verwendung von Ochsenwagen in jenem Theile Afrikas wegen der Tsetse-Fliege nicht zu denken sei (s. vorigen Band S. 352). Bald darauf trennte sich Marno ganz von der Expedition und trat am 5. April die Rückreise von Zanzibar nach Europa an. Ueber die Gründe, die ihn dazu veranlaßten, schreibt er an Dr. Petermann: „Meine nominell beigeordnete, thatsächlich jedoch gänzlich abhängige Stellung, die vollkommene Ignorirung meiner Rathschläge zwangen mich zur Trennung von der Expedition, bei welcher ich unter solchen Verhältnissen eine für mich geradezu entwürdigende Rolle zu spielen verurtheilt gewesen wäre, und ganz bedeutende Krankheitssymptome beschleunigten meine mit Zustimmung des Executiv-Comités erfolgte Rückkehr." Neuerdings hat die Internationale Afrikanische Gesellschaft in Brüssel von dem unlängst zum Chef der Expedition ernannten Herrn Wautier ein Telegramm erhalten, wonach ein weiteres Mitglied, M. Dutrieux, in Zanzibar angelangt und die für die Reise erforderlichen Träger in Saadani, wo Mr. Cambier die Vorbereitungen überwache, versammelt seien. Am 1. Juni sollten Wautier und Dutrieux dort zu ihm stoßen und etwa eine Woche später der Aufbruch der etwa 350 Menschen umfassenden Karawane in das Innere erfolgen.

— Die neuesten Briefe aus Abessinien berichten von einer furchtbaren Hungersnoth (auch aus Marokko wird eine solche gemeldet), die das Volk dort im buchstäblichen Sinne des Wortes decimirt. Die einheimische Regierung kümmert sich um den Jammer gar nicht, und von auswärts kommt natürlich auch keine Hülfe. So wächst die Zahl der Opfer von Woche zu Woche ins Ungeheuerliche. Die nächste Ernte wird erst im November erwartet, und bis dahin kann der vierte Theil der Bevölkerung zu Grunde gegangen sein.

Amerika.

— Der Superintendent Jackson liefert, nach der „Newyorker Staatsztg.", folgende Nationalitäts-Statistik der Einwanderer, die in dem Zeitraum vom 5. Mai 1847 bis 1. Juni 1878 im Castle Garden angekommen sind: Aus Deutschland 2 146 491, Oesterreich 20 068, Irland 2 014 752, England 742 207, Schottland 159 516, Frankreich 109 347, Luxemburg 1236, Schweiz 83 801, Holland 39 607, Wales 28 632, Norwegen 47 455, Schweden 121 855, Italien 47 098, Belgien 10 315, Spanien 8468, Westindien 8770, Dänemark 35 475, Polen 11 291, Sardinien 2306, Südamerika 3266, Portugal 1805, Nova Scotia 1672, Rußland 25 085, Canada 1559, Mexico 1201, Sicilien 339, China 1210, Ostindien 411, Griechenland 287, Türkei 281, Arabien 10, Afrika 220, Australien 249, Japan 197, Centralamerika 426, von unbekannter Nationalität 698.

— Das „Pittsburgher Volksblatt" schreibt über die Oel- (Petroleum-) Stadt Titusville im nordwestlichen Pennsylvania: Wie rasch lebt's sich in diesem Lande! Als die Oelgewinnung anfing, Geschäft im Großen zu werden, da wuchsen so zu sagen über Nacht riesige Vermögen aus dem Boden auf; Leute, die blutarm zu Bett gegangen waren, wachten steinreich oder vielmehr ölreich wieder auf; meistens warfen sie das so leicht gewonnene Geld in der unsinnigsten Weise weg, und jetzt sind sie wieder so arm wie jemals.

Pithole (südöstlich von Titusville) war seiner Zeit eine Stadt mit 20000 bis 30000 Einwohnern; heute ist es eine Ruine, in welcher nur noch wenige Familien hausen. Vor einem Jahre hörte man des Wegs hier herauf nichts als: Bullion! Bullion! Alles strömte nach jenem neuen Oeldistricte; Häuser und Städtchen schossen wie Pilze aus der Erde; es wurde gleich eine neue Eisenbahn gebaut; wie gewöhnlich in solchen Verhältnissen, trat Ueberfüllung ein; nach jedem Dollar, der zu verdienen war, griffen gleich nicht zwei, sondern Dutzende von Händen. Jetzt ist Bullion schon etwas Altes, sogar veraltet — beinahe versunken und vergessen. Drüben im Clarion-District ist es nicht ganz so schlimm, aber auch nicht mehr so glänzend, wie vor einem Jahr. Es wird erzählt, daß dieser Tage eine ganze „City" dort vom Sheriff ausverkauft werden soll; dieselbe wird vorher noch weiß getüncht, damit sie freundlicher aussieht und einen bessern Preis bringt. Gegenwärtig ist der Bradford-District (s. oben S. 16) oben an, und Alles strömt dahin. Das Land dort hat sich bisher sehr ölreich erwiesen, und die Brunnen fließen, wenn einmal durch Bohrung erschlossen, von selber, so daß die großen Kosten des Betriebs mit Dampf wegfallen. An und für sich ist Bradford ein abscheuliches Schmutzloch ohne irgend welchen Abzug für den Abfall und Abguß von Mensch und Thier.

— Wie sehr man fortwährend bemüht ist, in Californien nützliche Pflanzen aus anderen Ländern zu acclimatisiren, zeigt folgende Correspondenz der Augsburger „Allgemeinen Zeitung" aus San Francisco d. d. 31. Mai: „Von den Atlantischen Staaten, Europa, Australien, Japan, China 2c. ist uns so ziemlich alles zugekommen, was uns fehlte, doch waren dies meistens Fruchtbäume oder Zierpflanzen; Bolivia lieferte uns die Chinchona, und jetzt haben wir aus Chile noch einen neuen Zuwachs nützlicher Pflanzen erhalten; da in jenem Lande auch acht Monate Trockenheit im Jahre vorkommen, so werden die klimatischen Verhältnisse wohl gleich günstig sein, nur mit dem Unterschied, daß dort der Winter mit dem 1. Juli beginnt. Die Namen der jetzt eingeführten Pflanzen und Sämereien sind wie folgt: Tara, ein immergrüner schönblätteriger Baum von sehr festem Holz, weshalb es hauptsächlich zu Ochsenjochen verwendet wird; Carbonilla, gleichfalls ein Immergrün, beide von ungefähr 40 Fuß Höhe, ein gutes Bauholz; Quillaja, ein großer Baum, dessen Hauptwerth in der Rinde besteht, zu der Ordnung der Rosaceä gehörig; er enthält einen seifenartigen Saft mit Gehalt von kohlensaurem Kalk, weshalb der Baum Quillaja Saponaria genannt wird; er hat Blätter von 1½ Zoll Länge und weiße Blumen, sein Saft dient als Surrogat für Seife und zur Förderung des Haarwuchses; zu diesem Zweck wird die Rinde schon seit Jahren hierher und nach England verschickt; Bayota, ein anderes Immergrün, dem hiesigen wilden Lorbeer ähnlich; die Rinde dient als trefflicher Farbestoff, und wird in England mit 225 Doll. per Tonne bezahlt; Mailun, gleichfalls ein Immergrün, dessen Blätter ein treffliches Viehfutter abgeben, und dessen Samen zum Färben dienen; Puema, ein großer Baum mit hellgrünen 1½ Zoll langen Blättern, die guten Farbestoff enthalten, und deshalb in Mexico exportirt werden; die Frucht wird gekocht von den Eingeborenen viel gegessen."

— Der mexicanische Minister der öffentlichen Bauten, Riva Palacios, hat mit dem Capitän Enrico V. Conti, als Repräsentanten mehrerer italienischen Firmen, ein Abkommen getroffen, eine Dampferlinie von Genua nach Veracruz einzurichten, der die mexicanische Regierung eine Subvention von 5000 Pesos monatlich zu zahlen verspricht, sowie 100 Pesos für jeden nützlichen Italiener, der als Einwanderer kommt. Die Compagnie beabsichtigt die Emigration, statt wie bisher nach der Argentinischen Republik, nach Mexico zu leiten, und verspricht mehrere hundert Familien per Jahr, welchen auf dem Isthmus von Tehuantepec Ländereien angewiesen werden sollen.

— Zwischen Honduras und San Salvador ist ein Vertrag abgeschlossen worden, um die fünf centralamerikanischen Republiken mit Telegraph zu verbinden. Nicaragua und Honduras haben ein sehr umfangreiches Schutz- und Trutzbündniß abgeschlossen, worin alle möglichen Punkte vorgesehen sind. Verbrecher, politische ausgenommen, sollen ausgeliefert werden, und die beiderseitigen Behörden haben das Recht, solche 5 Leguas über die Grenze hinaus zu verfolgen.

— Die Spanier haben das wieder unterworfene Cuba in sechs Provinzen getheilt, deren jeder ein Gouverneur vorgesetzt wird. An der Spitze steht ein Generalgouverneur.

— Bekanntlich hat Lieutenant N. B. Wyse sich im November 1877 wiederum nach dem Isthmus von Darien begeben (s. „Globus" XXXIII, S. 16), um seine Forschungen und Nivellirungen behufs Anlegung eines interoceanischen Canals dort fortzusetzen. Die Verbindung des Tuyra mit dem untern Atrato erschien unausführbar, weshalb er seine Untersuchungen auf einer nördlichern Linie zwischen dem Tupisa (nördlicher Zufluß des Tuyra) und der Bay Acanti oder Gandi am Atlantischen Ocean anstellte. Schon Ende Februar war die Arbeit vollendet; Wyse's Gefährten kehrten nach Panama zurück, während er selbst sich nach der Landeshauptstadt Bogotá begab. Daß er dieses Mal glücklicher war oder zu sein glaubt, beweist der Abschluß eines Vertrages zwischen der colombianischen Regierung und dem von Wyse vertretenen internationalen Comité, wonach letzteres das Recht zur Erbauung des Canals, 600 Fuß Landes zu seinen beiden Seiten und außerdem noch 1 Million Acres Land an einer beliebigen Stelle erhält. Der Canal wird neutral sein und dem Handel der gesammten Welt offen stehen und soll vor 1895 vollendet sein. Nous verrons.

— Die Vereinigte-Staaten-Corvette „Enterprise", welche mit der Aufnahme des Amazonenstroms und des Madeira beauftragt ist (s. „Globus" XXXIII, S. 320), ist am 24. Mai vor Para angekommen. Ihre Arbeiten an erstern Flusse sollen bis Manaos und am Madeira bis San Antonio, wo die projectirte Madeira-Eisenbahn ihren Anfang nimmt, reichen. Letztere wird nunmehr, nachdem die englischen Unternehmer ihre Versprechungen nicht erfüllt und sich gänzlich davon zurückgezogen haben, von den Herren Gebrüder Collins in Philadelphia und zwar binnen drei Jahren hergestellt werden. Behufs besserer Ausbeutung der natürlichen Reichthümer Brasiliens wollen die Nordamerikaner eine kleine Flotte von Handelsfahrzeugen zwischen jener Bahn und dem Meere unterhalten, und zu deren Besten wird jetzt die „Enterprise" eine hydrographische Aufnahme jener Wasserläufe machen, Längen und Breiten bestimmen, Untiefen, Stromschnellen und Barren bezeichnen u. s. w. Ihr Befehlshaber ist der durch seine Aufnahmen auf dem Isthmus von Darien wohlbekannte Commander Thomas O. Selfridge, dem folgende Offiziere zur Seite stehen: Capitänlieutenant S. H. Baker, Lieutenants F. W. Nichols, G. Blocklinger, C. P. Perkins, L. G. Spalding, Schiffer M. F. Wright, Zahlmeister G. H. Griffing, Ingenieur W. A. Mintzer, Arzt M. L. Ruth, Zeichner O. W. Sparrow und die Fähnriche D. Peacook und H. J. Hunt.

Australien.

— Mr. A. W. Sergison unternahm im vorigen Jahre von Port Darwin aus eine Forschungsreise in den noch wenig bekannten Nordwesten des zur Colonie Süd-Australien gehörigen Northern Territory. Er kehrte im November mit seinen Gefährten in bester Gesundheit zurück. Der Bericht lautet im Wesentlichen wie folgt: „Ich fand das Klima lange nicht so warm wie bei Port Darwin, ja öfters so kühl, daß wir gern wärmere Kleidung gehabt hätten. Auch belästigten uns Fliegen und Mosquitos viel weniger. Wir reisten zunächst auf den Daly River zu. Die anliegende Gegend war offen, und nach der Mündung des Flusses hin

breitete sich das fruchtbarste Land aus, welches sich zu Plantagen vortrefflich eignen würde. Der Daly ist bis Mount Hayward schiffbar und bewahrt auch darüber hinaus noch eine ziemliche Breite und Tiefe. Er ist im Grunde nichts weiter als eine Fortsetzung des Katherine River und des Flora River. Der letztere, bis dahin unbekannt, wurde von uns entdeckt und von mir benannt, und zeigte, wo wir auf ihn stießen, eine Breite von 73 Metern. Nachdem der King sich mit ihm vereinigt, münden seine rasch fließenden Wasser in den Katherine, und er scheint überhaupt die Hauptquelle des Daly zu sein. Unsere Reise führte uns dann über Höhenzüge, wo wir die herrlichsten Thäler mit dem üppigsten Graswuchs und vielen laufenden Creeks sahen, nach dem nur kurzen Fitzmaurice River. Hier gelangten wir in eine offene schöne Gegend. Weite Ebenen, Whirlwind Plains, breiteten sich um uns aus; der Boden zeigte, namentlich bei Turning Point und East Creek, wie ich sie benannte, eine außerordentliche Fruchtbarkeit, und laufende Wasser bemerkten wir überall. Ueberhaupt fiel uns die große Menge Wasser auf, welche wir auf der Reise antrafen; nur an einem Tage fehlte es uns. Der Victoria River war unser nächstes Ziel. Er ist auf 106 Miles schiffbar und bleibt auch dann noch ein respectabler, für kleine Boote fahrbarer Fluß. Vom Daly bis zum Victoria passirten wir 1500 Fuß hohes Tafelland, welches von Klippen in der Höhe von 1000 Fuß begrenzt wird und darum das Heruntersteigen etwas schwierig macht. Schöne Blicke boten uns die Thäler mit ihren laufenden Wassern. Wir schlugen jetzt die Richtung nach der Telegraphenstation am Katherine River, 202 Miles südlich von Port Darwin, ein und waren einstimmig der Ansicht, besser begrastes Land von Basalt und Kalkstein nie zuvor gesehen zu haben. Eine Ansiedelung, zunächst für Pastoralzwecke und dann auch für Plantagen, wird wohl nicht lange auf sich warten lassen.

— Zu Anfang November 1877 entdeckte der Naturforscher Andrew Goldie, welcher sich zum Zwecke zoologischer Sammlungen schon zum zweiten Male auf Neu-Guinea aufhielt, unweit Port Moresby Spuren von Gold (s. Proceedings of the Royal Geographical Society XXII, S. 222) und sandte Proben davon nach Australien. Den Fluß, an welchem er das Gold fand, benannte der Entdecker nach sich Goldie River; es ist ein Zufluß des Usborne, der in die Redscar-Bay mündet. In Folge dessen steht, wie aus Melbourne gemeldet wird, ein gewaltiges Zuströmen von Leuten, ein „Rush", nach jener Gegend in Aussicht, und auch die Colonisirung der Insel wird vielfach besprochen und wird wahrscheinlich bald in Angriff genommen werden.

— In Melbourne hat sich eine Australasian Colonisation League gebildet, deren Zweck ist, die Colonie Victoria für die Kleinheit ihres Territoriums (4148 deutsche geogr. Quadratmeilen) im Vergleich zu den übrigen australischen Colonien dadurch zu entschädigen, daß Neu-Guinea und die Inseln von Australasien ihr annectirt werden. Eine Petition in diesem Sinne wird an die englische Regierung abgehen, und beabsichtigt die Gesellschaft mit einem Capital von vorläufig 50 000 Pf. St. jene Colonisation zu betreiben.

Eine culturhistorisch-pädagogische Miscelle.

Der bekannte Reisende v. Wrede sagt in seiner Schilderung der Beduinen (Globus, Bd. XVI, S. 280): „Aber wenn die Beduinen viel fragen, so sind sie auch ihrerseits gern zum Auskunftgeben bereit, nur nicht auf directe Fragen. Dadurch werden sie mißtrauisch. Wenn man sie aber nicht fragt, so fangen sie von selbst zu schwatzen an u. s. w. Auf directe Fragen dagegen ist es schwer, eine befriedigende Antwort zu erhalten." Manchmal, heißt es dann weiter, kam Wrede dennoch in den Fall, solche stellen zu müssen, und die Erfahrung lehrte ihn bald, wie er sich dabei zu benehmen habe. „Man darf nie eine Frage, sagt er, auf welche „Ja" oder „Nein" geantwortet werden kann, stellen. In diesem Falle antwortet der Beduine stets eilig und unbedacht, um nur den Frager bald los zu werden. Will man z. B. wissen, ob ein Ort, dessen Namen man zu kennen glaubt, wirklich so heiße, so muß man nicht etwa fragen: Heißt dieser Ort Makalla oder Borum? Darauf würde der ungeduldige Beduine stets „Ja" antworten, selbst wenn man ihn gefragt, ob ein Dorf in Hadramaut „Paris" hieße? Fragt man aber: wie heißt der und der Ort?, selbst wenn man den Namen zu kennen glaubt, so ist der Beduine in den meisten Fällen veranlaßt, die richtige Antwort zu geben."

Hier tritt uns ein oft wiederkehrendes Factum entgegen, daß nämlich in der Fremde bei anderen Völkern als auffällig und besonders bemerkenswerth erscheint, was in der Heimath ebenso vorhanden und nur im alltäglichen Leben übersehen wird. Gerade dieselbe Erfahrung wie Wrede bei den Beduinen habe ich seiner Zeit beim Sammeln der Sagen, Gebräuche u. s. w. an unserm eigenen Volke gemacht. Wollte man ein zuverlässiges, correctes Zeugniß für eine Sache haben, so mußte man „indirect" die Leute zum Reden nöthigen, so daß sie das betreffende Factum selbst aussprachen; auf ein bloßes „Ja" bei einer Frage war gar nichts zu geben. Darin bestand hauptsächlich die Kunst des Sammelns, denn jenes ist oft nicht leicht. Fragte man z. B. in der Uckermark: „Das ist ja wohl hier auch so, daß, wenn die Mädchen in den Zwölften Hede auf dem Wocken haben, es heißt: de „Wôde" kümmt u. s. w.," so konnte man sicher sein, ein „Ja" zu hören, während dort allgemein der Namen seiner Gemahlin, „Frick", in dem betreffenden Aberglauben haften geblieben ist und es stets heißt: de „Frick" kommt u. s. w.

Es ist jenes Verhalten eben eine mehr oder weniger allgemeine Eigenthümlichkeit der unentwickelteren Menschen überhaupt, die nicht bloß überall in den unteren Culturschichten sich zeigt, sondern auch ebenso bei Kindern ganz gewöhnlich erscheint, wie jeder Lehrer bestätigen wird, der seine Methodik an den Eigenthümlichkeiten der Kinder studirt. Wer da nach einer längern Auseinandersetzung den Schüler etwa, statt ihn selbst zum Wiedergeben des Gehörten zu veranlassen, fragt: „Hast du es verstanden?", der wird meist ebenso wie Wrede bei den Beduinen das täuschende „Ja" zu hören bekommen, mit dem der Schüler instinctiv die Sache abzumachen, den Lehrer loszuwerden wünscht.

Die obige Bemerkung gilt übrigens nicht bloß von der von Wrede gemachten Beobachtung, sondern hat eine noch viel weitere Geltung. Wenn der bekannte Culturhistoriker Klemm z. B. die Menschen in active und passive Völker theilte, so hat eine solche Eintheilung zwar insofern eine gewisse Berechtigung, als man der kaukasischen Race mehr den ersten Charakter beilegen dürfte. So wie es Klemm aber noch weiter durchführen wollte, war es unbegründet. Er übersah, daß bei allen Culturvölkern die Masse eben jene Charaktereigenthümlichkeiten zeigt, welche er speciell gewissen Völkern beilegte, die er dann als passive bezeichnete, und daß der betreffende Unterschied zum Theil mehr Cultur- als Racenunterschied ist, wie er auch innerhalb der kaukasischen Race selbst wiederkehrt.

Posen 1877. Director Dr. W. Schwartz.

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 13, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band XXXIV. № 10.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
Begründet von Karl Andree.
In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von
Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1878.

Von Sir Forsyth's Gesandtschaftsreise nach Kaschgar.

VII.

Unser Aufenthalt hier neigt sich seinem Ende zu, und wir fangen an, an die Rückreise zu denken. Augenblicklich ist übrigens Kaschgar von besonderm Interesse, weil die verschiedenen Provinzialstatthalter mit den Jahrestributen nach einander hier eintreffen. Der Dadkwah von Jarkand ist noch nicht angelangt, aber der von Chotan, jenem an Wichtigkeit unmittelbar folgend, bewohnt seit einigen Tagen ein großes Lager neben unserer Behausung. Er muß ein schlauer Fuchs sein; denn er war schon unter chinesischer Herrschaft Gouverneur, hielt sich im Besitze seiner Würde auch während des Aufstandes der Dunganen, und selbst als diese den jetzigen Herren des Landes weichen mußten, blieb er nach wie vor Gouverneur. Ungerechnet das bare Geld und die Last von 150 Pferden hat er 500 mit Waaren beladene Kamele bei sich. Anstatt nun das alles zu gleicher Zeit seinem Fürsten zu übergeben und sich darüber quittiren zu lassen, begiebt er sich allmorgendlich mit 9 Pferden, 9 doppelläufigen Flinten, 9 Teppichen u. s. w. in den Palast und fährt in dieser Weise so lange fort, bis seine Vorräthe erschöpft sind oder der Emir sein bares Geld verlangt, was einer Entlassung gleichkommt. In der Zwischenzeit läßt sich der Emir über die Zustände in der betreffenden Provinz berichten und entscheidet über die ihm vorgebrachten Klagen, was ihm um so mehr Zeit kostet, als er, wie man sagt, eine wahre Sucht hat, alles selbst zu erledigen.

Besonders charakteristisch für diesen Fürsten ist ferner die Listigkeit, mit welcher er es auf tausenderlei Weisen versucht, auf unsere Ansichten und Meinungen einen bestimmenden Einfluß auszuüben. Trotzdem ist er ein tapferer und, wie man täglich zu sehen Gelegenheit hat, seiner Umgebung weit überlegener Mann. Während z. B. alle mohammedanischen Eroberer in ihren Glaubenskriegen die literarischen Schätze ihrer besiegten Feinde mit unerbittlicher Wuth vernichteten, hat Jakub beim Plündern der buddhistischen Tempel und chinesischen Städte mit größter Sorgfalt alle Bücher und Gegenstände von ähnlichem Interesse gesammelt und mehrere tausend kostbare Bände zusammengebracht, welche für europäische Orientalisten vielleicht von unberechenbarem Werthe sein könnten. Auch besitzt er große Mengen von Juwelen und von dem gesuchten Jü-Steine (Nephrit). Dabei entfaltet er weder in seiner Kleidung noch an seinen Pferden irgend welchen Luxus und gestattet sich keine verschwenderischen Ausgaben, sondern verwendet seine Reichthümer nur für das Heer und seine diplomatischen Verhandlungen. Wenig ehrenvoll für ihn sind dagegen die Geschichten, welche man sich davon erzählt, wie er sich seiner Gegner und Rivalen entledigt. Darin, wie in den Listen und Ränken, durch welche er sich auf den Schlachtfeldern den Sieg verschafft, ist er furchtbar.

Seit einigen Tagen wird in den Vorstädten ein namentlich gestern stark besuchter Markt abgehalten, der jedoch auf Befehl der Regierung demnächst geschlossen werden soll. Unter chinesischer Herrschaft gab es bei solchen Gelegenheiten mancherlei Belustigungen; alles Volk strömte hinaus und Männer und Frauen tanzten zusammen und überließen sich allerhand Vergnügungen. Das mißfiel den Mohammedanern, und namentlich um den Frauen das Tanzen zu verwehren, schließt man den ganzen Markt.

6. März. Noch fällt auf den benachbarten Bergen der Schnee, aber der Frühling naht und alle Welt hat sein Kom-

men schon mit Freude begrüßt. Kleine Vögel, die aus Süden kommen, kündigen ihn an. Vor drei Tagen hat ein Eingeborener einen dieser gefiederten Glücksboten gefangen, und diese Kunde hat sich sofort verbreitet. Man achtet nämlich begierig auf diese Vögel, denn dem Glücklichen, welcher den ersten erwischt, steht das Recht zu, sofort beim Fürsten eine Audienz zu erhalten, der ihm ein ganz neues Kleid verehrt. In der That, eine hübsche Sitte. Ebenso stehen die ersten Blüthen der Fruchtbäume und die ersten Früchte dem Emir zu und werden ihm sofort überbracht.

8. März. Jetzt ist ernstlich von unserer Abreise die Rede. Der Emir hat schon von dem Tage gesprochen, wo er uns verabschieden will, um dann nach Aksu zu gehen. Syad-Jakub hat als Minister der auswärtigen Angelegenheiten den Auftrag erhalten, für alle Einzelheiten unserer Rückkehr zu sorgen. Die Rolle, welche er spielt, ist nicht ohne Schwierigkeit und Gefahr; denn er hat eine verhältnißmäßig aufgeklärte Politik eingeleitet und trägt dafür die Verantwortung. Er inspirirt den Emir, muß dabei aber den Schein, als ob es so ist, vermeiden; denn wenn derselbe plötzlich mißtrauisch würde und an der Aufrichtigkeit der Absichten seines Ministers zu zweifeln anfinge, so gäbe es alsdann nur die eine Lösung, jene gefürchteten Worte: „Schlagt ihm den Kopf ab." Denn das ist stets der Hergang der Dinge in mohammedanischen Reichen gewesen und ist es noch heutigen Tages (wie man soeben in Aegypten gesehen hat).

17. März. Unsere Abreise von Kaschgar war höchst glänzend; Musik, 19 Kanonenschüsse, Begleitung durch eine Anzahl Rathsherren und Offiziere des Emir, nichts hat an den uns erwiesenen Ehrenbezeugungen gefehlt. Jeder that es dem Andern an Eifer zuvor, um uns angenehm oder richtiger dem Emir zu Gefallen zu sein, welcher uns in der schmeichelhaftesten Weise entlassen hat. Er erklärte, daß, wenn seine Diener nicht auch die geringsten Wünsche des britischen Gesandten erfüllten, sofort ihre Köpfe fielen. — Jetzt bin ich wieder in Jarkand, wo ich mit dem Dadkwah verschiedene Anordnungen für die Rückreise treffe. Unterwegs wurde ich mit Aufmerksamkeiten überhäuft, von Ehrenwachen begleitet und unaufhörlich durch Boten befragt, wie es mit meiner Gesundheit stände und ob ich auf der Reise irgend ein Hinderniß angetroffen. Der Dadkwah hat mir seit meiner Ankunft schon eine ganze Kleidersammlung verehrt; ich halte ihn zwar für einen vollendeten Heuchler, der kein wahres Wort sagt, aber weil ich ihn brauche, mache ich ihm große Complimente. Nach unserer letzten Zusammenkunft sandte er mir einen Offizier und ließ mir sagen, daß alles, was er besitze, mein sei, und daß ich nur einen Wunsch zu äußern brauchte, um ihn sofort erfüllt zu sehen. Ich antwortete natürlich, daß mir seine Freundschaft mehr werth sei als alle Schätze Turkestans, und bat schließlich auf das Zureden des Boten, mir Gold, Juwelen oder dergleichen zu wünschen, um einen Soldatengürtel als Andenken. Aber der Dadkwah ließ es sich nicht nehmen, mir 30 Pfund zur Bestreitung meiner Reisekosten, einen Pony, einen Gürtel und mehrere Stück Seide zu übersenden.

Musikanten des Emir. (Nach einer Photographie Chapman's.)

Jangi-hissar, 10. April. Ich habe hier wieder meinen photographischen Apparat aufgestellt und Dank den Süßigkeiten und kleinen Geldstücken, die ich vertheile, fehlt es mir an Modellen nicht. Z. B. habe ich ein reizendes Kind in seiner Wiege und ein kleines Mädchen von sechs Jahren photographirt. Letzterem schenkte ich ein kupfernes Armband, einen billigen Spiegel und Bonbons, und von diesem Augenblicke an stehen mir so viel Kinder zur Verfügung als ich nur wünschen mag. Ferner habe ich meine Muße benutzt, um das Opiumrauchen zu studiren, wofür es hier ein vom Staate anerkanntes Etablissement giebt, wo Männer und Frauen mit staunenswerthem Eifer die verderbliche Drogue genießen. Beim Eintritt übergiebt der Besucher seine Werthsachen einem Wärter, welcher sie so lange in Verwahrung nimmt, bis jener seine Sinne wieder beisammen hat.

26. April. Wir kehren nun bestimmt über den Karakorum zurück und ich werde die Berge von Pamir, welche ich so lange vor Augen gehabt habe, nicht von Nahem sehen. Doch ist es mir wenigstens während meines Aufenthalts in Jangi-hissar gelungen, an einem klaren Tage eine sehr scharfe Photographie derselben zu machen.

Vor einem Monat ist Oberst Gordon in Begleitung des

Dr. Stoliczka und der Hauptleute Biddulph und Trotter nach jenen Gebieten aufgebrochen. (Der nun folgende Abriß seiner zweimonatlichen Reise dort ist Gordon's Tagebuch entlehnt.)

* * *

Am 21. März verließen wir Jangi-hissar, 21 Personen an der Zahl, mit 58 Reit- und Lastpferden. Ein kaschgarischer Offizier und 5 Soldaten bildeten nebst 5 von unseren Sipoys unsere Geleitmannschaft. Ein Schreiben meldete dem Mir (Gouverneur einer weniger wichtigen Provinz, dem Range nach weniger als ein Dadkwah) Futteh Ali Schah von Wachan unsere Ankunft. Der Weg führte in südlicher Richtung im Thale des Kinkol-Flusses hinauf. Nach einigen Marschtagen befanden wir uns unter nomadischen Kirghizen, welche sich sehr freundlich benahmen. Sowie wir die Berge betreten hatten, war die Kälte bedeutend gestiegen und wurde der Schnee unser fast unvermeidlicher Gefährte. Namentlich im Februar und März fällt er am reichlichsten, und die Zeit war deshalb für einen Besuch der Pamir schlecht gewählt. Aber für uns handelte es sich darum, diese Reise jetzt zu machen oder niemals, und so traten wir dieselbe trotz des anfänglichen Widerspruchs unserer Leute an.

Am 24. März wurde der Kaskasu-Paß (12 850 Fuß = 3915 Meter) überschritten, dessen Passage Schnee und Eis so schwierig machten, daß wir Jaks zur Aushülfe bedurften. Die Kirghizen mußten dieselben liefern. Am nächsten Tage ging es über den 13 300 Fuß hohen Torut-Paß, der eine einzige zusammenhängende Schneemasse darstellte. Der Weg über das aus Kalkstein und Schiefer bestehende Gebirge wurde zunehmend schlechter; im Thale des Tangitar, eines durch den Sirikul dem Flusse von Jarkand tributären Gewässers, führte er häufig im Flußbette selbst hin. Zur Zeit der Schneeschmelze ist er dort vollständig unterbrochen. Am 28. befanden wir uns zwischen Feldern und Dörfern im weidenreichen Thale des Sirikul und erreichten am 30. das Fort Taschkurgan (10 250 Fuß = 3125 Meter), wo wir eine vortreffliche Aufnahme fanden, abgesehen davon, daß der dortige Gouverneur, Hussun Schah, es mit vieler Geschicklichkeit stets zu vereiteln verstand, wenn wir das Fort, welches anscheinend kein hohes Alter hat, besichtigen wollten. Die aus Stein und Erde erbauten Häuser dieser Gegend sind in Dörfer und Weiler zusammengebaut und nicht, wie bei Kaschgar und Jarkand, auf den Feldern zerstreut. Meist liegen die Ortschaften aber in Trümmern, weil ihre persisch redende Bevölkerung in der Zeit von 1870 bis 1872 in Masse auf Befehl des Emir, welcher einen Aufstand befürchtete, nach Kaschgar geschafft worden ist. In Taschkurgan blieben wir zwei Tage, mit Vorbereitungen für die durch Kälte und Schnee ungemein erschwerte Weiterreise nach Wachan beschäftigt. Während des Aufenthaltes im Sirikul-Thale war der Himmel klar, so daß wir eine herrliche Ansicht des zu 25 350 Fuß (7725 Meter) ansteigenden majestätischen Tagharma-Piks im Norden hatten. Er erschien uns als eine einzige leuchtende Masse von Gletscher und Schnee.

Frauen von Kaschgar. (Nach einer Photographie Chapman's.)

Am 2. April traten wir die Weiterreise an, welche an einem kleinen Zuflusse des Sirikol, dem Schindan, nach Südwesten hinaufführte, und überschritten am nächsten Tage den 14 920 Fuß (4546 Meter) hohen Paß Nezatasch, welcher

die Wasserscheide zwischen den Zuflüssen des im Lob-nor endigenden Tarym und des zum Aral-See fließenden Amu-Darja bezeichnet. Dort lagen die beiden berühmten Pamirs, die große und die kleine, vor uns, nichts als eine lange Reihe niedriger, roth gefärbter Berge ohne besondere Merkwürdigkeit. Der Weg führte stets über Schnee; doch fand sich an dem nächsten Lagerplatze, Kogatschak, wenigstens Gras für die Pferde, und selbst hier in diesen eisigen Wüsteneien hatten die im Voraus benachrichtigten Einwohner für die nöthigen Lebensmittel gesorgt. Wir erfuhren später, daß Rustum, der Befehlshaber unserer Geleitmannschaft, reichlich mit Gold versehen worden war, um in Wachan für alle unsere Bedürfnisse Sorge tragen zu können. Am folgenden Tage erreichten wir das Thal des Aksu, des nördlichen Hauptquellarmes des Oxus (welchen die Einheimischen allerdings nicht als solchen ansehen). Wir stiegen in seinem Thale bis zum See Oi-Kul, aus welchem er entspringt, aufwärts und konnten dadurch seinen Lauf genauer bestimmen als der bekannte Mirza im Jahr 1869. Das Thermometer zeigte nur 5 Grad unter Null und trotzdem hatten wir wegen des eisigen Westwindes mehr von der Kälte zu leiden als im Januar im Thian-schan. Dazu kam der Reflex der Sonne von der alles bedeckenden Schneehülle, in Folge dessen wir sehr schmerzliche Augenentzündungen bekamen. Obendrein verzögerte sich unser Fortkommen dadurch, daß wir wegen des Schnees den richtigen Weg verloren. Das Thal des Aksu ist, wo wir es betraten, 12 600 Fuß (3840 Meter) hoch und etwa 3 engl. Meilen breit, hat viel dichtes Gras und gute Weideplätze und ist, wo der Boden feucht ist, mit zahlreichen Weiden bestanden. Höher hinauf (wo der von Südwesten kommende Fluß die Pamir-Churd oder kleine Pamir durchströmt) findet sich zum Feueranmachen wie in Tibet nur ein kleiner 6 bis 8 Zoll hoher Strauch, ähnlich dem Lavendel, dann aber in Menge. Nördlich von der kleinen Pamir zieht sich eine breite Kette abgerundeter Höhen hin, die Grenze gegen die große Pamir bildend, südlich eine Kette schneebedeckter Spitzen. Am zweiten Marschtage erreichten wir den 13 100 Fuß (4000 Meter) hoch gelegenen See, der 3 Meilen lang, kaum 1 Meile breit und damals gefroren war. Zu beiden Seiten steigen Höhen bis zu circa 2000 Fuß an; gegen Osten zeigte sich eine schöne gletscherbedeckte Spitze von 22 000 Fuß (6700 Meter). 10 Meilen hinter (westlich) dem See erreicht die kleine Pamir ihr Ende; ihre Gesammtlänge beträgt demnach 58 Meilen. Jenseit des nur 45 Meter über dem See liegenden wasserscheidenden Passes geht es ziemlich steil bergab hinab in das Thal einer andern Oxus-Quelle, des Sarhadd oder südlichen Pandschah. 25 Meilen vom See entfernt zeigten sich die ersten Spuren von Anbau. In der zerstörten Niederlassung Langar erhielten wir ein Begrüßungsschreiben des Mir von Wachan, und in Sarhadd, dem obersten bewohnten Orte des ganzen Thales in etwa 3350 Meter Höhe, empfing uns sein Sohn Ali Murdan Schah, ein junger Mann von 25 Jahren, mit schönen Augen und Haaren und sehr angenehmen Manieren, um uns nach Kila-Pandschah, der Residenz seines Vaters, zu geleiten. Wie alle Bewohner Wachans ist er ein großer Freund aller Arten von Sport und erzählte uns viel von seinen sommerlichen Jagden auf den beiden Pamirs, wo er dem Ovis Poli und den Steinböcken nachstellt.

Kinder in Jangi-Hissar. (Nach einer Photographie Chapman's.)

Am 13. April erreichten wir Kila Pandschah (2770 Meter), nachdem wir unterwegs ununterbrochen mit Schneegestöber und eisig kalten Winden zu kämpfen gehabt hatten. Mir Futteh Ali Schah, ein hochgewachsener, aber schon altersschwacher Mann, begrüßte uns und geleitete uns in sein Lager neben der Festung. Der Ort hat seinen Namen von den fünf Befestigungen im Thale des Oxus, von welchen drei nur einfache Thürme in beherrschender Lage sind. Das wichtigste wird vom Mir bewohnt; es ist ein unregelmäßiges Bauwerk von Erde und Stein, mit hohen Mauern und zahlreichen Thürmen und steht auf einem Hügel am Flusse. — Noch am selben Abend erwiderten wir im Fort dem Mir seinen Besuch. Er empfing uns in einem Saale, dessen Dach oben offen war, so daß es zugleich als Rauchfang und Fenster diente, und welcher genau so eingerichtet war wie alle Zimmer im ganzen Orte, nur daß er größer und höher war. Nach Landesart führt der Eingang dazu durch die Viehställe. Der Mir war von Aksakals (d. h. Aeltesten) umgeben; beim Kommen und Gehen oder, wenn sie einen Befehl empfingen, küßten die Leute ihm die Hand. Bei unserm Empfange war alles, die Manieren der Leute ausgenommen, von großer Ursprünglichkeit.

Der anscheinend von seinen wenigen Unterthanen hoch

Ansicht der Pamir von Jangi-Hissar aus. (Nach einer Photographie und einer Aquarelle Chapman's.)

in Ehren gehaltene Mir verwaltet sein Amt seit 35 Jahren und ist ein jüngerer Bruder Mohammed Rahim's, welcher regierte, als Lieutenant Wood 1838 das Land besuchte. Die Familie behauptet, von Alexander dem Großen abzustammen. Der Mir selbst gilt für einen Zauberer, und eine seiner ersten Fragen war, ob wir etwa außergewöhnliche Zauberkräfte besäßen.

Wachan war stets von dem westlichern Badakschan abhängig; im October des vorhergehenden Jahres hatte Futteh Ali Schah sich nach Faizabad, Badakschans Hauptstadt, begeben, um dort seinen jährlichen Tribut von 2 Kamelen, 12 Pferden, 12 Kühen und 12 Decken abzuliefern. Geld wird nicht gefordert, weil das Land keines hat. Dank dem kräftigen Eingreifen des Atalik hat in der letzten Zeit hier und in den Nachbargebieten stets Frieden geherrscht, die steten Fehden haben aufgehört und die Bevölkerung sich vermehrt. Freilich zählt auch heute Wachan nur etwa 3000 Seelen. Es sind lauter Schiiten, deren geistliches Oberhaupt Aga

Ein kaschgarischer Falkonir. (Nach einer Zeichnung und einer Photographie Chapman's.)

Chan von Bombay ist; demselben schicken sie alljährlich den Zehnten ihrer Vieh- und Landwirthschaft.

Das häusliche Leben der Leute hatten wir Gelegenheit zu beobachten, als uns die fortwährenden Schneegestöber in den ersten Tagen unseres Aufenthaltes in Wachan zwangen, in den Dörfern Unterkunft zu suchen. Die aus Erde und Stein gebauten Häuser haben ein flaches Dach und sind von Pferde- und Rinderställen rings umgeben. Die Familie bewohnt einen großen Raum in der Mitte, welcher über dem Herde ein Loch in der Decke hat; rings herum stehen breite Bänke zum Schlafen. Eine davon liegt abgeschlossen und ist für die Frauen und Kinder bestimmt. Die Männer sind kräftig, ausdauernd und kriegerisch; überall sieht man Waffen an den Wänden hängen. Die erste Stelle nimmt darunter die in ganz Turkestan gebräuchliche Luntenflinte ein. Die Frauen haben ein für Bewohner solch rauhen Gebirgslandes zartes Aeußere; sie tragen keinen Schleier und scheinen mehr Einfluß auf das Hauswesen auszuüben als sonst im Orient,

eine Beobachtung, die wir auch bei den Kirghizen machten. So oft wir für genossene Gastfreundschaft ein Geschenk geben wollten, wurde die Hausfrau gerufen, um es in Empfang zu nehmen. Alle Feldarbeiten besorgen die Männer, alle häuslichen Geschäfte die Frauen. Letztere hatten oft sehr regelmäßige Züge und nicht selten weiße Haut und blaue Augen. Alle sprechen außer ihrem Dialekte persisch. Die Männer tragen lange Kleider aus eigen gesponnener Wolle oder aus Schaffellen, die Frauen Kleider und ein schmales Kopfband aus weißem Kattun. Will ein Mann Luxus treiben, so trägt er die spitze afghanische Mütze und darum den gewöhnlichen weißen oder blauen Turban.

Die meisten ziehen im Sommer mit ihren Herden auf die nächsten Berge, und nur wenige bleiben in den Dörfern zurück, um für die zukünftige Ernte zu sorgen, welche erst nach der Rückkehr von den Sommerweiden eingebracht wird. Die Herden bestehen aus Schafen, Ziegen, Ochsen und Jaks. Die Pferde sind klein, stark und gut genährt. Hauptproducte sind Weizen, Gerste, Bohnen und Erbsen; in Zong bei Kila-Pandschah wachsen auch Melonen und Aprikosen. Von Bäumen gedeihen nur Pappeln und auch die nur an windgeschützten Stellen; an sandigen Stellen längs der Flüsse finden sich kleine Weiden und andere ausdauernde Sträucher. Werthvolle Mineralien scheint Wachan nicht zu besitzen; während in Badakschan sehr mittelmäßiges Salz und Eisen vorkommt. Um einige Hufeisen zu ersetzen, hatten wir die größten Schwierigkeiten, das nöthige Eisen zu erhalten.

Zwischen Ost- und Westturkestan findet heutigen Tages nur wenig Handelsverkehr statt. In Badakschan coursiren dieselben Münzen wie in Wachan; aber es giebt ihrer nur

Der Victoria-See auf Pamir. (Nach einer Aquarelle Gordon's.)

wenige und der Handel vollzieht sich meistens im Austausch. Damals gerade wurde der Mir von einem ungeduldigen Gläubiger aus Badakschan wegen der geringen Summe von circa 880 Mark arg bedrängt. Zu seinem Glücke brauchten wir zur Beendigung unserer Reise viel Lebensmittel und Pferde und bezahlten dieselben mit Gold, welches dem Herrscher sehr zu Statten kam, um diese Staatsschuld abzutragen.

In Kila-Pandschah verweilten wir 13 Tage, während welcher Zeit wir viel vom Schnee und namentlich von heftigen Stürmen zu leiden hatten. Am 15. April schickte ich einen Sipoy und zwei Leute des Mir nach dem großen Pamir-See (Pamir-Kulan oder Victoria-See Wood's), um zu erfahren, ob diese nördlichere Route passirbar sei. Da ihr Bericht günstig lautete, brachen wir am 26. April auf; während Dr. Stoliczka, Trotter und ich über die große Pamir gingen, kehrte Biddulph über die kleine zurück, um seine Beobachtungen zu vervollständigen. Am 4. Mai wollten wir uns im Thale von Aktasch treffen. Unser Weg führte am nördlichen Arme des Pandschah hinauf und zwar am ersten Tage bis Langar-kischt, dem letzten bewohnten Orte in demselben, nur 2 Meilen oberhalb des Zusammenflusses der beiden Oxusquellarme. Der Sohn des Mir verabschiedete sich an diesem Abend und brachte uns zwei Hunde für die Steinbockjagd als ein Geschenk, welches in seinen Augen offenbar großen Werth besaß. Hunde stehen hier in großem Werthe. Wood erzählt z. B., daß man einen Menschen — Sklaverei ist hier überall im Schwange — gegen einen Hund eingetauscht habe, und der Mir sagte uns beim Abschiede, daß er stets unsere Landsleute und selbst einen ihrer Hunde mit Freuden in Wachan bewillkommnen, und selbst zur Nachtzeit aufstehen werde, um ihnen etwas zu essen zu bereiten. Ebenso gesucht sind gut dressirte Falken, und die Falkonire in Wachan sind ebenso geschickt wie die von Kaschgar, deren Künste wir bei dem Ausfluge nach dem Grabe Sultan Satuk's bewundert haben.

Von Langar-kischt an steigt die Straße allmälig. 25 Meilen davon beginnt die große Pamir. Da der Wasser-

stand im Flusse niedrig und derselbe zum Theil gefroren war, war der Marsch leichter. Schnee fiel verhältnißmäßig wenig, und wilde Lavendel war reichlich vorhanden, wie immer. Am 1. Mai befanden wir uns am Victoria-See, welcher ganz zugefroren und mit einer leichten Schicht Schnee bedeckt war. Damals war er 10 Meilen lang und 3 Meilen breit, nimmt aber im Sommer bedeutend zu; er scheint sehr tief zu sein und liegt 13 900 Fuß (4240 Meter) hoch, während südlich von ihm Berge sichtbar sind, welche noch 4000 bis 5000 Fuß höher aufsteigen. Um von dort vorwärts zu kommen, mußten wir uns einen Weg durch enorme Schneemassen bahnen; erst beim Abstieg nach Aktasch verschwanden die Schwierigkeiten. Im Uebrigen sagten unsere Führer: „Auf der Pamir giebt es Tausende von Wegen; mit einem Führer kann man nach allen Richtungen hin gehen.“ Man kann das Pamir-Plateau im Ganzen und Großen als eine gewaltige abgerundete Gebirgserhebung ansehen, durchzogen von breiten Bergketten, zwischen denen Hochthäler liegen, die nach Osten zu offen und sanft geneigt, nach Westen eng und steil abfallen. Soviel uns unsere Führer sagten, scheint das Wort „Pamir“ einen verlassenen, wüsten Gebirgstheil, den man jedoch während einiger Monate bewohnen kann, zu bedeuten.

Von Artasch, wo wir die Leute des Mir reich beschenkt entließen, schlugen wir denselben Weg, den wir gekommen, wieder ein und erreichten am 21. Mai Jarkand und am 29. Juni Leh, nicht ohne daß der Schluß unserer Reise durch Dr. Stoliczka's Tod, eine Folge der auf Pamir ausgestandenen Strapazen, sich zu einem sehr traurigen gestaltete. In Leh fand die Gesandtschaftsreise ihren Abschluß. Ihr doppeltes Ziel hatte sie erreicht; der gewünschte Vertrag war abgeschlossen worden — Emir Jakub's Tod und die chinesische Eroberung Turkestans haben freilich Forsyth's politisch-commercielle Resultate völlig wieder vernichtet — und die Gelehrten der Expedition brachten über eines der interessantesten Länder die werthvollsten Nachrichten heim. Sie wenigstens haben sicherlich nicht umsonst gearbeitet.

Meine zweite Reise auf Cypern im Frühjahr 1873.

Von **Dr. P. Schröder**, Dragoman der Kaiserl. Deutschen Botschaft in Konstantinopel.

(Aus Briefen an Prof. Heinrich Kiepert in Berlin.)

II.

Böyükdere 30. Juli 1873.

Akanthu[1]) (d. h. Dornberg) ist nächst Kerynia, Lápitho-Karáva und Jalusa der bedeutendste Ort der Nordküste, von Davlo vier, von Kerynia zehn Stunden entfernt. Ueber demselben steigt in schwindelerregender Steilheit die nackte, nur in ihren unteren Theilen mit Fichten bewachsene Granitmasse des vielgezackten Lithari in die Höhe, an den sich westlich der noch höhere Elympos anschließt. Der Berg westlich des Boghazi (des Passes, welcher von Levkoniko über die Nordkette an die nördliche Küste führt) heißt Gamni, auf welchen dann noch weiter nach Westen als höchste Gipfel der Kette der Berg von Antiphoniti, dessen breiten Rücken ein Kloster krönt, der gezackte Pentedaktylo und der Kutzovento-Berg (= Buffavento) folgen. Im Osten dagegen folgt auf den Lithari eine Spitze, welche man Dyolichárka (? vielleicht = δυολυκάρια, die beiden Wölfe?) nannte, dann die Berge Rusúpi und Hekatospitia mit mittelalterlichen Burgruinen. An diesen schließt sich der breite H. Photios an, dessen Gipfel eine Capelle dieses Heiligen tragen soll. Als letztes Glied in der Kette erscheint der bei Kilanemo nach dem Meere zu vorspringende und quer über den Küstensaum wie ein Riegel sich vorschiebende Gudi, der letzte hohe Berg der Nordkette. Jenseit Jalusas senken sich die Berge sehr, die spitzen Piks hören auf, und bei Rizokarpaso löst sich allmälig die Kette ganz in ein System von Hochebenen und einzelnen Bergen auf.

Am Morgen des 7. April brach ich von Akanthu nach Osten auf, um bis Jalusa die Küste entlang zu reisen. Meinen ursprünglichen Plan, die ausgedehnten Ruinen von Mulos (zwei Stunden westlich von Akanthu) zu besichtigen, gab ich wieder auf, da ich durch diesen Ausflug — weil ich auf demselben Wege nach Akanthu hätte zurückkehren müssen — einen vollen Tag verloren haben würde. Doch konnte ich es mir nicht versagen, wenigstens die nordwestlich von Akanthu gelegene Stelle Koroniäs aufzusuchen. Ich wählte also nicht den nächsten Weg nach Panagia Pergamitissa (in Ostnordost), sondern stieg die Berge in der Richtung nach dem Ausgange des Boghazi zu, welcher die Küste mit der Mesaria (Mesavoria) in Verbindung setzt, hinab. Die aus fruchtbarem Lehmboden bestehenden Vorberge sind mit Gesträuch und niedrigem wilden Karubengebüsch reichlich bewachsen; weiter unten folgen Oliven und Karuben. Nach Ueberschreitung mehrerer Schluchten wird nach einer halben Stunde ein kleiner Fluß, Stirakúlia genannt, in geringer Entfernung vom Meere passirt. Von da hatten wir noch 25 Minuten bis zu einigen dicht am Strande aus Steinblöcken roh zusammengefügten Schäferhürden bei dem Hügel *Κορωνιαῖς*. Ich bemerkte zwischen den über die Felder zerstreuten Steinen auch verschiedene große Quaderblöcke, aber keine Architektur- oder Sculpturreste. Ich lasse es dahingestellt sein, ob die Ortschaft, welche jedenfalls einst hier lag, in das classische Alterthum hinaufreicht (dann läge *Κορώνεια*, welche Stephanus von Byzanz als „vierte Stadt Cyperns“ bezeichnet, am nächsten) oder nur dem Mittelalter angehört hat. Auf einer Insel, die wie Cypern auch in der nachchristlichen Zeit so viele kriegerische Stürme durchgemacht hat, ist es oft schwer zu sagen, ob die vielen Trümmerfelder, denen der Reisende überall begegnet, auf eine mittelalterliche oder altcyprische Niederlassung hinweisen. Täuschungen sind in dieser Beziehung leicht möglich. Unter der byzantinischen und fränkischen Herrschaft sind viele neue Orte gegründet worden, die jetzt vom Erdboden verschwunden sind und ihre Spur nur in Haufen von durcheinandergeworfenen Steinen, denen man es nicht immer

[1]) Diesen Ort an der Nordküste Cyperns hatte Dr. Schröder Anfangs April von Larnaka aus über Pyla, Pergamo, Kontéa, Prastió und Levkoniko erreicht.

sogleich ansehen kann, aus welcher Epoche sie stammen, hinterlassen haben. Im Allgemeinen kann man aber sagen, daß da, wo sich zwischen den kleinen Steinen größere viereckig behauene Blöcke, Spuren von dicken Mauern u. s. w. vorfinden, wir es mit einer alten Ansiedelung zu thun haben, obgleich auf der andern Seite nicht zu leugnen ist, daß die Existenz großer Blöcke, welche durch ihre Bearbeitung oder sonstige äußere Kennzeichen auf ein hohes Alterthum hinweisen, noch kein unzweifelhaftes Kriterium für das Vorhandensein einer alten Stadt an der Stelle, wo sie sich vorfinden, abgeben, indem dieselben sehr wohl anderswoher geschleppt und zu mittelalterlichen Bauten verwendet sein können.

Eine halbe Stunde östlich von Koroniäs findet sich ein zweites altes Ruinenfeld, Liastriká, wie denn überhaupt die ganze Nordküste von Kerynia bis Cap Andrea außerordentlich reich an alten Trümmerstätten ist, auf welchen freilich nichts mehr aufrecht steht, sondern alles zertrümmert und klein geschlagen ist. Das Vorhandensein von alten Mauerfundamenten, Säulenstücken, Felsengräbern, Brunnen weist aber oft auf ein hohes Alter hin. Diese Küste muß im Alterthume — diese Ueberzeugung wird jeder, der sie bereist, gewinnen — sehr gut bevölkert und cultivirt gewesen sein. Ihre Fruchtbarkeit, die Frische des Klimas, der Reichthum an Quellen und endlich die Menge der kleinen Buchten und Häfen sowie auch die Nähe der cilicischen Küste mußte schon frühzeitig zu Niederlassungen einladen. Die Phönizier hatten hier unzweifelhaft zahlreiche Colonien. Kerynia und Karpasia waren phönizische Gründungen; von letzterer Stadt sagt Hellanikos in seinen cyprischen Geschichten (bei Steph. Byz.), Pygmalion habe sie erbaut. Ich gebe im Folgenden eine Aufzählung derjenigen Oertlichkeiten zwischen Kerynia und Cap Andrea, wo sich Ruinen vorfinden (die bedeutenderen mit gesperrter Schrift). Ich habe sie sämmtlich mit Ausnahme von 2. und 3. besucht: 1. Felsengräber bei Kerynia; 2. angebliche Ruinen zwischen Chartscha und H. Ambrosios; 3. Mulos (s. oben); 4. Koroniäs und 5. Liastriká bei Akanthu; 6. ausgedehntes Ruinenfeld bei der Kirche und dem Monastir der Panagia Pergámu, eine Stunde östlich von Akanthu; 7. Galuni und Stiti, zwei nahe bei einander gelegene Stellen an der Küste, eine Stunde ostnordöstlich von Davlo; 8. viele Felsengrabkammern, Säulen- und Architekturreste in der Küstenebene unterhalb Jalusa (*Για λοῦσα = Αἰγια λοῦσα*); 9. Machärkona oder H. Therizos (Spuren künstlicher Bearbeitung der Felsen am Meeresufer sowie Felsengräber sollen in der Nähe sein); 10. Selenia halbwegs zwischen Jalusa und Rizokarpaso; 11. H. Philon, eine halbe Stunde nördlich von Rizokarpaso am Meere; 12. Afendrika; 13. to Kástron auf dem letzten Vorsprunge des Vorgebirges C. Andrea.

Von Koroniäs aus gelangt man, dem Meere entlang gehend, in einer halben bis dreiviertel Stunden nach Ueberschreitung zweier kleinen Flußthäler nach der Liastriká genannten Gegend: bei einer hart an dem felsigen steil abfallenden Meeresufer liegenden Capelle des Archangelos zeigen sich vielfache Spuren einer zerstörten Ortschaft. Außer einer Unmenge zerbrochener Ziegeln, von denen einige Ornamentik zeigen, und behauener rechtwinkliger Steine bemerkte ich eine in den Felsen gehöhlte Cisterne, hier und dort Fundamente von dicken Mauern, einen mörserartig ausgehöhlten Stein mit einem Loch auf der einen Seite, wahrscheinlich für den Abfluß von Flüssigkeiten, und viele trogähnliche Steine. Die Capelle ist offenbar ganz aus antikem Material (Sandsteinquadern) aufgebaut. Das Centrum der Trümmerstätte bildet ein hoher, steil in das Meer abfallender Felsenvorsprung, der auf jeder Seite eine kleine Bucht hat. Die Trümmer setzen sich nach Osten zu fort, sind aber schwer zu verfolgen, da der Küstenstrich, welcher sich von jetzt aber durch das Zurücktreten der Berge wieder verbreitert, mit Gerste bebaut ist.

Nach dreiviertelstündigem Ritte erreichen wir die ebenfalls hart am felsigen Ufer gelegene Kirche des H. Mikálos, wo das Ruinenfeld von Panagia Pergamitissa beginnt. Letztere Kirche liegt etwa zehn Minuten vom Strande entfernt auf einem Hügel, südöstlich von H. Mikalos. Diese Trümmerstätte ist eine der ausgedehntesten der ganzen Nordküste und reicht bis zu der am Meere gelegenen $^1/_2$ Stunde von der Panagia entfernten Capelle des H. Harálampos. Sie ist auch von L. Roß besucht worden; doch wundert es mich, daß er so flüchtig und, ohne ihr viel Bedeutung beizumessen, von ihr handelt. Jedenfalls muß hier im Alterthum eine bedeutende Stadt gestanden haben; Sakellarios vermuthet Urania, welches bei Diodor bei Gelegenheit des Feldzugs des Demetrios Poliorketes gegen Cypern im Jahre 306 erwähnt wird. Demetrios landete, von Cilicien kommend, mit seiner Flotte auf der Nordküste bei Karpasia, um von da aus nach der Hauptstadt Salamis (nördlich von Famagusta), der Residenz des Menelaos, Bruders des Ptolemäos, zu ziehen und sie zu belagern. Um das ausführen zu können, muß er zuvor Karpasia und Urania erobern. Ersteres ist in der Gegend des heutigen Rizokarpaso, auch schlechthin Kárpaso genannt (unweit des Cap Andrea), zu suchen, bei H. Philon oder bei Afendrika, während Urania eine Nachbarstadt von Karpasia gewesen zu sein scheint. Deshalb halte ich es für nicht sehr wahrscheinlich, daß Urania bei Panagia Pergamitissa, d. h. in einer Entfernung von fast 15 deutschen Meilen von Karpasia, zu suchen sei. Auch ist es schwerlich anzunehmen, daß Demetrius mit seinem Heere an der schmalen Nordküste (zwischen Jalusa und Davlo tritt das Gebirge unmittelbar an das Meer heran) entlang gezogen sei, wo das Terrain wegen der fortwährend auf einander folgenden Thäler, die überschritten werden müssen, der Bewegung größerer Menschenmassen Schwierigkeiten darbietet[1]). Bei der Annahme des Sakellarios müßte Demetrios dann mit einem großen Umwege durch die Schlucht von Akanthu über Levkoniko gen Salamis gezogen sein. Denn zwischen Jalusa und Kerynia giebt es außer dem schwierigen Saumpfade vom Pentedaktylos keinen andern Paß über das Gebirge. Viel wahrscheinlicher ist es, daß Demetrius von Karpasia aus an der Südküste der Halbinsel entlang oder den noch bequemern Weg durch die Hochebene, auf welcher Androniko und Lionarisso liegen, im Binnenlande nach Komikebir hinabzog und von da durch das Defilé von Kastriá nach Salamis rückte. Urania lag meiner Ansicht nach nicht am Meere, sondern im Binnenlande; ich glaube, seine Lage nahe bei Karpasia aufgefunden zu haben. Bei Rizokarpaso, etwa 20 Minuten südöstlich davon, liegt ein hoher Berg, von welchem aus man die ganze Südostküste der Halbinsel von Cap Andrea bis südlich von Galinoporni übersehen kann und ebenso einen Streifen des nördlichen Meeres. Das Volk nennt ihn tò Ráni (abgekürzt, wie ich vermuthe, aus *τὸ Οὐράνιον*; den Bach in der Schlucht, in welche der Berg gegen Westen steil abfällt, nannte mein Führer *ποτάμι τοῦ Ῥανίου*). Derselbe ist zu einer Bergfestung wie geschaffen; von allen Seiten steigt er steil auf, ist aber oben — wie mir schien, künstlich — abgeplattet und bietet genügenden Flächenraum für eine Befestigung. Ich

[1]) Selbst für den einzelnen Reisenden ist der Weg von Davlo nach Jalusa an der Küste entlang unpraktikabel. Die Bauern von Davlo wählen, wenn sie nach Jalusa gehen, stets den Weg über die landeinwärts gelegenen Dörfer Eftakomi und Platanisso.

habe den Berg trotz seiner fast senkrechten Steilheit erstiegen und fand oben auf dem Gipfel Spuren früherer Bewohnung: vor allem bemerkenswerth ist eine künstliche, in den Felsen gehauene Kammer, etwa 2 Meter hoch, 5 Meter lang und 4 Meter tief. Die Wände waren theilweise noch mit Stuck bekleidet und die Decke, ein großer natürlicher Felsblock, durch vier Pfeiler gestützt, die aber — nach ihrem Materiale, Bruchsteinen mit Mörtel zusammengefügt, zu schließen — erst

O
N
W
Nach oben offen
0,55
1,40
0,55
5,00
3,90

später hinzugefügt worden zu sein scheinen. Der Raum wird durch ein großes viereckiges Loch, welches gerade den Raum zwischen den vier Pfeilern einnimmt, erhellt. Das Ganze macht den Eindruck einer uralten Anlage; es war vielleicht ein hypäthrales Heiligthum. Durch ein Loch in der Nordwestecke kroch ich in das Innere. Auf der Plateforme sind auch einige Cisternen.

Durch die Annahme, daß auf diesem Berge die Festung Urania lag, erklärt sich der Marsch des Demetrius sehr leicht. Urania, südwestlich von Karpasia, verlegte ihm den Weg nach Salamis, indem es sowohl die Südküste als auch die Hochebene von Rizokarpaso beherrschte; er mußte es erobern, wollte er nicht seinen Weitermarsch durch die Besatzung der Veste beunruhigt sehen. Doch kehren wir zurück zu den Ruinen von Panagia Pergamitissa. Schon bei H. Mikálos ist der Felsboden am Meere mit rechtwinklig gehauenen Steinblöcken, Mauerwerk und zerbrochenen Sarkophagdeckeln bedeckt; alles liegt wirr durch einander zwischen dornigem Gestrüpp, welches das Vordringen sehr erschwert. Besonders bemerkenswerth ist die große Menge dicht neben einanderliegender Felsengräber, deren ich einige dreißig zählte. Die meisten waren verschüttet, und der Eingang oft nur an einem mit Erde ausgefüllten Einschnitt in den Felsen erkennbar. In mehrere dieser Gräber, deren Eingänge noch offen waren, bin ich hinabgekrochen. Es sind rechtwinklige, sorgfältig ausgehauene Grabkammern, die in der Regel auf drei Seiten Nischen für die (natürlich fehlenden) Sarkophage enthielten, während auf der vierten die Thür liegt, zu welcher gewöhnlich eine in den Fels gehauene Treppe hinabführt. Hier befand sich also die Nekropole zu der etwas mehr landeinwärts gelegenen Stadt. Aeußerlich merkt man von der Existenz dieser Gräberstadt fast nichts, und ich wurde erst ziemlich spät durch einen Zufall auf sie aufmerksam. Die Gräber liegen nämlich alle unter dem horizontalen Felsboden, der mit Gestrüpp bewachsen ist; man grub bei Anlage der Gräber zunächst ein Rechteck einen Meter tief aus und unterminirte dann den Felsen in horizontaler Richtung; durch das Loch stieg man dann auf einer Steintreppe in die Grabhöhle hinab. Wahrscheinlich sind auch die angrenzenden bebauten Felder voller Gräber. Die Trümmer mehren sich, je näher man der Kirche der Panagia kommt. In der Nähe derselben ist der Boden mit riesigen Quadersteinen, Säulenschäften und Sarkophagdeckeln wie besäet; das Ganze ist aber sehr schwer zu übersehen, da zwischen den Steinmassen überall dichtes Gestrüpp und Brennnesseln wachsen; wo der Humus etwas reichlicher vorhanden war, gedieh Gerste. Sehr gut ließen sich noch die Grundmauern eines rechteckigen Gebäudes, welche aus großen Quadern zusammengefügt waren und die selbst den Eingang noch deutlich erkennen ließen, aus dem Trümmerhaufen entwirren. Hinter der Kirche liegt ein in den Felsen gehauener tiefer Brunnen. Den Mittelpunkt der einstigen Stadt bildete offenbar die einige Minuten nordnordöstlich von dem Hügel der Panagia gelegene Anhöhe, welche von den Umwohnern Epsilon genannt wird und mit riesigen Steinblöcken bedeckt ist. Unter anderen sah ich dort zwei steinerne Sarkophage; der Felsboden war vielfach rechtwinklig zugehauen, und es waren auf diese Weise künstliche Wände hergestellt.

H. Haralampos
Trigateratscha
Felsengräber
Epsilon
Felder
H. Mikalos
Felder
Panagia Pergamitissa

Von da zur Capelle des H. Haralampos. Nahe dabei liegen einige Hütten in den Feldern zerstreut, welche Trigáteratscha genannt werden (d. i. Τριατερατσιά, „die drei Karubenbäume"; der Karuben- (Johannisbrot-) baum heißt auf Griechisch ἡ κερατέα, was von den Cyprioten wie teratscha gesprochen wird). Von hier hatten wir noch $3^3/_4$ Stunden bis Davlo. Die Küste ist überall mit Karuben und Gerste bebaut, das Gebirge tritt nun unmittelbar bis ans Meer heran und unser Weg führt fortwährend über enge und tiefe Schluchten mit kleinen Wasserläufen und Olivenwäldchen; dieses fortwährende Auf- und Absteigen macht das Reisen in dieser Gegend sehr beschwerlich und ermüdet die Maulthiere sehr. Aber dafür bildet der Küstenstrich eine der reizendsten Landschaften Cyperns, wegen seiner Fruchtbarkeit, seines reichen Baumwuchses von Johannisbrotbäumen und Oliven und der prachtvollen Aussichten links auf das tiefblaue Meer, das sich mit Getöse gegen das felsige Gestade bricht, und jenseits desselben auf die blauen, in ihren höchsten Theilen vom Schnee weißglänzenden Berge Karamaniens, rechts auf die majestätische Gebirgskette mit ihren scharfen, eckigen Linien und hoch aufschießenden Piks, unter denen sich namentlich der mit stolzen Ruinen, den „hundert Häusern" (Ekatospitia), gekrönte Kantara-Berg malerisch ausnimmt. Dies ist die ἀκτὴ Ἀχαιῶν (die Achäerküste) — keine Niederung, sondern ein gebirgiges Land, wie Engel richtig bemerkt —, wo Teukros landete und nach Ueberschreitung des Gebirges am Ausflusse des Pediaios Salamis gründete.

Je mehr man nach Osten vordringt, um so näher drängen sich die Berge der Küste zu und der Weg verläßt bisweilen das Meer und sucht die bequemeren landeinwärts gelegenen Thäler auf. Nach $5/_4$ Stunden kommen wir an Flamudi vorbei, das aber rechts auf dem Berge liegen bleibt. Der von Flamudi kommende Bach fließt in einem hübschen, mit hohen Cypressen bestandenen Thale, welches

wir eine Weile lang aufwärts verfolgen, um uns sodann nach Erklimmung der östlichen Thalwand wieder mehr dem Meere zuzuwenden. Von hier bis Davlo ritten wir noch $1^1/_2$ Stunden, während die directe Entfernung kaum eine Stunde beträgt. Aber das beständige Ueberschreiten der sich nach dem Meere öffnenden tief eingeschnittenen Schluchten, die jetzt so dicht auf einander folgen, daß selbst der Getreidebau aufhört, erfordert viele Zeit.

Davlo (ὁ Δαυλός) ist ein kleines griechisches Dorf, bestehend aus 30 bis 40 ärmlichen Lehmhütten, gegen welche die stattliche saubere Kirche sehr absticht. Es liegt am Fuße des aus der Nordkette schroff aufsteigenden und auf seiner höchsten Spitze die Ruinen einer mittelalterlichen Burg, des fränkischen Schlosses Kantara, tragenden Berges, der nach allen Seiten hin auf Meilen sichtbar ist. Die Ruinen führen im Volksmunde den Namen Ekatospitia, auch wohl „spítia tis rígenas", türkisch jüzbir oda. Unter Kantara dagegen verstehen die Umwohner nicht die Schloßruinen, sondern das etwa $^3/_4$ Stunden weiter westlich (jenseit der Wasserscheide mit der Aussicht nach Süden auf den Meerbusen von Salamis und Famagusta) liegende Kloster der Panagia tis Kantáras. Der Gipfel mit den Ruinen liegt von Davlo aus in Südosten, das natürlich nicht sichtbare Kloster südwestlich unterhalb des sich im Westen an den Ruinenberg anschließenden vielgezackten Gipfels Koroniá, der selbst gerade südlich über Davlos liegt.

Am 8. April erstieg ich zu Fuß, früh um 6 Uhr aufbrechend, bei hellem, trockenem Wetter und später großer Hitze von Davlo aus den Kantara-Berg, d. h. es war meine Absicht, die Ruinen des Schlosses zu besuchen. Nun hatte ich aber dem Führer gesagt, ich wolle nach Kantara und war natürlich dabei der Meinung, Kantara sei mit Ekatospitia identisch. Nach einer Stunde Steigens merkte ich wohl, daß wir uns zu weit westlich vom Schloßberge abwendeten; doch beruhigte ich mich, als mir mein Führer auf meine Fragen wiederholt versicherte, dies sei der richtige Weg nach Kantara. Um $7^1/_2$ Uhr waren wir oben auf der Wasserscheide, von der aus man beide Meere sehen kann. Oben lag Nebel. Statt nun auf der Wasserscheide nach Osten zu gehen, wo meiner Ansicht nach der wegen des Nebels unsichtbare Ruinenberg liegen mußte, wandte sich mein Führer rechts, d. h. nach Westen, und führte mich schließlich, nachdem wir noch 20 Minuten auf dem Gebirgsgrate in westlicher Richtung, in Wolken eingehüllt und bei 13° Wärme, weiter marschirt waren, hinab — nach dem Kloster Kantara. Als ich es in einer Entfernung von $^1/_4$ Stunde zu meinen Füßen am südlichen Abhange des Gebirges liegen sah, wurde mir das Mißverständniß klar, und als ich meinen Führer zur Rede setzte, weshalb er mich nicht hinauf nach der „alten Burg" geführt habe, antwortete er mir sehr erstaunt: ich hätte ja immer nach Kantara gewollt, nicht aber nach „Ekatospitia"; letztere lägen von hier eine Stunde entfernt. Da wir so nahe bei dem Monastir waren, und dasselbe zwischen grünen Gärten recht einladend aussah, so machte ich nicht sogleich wieder Kehrt, sondern stieg, allerdings etwas ärgerlich über den Zeitverlust, zu ihm hinab. Es ist nur von zwei Mönchen bewohnt und hat eine schöne Aussicht auf die südlichen Vorberge. Nach halbstündiger Rast legten wir denselben Weg in einer halben Stunde bis zu der Stelle zurück, wo wir zuerst die Wasserscheide erreicht hatten, d. h. bis zur westlichsten Zacke des Koroniá, und erstiegen sodann in einer weitern halben Stunde, dieselbe Richtung beibehaltend, den Gipfel des Ruinenberges, wobei wir oft nur mit Mühe uns einen Weg durch das dichte Gestrüpp bahnen konnten. Die sehr umfangreichen, stattlichen Burgruinen, die sich in der Bauart in nichts von unseren deutschen mittelalterlichen Ruinen unterscheiden und mich lebhaft an Giebichenstein, die Rudelsburg, Schönburg bei Naumburg oder an Hohenurach in der schwäbischen Alb erinnerten, krönen einen auf dem Gipfel des Berges isolirt dastehenden, nackten, von allen Seiten schroff aufsteigenden und ganz unzugänglich erscheinenden Felsen. Nach längerm Suchen fand ich endlich auf der Südseite eine Stelle, wo derselbe mit Zuhülfenahme der Hände und eines festen Stockes zu erklimmen war. Ich erreichte, nachdem ich einige 40 bis 50 Fuß in die Höhe geklettert war, ein Loch in der Mauer, von wo aus eine schmale zerfallene Steintreppe in den Burgraum hinaufführte. Mein alter Führer Savas zog es vor, die halsbrecherische Kletterpartie nicht mitzumachen und lieber, während ich oben in den „hundert Häusern" herumkroch, am Fuße des Burgfelsens im Schatten eines Hollunderbaumes ein Schläfchen zu machen. Die Aussicht von oben war erhebend: zu meinen Füßen im Nordwesten das durch die gelbe Farbe seiner Lehmhäuser aus dem Grün des Küstenstrichs sich scharf abhebende Dorf Davlos und die lang sich hinstreckende Nordküste mit ihren vielen kleinen Buchten und davor lagernden Klippen; jenseit des Meeres die in voller Klarheit daliegende karamanische Küste, im Süden Famagusta und der Meerbusen von Salamis sowie die Dörfer um Trikomo; im Osten das hügelige Binnenland der Karpasischen Halbinsel mit dem großen Dorfe Komikebir als Mittelpunkt. In weiterer Ferne zeigte sich in S. 35 W. der Stavrovuno (der antike Olympos, westlich von Larnaka), näher und ungefähr in derselben Richtung das weiße Monastir Panagia tis Kantaras und in unmittelbarer Nähe (S. 55 W.) die Gipfel des Koronia-Berges. Auf der Nordküste entdeckte ich noch außer Davlos die Capellen der Panagia Pergamitissa und des H. Nikalos und H. Haralampos, während sich auf halber Höhe des Ekatospitia-Berges, etwas östlich von Davlo, das Monastir H. Nikolas zeigte. Die Burgruinen selbst sind ziemlich ausgedehnt und gut erhalten, umfassen viele Gewölbe, Gallerien mit Schießscharten und Thürme und wären einer genauen Aufnahme wohl werth. Die äußeren Mauern sind sehr fest und mit einer kleinen Neigung angelegt; auf der höchsten Spitze des Felsens stehen einige Reste eines kleinen Gebäudes mit Spitzbögen, wie es mir schien, einer Burgcapelle.

Der Herabstieg erfolgte auf einem andern Wege direct in der Richtung auf Davlos zu, wobei die Kirche H. Nikola in geringer Entfernung links liegen blieb. Schon nach einer Stunde, Mittags 12 Uhr, erreichten wir Davlos, wo große Hitze herrschte, während das Thermometer auf dem Kantara-Schlosse nur 14° zeigte. Das Barometer stand auf der höchsten Spitze 706, unten am Meere 753.

Noch desselbigen Tages setzte ich meine Reise nach Osten zu an der Küste entlang fort. Ich hatte darauf gerechnet, schon um 9 Uhr Morgens von Kantara zurück zu sein und dann sogleich weiter zu reisen, um noch am Abend Jalusa zu erreichen. Dies war jetzt unmöglich. Man versicherte mir in Davlo außerdem, daß der Weg an der Küste sehr schlecht und beschwerlich sei, weil er fortwährend tiefe Schluchten zu überschreiten habe; man käme leichter und schneller über das landeinwärts gelegene Komikebir nach Jalusa, und diesen Weg wähle Jedermann, der von Davlo dorthin oder in umgekehrter Richtung gehe. Außerdem sagte man mir, es gäbe an der Küste außer bei der eine Stunde entfernten Stelle Galunia keine alten Trümmerfelder. Obgleich ich nun lieber der Küste entlang gezogen wäre, so gab ich doch schließlich im Interesse der Maulthiere den Vorstellungen meiner Leute nach, beschloß aber, nicht über Komikebir und Lionarisso, welcher Weg mir schon bekannt war, zu gehen, sondern nördlicher über Eftakomi, Platanisso und Kilanemo am Fuße der nördlichen Bergkette entlang. Der Weg führt

zunächst an der Küste hin, überschreitet verschiedene durch Gießbäche gebildete tiefe Thalsenkungen und führt nach einer Stunde zu einem großen, verworrenen Trümmerfelde, welches die Umwohner Galunia nennen und welches Sakellarios mit der alten Stadt Aphrodision des Strabon und Ptolemäos identificirt. Die Ruinen liegen unmittelbar am Meere, dem H. Photis, dem letzten hohen Berge der Nordkette, gegenüber. Weiter nach Osten senkt sie sich ganz bedeutend und erhebt sich nur noch einmal vor Jalusa in dem schroff gegen das Meer sich vorschiebenden Vorgebirge Gudi zu einem höhern Gipfel.

Von hier wenden wir uns mehr landeinwärts der Bergkette zu, welche wir östlich vom Photis-Berg in geringer Höhe überschreiten. Aber der Führer verfehlte den richtigen Paß, so daß wir zu weit westlich oberhalb Komikebir oder schlechthin Komi herauskamen, erst nach dort hinab stiegen und von da auf ebenem, doch sanft ansteigendem Wege nach dem $^3/_4$ Stunden nordöstlich und höher gelegenen Eftakomi, unserm Ziele, ritten. Beide Dörfer liegen auf derselben mit Getreide angebauten Hochebene, welche zur Linken von der Gebirgskette im Norden, zur Rechten durch eine niedrige, felsige, mit Gebüsch bewachsene Hügelreihe (Trachonen) begrenzt ist. Die Breite dieses Ackerlandes mag nur $^1/_4$ bis $^1/_2$ Stunde betragen; sie wird gegen Eftakomi zu geringer. Hinter der Hügelreihe im Süden liegt der hügelige, reichlich mit Bäumen und Feldern bedeckte Landstrich, welchen ich 1870 auf dem Wege von Komikebir nach Lionarisso passirte. In Eftakomi, einem großen, am Abhange des Gebirges angelehnten, von Türken (im untern Theile) und Christen bewohnten Dorfe, wurde Nachtquartier gemacht.

Hinter dem Orte senkt sich das Land wieder etwas, und nach anderthalbstündigem Ritt am Fuße der nördlichen Kette entlang, immer durch hügeliges Land, wird Platanisso, ein kleines ausschließlich von Türken bewohntes Dorf, erreicht. Man hatte mir in Larnaka mitgetheilt, die Bevölkerung von Platanisso sei drusischer Abkunft, und das Dorf führe auf Türkisch den Namen Druskjöi. Doch war letzterer Niemandem in der Karpasia (der östlichen Halbinsel) bekannt, und auch von der angeblichen drusischen Abkunft wußte Niemand etwas. Die Bewohner sprechen Türkisch und Griechisch, sind aber durchweg Mohammedaner. Auffallend waren mir die vielen rothhaarigen Kinder. Von Platanen war übrigens nichts zu sehen, ebenso wenig wie in Tremethusia bei Athienu von Terebinthen; die Berge über dem Dorfe sind alle kahl. Hinter demselben steigt der Weg die kahle Bergwand in die Höhe und dann in ein nach dem Meere sich vielfach öffnendes Hügelland mit Oliven- und Gerstenbau hinab. Eine halbe Stunde, nachdem wir die steile Anhöhe über Platanisso erstiegen, erreichen wir Tschilánemo (*Κοιλάνεμος*, d. i. Windloch?), ein am Anfang eines nach Nordwesten zu gegen das hier sichtbare Meer sich öffnenden Thales gelegenes Dörfchen, dessen Bewohner, namentlich die Frauen, mir durch ihre malerische Tracht und ihre langen blonden Locken auffielen. Unmittelbar hinter dem Dorfe (d. i. östlich) steigt der Weg eine Anhöhe hinauf auf das Hochplateau, in welcher südlich Lionarisso (nicht sichtbar) und vor uns im Osten, nur $^1/_4$ Stunde entfernt, das große Gartendorf H. Androniko mit seiner stattlichen Kirche liegt. Dasselbe dehnt sich weithin aus, da jedes einzelne Haus von Gärten und Feldern umgeben ist. Der Boden ist felsig, aber mit einer dünnen Schicht rother Erde bedeckt, die sich namentlich gut zu Maulbeer- und Feigenplantagen eignet. H. Androniko zeichnet sich ebenso wie Jalusa und Rizokarpaso durch seine bedeutende Cultur der Seide aus, welche gleich von den Bauern selbst gesponnen und gewebt wird. Der Ort zählt 160 Häuser; die Bevölkerung ist halb griechisch und halb türkisch. Man erzählte mir hier im Kaffeehaus, daß bei Tschilanemo am Meere sich alte Reste — wahrscheinlich Felsengräber — fänden. Von H. Androniko reitet man in mäßigem Schritt über mit Gestrüpp bedeckte Gegend noch 40 Minuten nach Nordosten bis zu dem großen und reichen Dorfe Jalusa (Gialusa), dessen Kirchthurm schon fast eine halbe Stunde vorher sichtbar wird. Die Hochebene fällt zuerst mäßig gegen das weithin sichtbare Meer ab und senkt sich dann zu einer mit dichtem Gebüsch bewachsenen, unten auf der Sohle mit Maulbeerbäumen und Aeckern bedeckten Schlucht, deren Bach auf einer steinernen Brücke überschritten wird. Nach Ersteigung der jenseitigen Thalwand beginnen schon die Häuser von Jalusa; doch hat man noch eine halbe Stunde von da bis zum Mittelpunkte des Dorfes, der Kirche Archangelos, zu gehen; der ganze Ort ist wohl eine Stunde lang, weil wie in Androniko auch hier die Häuser isolirt in der Mitte der zu ihnen gehörigen wohlgepflegten und sorgsam eingezäunten Gärten und Felder liegen. Außer den vielen Maulbeerplantagen giebt es hier viele Oel-, Johannisbrot- und Feigenbäume, auch einige Palmen und hin und wieder niedrige Pinien. Jalusa liegt noch auf dem Plateau, welches die hier ziemlich breite Küstenebene im Süden begrenzt. Die Küste springt unterhalb des Ortes weit in das Meer vor und bildet im Nordwesten den kleinen Hafen Limenari; östlich davon liegt ein Hügel, Akamas genannt. Jene Küstenebene trug im Alterthume entschieden eine Niederlassung; die Lage war zu günstig, die Nordküste außer bei Kerynia an keiner Stelle so breit und der Boden ist sehr fruchtbar. In der That sind dort auch viele alte Reste erhalten. Da wir schon um $2^1/_2$ Uhr nach Jalusa kamen, Rizokarpaso aber an demselben Tage nicht mehr zu erreichen war, so beschloß ich, in Jalusa zu nächtigen, und benutzte den Nachmittag dazu, mit dem Sohne meines Wirthes nach der Küstenebene, dem Jalo, hinabzusteigen. Wir wanderten eine viertel Stunde in nördlicher Richtung durch die Gerstenfelder bis zu einer in der Mitte der Ebene gelegenen, mit Gesträuch bewachsenen, felsigen Anhöhe, auf welcher eine steinerne Windmühle gebaut wurde. Der ganze Felsboden war hier zu Gräbern ausgehauen. Von da gingen wir quer durch die Felder in nordwestlicher Richtung an dem sandigen Strande hin und sahen bei dem Hügel Limenari Spuren unter dem Sande verschütteter Hafenbauten; ein kolossaler Sandsteinblock ragte noch halb aus dem Sande hervor. Von da aus wandten wir uns wieder südöstlich zu dem $^1/_2$ Stunde entfernten Dorfe zurück, bei den verfallenen Capellen H. Georgios und H. Jannis vorbei, wo sich viele alte Trümmer, große Quadersteine und hier und da zerbrochene Säulenschäfte finden. Nach Inschriften suchte ich vergebens. Im Hofe der Kirche Archangelos sah ich auch ein großes korinthisches Säulencapitäl, reich mit Akanthusblättern geziert.

Handel und Verkehr der Euphrat-Tigris-Länder.

Der Tigris wird gegenwärtig (Frühjahr 1878) von Bassorah bis Bagdad von zwei englischen und sieben türkischen Dampfern befahren, und die englische Gesellschaft soll in der nächsten Zeit ein drittes Boot einstellen wollen, weil der sehr profitabele Handel von Jahr zu Jahr wächst. Die meisten dieser Boote haben beladen gegen 4 engl. Fuß Tiefgang, keines mehr. Auf dem Euphrat, der noch viel seichter ist als der Tigris, soll alljährlich nur ein einziges Boot, von der Regierung ausgesandt, bis Bir hinaufgehen; Boote von mehr als 30 Zoll Tiefgang können den Euphrat nicht befahren.

Bassorah hat nur noch wenige von den 300 000 Einwohnern übrig behalten, die es einst besaß. Es ist jetzt ein kleiner Platz, hat aber seit der Eröffnung des Suez-Canals etwas frisches Leben bekommen. In diesem Frühjahr ankerten 11 europäische Dampfer dort, um Getreide für indische und europäische Plätze zu laden. Werfte sind im Bau begriffen und einige Häuser in europäischem Stile sind in letzter Zeit errichtet worden. Der Flußweg von Bassorah nach Bagdad ist 850 Kilometer lang und die starke Strömung bewirkt, daß die Dampfer durchschnittlich fünf Tage für die Bergfahrt brauchen. Dieser ganze große Strich Landes ist gegenwärtig wenig mehr als Weideland, auf welchem große Schafherden gehalten werden, welche Juden und Armeniern in Bagdad gehören und für deren Hut die dort wohnenden Araber eine Vergütung empfangen, welche so ziemlich das einzige bare Geld darstellt, das diese Nomaden einnehmen. Seitdem in Folge des Krieges die türkischen Truppen das Land verlassen haben, nehmen dieselben zusehens wieder von ihren räuberischen Gewohnheiten an; ein Scheich hatte mehrere Getreideschiffe geplündert, welche von Bagdad nach Bassorah fuhren, und in einigen Fällen ihre Befatzung ermordet, so daß die Regierung die Getreideschiffe durch ein Kanonenboot begleiten lassen mußte. Die englischen Schiffe dagegen wurden verschont. Auch außerdem herrscht viel Anarchie unter den Araberstämmen, aber mehr in Gestalt von inneren Kämpfen als von Ungehorsam gegen die türkische Herrschaft. Es wird als ein Zeichen von Besserung der Zustände hervorgehoben, daß in den letzten Jahren zahlreiche Araber sich in Ortschaften aus Lehmhütten am Flußufer niedergelassen haben, wo man früher nur Zelte oder Schilfhütten sah. Man sagt, daß, wenn der Araber erst ansässig geworden sei, er auch sehr bald vergleichsweise civilisirt werde; die Behauptung erscheint wahrscheinlich, wenn man an den demoralisirenden Einfluß des Nomadenlebens denkt; die wirthschaftlichen Resultate sind abzuwarten.

Erst in der unmittelbaren Umgebung von Bagdad findet man eine Ausnutzung des Bodens, welche der Fruchtbarkeit desselben entspricht. Hier hat der Ackerbau in der jüngsten Zeit erheblich zugenommen. 1877 soll Bagdad 50 000 Tonnen Getreide nach Bassorah verschifft haben, und im April dieses Jahres sollen noch 30 000 Tonnen versandtbereit in den Speichern gelegen haben. Das Volk wollte aber nicht dulden, daß dasselbe aus der Stadt entfernt werde, so lange die neue Ernte nicht ganz sicher sei. Um ganz Bagdad giebt es keine praktikabele Straße außer eine 5 Kilometer lange Pferdebahn nach der volkreichen Vorstadt Kasmain. Midhat Pascha, der einzige energische und aufgeklärte Generalgouverneur, den Mesopotamien seit Jahrzehnten hatte, baute diese Linie, welche sich zu 100 Procent rentiren soll. Nachfolge hat er keine gefunden. Alle Lasten werden auf dem Rücken von Lastthieren transportirt und diese Beförderungsweise ist sehr kostspielig. Der Transport von 4 Mark Werth an Datteln oder Getreide per Esel von Hillah nach Bagdad kostet 6 Mark. Kein Wunder, wenn ringsum im Innern die Producte verfaulen, wenn sie in Fülle vorhanden sind, und daß andererseits bei jeder localen Fehlernte Hungersnoth eintritt. Bei dem heutigen Zustand des Landes sind Verkehrwege das nöthigste. Die wirthschaftlichen Anregungen, welche von der Regierung und von Fremden ausgehen, haben ausschließlich auf die Förderung des Ackerbaues hingewirkt, und dieser hat sich verhältnißmäßig rascher entwickelt als die Möglichkeit der Abfuhr seiner Erzeugnisse. Die Juden von Bagdad haben in den Jahren der Verwaltung Midhat Pascha's, wo die Verhältnisse ziemlich sicher waren, den arabischen Landleuten der Umgebung bedeutende Capitalien vorgeschossen, vermöge welcher dieselben die alten versandeten Bewässerungscanäle ausräumen und Brachland ansäen können. Nach Abzug des Steuerbetrages geben sie die Hälfte des Ertrages als Zins. Auch Dattelpalmen sind noch wie vor Jahrhunderten zahllos im Euphratthal; aber die Absatzwege für ihre Früchte fehlen. Die europäischen Kenner des Landes scheinen keinen Zweifel darüber zu hegen, daß eine Pferde- oder Dampfeisenbahn von Bagdad nach Hillah und 30 Kilometer weiter nach Kerbela sich nicht bloß rentiren, sondern dieser ganzen fruchtbaren Gegend zum größten Vortheil gereichen würde. Eine zweite Bedingung des Gedeihens wäre die Oeffnung von Seitencanälen für den Wasserüberfluß, den in gewissen Zeiten des Jahres der Euphrat führt. Den türkischen Ingenieuren, deren einige Jahr aus Jahr ein mit Dammbauten und Ausbesserung der alten Dämme beschäftigt sind, scheint dies nicht zu gelingen, und doch wird behauptet, daß es unschwer möglich wäre, wenn man die versandeten Bewässerungscanäle der alten Babylonier, deren Dämme noch intact sein sollen, ausräumen wollte.

Bagdad hat gegenwärtig ungefähr 100 000 Einwohner. Von seiner Industrie ist wenig mehr zu sagen, als daß dieselbe gleich der anderer türkischer Hauptstädte eine sehr leistungsfähige Kleinindustrie ist, welche fast ausschließlich für den directen Verkauf in den Bazars arbeitet.

Nördlich von Bagdad ist die erste größere Stadt Kerbela, welche 60 000 ständige Einwohner, darunter 10 000 Eingeborene Britisch-Indiens und Persiens, besitzt. Alljährlich sollen nicht weniger als 120 000 Wallfahrer hierher kommen. Im Uebrigen hat der Ort keine Verkehrsbedeutung; er liegt außerhalb der Straßen, welche für die größeren Verkehrsströmungen in dieser Gegend in Anspruch genommen werden können.

Im December 1877 wurde Kerbela, welches ohne türkische Garnison war, rebellisch, verweigerte die Zahlung der Steuern und die Soldatenaushebung — über welche die Araber, so gute Soldaten sie auch später in Reihe und Glied abgeben, stets unzufrieden sind — und erklärte sich gewissermaßen zur Republik. Seine arabische Bevölkerung benutzte die Gelegenheit, sich in den Straßen reguläre Schlachten zu liefern und uralte Familienfehden auszufechten. Doch genügten 400 türkische Soldaten und 3 Kanonen, um die Aufständischen mit schweren Verlusten zu Paaren zu treiben

und zahlreiche Gefangene nach Bagdad abzuführen. Die zweite heilige Stadt, Nedschef, mit ihren gleichfalls rebellischen 12 000 Arabern unterwarf sich dann sofort, und des Sultans Autorität ist hier wieder ebenso stark oder schwach wie sonst; denn zu einer gemeinsamen gleichzeitigen Anstrengung, um das verhaßte türkische Joch abzuschütteln, werden es die Araber nie bringen.

Viel wichtiger ist Mosul, das bereits im Kurdenland, gegenüber Ninive, am Ende der Schiffbarkeit des Tigris gelegen ist. Die Gegend zwischen Bagdad und Mosul ist ziemlich wohl angebaut und das Hauptgetreide ist hier Gerste. Die Kurden dieser Gegend sollen als Ackerbauer ebenso tüchtig sein wie ihre nomadisirenden Stammesgenossen im Gebirge als Räuber berüchtigt sind. Den kurdischen Ackerbauer stellt man, was Fleiß und Geschick anbetrifft, hoch über den ansässigen Araber. Entsprechend der verhältnißmäßig dichten Bevölkerung dieses Striches fehlt es in demselben auch nicht an größeren Plätzen. Unter diesen ist Kerkuk mit 20 000 Einwohnern und Erbil (Arbela) mit 12 000 Einwohnern zu nennen. Die zu erhoffende mesopotamische Eisenbahn wird jedenfalls schon der dichtern Bevölkerung und dieser Städte wegen den Weg am östlichen Tigrisufer vorziehen. In der Nähe von Erbil giebt es Petroleumquellen, deren Product von den Tigrisdampfern als Brennmaterial benutzt wird.

Die Poststraße folgt von Mosul dem Tigris, welcher sie bei Dschezireh kreuzt, führt dann quer durch die kurdischen Gebirge im nördlichen Mesopotamien über Mardin, Diarbekr und Urfah nach Biredschik, wo sie den Euphrat kreuzt und in das nördliche Syrien eintritt. Dörfer sind in dieser Gegend zahlreich; Getreide, besonders Gerste, wird in erheblicher Menge erzeugt, und die früher, gerade für diese Gegend, so verderblichen Kurdeneinfälle sind durch eine neuorganisirte Gensdarmerie, welche aus 500 Tscherkessen besteht, vermindert worden. Leider scheinen aber die Tscherkessen selbst auch hier von räuberischen Neigungen in ziemlich hohem Grade besessen zu sein, und der Zustand des Landes hat sich durch ihr Eingreifen nicht so gebessert, wie die Regierung wahrscheinlich erwartet hat.

Bei Biredschik ist der Euphrat so seicht, daß er mit Leichtigkeit durchwatet werden kann, aber seine Breite beträgt einen vollen Kilometer. Der Weg führt von hier nach Aleppo über hügelige Kalkplateaux, deren Staub groß und deren Fruchtbarkeit gering ist. Aleppo zählt 200 bis 300 Europäer unter seinen Einwohnern und hat durch zahlreiche europäische Waaren, die in seinen Bazaren feilgeboten werden, ein abendländischeres Gepräge als irgend eine Stadt östlich von Smyrna. Vom Euphrat bis hier würde eine Eisenbahn wahrscheinlich geringe Schwierigkeiten zu überwinden haben, aber bis zur Ebene von Antiochia giebt es Reihen von Hügeln zu übersteigen, welche zu großen Umwegen Anlaß geben werden. Die Poststraße führt jetzt gerade über sie weg, die Eisenbahn würde ihr aber hierin nicht folgen können. Antiochia liegt zwischen diesen Hügeln und dem Gebirge von Beilan (dem Amanus) in einer Ebene, die zur Häfte ein fieberaushauchender Sumpf ist. Zwei Straßen, von denen man Reste sieht, die eine von den Römern, die andere von Sultan Murad angelegt, führten einst quer hindurch, sind aber von dem schlammigen Boden fast schon ganz verschlungen. Die Eisenbahn würde ihn wahrscheinlich umgehen können. Der Beilan-Paß wird auf einer guten Straße überschritten, deren Steigungen für Pferde überall erträglich sind. Der höchste Punkt desselben liegt wenig über 500 Meter. Von seinem Fuß bis Alexandrette sind es noch ungefähr 25 Kilometer. Der letztere Ort ist bekanntlich kein Hafen, sondern eine Rhede, welche den südlichen und fast allen westlichen Winden offen ist. Immerhin ist der Verkehr zwischen Alexandrette und Aleppo so bedeutend, daß er gegenwärtig allein 10 000 Kamele als Lastthiere nöthig hat.

(Mittheilung Grattan Geary's in der „Mail" vom 26. Juli 1878.)

Zur physikalischen Geographie von Peru.

Eine Skizze von Prof. **A. Raimondi** zu Lima.

(Aus dem Spanischen.)

I.

Die Republik Peru dehnt sich am Stillen Ocean von 3° 21′ bis zu 22° 32′ südl. Br. aus; da aber die Richtung vorwiegend von Nordwest nach Südost ist, beträgt die Länge der Küste mehr als 460 Leguas = 2300 Kilometer. Die Breite Perus vom östlichsten Punkte an der Mündung des Flusses Madeira bis zum westlichsten Punkte, dem Vorgebirge Pareña am Stillen Ocean, beträgt mehr als 18½ Längengrade, d. h. von 65° bis zu 83° 40′ 54″ westl. L. von Paris. Die Gestalt Perus ist demnach sehr unregelmäßig; das ganze Gebiet, auf welches die peruanische Nation Anrecht hat, zusammen berechnet, ergiebt eine Oberfläche von circa 67 700 Quadratleguas = 338 500 Quadratkilometer [1]).

Zwei große Bergketten, beide zusammen ohne Unterschied die Cordillera de los Andes genannt, obwohl die östlichste Kette allein berechtigt ist, diesen Namen zu führen, laufen fast parallel von einem Ende Perus zum andern; unter 11° und 14° südl. Br. vereinigen sie sich und bilden eine Art Knotenpunkt, von welchem andere untergeordnete Bergketten ausgehen. Hinsichtlich der Hydrographie kann Peru als ein Dreieck betrachtet werden, dessen eine Seite der Stille Ocean ist, in welchen alle Flüsse der westlichen Cordillere sich ergießen; die zweite Seite ist der Atlantische Ocean oder richtiger gesagt der Amazonenstrom, zu welchem alle Flüsse der östlichen Seite der Cordillere zusammenströmen, und die dritte Seite bildet der Titicaca-See, in welchen alle Flüsse, welche sich zwischen beiden Cordilleren befinden, münden.

Da Peru in seiner ganzen Länge von hohen Gebirgsketten durchschnitten wird (nicht wenige Gipfel sind mit ewigem Schnee bedeckt), so ist einleuchtend, daß das Klima sehr verschiedenartig ist. In der That kann man ganz Peru in fünf Zonen theilen, welche sich sowohl durch Klima als Erzeugnisse unterscheiden. Es sind dies das Küstengebiet, das Gebirge, Hochgebirge, die Cordillere und die Montaña (Tropengebiet hinter den Cordilleren).

Das Küstengebiet. Diesen Namen trägt derjenige Theil Perus, welcher sich zwischen der Küste des Stillen

[1]) Hier liegt ein Irrthum vor. Nach Behm und Wagner, Die Bevölkerung der Erde, II, S. 76, beträgt das Areal Perus 1 303 702 Quadratkilometer. Red.

Oceans in den ersten Erhebungen der Cordillere etwa bis zu 1500 Meter hinzieht. Diese Gegend ist durch einen außerordentlichen Regenmangel scharf ausgezeichnet; denn als Regen kann man nicht denjenigen außerordentlich feinen Niederschlag bezeichnen, welcher, als Sarna bekannt, kaum den Boden benetzt, und welcher im Winter, d. h. vom Monat Mai bis September, zu fallen pflegt.

Das Küstengebiet nimmt eine große meist sandige Ebene ein, welche zuweilen von fruchtbaren Thälern durchbrochen wird, welche im Ueberfluß die Hauptpflanzen und Früchte der heißen und gemäßigten Zone hervorbringen, wie z. B. Zuckerrohr, Baumwolle, Bananen, Yuca, Reis, Weintrauben, Mais, verschiedene Kleearten u. s. w. Da das Küstengebiet Perus beinahe 18 Breitengrade umfaßt, ist selbstverständlich das Klima desselben von einem Ende zum andern sehr verschieden; nichtsdestoweniger ist die Durchschnittstemperatur gemäßigt und in keinem Verhältniß vergleichbar mit der des benachbarten Ecuador, indem man dieselbe für Lima auf 19° C. annehmen kann, trotzdem daß diese Stadt unter 12° 2′ südl. Br. liegt.

Das Küstengebiet, welches sich eben in Folge seiner Trockenheit zum größten Theile unfruchtbar zeigt, bedeckt sich, wo nur ein wenig Wasser vorhanden ist, mit einer üppigen Vegetation. Um daher die Oberfläche des bebauten Landes zu vermehren, hat man nach eingehenden Vorarbeiten mehrere Wasserwerke ausführen lassen, unter denen hervorgehoben zu werden verdienen der Canal von Uchusuma, welcher bestimmt ist, das Wasser aus dem Gebirge nach der Stadt Tacna zu leiten, ferner die Aufstauungen einiger kleiner Seen in der Cordillere „Ascension“ behufs Vermehrung des Wassers des Rimac, welcher das Thal von Lima bewässert, und der Canal nach Payta.

Das Gebirge. Mit dem Namen „Gebirge“ (Sierra) bezeichnet man in Peru die Region des gemäßigten Klimas in einer Meereshöhe von circa 1500 bis 3500 Meter, und zwar sowohl in dem westlichen Theil der ersten Cordillere als auch zwischen beiden Gebirgsketten, obwohl in der That diese Grenze sehr nach der topographischen Lage des Ortes wechselt. Man könnte eigentlich sagen, daß diese Gegend durch ihre meteorologischen Erscheinungen und deren Wirkungen charakterisirt wird. In der That regnet es im Gebirge und zwar zu der entgegengesetzten Zeit, wann die feuchten Niederschläge oder Sarna an der Küste fallen, das heißt mit anderen Worten vom September bis April. Nichtsdestoweniger sind die Jahreszeiten Winter und Sommer dieselben im Gebirge wie an der Küste, obwohl einige glauben, allerdings irrthümlich, daß der Winter im Gebirge der Regenzeit entspricht.

Der Mangel an Regen und der Ueberfluß desselben kennzeichnet einerseits das Küstengebiet, andererseits das Gebirge, und hat eine verschiedene Bauart der Häuser im Gefolge: während im Küstengebiet flache Dächer vorherrschen, bedarf man im Gebirge eines schrägen Daches, um das Regenwasser ablaufen zu lassen. Durch diesen einfachen Unterschied in der Form des Daches kann schon ein des Landes unkundiger Reisender auf den ersten Blick sehen, ob er sich im Küstengebiet oder im Gebirge befindet.

Das Klima dieser Gegend ist gemäßigt; das Thermometer steigt selten auf 22° C. und fällt selten bis auf den Gefrierpunkt; Ausnahmen hiervon kommen nur an einzelnen Orten vor, bei denen die topographische Lage einen größern Einfluß ausübt.

In dieser Zone werden die Nutzpflanzen Europas angebaut, welche sehr gut fortkommen und sehr gute Ernten liefern. Die charakteristische Pflanze dieser Gegend ist aber der in Peru einheimische Mais; in den Gräbern der alten Peruaner schon finden sich Körner dieser nützlichen Pflanze. Die hauptsächlichsten Pflanzen, welche neben dem Mais gebaut werden, sind Weizen, Gerste, Kartoffeln, Klee (alfalfa), Pfirsiche, Aepfel u. s. w.

Die Pflanzen, welche gleichsam die Grenzen dieser Zone bezeichnen, sind nach unten zu das Zuckerrohr, welches, obwohl es noch fortkommt, doch so lange Zeit zur Reife bedarf, daß sein Anbau nicht mehr lohnend ist. Die Grenze nach oben zu bildet der Klee, welcher in Peru bis zu 3500 Meter vollkommen gut gedeiht; aber in dieser Höhe ist er bereits den Frösten ausgesetzt.

Das Hochgebirge (Puna). Diese Gegend Perus wird durch die Hochebenen oder ebenen Flächen gebildet, deren höchste Höhe zwischen 3500 und 4500 Meter liegt; charakteristisch für dieselben ist diejenige des Departements Puna, in welcher sich der große See Titicaca (la gran laguna) befindet. Das Klima ist kalt, namentlich des Nachts, so daß das Thermometer mitunter bis auf 10 Grad unter Null fällt.

Hinsichtlich seiner Producte kann das Hochgebirge (Puna) als die Gegend der Weiden betrachtet werden, welche von verschiedenen Grasarten gebildet werden und nicht allein zur Ernährung der einheimischen Thierarten, wie Llamas, Alpaccas und Vicuñas, dienen, sondern auch zur Züchtung großer Herden von Rindvieh und Schafen. Nichtsdestoweniger wachsen in der untern Region dieser Zone auch viele Pflanzen, welche zur Ernährung ihrer Bewohner dienen, z. B. Kartoffeln, Gerste u. s. w.

Cordillera. Von der äußersten Grenze des Hochgebirges (Puna) bis zum höchsten Gipfel der Gebirge dehnt sich die Zone aus, welche diesen Namen trägt. Sie ist wegen ihrer niedrigen Temperatur nicht culturfähig, da sie beinahe stets mit Schnee bedeckt ist, welcher auf den höchsten Spitzen das ganze Jahr liegen bleibt.

Verschiedene dieser Schneegebirge erheben sich zu über 6000 Meter über den Meeresspiegel und einige übertreffen sogar die Höhe des Chimborazo. Die Grenze des ewigen Schnees ist in Peru etwa bei 4800 Meter über dem Meere; indeß giebt es einige Orte, an denen vermöge besonderer topographischer Verhältnisse sie sogar bis zu 6000 Meter geht; die Temperatur dieser unwirthbaren Gegend ist des Tages, wenn die Sonne scheint, einige Grade über Null, des Nachts aber, wenn der Himmel vollkommen klar und wolkenlos ist, an einigen Orten bis zu 20 Grad unter Null.

Der Boden des schneefreien Terrains ist mit einer Art grünen Teppichs bedeckt, der einige Centimeter hoch ist und den Vicuñas und Alpaccas, welche diesen höchsten Theil Perus bewohnen, eine spärliche Nahrung bietet.

Montaña. In Peru bedeutet der Name Montaña nicht immer, wie man anzunehmen berechtigt ist, eine gebirgige Erhöhung, sondern wird stets für denjenigen Theil des Landes gebraucht, welcher sich von der Küste aus hinter der östlichen Cordillere befindet und mit Urwald bedeckt ist.

Erscheint in der Cordillere die Natur wegen des Mangels an Wärme behufs Entwickelung der Vegetation fast vollkommen ausgestorben, so zeigt sich dagegen in der Montaña, wo die Atmosphäre die besten Lebensbedingungen, nämlich Wärme und Feuchtigkeit, in sich vereinigt, die Natur in ihrer vollsten Ueppigkeit, sowohl in der Zahl und den Arten ihrer Erzeugnisse als auch in deren Dimensionen.

Dieser bevorzugte Theil Perus besitzt außer jenen zahlreichen Naturproducten und dem Vorzug, daß der Boden verhältnißmäßig eben ist, noch zahlreiche schiffbare Flüsse, so daß dieselben sehr gut zum Transport der Naturproducte sowohl als auch derjenigen des Ackerbaues dienen können.

Die Montaña hat im Allgemeinen, wie schon erwähnt, ein warmes und feuchtes Klima, aber beim Eingang in die Thäler, d. h. in denjenigen Theilen, welche der Cordillere zunächst liegen, ist das Klima gemäßigt, angenehm und sehr gesund.

Aus allen Erdtheilen.

— Dr. Pechuel-Loesche in Leipzig und Dr. H. Magnus in Breslau versenden den ersten einer ganzen Reihe von Fragebogen anthropologischer Natur, welche zur Lösung des Problems beitragen sollen, bis zu welchem Grade die Naturvölker die Farben empfinden und durch Benennung unterscheiden wie die Culturvölker. Mit Hülfe der beigefügten Farbenscala soll geprüft werden, inwiefern dieselben helle sowie dunkle Farbentöne als unter sich verschieden auffassen oder benennen (ob sie z. B. Blau, Violett, Schwarz, Grün, oder Roth, Orange, Gelb mit dem nämlichen Worte bezeichnen oder nicht); ob sie die verschiedenen Farbentöne der hellen sowie der dunklen Gruppen auch wirklich als durchaus gleiche empfinden; oder ob sie dieselben wohl zu unterscheiden vermögen, obgleich ihnen die speciellen Benennungen für dieselben in ihrer Muttersprache fehlen. Dieser Bogen, welchem bald andere folgen werden, zunächst ein solcher über das Thema der abnormen Färbungen, soll in Tausenden von Exemplaren kostenfrei an Missionsgesellschaften, Handelshäuser und Vereinigungen, an Colonialregierungen und alle Gebildeten, welche mit Naturvölkern zu thun haben, an Reisende, Landbauer, Missionäre, Händler u. s. w. verschickt werden, kurz an jeden, welcher dem „Museum für Völkerkunde in Leipzig", der Centralstelle des Unternehmens, seine Adresse mittheilen und die knapp und scharf gestellten Bogen beachten und beantworten will. Ebenso ist jeder hoch willkommen, welcher den Unternehmern mit Rath beistehen will, besondere Anliegen hat und wichtige Punkte mit aufgenommen zu haben wünscht. Die in der Folge erscheinenden Fragebogen sind nach einem ganz bestimmten Systeme angelegt und werden nach ihrer Rücksendung in die Bibliothek eingeordnet. Im Leipziger Museum soll dann das durch möglichst umfassende Betheiligung aller Gebildeten auf dem ganzen Erdenrunde beschaffte Material allen Gelehrten zur Einsicht und Bearbeitung zugänglich sein. Wir wünschen dem für den Ausbau der Völkerkunde überaus wichtigen Unternehmen den besten Fortgang und richten an alle unsere Leser in fernen Landen die freundliche Bitte, dasselbe in der bezeichneten Weise nach Kräften fördern zu helfen.

— Farbenblindheit. Im „Centralblatt für praktische Augenheilkunde" liest man aus Breslau Folgendes aus der Feder der Doctoren Magnus und Cohn: „Von den Behörden erhielten wir im November vorigen Jahres die Erlaubniß, sämmtliche hiesige Schulkinder einer Prüfung des Farbensinnes zu unterziehen. Bisher haben wir 5079 Schüler und Schülerinnen untersucht (Cohn 2061 und Magnus 3018). Die Vorproben in den Classen selbst wurden nach Holmgren mit Rosawolle vorgenommen, jedoch nur diejenigen Fälle in die Statistik eingefügt, welche nach mehrstündiger Specialprüfung mittelst Pigment-, Contrast- und Spectralfarben sich als zweifellos farbenblind erwiesen. Schüler wurden durch Magnus und Cohn 2761 untersucht; es fanden sich unter denselben 76 Farbenblinde = 2,7 Proc. Schülerinnen wurden durch die Genannten 2318 untersucht; es fand sich unter diesen eine Farbenblinde = 0,04 Proc. Unter den Mädchen scheint also die Farbenblindheit zu den allergrößten Raritäten zu gehören. Der einzige Fall, den Magnus gefunden, betrifft ein Mädchen, welches sowohl für Roth und Grün, als für Blau und Gelb farbenblind ist, ein ganz atypischer Fall, über welchen später genauer referirt werden wird. Cohn fand unter 1061 Mädchen nicht ein einziges farbenblind. Bei der Untersuchung der Schüler der Zwinger-Realschule fiel es Cohn auf, daß die Ueberzahl der farbenblinden Schüler jüdische Namen hatte. In Folge dessen wurde von uns fortan auch die Confession aller untersuchten Schüler notirt. Dabei ergab sich folgendes überraschende Resultat: Cohn fand unter 642 christlichen Schülern 21 farbenblind = 3,2 Proc., Magnus fand unter 1305 christlichen Schülern 21 farbenblind = 1,6 Proc., zusammen unter 1947 christlichen Schülern 42 farbenblind = 2,1 Proc. (Die Mutter eines dieser christlichen farbenblinden Schüler war eine getaufte Jüdin.) Dagegen fand Cohn unter 358 jüdischen Schülern 17 farbenblind = 4,7 Proc., Magnus unter 456 jüdischen Schülern 17 farbenblind = 3,7 Proc., zusammen unter 814 jüdischen Schülern 34 farbenblind = 4,1 Proc. Es wurden also doppelt so viel Procent jüdischer als christlicher Schüler farbenblind gefunden. Auf den christlichen Mädchenschulen waren 722 Jüdinnen untersucht und alle normal gefunden worden; außerdem hat Cohn noch speciell eine nur von 114 jüdischen Mädchen besuchte Industrieschule untersucht und dort ebenfalls nicht ein farbenblindes Kind unter 114 Schülerinnen getroffen. Wenn wir uns auch die Mittheilungen aller Beobachtungen, welche nach gemeinsamem Plane bisher gemacht wurden und im Sommersemester auf den hiesigen Schulen fortgesetzt werden, für eine größere Arbeit vorbehalten, schien es uns doch zweckmäßig, schon jetzt, gestützt auf mehr als 5000 Fälle, hier auf die beiden völlig neuen Ergebnisse aufmerksam zu machen, daß erstens unter den Mädchen die Farbenblindheit so gut wie nie vorkommt, und daß zweitens die Farbenblindheit unter den Juden noch einmal so stark verbreitet ist, als unter den Christen."

— Die Strafgelder, welche der Regierung der Samoa-Inseln von Seiten Englands wegen allerlei Beleidigungen gegen das britische Kriegsschiff Barracouta (vergl. oben S. 32) auferlegt wurden, sind nun doch gezahlt worden. Captain Murray, welcher das Kriegsschiff Sappho befehligt, gab der Regierung von Samoa in deutlichster Weise zu verstehen, daß, sofern nicht nach Verlauf weniger Tage der Rest von 6000 Doll. beglichen sei, er sämmtliches Eigenthum der Regierung in Mullin zerstören und, wenn das nicht helfe, auch Dörfer der Eingeborenen niederschießen und gleichzeitig die Forderung erhöhen werde. Daraufhin wurde dann Zahlung geleistet.

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 13, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band XXXIV. № 11.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
Begründet von Karl Andree.
In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von
Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1878.

Edouard André's Reisen im nordwestlichen Südamerika 1875 bis 1876.

I.[1]

Wir hatten unsere Reisenden verlassen, als sie von Bogotá aus in das Stromgebiet des Orinoko nach Villavicensio hinabstiegen und daselbst ausgehungert, ermattet und doch voll Entzücken über die weit zu ihren Füßen sich ausdehnenden Llanos ankamen. Der Ort, einstweilen Hauptstadt des Territoriums San Martin, datirt erst aus dem Jahre 1842. Länger als zwanzig Jahre blieb er in den Anfängen stecken und fing erst vor Kurzem an sich zu heben. Seine günstige Lage zwischen Medina und San Martin, welche weiter hinein in die Ebene liegen, und die verhältnißmäßige Nähe von Bogotá bewirkten, daß dort das Schlachtvieh von den Llanos sich sammelt, ehe es in die mehr bevölkerten Theile des Landes getrieben wird. Rasch hob sich die Bevölkerung von 300 auf 1300 und die Zuwanderung dauert noch fort, so daß dem Orte eine glückliche Zukunft bevorzustehen scheint, vornehmlich wenn die beabsichtigte Straße bis zum Zusammenfluß des Guatiquia und Rio Negro, bis wohin die Dampfer des Rio Meta gelangen können, ausgeführt wird, und dadurch Villavicensio an eine große Handelsstraße zu liegen käme, auf welcher die Producte eines der reichsten Länder der Erde zur Ausfuhr gelangten. — Alle Häuser von Villavicensio sind mit Palmenblättern bedeckt und von äußerster Einfachheit. Ihr ganzes Zimmerwerk besteht aus einigen unbehauenen Pfosten und Balken, die mit Lianen an einander gebunden sind, die Wände aus einer Mischung von Erde und Gras, der Fußboden ist eine Tenne von gestampfter Erde und auf derselben bilden die herkömmlichen drei Steine der tulpa die Kochgelegenheit. Nur wenige sind etwas wohnlicher und haben geweißte Wände und Musselin in den Fensteröffnungen — Fensterglas ist noch nicht in das Territorium San Martin vorgedrungen.

Die Ankunft der Fremden erregte in Villavicensio große Aufregung; die Frauen traten unter ihre Thüren und die Männer drängten sich herzu und erklärten sich um die Wette bereit, die Ankömmlinge gastlich aufzunehmen. André aber lehnte alles ab, um zunächst seine Empfehlungsbriefe bei den Behörden abzugeben. Der Präfect des Territoriums, Rafael Vanegas, den er zuerst aufsuchte, empfing ihn auf das Freundlichste und ließ für ihn, seine Gefährten und seine Sammlungen eine große Hütte zurechtmachen. Von den übrigen Bekanntschaften, die er machte, war ihm besonders die Emiliano Restrepo's, Besitzers großer Pflanzungen in der Nähe von Villavicensio, später von großem Nutzen. Er stammte aus dem Staate Antiochia, der unter allen in Columbia der industriellste ist; durch Thätigkeit und Intelligenz hatte er es dahin gebracht, herrliche Producte zu erzielen und dabei Geld zu verdienen, so daß man anfing, sein Beispiel nachzuahmen. Mit ihm verabredete André den Besuch seiner Besitzung Vanguardia am zweitfolgenden Tage, wohin ihn die militärische Macht Villavicensios auf Befehl des Präfecten begleiten sollte. Es waren das im Ganzen vier Mann, welche zusammen zwei Steinschloßflinten und ein Remingtongewehr besaßen, wenig Kleider und gar keine Schuhe hatten und vor Freude in die Luft sprangen, als sie hörten, daß sie sich in unserer Gesellschaft aus dem Staube machen sollten.

Um 5 Uhr des folgenden Tages erhoben sie sich aus ihren

[1] S. den Anfang dieser Reise „Globus" XXXII, Nr. 16 bis 21.

Hängematten, um einen Ausflug nach der mit einer unendlich mannigfaltigen Vegetation überdeckten Quebrada des Parado zu unternehmen. Villavicensio liegt auf der Landzunge zwischen diesem Flüßchen und dem Gramaloté, unweit der Stelle, wo sich beide in den Guatiquia ergießen. Am Parado sollte André eine der schönsten Palmen der Llanos, den Corneto, antreffen. Schon mehrere Botaniker hatten diesen stolzen Baum in anziehender Weise beschrieben, aber keinem war es geglückt, ihn lebend nach Europa zu bringen, eine Lücke, welche André jetzt auszufüllen hoffte. Gut ausgerüstet und von einem Einwohner von Villavicensio geführt, machten sie sich auf und gelangten durch Kaffeepflanzungen, die eben mit weißen Blüthen wie überdeckt waren, bald in den unberührten Urwald, wo Axt und Messer ihre stetig sich erneuernde Thätigkeit des Wegemachens beginnen mußten. Von Fels zu Fels springend, hielten sie sich so nahe als möglich am Bach und bahnten sich einen Pfad durch das hohe Kraut und über die umgestürzten, faulenden Baumstämme, welche ganz von zierlichen Kryptogamen überdeckt waren. Im Schatten der Ingas, welche über stillere, ruhigere Stellen des Baches ihre gefiederten Blätter herabhängen ließen, zog eine reizende neue Aroïdee die Blicke des Naturforschers auf sich. Ihr Blatt ist oval, dunkelgrün und von feinen Rippen gefurcht, die Blüthe wohlriechend und vom reinsten Weiß. André zeichnete und beschrieb die Pflanze, benannte sie nach einem Pariser Freunde Anthurium Dechardi und sammelte zahlreiche lebende Exemplare, welche glücklich nach Frankreich übergeführt wurden und in Gewächs-

Ankunft in Villavicensio. (Nach einer Skizze von M. André.)

häusern ihre Blüthen entwickelt haben. Nachdem sie mehrere Stunden zwischen Dickichten und Dornsträuchern herumgeklettert waren, wurde die Quebrada plötzlich enger, ihre Wände steiler und der Pflanzenwuchs dichter. Dort bemerkte der Reisende zwischen den schlankeren Baumstämmen, deren Kronen die Sonnenstrahlen abhielten, kegelförmige Bündel von Stangen von der Dicke eines Flintenrohres, welche die Basis eines Palmenstammes umgaben. „Das sind Cornetos!“ rief alsbald einer der Führer.

Die Deckeria Corneto ist ein prächtiger Baum, dessen Stamm 100 und mehr Fuß Höhe erreicht. Derselbe ist schlank, glatt, nach oben zu geringelt. Das Auffallendste an ihm sind die Strebepfeiler, welche ihn fest an den Boden heften und eine Pyramide von etwa zwei Meter Höhe bilden. Diese kräftigen Wurzeln, welche die dritte Abbildung getreu darstellt, sind braun- oder fahlroth und mit stacheligen Warzen besäet. Die eigenthümlichen fiederspaltigen Blätter sind zu einer Krone von 6 Meter Breite und darüber angeordnet, in keilförmige, glänzend grüne Lappen zertheilt und scheinen vorn wie benagt. Ein großer Theil ihres Blattstiels bildet eine Scheide. Die Blüthen sitzen an langen herabhängenden Rispen; die Früchte, Steinfrüchte von dem Aussehen von Reine-Claude-Pflaumen, bilden, abwechselnd gestellt, Schnüre von $1\frac{1}{2}$ bis 2 Meter Länge, deren jede, von unten gesehen, so groß wie eine Weintraube erscheint, aber zwischen 50 und 80 Kilogramm wiegt.

Schon von Martius erwähnt öfters die Schwierigkeiten, welche dem Botaniker beim Studium der südamerikanischen

Pflanzen sich entgegenstellen. Um keinen Preis ist ein Indianer, wenn es ihm einmal nicht beliebt, dahin zu bringen, an solchem glatten oder — nach Umständen — dornigen Stamme hinaufzuklettern, um Blätter und Blüthen zu holen, so daß nichts anderes übrig bleibt, als die Bäume zu fällen, was nicht immer leicht ist. André hat das bei den Cornetos zur Genüge erfahren. Deren Stamm ist so hart wie Eisen, so daß eine Axt beim ersten Streiche zerbrach. Es mußte also mit dem zähern Machete (Buschmesser) nach und nach rund herum ein Einschnitt gemacht werden, bis man auf die inneren weicheren Theile kam. Die kräftigen Schläge der Soldaten brachten in wenigen Stunden eine Anzahl dieser Palmen zu Boden, während andere von Lianengewinden im Fallen festgehalten wurden und schräg in der Luft hingen. Mit ihren Früchten wurden mehrere Säcke gefüllt, um durch sie das schöne Gewächs nach Europa zu verpflanzen. In

Anthurium Dechardi. (Ein Viertel Größe; nach lebenden Exemplaren gezeichnet.)

derselben Quebrada wuchsen zahlreiche andere Pflanzen, darunter manche für André neue, Brownea grandiceps mit ihren flammenrothen Blüthen, Selaginella anceps mit bläulichen, wie Kupferoxyd schimmernden Blättern, und die neue Hemitelia Paradae, deren Blätter so groß sind, 3 Meter und mehr, daß André kaum eines auf seiner Schulter zu tragen vermochte. Eine Menge von Kryptogamen, namentlich Moose, Selaginellen, Leberkraut und Champignons, bedeckten den Boden, der Bach wimmelte von Wasserpflanzen, zwischen denen sich beim Nahen André's einige Schlangen hindurchwanden, und nicht weniger reich war die Thierwelt durch Affen und Vögel in den Kronen der Bäume vertreten. Es wurde Nacht, ehe sie, mit ihren gesammelten Schätzen beladen, Villavicensio wieder erreichten. Dort hatten sie noch die Pflanzen einzulegen und ihre meteorologischen Beobachtungen einzutragen, ehe sie ihre müden Glieder in den Hängematten strecken konnten.

Mit Anbruch des folgenden Tages nahm der Ausflug in

Fällen der Cornetos. (Nach einer Skizze von M. André.)

die Llanos seinen Anfang. Die Expedition bestand aus André, Fritz von Scherft, einem Herrn Saenz, einem Soldaten, zwei Peonen und drei Lastthieren. Johann Noetzli blieb zurück, um die erlegten Thiere abzubalgen, die Pflanzen trocken zu legen und die Insectenjagd zu organisiren, an welcher sich die Jugend mit großem Interesse betheiligte. Sie schlugen eine nördliche Richtung ein und erreichten bald das steile diesseitige Ufer des reißenden und breiten Rio Guatiquia, aus dessen Bette hier und da Felsen hervorragten. Ehe sie es unternehmen konnten, denselben zu durchwaten, mußte erst festgestellt werden, ob nicht die Furth durch das letzte Hochwasser verändert und verlegt wäre, ein Unternehmen, welches die Geschicklichkeit und den Muth der Eingeborenen in das beste Licht setzte. Der sie begleitende Soldat entkleidete sich, schnitt sich einen Stock von 3 Meter Länge und stürzte sich entschlossen in den Fluß, wobei er mit dem Stocke sondirte. In schräger Richtung durchschnitt er die Strömung, hielt sich mit Kraft darin aufrecht, wenn er auch bis an die Schultern darin eintauchte, und erreichte endlich das andere Ufer. Kaltblütig kehrte er zurück und geleitete die übrige Gesellschaft auf dem gefundenen Wege hindurch. Jenseits war das Ufer niedrig, mit Rohrdickicht und wenigen Schlingpflanzen bedeckt, so weit das Alluvium des Flusses reichte. Bald aber begann von Neuem der Wald, in welchem eine Elfenbeinpalme und eine schöne Aroïdee besonders auffielen. Ohne weitere Abenteuer als die Begegnung eines Tapirs oder eines kleinen Andes-Hirsches erreichten sie gegen zwei Uhr Nachmittags **Vanguardia**, wo Restrepo sie erwartete.

Es ist das eine etwa fünf Jahre alte Pflanzung mitten im vollen Urwalde, welche durch das, was Arbeit und Intelligenz hier erreichen können, den besten Eindruck macht. Die Besitzung wird durch zwei Bäche begrenzt, besitzt eine dicke Humusschicht und reichliche Bewässerung und ihr Boden

Das Gehöft Vanguardia. (Nach André's Skizze.)

ist zum Theil geneigt, zum Theil eben, so daß sie den Anbau der verschiedensten Pflanzen, darunter den des Cacao- und Kaffeebaumes, gestattet. Der Ankaufspreis war sehr gering gewesen: 4800 Mark für 3000 Hectaren. Weit mehr aber, als was sich der Staat als Besitzer dieses Terrains bezahlen ließ, betrugen die Kosten für das Abmessen und Abstecken; denn je unwissender und fauler die Feldmesser hier sind, um so unverschämter sind sie auch in ihren Forderungen, ein Umstand, der noch auf lange Jahre hinaus die Besiedelung des Territoriums San Martin beeinträchtigen wird. Unter Zuziehung eines erfahrenen Eingeborenen, welcher an dem Ertrage seinen Antheil erhielt, machte sich nun Restrepo ans Werk. 5000 schwere Piaster (20 000 Mark) wurden auf den Ankauf, die Vermessung, die Entwaldung und die Baulichkeiten verwendet; dieser Betrag sollte nie erhöht und zehn Jahre lang ausschließlich Restrepo's Gewinn zur Verbesserung der Besitzung, und nur dazu, benutzt werden. Zuerst wurden etwa 50 Hectaren niedergebrannt — man nennt dies Verfahren desmonte — und auf diesem so gedüngten und ohnehin schon reichen Boden in drei Monaten eine gute Maisernte gewonnen, womit eine bis dahin in halbwildem Zustande auf den Savanen sich herumtreibende Herde Rindviehs gefüttert wurde. Dann wurden auf demselben Stück Lande Bananen-, Kaffee- oder Cacaobäume gepflanzt. In den bergigen Strichen stellt man eine künstliche Wiese her, und zwar mit zwei Gräsern von hohem Nährgehalt, Guinea (Panicum maximum) und Para (P. molle), welche in ganz Südamerika verbreitet sind. So lange diese Pflanzen jung sind, weidet sie das Vieh in voller Freiheit ab; werden sie alt und hart, so brennt man kurz vor dem Anfang der Regenzeit die Wiesen ab, um sie 14 Tage später wieder mit Vieh bejagen zu können.

Reizend war der Anblick, welchen die Fremden von der Veranda aus genossen, unter welcher ihnen das Mittagsmahl aufgetragen wurde. In dem von Ställen und Maisdarren eingefaßten Hofe zankten sich die Hühner mit wilden Vögeln aus dem Walde um ihr Futter; aus dem üppigen Grün der Potreros ragten nur die Köpfe des weidenden Rindviehs hervor, beschattet von schönen Gruppen von Unamos-Palmen, welche allein das Niederbrennen des Waldes überdauert hatten und scharf gegen die noch aufrecht stehenden geschwärzten Stämme anderer Bäume abstachen. Ueppige Felder von Juca (Manihot utilissima) und Mais ließen die Fruchtbarkeit des Bodens erkennen, welche ein unweit vorbeirauschender Bach noch

erhöhte. Ein besonders eingezäunter Fleck war mit allerlei tropischen Fruchtbäumen bestanden und auf einem andern wurden Arzneipflanzen gezogen, Hobo mit pflaumengroßen saueren Früchten, die ebenso als Wundmittel dienen wie die Blätter des Cordoncillo, Tacai, dessen mandelartige Früchte eine gute Sorte Oel liefern, die Balsam gebenden Copaiba und Tolu, wozu später noch Zarzaparilla, Quina, Kautschuk und Ipecacuanha, die sich in den nahen Wäldern finden, kommen sollten. Arbeiten am Herbarium und am Tagebuche beschäftigten dann André bis zum Anbruch der herrlichen Tropennacht; die Höhe von Vanguardia fand er zu 408 Meter. Eine Jagd auf Nachtschmetterlinge bei Fackelbeleuchtung beschloß den ergebnißreichen Tag.

Mit Sonnenaufgang befanden sie sich auf dem Wege nach Salitre, einer andern Besitzung Restrepo's, welcher durch Maisfelder und unbebautes Land führte. Um 8 Uhr hatten sie ihr Ziel erreicht. Neben dem Hause, das von Bananen beschattet und mit einer prächtigen Hecke fruchttragender Ananas umgeben war, fließt der gleichnamige von der Cordillere kommende Bach, ein Zufluß des Guatiquia. Auf seinem andern Ufer beginnt ein mächtiger Wald. In dem tiefen Alluvialboden, den die Gewässer vom Ostabhange der Andes herabgeschwemmt haben, gedeiht der Cacaobaum vorzüglich, wenn gute Drainirung und Feuchtigkeit von unten dazukommen. In Salitre (ebenfalls 408 Meter hoch) findet sich eine $^1/_2$ bis über 1 Meter starke Humusschicht, unter

Hacienda Cumaral. (Nach André's Skizze.)

welcher schwarzer oder röthlicher Thon und zersetzter Sandstein liegen. Letztere sind in Folge der vielen in ihnen eingebetteten Geschiebe, welche mit zunehmender Entfernung von den Andes stets kleiner werden, für Wasser durchlässig. Auf solchem tiefen, frischen Boden legte Restrepo sein „Cacaotal“ an. Zur Anlage eines Samenbeetes wählte er die großfrüchtige Caracas-Art, welche den Caraque-Cacao liefert, und eine andere aus der Provinz Antioquia, welche kleinere Früchte (mazorcas), aber in großer Fülle und trefflicher Qualität trägt. Der Boden lag nach Osten hin, war beschattet und wurde zuvor aufgelockert. Inzwischen ließ unser Haciendero auf dem auserwählten Platze die großen Bäume niederschlagen, das Unterholz abbrennen und dort Mais säen, welcher den Boden vollständig reinigte und nach hundert Tagen geerntet wurde. Dann wurden in Abständen von vier zu vier Meter und in aufgeworfenen Beeten Bananen gepflanzt, welche zwei Jahre lang die im Alter von acht Monaten eingesetzten Cacaobäume beschatten müssen. Nach Ablauf dieser Zeit werden die Bananen nach und nach, aber endgültig durch ein baumartiges Hülsenfruchtgewächs (Erythrina corallodendron) ersetzt. Unter solchen Umständen tragen die Cacaobäume vom dritten oder vierten Jahre an, ohne andere Fürsorge zu fordern als Schutz gegen einen Wurm, der ihre Rinde anfrißt, und daß der Boden rein und durch daraufgelegte Bananenblätter locker und feucht gehalten wird. Nun bedecken 20 000 Bäume etwa 50 Hectaren und erfordern an Kosten, Capital und Zinsen bis zum achten Jahre, wo sie stark tragen, circa 39 000 Mark. Alsdann bringen sie aber, 10 Arroben (125 Kilogramm) zu 240 Mark gerechnet, jährlich für 25 600 Mark Früchte,

oder wenn man 5600 Mark für Verwaltung, Ernte rc. abrechnet, netto 20 000 Mark, d. h. sie verzinsen das Anlagecapital zu 50 Procent. Das sind keine erdachten Ziffern. Das mögen sich Auswanderer vorhalten, und vor Allem mögen die Columbier einsehen, daß sie diese Schätze nicht eher heben werden, als bis die fortwährenden Revolutionen, welche ihr schönes Land herunterbringen, endlich aufhören.

Gegen Mittag stieg die Gesellschaft zu Pferde und ritt, von einigen mit Machetes bewaffneten Peonen begleitet, am Rio Salitre hin. Kaum hatten sie den Wald erreicht, so eröffnete sich ihnen ein unerwarteter Anblick, ein Pflanzenwuchs von einer Ueppigkeit, gegen welche alles, was sie bisher selbst an den Ufern des Magdalenenstroms geschaut, weit zurückblieb. Zwischen Baumriesen hindurch, die den Pfeilern einer Kathedrale glichen, bahnten sie sich mit ihren Waldmessern den Weg. Kein Schrei eines Thieres, kein Vogelruf störte um diese Mittagszeit die Ruhe in dem geheimnißvollen Helldunkel. Von oben bis unten bedeckten Schmarotzerpflanzen die Baumstämme; unzählige Lianen, von der Feinheit eines Haares bis zur Stärke eines Taues, durchzogen nach allen Richtungen das Geäst bis in die höchsten Wipfel und entfalteten dort ihre Blüthen. Da waren Bauhinien, Passifloren, Aroïdeen mit riesigen Blättern, Cyclantheen mit ihren regelmäßigen Absätzen, Farrenkräuter, Pfeffer- und Vanilleranken und Bignoniaceen mit ihren leuchtenden Blüthen, welche aus den Laubgewölben herabfielen, ohne daß man sehen konnte, von welcher Pflanze sie kamen. Dazwischen die glatten Stämme der Unamo-Palme und Astrocaryum Cumare, einer andern Palmenart mit gelben eßbaren Früchten von der Größe einer Aprikose, welche durch Stacheln vor der Naschhaftigkeit der Affen geschützt werden. An den Kautschukbäumen, Jacarandas und Acajus hafteten zahllose Epiphyten, Moose, Flechten, Orchideen, Bromeliaceen, Farne u. s. w., setzen sich in den Gabelungen der Aeste fest, dienen sich gegenseitig zum Halte, hängen sich an die Schlingpflanzen, greifen das Holz der Bäume an und zersetzen es, bis das Ganze mit Krachen zusammenbricht und auf dem verwesenden Leichnam des Waldriesen erst recht ein buntes Pflanzenleben sich entfaltet. Namentlich einer von diesen Baumkolossen fiel dem Naturforscher auf; er war den ihn begleitenden Eingeborenen als „Tukan-Baum“ bekannt, weil Scharen dieser Vögel ihn sich zum Aufenthalte erwählt hatten. Rasch sprang er vom Pferde und eröffnete die Jagd auf die Tukans, von denen bald Exemplare von drei verschiedenen Arten todt zu seinen Füßen lagen und die Jagdtaschen füllten.

Werkzeuge (pala und barreton) und Stuhl in Cumaral. (Nach André's Skizze.)

Bald darauf veranlaßte ein schwerer Sturz mit dem Pferde Herrn Restrepo, ihren ortskundigen Führer und Wirth, zur Umkehr, während seine Gäste ihren Weg durch den Wald und über mehrere tief in den Humusboden eingeschnittene Bäche fortsetzten. Um $5^1/_2$ Uhr erreichten sie die Savane und sahen Cumaral vor sich liegen, das, so stolz sein Name sich auch auf der Karte ausnimmt, in Wirklichkeit nur aus ein paar bescheidenen Hütten besteht. In einer derselben, die einem gewissen Ignacio Avila gehörte, fanden sie freundliche Aufnahme. Dessen Frau und Magd wiesen die Pferdeknechte zurecht, knüpften die Hängematten der Reisenden im Hauptzimmer fest, drehten rasch ein paar Hühnern den Hals um und steckten sie nebst Ignamen und frischen Bananen in den Kochtopf. Später erschien auch der Herr des Hauses, jener mit Caraté behaftete Mischling, dessen Bild sich auf S. 28 dieses Bandes findet. Er begrüßte sie ebenso freundlich wie es seine Frau gethan hatte, legte seine Pala, welche beim Kaffeebau zur Verwendung kommt, und sein Barreton, womit die Pfähle der Umzäunungen für das Vieh eingeschlagen werden, nieder, setzte sich gravitätisch auf einen kleinen, mit einer Ochsenhaut überspannten, hölzernen Lehnsessel und fing mit seinen Gästen zu plaudern an.

Ehe die Nacht anbrach, fanden diese noch Zeit, mehrere Vögel, darunter namentlich einen Garrapatero-Falken, zu schießen. Das Abendessen beschlossen sie mit Apfelsinen, die ein unmittelbar vor der Hütte stehender Baum in Fülle lieferte. Zwar warnte die Wirthin davor mit dem Llanos-Sprichwort: „Por la mañana, es oro; a mediodia, plata; por la tarde, mata“ (Morgens sind Orangen Gold, Mittags Silber, Abends Tod) — aber das hinderte die Fremden nicht, welche wohlgemuth bis zum andern Morgen durchschliefen.

Meine zweite Reise auf Cypern im Frühjahr 1873.

Von **Dr. P. Schröder**, Dragoman der Kaiserl. Deutschen Botschaft in Konstantinopel.

(Aus Briefen an Prof. Heinrich Kiepert in Berlin.)

III.

Böyükdere 30. Juli 1873.

Von Jalusa aus gelangt man ostwärts in $1\frac{1}{2}$ Stunden zu einer hart am Strande liegenden Trümmerstätte mit der Capelle H. Therizos unweit des Sommerdorfes der Jalusioten Maschérkona (ἡ Μαχερκώνα), welches aus etwa zwanzig elenden aus Steinen roh zusammengefügten Schäferhütten (mándräs) besteht. Wir nahmen jedoch nicht den mir schon bekannten Weg unmittelbar an der Küste entlang, sondern einen näher an der hier sehr niedrigen Bergkette auf halber Höhe sich hinziehenden, wobei wir mehrere Schluchten mit üppiger Vegetation zu, überschreiten hatten. Zu beiden Seiten des Weges, rechts die sanft ansteigenden Berge hinauf und links nach der Küste zu, ist der Boden überall wohlbebaut und fruchtbar. Die einzelnen Häusergruppen von Jalusa erstrecken sich noch weit nach Osten hin: noch $\frac{1}{2}$ Stunde nach Aufbruch vom Hause meines Wirthes passiren wir das zu Jalusa gehörende Mahalle (d. i. Quartier) Aksapoliti (der nach dem Meere sich hinziehende Theil Jalusas heißt Kalamniá, und der südwestlich nach H. Androniko zu liegende Livádia); zehn Minuten weiter folgt abermals eine von Aeckern umgebene Gruppe Häuser, die mein Führer Jerá nannte; rechts oberhalb am Berge liegt in einer Entfernung von 15 bis 20 Minuten eine Kirche H. Marina und nahe dabei eine verfallene Capelle H. Pavlos. 20 Minuten weiter hin kommen wir an der letzten Häusergruppe von Jalusa, Melini, vorbei, hinter welcher sich der Weg zu einer breiten Schlucht (ἀρκάκι τῆς Μελίνης) mit einem reichfließenden Bache und schöner Vegetation von Cypressen, Karubengestrüpp, wilden Oliven und Schlingpflanzen hinabsenkt. Eine halbe Stunde weiter verlassen wir bei der verfallenen Capelle H. Georgi den auf der Höhe hinlaufenden Weg und wenden uns südöstlich nach der Bucht von Maschérkona hinab. Südsüdöstlich über diesem Orte liegen etwas unterhalb der verfallenen Capelle H. Dimitri zwei jetzt fast ganz zerstörte mittelalterliche Thürme, genannt tus Pyrkus (πύργοι).

Von Maschérkona gelangt man in einer Stunde nach der Ruinenstätte Selenia, welche merkwürdigerweise von dem genauen Sakellarios gar nicht erwähnt wird. Sie liegt in einiger Entfernung vom Meere am Fuße des hier wieder höher sich erhebenden Gebirges und zwar unter einem Berge, den mein Führer Kavállitschéfti (?) nannte, da wo sich etwas oberhalb der Kirche H. Photios eine kleine Schlucht mit einem üppig sprudelnden Quell öffnet, dessen Wasser (νερὸν τῆς Σελενίας) eines besonders guten Rufes sich erfreut. Diese ganze Gegend ist auffallend reich an verfallenen mittelalterlichen Kirchen und Capellen.

Selenia ist ein ziemlich ausgedehntes, nach Süden ansteigendes Terrain voller Steine und alter Gebäudereste, dessen Gesammtüberblick aber durch das viele Gestrüpp gestört wird. Die Kirche H. Photios ist ganz aus altem Material aufgebaut; ich sah nahe bei ihr mehrere Säulencapitäle und einen ganz schmucklosen Sarkophag aus Sandstein. Der felsige Boden zeigte vielfache Spuren rechtwinkliger Behauung, und auch wo er nur aus — freilich steinhartem — Erdreich bestand, war dasselbe zu Gräbern ausgehöhlt. Unter anderm fiel mir eine kreisrunde Vertiefung, zu welcher sieben Stufen hinabführten, anscheinend eine Cisterne, auf; dieselbe war erst vor Kurzem von schätzesuchenden Bauern aufgedeckt worden.

Hier lag eine altcypriotische Stadt; darauf weisen mit Sicherheit die etwas weiter oberhalb dicht an der Quelle befindlichen Ausgrabungen hin, welche im vorigen Sommer von Bauern gemacht waren. Außer alten Mauerresten und mehreren rechtwinklig zugehauenen Sandsteinblöcken sah ich hier viele sehr verwitterte Statuetten aus porösem Sandstein, 30 bis 80 Centimeter hoch, auf dem Boden herumliegen; man hatte sie als werthlos liegen gelassen. An ihnen fehlten fast durchgängig die Köpfe und bisweilen auch die Füße; alle zeigten denselben Typus: eine weibliche Figur in langem Gewande, Füße und Hände eng am Körper angeschlossen, der rechte Arm auf der Brust liegend und einen Gegenstand, vermuthlich eine Taube, in der Hand haltend; der linke Arm hängt am Körper abwärts und hält gleichfalls etwas, einen Beutel oder Krug, in der Hand. Die Technik ist ganz altcypriotisch und genau dieselbe, wie die der Statuen, welche Cesnola in Athienu und Lang in Pyla ausgegraben haben; auch die dort vorherrschende Manier, die Füße und Beine der Statuen im Hochrelief auszuführen, finden wir hier wiederholt. Bei der Kirche stehen einige Steinhütten; auf dem Dache einer derselben lag der Oberkörper einer ganz im cypriotischen Stil ausgeführten weiblichen Statue, mit zwei Halsketten und Armspangen. Der Kopf lag daneben.

Unser heutiges Ziel war Rizokarpaso, das letzte Dorf, aber zugleich auch der Hauptort der Karpasischen Halbinsel. Der kürzeste Weg von Selenia dorthin führt über das nur noch von einem Pappas bewohnte Monastir Eleúsa; ich wählte aber den an der Küste, um zuvor noch die Ruinen von H. Philon mit dem angeblich antiken Tempel zu besuchen. Um Mittag ritten wir bei glühender Sonnenhitze von Selenia weiter. Der Anbau hört nunmehr auf und der steinige Felsboden ist mit dichtem Gestrüpp, das die Cyprioten „Wald" (orman) nennen, und in welchem wilde Ziegenherden hausen, bedeckt. Den Strand bildet tiefer, feiner Sand, durch den die Maulthiere mit Mühe waten. Ringsum herrscht tiefe Stille in der einsamen Wildniß, und langsam bewegt sich unsere kleine Karawane unter der glühenden Sonne „mit müder Qual durch die sandige Haide". Nach $1\frac{1}{4}$ Stunde führt uns der lange Savas, der auf seinem Eselchen den Vorreiter macht, von der Küste ab mehr landeinwärts durch den Wald nach einem einzelnen Bauerhause am Beginne einer kleinen, zum Meere sich hinabziehenden Schlucht, welche mit Feigen- und Maulbeerbäumen sowie auch mit Getreide bepflanzt ist. Von den Insassen dieses von Obstbäumen beschatteten Gehöfts, Asprokólymbos mit Namen, erfahre ich, daß wir nahe bei Rizokarpaso seien, und um nach H. Philon zu gelangen, an dem Strande hätten weiter gehen müssen. Zehn Minuten später erreichen wir das Hochplateau und

sahen die ersten Häuser von Rizokarpaso und die Kirche der heiligen Dreieinigkeit (Hagia Triada) vor uns liegen, hatten aber noch eine gute halbe Stunde zu reiten, ehe wir in dem weitläufigen Dorfe vor dem Hause von Savas, des Vaters meines Agogiaten Perikli, anlangten. Derselbe quartierte uns bei einem der wohlhabendsten Bauern ein, wo ich ein eigenes Zimmer erhielt, in welchem ich mich für einige Tage behaglich einrichtete.

Rizokarpaso (τὸ Ῥιζοκάρπασον) ist ein sehr großes aus 250 bis 300 Häusern bestehendes und ausschließlich von Griechen bewohntes Dorf, auf einem Hochplateau gelegen, welches im Norden sich allmälig und ohne Schroffheit zum Meere hinabsenkt, nach Süden zu dagegen von der Küste durch ein sehr gegliedertes Bergsystem geschieden wird. Die Entfernung vom nördlichen Meere in gerader Linie beträgt etwa $1/2$ Stunde, gegen das südliche Meer schien sie mir etwas größer zu sein. Das Dorf mag wohl $1 1/2$ Stunden im Umfang haben und zerfällt in drei Quartiere (μαχαλλάδες): 1. Chorió mit ungefähr 120 Häusern und der stattlichen Kirche H. Triada (hier wohnte ich) im Norden, von dem aus man das Meer im Norden sehen kann. 2. Leko mit etwa 80 Häusern und den Kirchen Archangelos und H. Synésios, südlich sich an Chorio anschließend und tiefer als dieses gelegen. 3. Anávrysi mit circa 110 Häusern und den Kirchen H. Jannis und H. Georgios; schließt sich westlich an Leko an und dehnt sich nach Nordwesten aus, dem Laufe eines sumpfigen Baches Potamiá, in dem es viele Schildkröten giebt, entlang; es ist der tiefliegendste und fruchtbarste Theil von Rizokarpaso, aber jedenfalls der weniger gesundere. In Chorio ist der Boden felsig, aber doch sehr fruchtbar, da über dem Felsen eine Schicht rother Erde liegt. Die große Ausdehnung des Dorfes hat darin ihren Grund, daß jedes Haus von Aeckern, Gemüse- und Obstgärten umgeben ist. Alle diese Gärten waren sehr gut durch Canäle bewässert, in welche das Wasser aus dem Brunnen (λάκκος) oder aus der ausgemauerten Cisterne (δοξαμένη) durch das Schöpfrad (ἀλακάλι, auch ἀνωκατωλάκκος genannt) geleitet wird. Jeder Garten besitzt ein solches Schöpfrad.

Rizokarpaso ist ein wohlhabendes Dorf, dessen ganzes Aussehen mit anderen Dörfern Cyperns ebenso vortheilhaft contrastirte, wie seine Bewohner im Aeußern sowohl wie im Charakter von den übrigen Cyprioten. Hauptnahrungszweig ist die Seidencultur; die Seide wird nicht nur aus den Cocons der Seidenraupen gewonnen, sondern auch von den Bauern gleich gesponnen und zu Stoffen gewebt. Auch Baumwolle wird cultivirt und bearbeitet, und die Viehzucht ist nicht unbedeutend. In den Gärten bemerkte ich außer den vielen Maulbeer- und Feigenbäumen auch Orangen, Granaten, Wein. Zu den Hecken werden vielfach die Cactusbäume verwandt; auch einige Palmengruppen (natürlich ohne Früchte) sah ich. Die Bewohner sind blond, und, namentlich die Frauen, von feinem, schönem Körperbau; sie zeichnen sich durch großen Fleiß aus, die Frauen nicht minder als die Männer; die ersteren sieht man nicht nur am Webstuhl und in der Mühle thätig (jedes Haus besitzt einen Webstuhl und jeder einigermaßen wohlhabende Bauer seine eigene, von einem Pferde gedrehte Mühle), sondern sie arbeiten auch im freien Felde zugleich mit den Männern bei Bestellung und Ernte. Ferner sind die Karpasioten sehr gastfrei. Mit Recht sagt Sakellarios von Rizokarpaso: *Οἱ κάτοικοι τῆς κώμης ταύτης εἶναι οἱ ὡραιότεροι, εὐμηκέστεροι, καὶ ἀνδρειότεροι ὅλων τῶν κατοίκων τῆς νήσου.*

Sehr nützlich war mir die Bekanntschaft des Schullehrers von Leko, eines lustigen jungen Mannes, der früher Kaufmann gewesen war und sogar einige Zeit in Marseille sich aufgehalten hatte; er führte mich im Dorfe, aus dem er gebürtig war, herum und machte mich mit den Sitten und Gewohnheiten seiner Bewohner bekannt.

Noch am Tage meiner Ankunft (10. April) benutzte ich den Rest des Nachmittags dazu, mit Perikles' Vater nach den Ruinen von H. Philon hinabzusteigen. Sie liegen gerade nördlich vom Dorfe auf einem ins Meer sich erstreckenden Küstenvorsprung. Die Küste ist hier mit Wald, d. h. niedrigen Cypressen und Fichten, bestanden, unmittelbar am Meere aber, wo die Kirche steht, unbewachsen. Noch ehe wir zu letzterer kamen, machte mich mein Führer auf eine versteckt im Gebüsch liegende schöne Säule aus bläulichem Marmor aufmerksam; bis vor wenigen Jahren habe sich noch eine ganz gleiche Säule hier befunden, die Bewohner von Jalusa hätten sie aber, in mehrere Stücke getheilt, im Jahre 1868 nach ihrem Dorfe transportirt, um sie zum Bau ihrer Kirche zu verwenden. Die hart an dem felsigen Strande gelegenen, im Ganzen recht wohl erhaltenen Ruinen der byzantinischen Kirche des H. Philon sind schon von weitem sichtbar und machen auf diesem einsamen Küstenstrich auf den Beschauer einen wirklich imposanten Eindruck: man glaubt allerdings die Ruinen eines altgriechischen Tempels

vor sich zu haben, für den denn auch manche die Kirche wirklich gehalten haben. Jedenfalls ist die Kirche sehr alt, noch aus der Zeit der byzantinischen Herrschaft und ganz aus antikem Material, welches die Ruinen der alten Stadt, welche einst hier lag, reichlich darboten, aufgebaut. Die Dimensionen der Kirche sind nur klein, ich maß von dem westlichen Haupteingang bis zur Apsis ungefähr 18 Schritt; aber der reine Basilikenstil und die Harmonie der einzelnen Theile sowie auch die Sorgfalt und Solidität des Baues, die überall hervortritt, wirken großartig. Die Kirche ist dreischiffig, das mittlere Hauptschiff ist höher und breiter als die beiden Nebenschiffe und trägt ein eigenes höheres Dach, über dem sich in der Mitte eine auf einem Cylinder ruhende Kuppel abhebt. Der Haupteingang liegt auf der Westseite, zwei andere Eingänge im Norden und Süden, zwischen beiden die Hauptkuppel. Im Innern ist alles gewölbt; die Nebenschiffe sind vom Hauptschiffe durch zwei Reihen von je drei viereckigen Pfeilern getrennt, die wieder unter einander durch Bogen verbunden sind. Die Südseite der Kirche hat am meisten gelitten, hier fehlt das ganze Portal und ein Theil der Wand. Das Innere ist mit Steinblöcken von großen Dimensionen angefüllt; ich bemerkte darunter auch mehrere antike dorische und korinthische Säulencapitäle. Es wäre für die Geschichte des byzantinischen Kirchenbaues, glaube ich, nicht unwichtig, wenn die Kirche des H. Philon, ehe sie ganz verfällt, von Architekten genau aufgenommen würde.

Dicht bei der Kirche ist der Strand überall mit den Resten einer alten Niederlassung bedeckt: große Sandsteinblöcke, Mauerfundamente, viele Scherben, Säulenschäfte und Capitäle und ein Sarkophag. Die Küste bildet hier eine kleine Bucht, die jetzt durch die vielen kleinen und großen Steinblöcke, die den Meeresgrund bedecken, sehr wenig tief ist, im Alterthume aber einen kleinen Hafen bildete. Sehr bemerkenswerth sind die Spuren alter Hafenanlagen. Nördlich von der Bucht kann man einen aus mächtigen Quadern, die durch eiserne Klammern von 1 bis 2 Fuß Länge verbunden waren, aufgeführten Damm 100 Schritte weit verfolgen. Zum Bau dieser Mole sind auch Säulentrommeln und ganze cannelirte Marmorsäulen verwandt worden, und dieser Umstand scheint mir darauf hinzudeuten, daß diese Hafenanlage nicht aus altgriechischer Zeit datirt.

Etwa $1/4$ Stunde westlich von der Kirche des H. Philon, da wo sich eine kleine vom Plateau von Rizokarpaso nach dem Meere zu laufende, mit Gestrüpp dicht bewachsene Schlucht (mit einem Wasserlaufe ποτάμι τοῦ καρούλι) öffnet, liegen alte Steinbrüche und viele Felsenkammern mit Nischen, zu denen viereckige senkrechte Thüren führen. Von hier aus gingen wir zuerst ein Stück die Schlucht hinauf, dann links nach dem Dorfe zurück.

Der folgende Tag war zu einem Ausfluge nach der jenseits Rizokarpaso sich erstreckenden einsamen Spitze der Karpasischen Halbinsel bestimmt: und zwar beschloß ich an der Nordküste entlang bis zum Cap Apostolo Andreas hinaufzugehen und dann auf der Südseite über Kloster H. Andreas zurückzukehren; ich glaube kaum, daß dieser Weg seit Pococke jemals wieder von einem Europäer gemacht worden ist [1]). Allerdings ist auf der Gaudry'schen Agriculturkarte von Rizokarpaso aus eine rothe Linie nach dem Monastir H. Andreas gezogen, und Gaudry scheint demnach diese Tour gemacht zu haben; doch ist er auf demselben Wege zurückgekehrt, ohne die Nordküste mit den Ruinen von Afentrika und das Cap gesehen zu haben. Auch von den Cyprioten wird diese Gegend sehr selten besucht, weil es jenseits Rizokarpaso kein Dorf mehr giebt; denn das dort gelegene Makru ist kein Dorf, sondern nur eine vom Monastir eine Stunde entfernte mit Getreide bebaute Thalsenkung, in welcher einige rohaufgeführte Hütten (mandräs) liegen, die den Hirten und ihrem Vieh im Sommer zum Aufenthalte dienen. Der einzige Punkt, wo noch eine feste Niederlassung von Menschen existirt, ist das Kloster des Apostels Andreas. Die Bewohner desselben verkehren auf dem Wege, welcher in geringer Entfernung von der Südküste über Makru führt, mit Rizokarpaso. Sonst sieht man in diesem äußersten, zum größten Theil mit wildem Gestrüpp bedeckten Winkel Cyperns nur hin und wieder einige Hirten und wilde Ziegenherden. Doch ist dieser Landstrich nicht unbebaut geblieben; bei Afentrika ist auf dem schmalen Küstenstrich Gerste angebaut, ebenso in den schmalen parallel der Südküste laufenden, vom Meere gewöhnlich durch Hügelreihen getrennten kleinen Langthälern, in denen auch Oliven und Karuben und andere Culturbäume sporadisch auftreten; jenseits Makru hört aber alle Cultur auf, und man sieht nur „Orman". Das Land ist durchweg gebirgig, doch kann man eigentlich nicht mehr von einem fortlaufenden Gebirgsrücken, einer Kette, welche die übrigen gebirgigen Theile beherrscht, reden. Wie schon zwischen Jalusa und Rizokarpaso löst sich das Gebirge gegen Süden in ein System von Plateaus und Bergen auf, die sich nicht als dem nördlichen der Küste parallel laufenden Bergrücken untergeordnete Verzweigungen des letztern charakterisiren, sondern unabhängig von ihm auftreten. Die der Südküste zugewandten Berge sind viel mannigfaltiger und gegliederter als die Nordküste, erheben sich auch unmittelbar aus dem Meere.

Früh Morgens 7 Uhr brach ich in Begleitung der beiden Savas, des Levkoniaten und des gleichnamigen Vaters meines Agogiaten Perikles, welchem letztern ich mit seinem Maulthiere einen Ruhetag gönnte, in nordöstlicher Richtung auf, und erreichte nach einstündigem Ritte, indem wir von dem mittlern Hochland eine tiefeingeschnittene und sich noch weiter landeinwärts erstreckende Schlucht mit einem Bache (τὸ ποτάμι τοῦ ἁγίου Ἀνδρονίκου) hinabsteigen, bei der Stilu genannten Oertlichkeit das Meer. Während bisher unser Weg nur durch wildes Gestrüpp führte, ist von Stilu ab bis jenseits Afentrika ($1/2$ Stunde östlich von Stilu) der allerdings nur sehr schmale Küstensaum mit Gerste bebaut. Da der Name dieses Ortes Stilu (ich bemerkte links am Wege nur eine einzelne unbewohnte Behausung) auf eine alte Niederlassung hinzudeuten schien, so gab ich genau auf etwaige Ruinen Acht, konnte aber außer mehreren rechtwinklig behauenen Steinblöcken nichts entdecken; doch lassen dieselben auf alte Fundamente schließen, die jetzt wahrscheinlich unter dem Meeressand, der gerade hier dem Strande entlang niedrige Hügel (Dünen) bildet, begraben liegen. Hier erstreckt sich eine kleine Landzunge ins Meer, an welche sich die kleine Insel Levkóniso anschließt, die offenbar einst mit der Landzunge zusammenhing. Wir reiten noch etwa 20 Minuten hart an den Felsbänken, welche den Küstensaum im Süden begrenzen, entlang und erreichen sodann, da, wo sich der Küstenstrich erweitert, das Ruinenfeld von Ἀφέντρικα. Man sieht noch Reste mehrerer Gebäude aufrecht stehen, doch gehören letztere alle dem byzantinischen Mittelalter an: es sind vornehmlich mehrere Kirchen, von denen die der Παναγία Ἀφεντρικώτισσα, deren innere Cella zu einer noch jetzt zum Gottesdienst benutzten Kirche restaurirt worden ist, und die des Ἀσώματος Ἀρχάγγελος die größten und durch ihre Architektonik nicht minder bemerkenswerth, als die Kirche des H. Philon, sind. Zwischen diesen Kirchenruinen, deren Trümmer ein wüstes Conglomerat großer und kleiner Steinblöcke bilden, liegen mehrere roh aus Steinen aufgeführte Hütten, die zur Zeit aber alle leer stan-

[1]) Neuerdings hat ihn General Cesnola zurückgelegt.

den. Die Kirchen sind wahrscheinlich alle aus antikem Material erbaut, obgleich keine äußeren Anzeichen, wie Inschriften, vermauerte Säulen, Capitäle und dergleichen, besonders darauf hinweisen. Die bauliche Anlage der beiden genannten Kirchen ist dieselbe wie bei der des H. Philon (drei Schiffe mit je einer Apsis), nur sind die Dimensionen, wenigstens die der Panagia, bedeutend größer. In der restaurirten Capelle der P. Afentrikotissa lagen zwei Capitäle, ein dorisches und ein kleineres korinthisches. Dicht dabei finden sich alte künstlich in den Felsboden gehauene Höhlen; in zwei derselben kann man hinabsteigen: die eine war sehr geräumig, hatte in den Seitenwänden Nischen und in einer Ecke einen Brunnen, links vom Eingang stand noch ein gemauerter Bogen. In der Nähe war auch ein gegen 15 Fuß tief in den Felsen gehauener Brunnen oder richtiger Cisterne und Spuren alter steinerner Wasserrinnen. Nördlich von den nahe bei einander hart am Fuße des Bergrückens gelegenen Kirchen dehnt sich die Küstenebene aus, die ohne Zweifel die Fundamente vieler alter Bauten und Gräber birgt, deren Spuren sich aber leider nicht mehr verfolgen lassen, weil dieser ganze Küstenstrich mit Getreide bebaut ist. Der Boden ist aber trotzdem noch mit kleinen Steinen besäet, die größeren hat man aus den Aeckern zu steinernen Hecken zusammengetragen und aufgeschichtet. Diese Aecker waren früher im Mittelalter Weingärten, und noch jetzt finden sich hier einige der großen Mühlsteine, mit denen die Trauben gepreßt wurden.

Von der Kirche der Panagia gingen wir in nordwestlicher Richtung quer durch die Felder auf den kleinen Hafen („τὸ λιμάνι“) zu, welcher auf der englischen Seekarte durch Exarchos-Bay bezeichnet ist (eine von den Kirchen heißt ναὸς τοῦ Ἐξάρχου). Der Name Epiotisa, der sich dabei geschrieben findet, ist in Cypern ganz unbekannt, und mein Führer Savas, der mit der Gegend östlich von Rizokarpaso sehr vertraut war, da er sieben Jahre lang auf dem Monastir Hagios Andreas gewohnt hatte, versicherte, daß kein Ort und keine Gegend dieses Namens existire. Der Name ist vielleicht nur aus Afentrikotissa verderbt. Die englische Seekarte ist in Bezug auf Orthographie von Ortsnamen und selbst vielfach betreffs der Lage der Ortschaften durchaus nicht zuverlässig. So schreibt sie z. B. Andriako statt Androniko (auch falsch angesetzt), Ghalino statt Galinoporni, Jalusa fehlt ganz und statt dessen findet sich ein in Wirklichkeit nicht existirendes „St. Loudobika“; Rizokarpaso („Rizokarpo“ geschrieben) ist total falsch angesetzt. Ein „Galatea“ am Meere existirt nicht; da wo dieser Ort angegeben ist, liegt Komajalu, Galáthia liegt dagegen mehr landeinwärts nahe bei Tavro. Auch Akanthu, Flamudi und Davlos sind falsch angegeben, jedes dieser Dörfer liegt östlicher.

Der Name Afentrika ist wohl nur falsche Aussprache für Afentika (von ἀφέντης, „der Herr“, wovon auch das türkische „Efendi“ herstammt) und bedeutet wohl „Herrschaft, Domanium“; ich habe leider nicht darauf geachtet, ob man τὰ Ἀφεντρικα als neutr. plur. oder ἡ Ἀφέντρικα sagt, wie Sakellarios schreibt. Bei dem Hafen bemerkte ich mehrere in den Boden eingerammte sehr dicke antike Säulen, an welchen die Boote festgebunden worden waren.

Zu Afentrika muß in der byzantinischen Zeit ein bedeutender Ort gelegen haben; aber vieles deutet darauf hin, daß auch schon in altgriechischer Zeit hier eine Stadt stand, vor allen die vielen Felsengräber, die sich von dem Hafen an bis zu der $^1/_4$ Stunde weiter westlich gelegenen Insel Levkoniso erstrecken und in denen man antike Topfgefäße, Lampen u. s. w. gefunden. In mehrere dieser Gräber, die ganz so wie die bei H. Nikalos (östlich von Akanthu) angelegt sind, bin ich hineingekrochen.

Es fragt sich, ob die alte Stadt Karpasia mit Afentrika zu identificiren ist oder mit der eine Stunde weiter westlich gelegenen Trümmerstätte von H. Philon. Für letztere spricht vor allem ihre größere Nähe zu dem heutigen Orte Kárpaso, der den alten Namen bewahrt hat, für Afentrika dagegen die größere Ausdehnung der Trümmer und die größere Breite des ebenen Küstenstriches. Gegen beide Oertlichkeiten spricht das Epitheton αἰπεινή, welches Dionysios (bei Steph. v. Byz.) der Stadt Καρπασία giebt; man könnte danach versucht sein, Pococke Recht zu geben, der die Trümmer der alten Stadt in dem heutigen Rizokarpaso zu finden glaubt, wo allerdings Antiquitäten (ich habe selbst deren gesehen, die einen cypriotisch-phönizischen Stil an sich trugen) gefunden werden und wo es im Dorfe selbst viele Felsengräber giebt. Doch spricht die Notiz des Strabo, daß „die Breite des Isthmus von Karpasia bis zum Südmeere 30 Stadien betrage“, eher dafür, daß Karpasia an der See lag. Dann möchte das αἰπεινή vielleicht nur die Lage der Stadt auf einem in die See hinausragenden hohen Landvorsprung andeuten. Bei Afentrika sowohl wie bei H. Philon ist die Küste ziemlich steil und fast senkrecht abfallend.

Die alten Fundamente setzen sich gegen Osten von Afentrika aus noch fort bis zu einer Gruppe von einigen Hütten, wo die Getreidefelder aufhören, indem die Berge jetzt ganz nahe ans Meer herantreten. An dieser Stelle, die man kipos (Garten) nennt, sah ich rechts ab vom Wege unter einer Felswand zwei große Höhlen, zu denen man durch rechtwinklig ausgehauene Thüren eintritt. Im Innern zeigen diese Höhlen viele Spuren künstlicher Bearbeitung, wie Nischen, Stufen, ein rundes Luftloch in der Decke u. s. w. Von da überschreiten wir einen Bergrücken und kommen auf der andern Seite in eine Schlucht hinab, genannt Korakas, wo einiges Getreide steht. Diese Schlucht öffnet sich gegen das Meer, das wir zwei Stunden, nachdem wir Afentrika verlassen, wieder erreichen. Hinter dem Bergrücken, der sich südlich von dieser Thalschlucht ziemlich hoch erhebt, liegt — wie mein Führer mir angab — das Kloster H. Andreas. Wir verfolgten aber, uns immer in der Nähe der Küste haltend, die Richtung nach dem äußersten Cap, welches die Karpasioten Castro nennen. Das Land wird immer öder und wilder; in dem Waldgestrüpp, dessen vorwiegender Baum die niedrige krumme Cypresse ist, sahen wir wiederholt Ziegenherden, einmal auch wilde Esel und Pferde herumschweifen. Von Korakas aus konnten wir nur langsam vorwärts kommen, da das Gestade hier aus nacktem, ausgewaschenem Fels besteht, der gleich einem Schwamme durchlöchert ist, so daß die Maulesel hier leicht strauchelu; wo der Fels in seinen Ritzen einiges Erdreich enthält, wachsen Cypressen, die sich hier gar nicht über der Bodenfläche erheben, sondern gleich Wurzeln lang hin kriechen und ihre vielen Zweige über die nackte Felsfläche hinsenden. Diese verkümmerten Zwergcypressen bildeten das zweite Hinderniß; dazu kam noch die große Hitze, die auf diesem ausgefressenen Felsgestade bei völliger Windstille brütete. $^3/_4$ Stunden hinter Korakas kamen wir zu einer kleinen flachen Bucht, genannt Kordília, deren Ufer überall senkrecht ins Meer fallen. Von da hatten wir noch eine Stunde bis zum Cap, das Felsgestade bildet auf dieser Strecke keine Buchten. Die äußerste Spitze des Caps bildet ein isolirter hoher Felsen, der unersteiglich scheint und wie dazu geschaffen ist, um eine Burg oder einen Wartthurm zu tragen. Diesen Felsen nennt man in bezeichnender Weise tò Kástron; er trug einst ein altes Gebäude, darüber kann kein Zweifel sein. Ich kletterte hinauf und fand oben Steintrümmer; an einer Stelle hatte jemand, wohl ein schatzsuchender Bauer, gegraben und alte Mauerfundamente aus Quadern zu Tage gefördert. Einige der

Steine waren nach innen trogartig vertieft. Auch am Fuße des Felsens finden sich Spuren antiker Baulichkeiten, z. B. Fragmente von Säulen, ein dorisches Capitäl und behauene Steinblöcke. Besondere Aufmerksamkeit verdient ein kellerartig mit ziemlich starker Neigung in den Felsboden hinabgetriebener, innen solid ausgemauerter Stollen, zu dem eine im Gestrüpp versteckte und daher ohne Führer schwer aufzufindende Treppe (halb verschüttet, ich zählte noch zehn Stufen) hinabführt. Der Gang ist überwölbt, etwa 4 Fuß breit und läßt sich etwa 35 Fuß weit nach innen verfolgen, zuletzt aber ist er verschüttet; in der linken Seitenwand ungefähr in der Mitte des Ganges ist eine Nische ausgehauen. Das Ganze scheint eine alte phönizische Grabanlage zu sein; eine weitere Ausräumung des Schuttes würde gewiß schließlich zur Entdeckung von Grabkammern führen. Auch auf dem südlich vom „Castro“ liegenden und von diesem nur durch eine schmale Bucht getrennten kleinen Felsenvorsprung der südöstlichen Küste bemerkte ich alte Trümmer: Fundamente eines Stufenbaues, große rechtwinklig behauene Steine und Steintröge. An das „Castro“ schließt sich gegen Nordosten gleichsam als äußerste Spitze der Insel noch ein steil und schroff aus dem Meere sich erhebender nackter Felsen an, der scheinbar mit dem Festlande zusammenhängt, bei näherer Besichtigung sich aber als Insel erwies, die freilich nur durch eine seichte Furth von 4 bis 5 Fuß Breite vom Castro geschieden ist. Bei niedrigem Wasserstande mag diese Insel wohl trockenen Fußes zu erreichen sein. Gegenüber dem Vorgebirge Cap Apost. Andrea, welches heutzutage auch Uràn tu vú (οὐρὰν τοῦ βοῦ = Ochsenschwanz) genannt wird, liegen die Inseln, die Strabo Κλεῖδες nennt; die größte derselben, die auch süßes Wasser hat, aber natürlich unbewohnt ist, heißt heutzutage Kastellátzo, die dahinter gelegene kleinere wegen ihrer geringen Höhe Platélla. Außer diesen beiden Inseln giebt es hier noch mehrere kleinere, die als einfache kahle Felsen und Riffe über dem wenig tiefen Wasser empor ragen. Plinius zählt vier Inseln: er meint außer den beiden genannten wahrscheinlich noch die ganz dicht bei dem Castro als Fortsetzung des Vorgebirges liegende *d* und den Felsen *f*.

a Castro. *b* Unterirdischer Gang. *c* Felsvorsprung mit Ruinen. *d* Letzter Vorsprung des Vorgebirges, vom Castro durch eine kaum 1 bis 2 Fuß tiefe Furth geschieden. *e* Kastellátzo. *f* Felsen. *g* Platélla.

Vom Castro aus bemerkte ich deutlich die syrische Küste und zwar zwei langgestreckte Gebirge, von denen das eine (70 bis 75° Abweichung von Norden nach Osten) der Gebel Musa, das andere südlichere der Gebel Akrad und die zwischen beiden liegende Lücke die Niederung, in der der Orontes mündet, sein mußte. Gerade im Norden präsentirten sich in voller Klarheit die taurischen Schneegebirge. Im Rücken, d. h. nach Südosten zu, konnte man die beiden Küsten der Halbinsel verfolgen, die nördliche etwa nur eine Stunde weit bis zu dem Hafen Kordilia, die südliche, die viel gegliederter ist und überall schroff abfällt, aber viel weiter. Das weißglänzende Monastir des H. Andreas war auf einem senkrecht in die See abfallenden Felsenvorsprung deutlich sichtbar.

Vom Cap hatten wir noch eine Stunde bis zum Kloster zu reiten, immer der südlichen Küste entlang, an der sich hier mit großem Getöse die Wellen brechen. Ich hatte mich zu lange in Afentrika und auf Castro aufgehalten, so daß wir erst um 5 Uhr Nachmittags an dem Monastir ankamen und ich mich somit gezwungen sah hier zu übernachten. Denn Rizokarpaso ist von hier noch vier Stunden entfernt. An Stelle der verfallenen Capelle des Apostels Andreas erhebt sich jetzt eine sehr stattliche Kirche, die erst im Jahre 1865 erbaut worden ist; bei der Kirche liegen einige Häuser, in denen der den Gottesdienst verrichtende Pappas und einige Ackerbauer, welche die dem Monastir gehörigen Aecker der Umgegend bewirthschaften, wohnen. Apóstolos Andreas (so, nicht Hagios Andreas) ist kein eigentliches Kloster, sondern nur Kirche.

Zur physikalischen Geographie von Peru.

Eine Skizze von **A. Raimondi** zu Lima.

(Aus dem Spanischen.)

II.

Klima. Nach dem Gesagten ergiebt sich, daß das Klima Perus sehr verschieden ist je nach der Temperatur und der Regenmasse in den verschiedenen Zonen. Im Küstengebiete fällt in den Monaten Juni bis October jener feuchte Niederschlag, Sarna genannt, welcher kaum den Boden benetzt; es giebt keine elektrische Erscheinungen, in dieser Gegend sind Donner und Blitz vollkommen unbekannt [1]).

Im Gebirge giebt es beinahe täglich heftige Regengüsse, begleitet von Blitz und Donner, namentlich von Anfang October an bis zum April. In dieser Jahreszeit, welche durch die Stellung der Sonne dem Sommer entspricht, sind die Nächte mäßig kalt; indessen von Juni bis October, welche den Wintermonaten gleichkommen, ist es Tags über, da beständig die Sonne scheint, nicht sehr kalt; dagegen aber sind die Nächte, namentlich wenn der Himmel sehr klar ist, sehr kalt.

In den Zonen der Puna und der Cordillera ist das Klima fast das gleiche wie im Gebirge (Sierra), nur mit dem Unterschiede, daß die Temperatur bei Weitem niedriger ist und daß die atmosphärischen Veränderungen, namentlich in der Cordillere, sich weit schneller und stärker vollziehen, so daß es sehr häufig vorkommt, daß man an einem und demselben Tage Sonne, Regen, Hagel und Schneesturm erlebt. Die elektrischen Erscheinungen sind weit intensiver und beginnen in der Regel zwischen 1 und 2 Uhr Nachmittags.

In der Montaña beginnen die Regen im Allgemeinen später als in der Sierra und hören gewöhnlich im Monat December vollständig auf. In diesem Theile Perus sind die Regen weit ausgiebiger und die Atmosphäre erhält sich durch die fabelhafte Vegetation meistentheils sehr feucht.

Politische Eintheilung. Das Territorium der Republik Peru ist augenblicklich in 21 Departemente eingetheilt, nämlich Loreto, Amazonas, Piura, Cajamarca, Lambayeque, Libertad, Ancachs, Huanuco, Junin, Lima, Callao, Huancavelica, Jca, Ayacucho, Apurimac, Cußco, Puno, Arequipa, Moquegua, Tacna und Tarapaca.

Zwei dieser Departemente führen den Namen einer Küstenprovinz, nämlich Callao und Moquegua.

Alle diese Departemente umfassen 97 Provinzen und diese sind wieder eingetheilt in Districte, deren 781 vorhanden sind.

Thierwelt. Peru ist sehr reich an Thieren; in erster Reihe sind die Hausthiere zu nennen, namentlich Schlachtvieh und Schafe, welche meistens auf den Weiden des höher gelegenen Theiles Perus gezüchtet werden; letztere geben außer ihrem Fleisch eine große Quantität Wolle, von welcher ein Theil im Lande selbst verarbeitet, der andere nach Europa exportirt wird.

An der Küste werden meistens Schweine und Pferde gezüchtet. Unter den einheimischen Thieren Perus sind zu nennen die Llamas, Huanacos, Alpacca und Vicuñas; die ersteren sind als Lastthiere sehr nützlich, ihr Fleisch dient den Eingeborenen zur Nahrung und ihre Wolle wird von denselben zu feinen und ordinären Geweben verarbeitet.

Von den Vicuñas werden die Felle ausgeführt; indessen das Thier, welches den kostbarsten Ausfuhrartikel liefert, ist der Alpacca, dessen feine Wolle in Europa zu den werthvollsten Gespinnsten verwandt wird; der Gesammtwerth der allein aus dem Departement Puno exportirten Alpaccawolle beträgt jährlich über 1 Million Soles Silber = ca. 4 000 000 Mark.

Die Fauna des Küstengebietes von Peru ist dagegen schwach vertreten und abgesehen von einigen Füchsen giebt es beinahe keine wilden Thiere. In der Montaña dagegen wimmelt es von solchen, unter denen wir nur die Tapir-Arten, welche im Lande Dante oder Gran Bestia genannt werden, hervorheben. Ferner die Pecaris oder Huanganes, welche ein äußerst schmackhaftes Fleisch haben, verschiedene Arten Rehe, Affen, Bären, Ameisenbären, Gürtelthiere u. s. w.; nichtsdestoweniger sind die schädlichen Thiere in verhältnißmäßig kleiner Zahl vertreten; sie beschränken sich auf einige Bären- und Katzenarten, unter den letzteren namentlich der Puma (Felix Puma) und der Jaguar (Felix onza).

Pflanzenwelt. Bei den verschiedenartigen Klimaten Perus ist es kein Wunder, daß die Pflanzenwelt ebenso verschiedenartig sich darstellt: in den Küstengegenden und der Montaña werden gezogen und gedeihen des heißen Klimas wegen die Pflanzen der Tropen, während in der Sierra diejenigen der gemäßigten Zone Europas vorzüglich fortkommen.

Im Küstengebiet werden, abgesehen von den hauptsächlichsten Ackerbauproducten, welche zur Ernährung der Bewohner dienen, wie Reis, Mais, Yuca, süße Kartoffeln, Kartoffeln, Klee behufs Fütterung der Hausthiere, u. s. w. auch Zuckerrohr, Weinrebe, Oliven und die Cactuspflanzen, letztere behufs Züchtung der Cochenille, gebaut.

Unter diesen Pflanzen wird indessen im großartigsten Maßstabe das Zuckerrohr angepflanzt, und namentlich in den letzten Jahren hat sich die Zuckerproduction außerordentlich vermehrt, namentlich weil er auf europäischen Märkten sehr gesucht wird, so daß schon heutzutage der Zucker einen der hauptsächlichsten Ausfuhrartikel Perus bildet. Der Anbau der Weinrebe ist ebenfalls von großer Bedeutung, namentlich in den Departementen Jca, Arequipa und Moquegua, welche ausgezeichnete Weine und namentlich den berühmten Branntwein Italia produciren.

Die Producte des Ackerbaues in dem Gebirge (Sierra) bestehen hauptsächlich in Getreidearten, namentlich Weizen, Mais und Gerste, und in Knollenfrüchten. In den höher gelegenen Gegenden wächst die Quinoa und eine Kartoffelart, aus welcher der sogenannte Chuna präparirt wird (getrocknet und hernach dem Frost ausgesetzt).

In der Montaña wird außer dem Zuckerrohr noch Kaffee,

[1]) Anmerkung des Uebersetzers.
Am 31. December 1877 sah man in Lima Blitze und hörte sogar zwei Donnerschläge, welche nicht verfehlten, die Bevölkerung in Alarm zu versetzen; es folgte ein ¼stündiger Regen, ein Phänomen, welches seit dem Jahre 1803 nicht wahrgenommen wurde.

Taback und Coca angebaut; indeß alle diese Producte werden nur im Lande verbraucht.

Die Coca wird hauptsächlich in der Montaña der Departemente Cuzco, Huánuco, Ayacucho und Puno gebaut; nichtsdestoweniger sind beinahe in allen tiefen und heißen Thälern des Innern kleine Pflanzungen vorhanden. Dieses kostbare Blatt, welches für die Indianer eines großen Theils von Peru beinahe unentbehrlich ist, wird in großen Massen namentlich in den Minendistricten gebraucht und ohne dieses Anreizungsmittel könnten die Minenarbeiter ihre in Wahrheit mühselige Arbeit kaum ertragen [1]).

---

[1]) Prof. A. Bastian bemerkt über den Gebrauch der Coca in seinem neuesten Reisewerke (Die Culturländer des alten Amerika, Bd. I, Ein Jahr auf Reisen, S. 203 f.) Folgendes: „Eine andere, sehr eigenthümliche Methode, Entfernungen zu messen, und die von den Indianern einiger Theile Perus verwandt wird, wie z. B. in der Provinz Pataz, ist die nach Cocadas (Coca-Bissen).

Bekanntlich findet sich bei der Mehrzahl der peruanischen Indianer der Gebrauch, die Blätter der Coca (Erythroxylon Coca) zu kauen, was ihnen als stärkendes Reizmittel dient und sie befähigt, körperliche Anstrengungen zu ertragen, ohne reichlicherer Ernährung zu bedürfen.

Es ist dabei nun in Beachtung zu ziehen, daß die durch das Kauen einiger Cocablätter gewährte Anregung in ihrer Wirkung für einen umschriebenen Zeitraum fortdauert, und wenn das Cocakügelchen (Acullico oder Prümchen), das im Munde gehalten wird, nicht durch neue Blätter seinen Ersatz findet, so geht die Anregung vorüber und gleichzeitig beginnen dann die körperlichen Kräfte zu sinken. Diese Zeitdauer, während welcher die Aufregung anhält, oder besser gesagt die Entfernung (wie man in Westphalen nach einer Pfeife Taback oder dem Rauchen derselben die Entfernungen angiebt), welche innerhalb dieses Zeitraumes zurückgelegt werden kann, bezeichnet dasjenige, was der Indianer der Provinz Pataz unter dem Namen der Cocada begreift.

Aus dieser Auseinandersetzung folgt, daß die Cocada ein Maß der Zeit ist und nicht des Weges, und demgemäß wird die zurückgelegte Entfernung eine sehr verschiedene sein, ob in flacher Ebene ohne irgend welche Hindernisse oder in einem gebrochenen Terrain mit Auf- und Abstieg.

Als Resultat aus den während meiner Reise gemachten Beobachtungen läßt sich ableiten, daß der Beginn der Anregung einige (8 bis 10) Minuten, nachdem die Cocablätter in den Mund eingeführt sind, anzusetzen ist, und daß sie, wenn man keine neuen Blätter zufügt, 35 bis 40 Minuten dauern wird. So würde die Cocada als ein Zeitmaß zu betrachten sein, das zwischen 35 bis 40 Minuten schwankt, und während welches, nach der Marschweise des beladenen Indianers, auf einem ebenen Terrain etwa 3 Kilometer zurücklegbar sind oder höchstens 2 Kilometer beim Bergsteigen.

Während meiner Fußreisen zwischen der Ansiedelung Tayabambe und dem Fluß Huallaga hatte ich Gelegenheit, das eben Dargelegte genauer zu beobachten. Ich kann hinzusetzen, daß die Indianer ihre festen und bestimmten Plätze haben, an welchen sie ausruhen und die verbrauchte Coca durch neue ersetzen, und da sie hierfür immer einen etwas offenen Platz wählen oder die Höhe eines Hügels, so werden dadurch einige Cocadas länger als andere. In solchen Fällen sah ich sie im höchsten Grade der Erschöpfung an dem Ausruheplatz ankommen und bemerkte oftmals die äußersten Anstrengungen zur Beschleunigung des Schrittes, um den genannten Ort zu erreichen, wo sie sich dann mit der schweren Last niederfallen ließen und einige Minuten gleichsam bewegungslos liegen blieben, ehe sie sich wieder daran machten, ihr Lieblingskraut zu kauen. Es war dann immer bewundernswerth zu sehen, wie nach 8 bis 10 Minuten einer Labung von der Coca sie sich neu belebt fühlten oder, nach ihrer Ausdrucksweise, gerüstet und befähigt, mit ihrer Last von vier Arroben die Reise bis zur nächsten Cocada fortzusetzen, indem am Tage 6 bis 8 Cocadas zurückgelegt wurden.

Die Coca, gleich all' den narcotischen Excitantien, die sich in verschiedener Art auf der Erde im Gebrauch finden, wird durch ihre Wirkung in Stählung der feinsten Federn des Körpers (im Nervensystem) momentan raschere Erfolge zeigen, in der Dauer aber natürlich die Maschine um so gründlicher verbrauchen, da sich diese normal nur durch die in größerer Masse zugeführten Nahrungsmittel bei langsamer und regelmäßiger Verbrennung des Feuerungsmaterials im Stande erhalten läßt."

Neben den cultivirten Pflanzen ist die Montaña außerordentlich reich an Medicinalpflanzen und Nutzhölzern, welche in den weiten Wäldern häufig vorkommen, so namentlich an Chinarinde, Zarzaparilla, Vanille, den Bäumen, welche den peruanischen Balsam liefern, an Copaivabalsambäumen, Gummibäumen und vielen verschiedenen Arten von Harzen, ferner prachtvollen Bau- und Luxushölzern, wie z. B. la caoba, Cedern, Jacaranda, palo cruz, Lumballo ꝛc. ꝛc.

Mineralien. Ebenso reich wie an Pflanzen und Thieren ist Peru an Mineralschätzen, wenn nicht reicher. Rechnen wir hierzu noch den befruchtenden Guano, welcher ungeachtet seines organischen Ursprungs dennoch zu den Fossilien gezählt werden kann, so giebt es ohne Zweifel auf dem ganzen Erdball kein Land, welches von der Natur mit kostbareren Producten ausgestattet ist als Peru. In der That, aller Welt sind die ungeheuren Massen dieses kostbaren Dungmittels, welche sich seit Jahrhunderten auf den Chinchas-Inseln angehäuft hatten, bekannt; von diesen Inseln sind bereits mehr als 15 Millionen Tonnen (zu 2200 Pfund) ausgeführt, wozu noch die Ausfuhr von den Inseln Guañape und Macabi sowie die großen jetzt noch auf den Lobos-Inseln und einigen Punkten des Festlandes der Provinz Tarapacca existirenden Depôts gerechnet werden müssen, ganz abgesehen davon, daß schon zu Zeiten der Incas dieser Guano zur Düngung des Bodens behufs Gewinnung besserer Ernten angewendet wurde.

Der Guano, dessen Erlös in Europa und den Vereinigten Staaten von Nordamerika bis in die letzten Jahre die Haupteinnahme Perus bildete und jetzt noch große Summen, um die Zinsen der auswärtigen Schuld [1]) zu decken, sowie ein Einkommen von jährlich 3 000 000 Soles abwirft, sind allmälig durch ein anderes höchst wichtiges peruanisches Naturproduct ersetzt worden, nämlich durch den Salpeter oder Nitrate de Soda, welches in großen Massen in der Provinz Tarapacca gewonnen wird.

Schon jetzt ergiebt die Ausfuhrabgabe vom Salpeter mehr denn 6 000 000 Soles per Jahr, eine Summe, welche einer beträchtlichen Steigerung fähig ist, wenn die peruanische Regierung dahin kommt, diesen Artikel zu monopolisiren, wozu bereits der Anfang gemacht ist.

Aber auch abgesehen von diesen beiden Zweigen des nationalen Reichthums (Guano und Salpeter) ist die Republik Peru eines der reichsten Länder, namentlich an Erzen, Brennstoffen und verschiedenen Salzen. Was die ersteren anlangt, so kann man kühn behaupten, daß auch nicht ein Punkt seiner weit verzweigten Bergzüge existirt, welcher nicht irgend ein Mineral in seinem Innern birgt, so daß von dem Tage ab, an welchem die jetzt im Bau begriffenen Eisenbahnen vollendet sein werden, sich unverzüglich die Ausfuhr der rohen Metallerze vermehren wird, welche heutzutage wegen des Mangels an Transportmitteln nicht stattfinden kann.

Es würde zu weit führen, eine Aufzählung aller augenblicklich in Ausbeutung befindlichen, namentlich aber der wegen Mangels an Capital oder von im Minenfache gehörig unterrichteter Personen verlassenen Minen zu geben. Es genügt zu erwähnen, daß beinahe in allen Departementen der Republik sich Goldminen oder Goldwäschereien befinden, unter denen die bedeutendsten diejenigen von Carabaga im Departement Puno, Paucartambo im Departement Cuzco, von Chuquibamba im Departement von Junin, von Pallasca und Uco im Departement Ancachs, von Palaz im Departement Libertad, von Santo Tomas im Departement Ama-

---

[1]) Nicht ganz richtig; denn seit dem 1. Januar 1877 zahlt Peru nicht mehr die Zinsen seiner auswärtigen Schuld.

Der Uebersetzer.

zonas und von Borja, Simon und andere im Departement Loreto sind.

Dasselbe läßt sich von den Silberminen sagen, welches Metall indeß in Peru noch weit häufiger vorkommt als Gold.

Hinreichend bekannt sind die Minendistricte von Huantajaga in Santa Rosa in der Provinz Tarapacca, diejenigen von San Antonio de Esquilache, Caucharani und Pomassi im Departement Puno, diejenigen von Caylloma im Departement Arequipa, die berühmten Minen von Huanta-Huallay und von San Juan de Lucanas im Departement Ayacucho; die Minen von Lircay und Castroviregna im Departement Huancavelica, der oft erwähnte und mächtige Cerro de Pasco, die Minen von Marocha, Yauli rc. im Departement Junin, die Minen von Salpo und Saljapal im Departement Libertad; die an Metall reichen Hügel von Hualgayoc, Chilete, Punre im Departement Libertad, die Erze von Quiropalea, Huallanca und Chota im Departement Huanuco und viele andere mehr von geringerer Bedeutung in den Departementen Piura und Amazonas.

Was die Qualität dieser Erze anlangt, so kann man sagen, daß in vielen Orten der Republik gediegenes Silber vorkommt, dann Argiano oder Plomo ronco, ferner Piragit oder Rosicler, dann Psaturit oder Stephanit, im Lande Polvorillo benannt, welches in der Regel ein sehr reiches Silbererz ist, und eine große Verschiedenheit von Kupfererzen (Cobre grio), alle reich an Silber, im Lande mit dem Gesammtnamen Paronada belegt, schließlich die sehr häufig auftretenden silberhaltigen Bleierze, welche im Lande je nach ihrer Zusammensetzung mit den vulgären Namen Carne de vaca, Soroche, Acerellö rc. bezeichnet werden und nur ihres Silbergehaltes wegen bearbeitet und als Erze und zwar in beträchtlicher Quantität ausgeführt werden, ein Handelsartikel, welcher, wenn, wie bereits erwähnt, einmal die im Bau begriffenen Eisenbahnen vollendet sein werden, sich in großartigem Maßstabe entwickeln wird.

Die Brennstoffe anlangend, die Seele jeglicher Industrie, bleibt Peru nicht hinter anderen Ländern zurück. Zahlreich und großartig sind die Anthracit-, Ulla-seca-, Ulla-grasa- und Boghead-Minen; große Lager von Ciquirtas, Torf und Petroleum finden sich über das ganze peruanische Gebiet zerstreut und werden dermaleinst noch für den Bedarf der Dampfschiffe und Eisenbahnen nutzbar werden und entschieden andere Industrien ins Leben rufen. In Peru und vorzugsweise im Küstengebiete befindet sich eine Verschiedenheit an mineralischen Salzen, namentlich, außer dem bereits genannten Salpeter, Borax (de soda y cal), Sulfata de aluminia, Carbonato und Sulfata de soda, verschiedene Magnesiasalze, ausgedehnte Steinsalzlager und große Lager von Salgema und salpeterhaltiger Erde, aus welcher Pottasche gewonnen wird.

Schließlich hat Peru einen Ueberfluß an Mineralwasser, und man kann dreist behaupten, daß es auch in dieser Beziehung kein Departement giebt, welches nicht einige Heilquellen aufweist. Diese Mineralwasser sind sehr verschiedenartigen Gehaltes, es giebt schwefelhaltige und alkalinische, unter diesen letzteren solche, die Sal de Litio enthalten rc.

Aus allen Erdtheilen.

Vermischtes.

— Verbrecherschädel sind das specielle Studium Prof. Benedict's in Wien, welcher eine Anzahl derselben in Paris ausgestellt hat. Erläuterungen zu diesen Schädeln finden wir in den „Mittheilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien"; doch vermögen diese Auseinandersetzungen keineswegs in uns die Ueberzeugung zu befestigen, als würden für Verbrecher und besondere Kategorien von Verbrechen sich einmal auch eigenthümliche Schädelformen nachweisen lassen. Im Uebrigen will Prof. Benedict keineswegs bestimmte Sätze aufstellen — dazu würde schon sein Material nicht ausreichen —, sondern er will nur zu ähnlichen Sammlungen anregen, damit aus solchem gehäuften Materiale sich Resultate ziehen lassen, welche die Abweichungen der Verbrecherschädel von den normalen Racentypen darthun. Die Statistik zeigt, daß gewisse Verbrechertypen: Räuber, Fälscher, Hochstapler und Diebe, in ihrer Mehrheit rückfällig werden, und daß diese Rückfälligen die Mehrheit der Verbrecherwelt bilden. Diese Verbrechernaturen sind als Abart des Culturmenschen zu betrachten. „In derselben Proportion beiläufig hatten wir bei Verbrechern anatomische Atypie (d. h. Abweichung vom normalen Bau) zu erwarten; theils schon am Schädel, theils bloß im Gehirn. Bei Vergleichung normaler Schädel mit Verbrecherschädeln wird das Verhältniß dadurch mächtig alterirt, daß der Keim zum Verbrechen weiter verbreitet ist als die Verbrechen selbst. Bei einem Theile wird der Befund negativ sein müssen, weil das Verbrechen nicht in einem fehlerhaften anatomischen Zustande, sondern in einem abnormen Temperamente oder in einer vorübergehenden abnormen Erregung begründet ist. Diese letztere Kategorie von Verbrechern wollen wir als physiologische den anatomischen gegenüberstellen. Ferner ist es wichtig zu bemerken, daß die Verhältnisse am Schädel nur eine ganz vage Andeutung vieler wichtiger Details am Gehirn liefern, und daß de facto dieselben pathologischen und atypischen Schädelformen mannigfachen Functionsbeirrungen des Gehirns entsprechen."

Man ersieht hieraus, daß etwas Festes, Genaues über Verbrechen und deren Ausdruck im Schädel sich eigentlich noch gar nicht sagen läßt. Immerhin zeigen aber die von Prof. Benedict in Paris ausgestellten Schädel durchaus abnorme Verhältnisse. Da ist der Schädel eines 25jährigen wegen Mord zum Tode verurtheilten Südslaven, Lukas Budimesicz, welcher unzweifelhaft, wie die Maße ergeben, als ein mikrocephaler anzusehen ist. Dr. Benedict knüpft daran folgende Bemerkungen: „Kein wirklicher Naturforscher in der Welt wird wohl zu behaupten wagen, daß das Individuum, dem dieser Schädel angehörte, in psychischer Beziehung als ein Durchschnittsmensch zu gelten habe, und dennoch wurde er von der Justiz nach den heute bestehenden Regeln der Jurisprudenz als solcher behandelt. Es würde auch außerordentlich ominös sein, ein Verdict auf verminderte oder aufgehobene Zurechnungsfähigkeit in diesem und ähnlichen Fällen abzugeben. Denn die heutige Jurisdiction würde sich genöthigt sehen, das Urtheil dadurch zu mildern oder den Thäter freizusprechen. Das wäre aber eine Gefahr für die Gesellschaft."

Bereits früher hat Benedict hervorgehoben (Wiener juristische Blätter 1876), daß die Lehre von der Strafe als Sühne und die Lehre von der individuellen Schuld als Hauptbasis für die Verurtheilung aufgegeben werden müsse, und daß 1. der Schutz der Gesellschaft, und 2. die Cor-

rectionsfähigkeit des Individuums die wichtigsten Gesichtspunkte abgeben müssen. Ist keine Correction möglich, wie bei dem mikrocephalen Lukas Budimcsicz, „dann werden wir die Freiheitsentziehung um so ausgiebiger vornehmen müssen, je weniger wir das Individuum für zurechnungsfähig erklären können. Der Naturforscher muß aber durch sein wahrheitsgetreues Votum die Justiz zur Umkehr zwingen."

Bei Banknotenfälschern weist Benedict als charakteristisch eine große Differenz zwischen Frontal- und Parietalbogen nach. Die normale Differenz schwankt gewöhnlich nur um einige Millimeter. Der Banknotenfälscher Szinka zeigt aber eine Differenz von 3,4 Centimeter. Andere Banknotenfälscher-Schädel zeigten ähnliche hohe Differenzen.

— In den letzten Monaten hat uns die Verlagsbuchhandlung von F. A. Brockhaus in Leipzig mit einer ganzen Reihe wichtiger und interessanter Bücher über Afrika beschenkt, auf welche wir hier zunächst nur kurz hinweisen wollen. Obenan steht als größte Neuheit der erste Band von Stanley's großem Reisewerke, welchem im Monate August schon der zweite ungleich wichtigere folgen soll. Das Werk führt den Titel: „Durch den dunkeln Welttheil oder die Quellen des Nils, Reisen um die großen Seen des äquatorialen Afrika und den Livingstone-Fluß abwärts nach dem Atlantischen Ocean. Von Henry M. Stanley. Aus dem Englischen übersetzt von Professor Dr. C. Böttger. Mit Karten und Abbildungen" (Preis 15 M., gebunden 17 M.). Die Wichtigkeit dieses Buches, welches so bald nach der im Januar dieses Jahres erfolgten Heimkehr des Reisenden an das Licht getreten ist, ist jedem unserer Leser im Voraus so bekannt, daß wir kaum nöthig haben, mehr zu thun, als auf sein Erscheinen hinzuweisen. Eine — natürlich nur sehr auszügliche — Besprechung des Inhalts unter Beifügung von Originalabbildungen wird der „Globus" voraussichtlich demnächst bringen.

Eine zweite dankenswerthe Veröffentlichung ist die neue umgearbeitete Originalausgabe von Dr. Georg Schweinfurth's „Im Herzen von Afrika", eines Werkes, welches an wissenschaftlicher Gediegenheit, an stilvoller Methode der Darstellung, an Gemüth und Herzenswärme alle gleichartigen Bücher, deren die letzten Jahre so viele haben erscheinen sehen, hinter sich läßt. Durch einige zweckmäßige Kürzungen und Zusammenziehungen Seitens des Verfassers selbst, durch kleinern Druck und größeres Format ist es gelungen, den Inhalt der früheren zwei Bände zu 599 und 561 Seiten in einen Band von 518 zu bringen, welcher nicht nur sämmtliche in der ersten Auflage enthaltenen Illustrationen, sondern noch eine Anzahl neuer werthvoller Holzschnitte enthält und statt 30 Mark deren nur 12 kostet. Wir empfehlen das vortreffliche Buch allen Freunden afrikanischer Forschung auf das Angelegentlichste. — Eine dritte Novität desselben Verlags ist das Reisewerk von Ernst von Weber: „Vier Jahre in Afrika 1871 bis 1875." (2 Bde. Mit Abbildungen in Holzschnitt, einem Plane und einer Karte.) Es enthält im ersten Bande eine überaus fesselnde Beschreibung des Lebens und Treibens auf den Diamantenfeldern West-Griqualandes, an welchem der Verfasser mehrere Jahre hindurch lebhaften Antheil nahm. Eigentlich Ethnographisches enthält dieser Theil weniger, dafür um so lehrreichere Einblicke in die englische Colonialpolitik, welche Herr von Weber bei all seiner Liebe und Bewunderung der englischen Nation und seiner Hochachtung vor dem einzelnen Repräsentanten derselben, dem englischen Gentleman (vergl. S. 408), nicht umhin kann, der schwersten Treulosigkeiten und Gewaltthaten zu zeihen. Der zweite Theil enthält die Reise per Ochsenwagen von den Diamantfeldern durch den Oranje-Freistaat nach Natal und von dort per Dampfer nach Zanzibar, Aden und Suez und bietet ungleich mehr für Geographie und Ethnographie. So möchten wir vor allem auf die Schilderung der Boers (S. 9), der Oranje-Republik (S. 48), des Landes König Maroka's (S. 96), der Zulu-Monarchie (S. 232) u. s. w. aufmerksam machen. Was aber vor allem eindringlicher Beherzigung werth ist, sind die Capitel 25, 26 und 31, in welchen der Verfasser in der umfassendsten Weise die Vortheile eines Colonialbesitzes erörtert und die baldige Erwerbung eines solchen für Deutschland mit warmen, patriotischen Worten verlangt. Sein Vorschlag, die deutsche Colonialpolitik mit Acquisition der Delagoa-Bay und kräftiger Unterstützung des germanischen Elements in der Transvaal-Republik einzuleiten, fand freilich seiner Zeit an der maßgebenden Stelle kein Entgegenkommen und ist seitdem durch das energische englische Vorgehen in Südafrika gegenstandlos geworden — trotzdem aber haben seine Auseinandersetzungen nichts von ihrem Werthe und Gehalte verloren, und das Deutsche Reich wird und muß über kurz oder lang, will es nicht von seinem hervorragenden Platze herabsinken, sich ernstlich der Lösung dieser Frage zuwenden. Vortrefflich hob neuerlich F. Ratzel (Die Beurtheilung der Völker in „Nord und Süd" VI, S. 177 ff.) die Bedeutung der Colonien für das Mutterland hervor: „Stützt sich doch heute schon die erste Rolle, welche englische Sprache und theilweise sogar englische Sitte im größten Theile der außereuropäischen Welt spielen, nicht bloß auf das Mutterland vieler Colonien, Großbritannien selbst, sondern bald ebenso sehr auf die Vereinigten Staaten, dieses abgelöste Stück des britischen Colonialreiches, und in Australien, Neuseeland, Südafrika wachsen ähnliche Glieder eines englisch redenden und bis zu einem gewissen Grade auch englisch denkenden außereuropäischen Colonialvolkes empor. Bei einem großen Ueberblick der heutigen Weltlage scheint dadurch die englische Sprache und was in ihr niedergelegt ist, scheinen englische Gesetze, Gebräuche und Sitten sicherer vor dem Untergange gewahrt als die irgend einer andern Nation. Wir anderen Völker mögen noch so kräftige Bäume sein, aber wir stützen unsere Entfaltung auf Einen Stamm, während England einem indischen Riesenfeigenbaum gleich auf zahlreichen, in neue Erde gesenkten Säulen ruht." Wir empfehlen das anziehende Weber'sche Buch, aus welchem eine scharfe Beobachtungsgabe, ein weiter politischer Blick und viel Welterfahrung spricht, unseren Lesern auf das Angelegentlichste; in anmuthiger Weise versteht er zu erzählen, was er gesehen, was er erlebt, was er in Erfahrung gebracht hat und was er selbst dazu meint. Wir werden in den nächsten Nummern unseres Blattes noch das eine oder andere Bemerkenswerthe aus diesen beiden Bänden mittheilen.

— Vor einigen Monaten gingen von Sydney aus zwei Petitionen an die Königin von England ab, daß die Inselgruppe der Neuen Hebriden unter englische Hoheit möge gestellt werden. Im März dieses Jahres erfolgte eine abschlägige Antwort. Die Petitionen seien zwar der Königin vorgelegt worden, aber die Regierung könne die Annectirung zur Zeit nicht empfehlen.

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 13, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band XXXIV. № 12.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1878.

Edouard André's Reisen im nordwestlichen Südamerika 1875 bis 1876.

II.

Cumaral (nach André's Bestimmung 386 Meter hoch) liegt unter 75° 54′ westl. L. und 4° 22′ nördl. Br. an einem der zahlreichen Bäche (caños), welche dem Guatiquia und durch diesen dem Meta zufließen. Seine mittlere Temperatur beträgt etwa 28°, und seine Einwohnerzahl belief sich, als man dort noch ein Salzlager ausbeutete, auf etwa 200 Menschen, ist aber seitdem sehr gesunken. In der Nachbarschaft fehlt es nicht an Indianern, wenn dieselben auch auf dem rechten Ufer des Rio Meta zahlreicher vorhanden sind. Dieselben durchstreifen das ganze Territorium der Llanos von Cabuyaro bis Pachaquiaro und nach Südosten hin. Diejenigen bei Cumaral gehörten zu den Stämmen der Chucunés, welche ihren Hauptstandort am Meta bei Maquivor und am Rio Manacacia haben, und der Churoyés, welche vom Ariari bis zum Meta hin hausen. Letztere sind groß, wohlgestaltet und von der Farbe trockenen Laubes mit einer stärkern oder schwächern rothbraunen Schattirung. Ihre Gliedmaßen unterscheiden sich von denjenigen der Indianer im Norden Columbiens durch die Verlängerung der Knochen und die Feinheit der Gelenke; der Kopf hebt sich gut von den Schultern ab und hat eine fast viereckige Form, der Gesichtswinkel ist wie bei den Kaukasiern, der Hals fein und lang. Die schwarzen, dicken, glatten Haare bedecken zum Theil die Stirn und hängen in dichten Massen auf die Schultern herab; die schief von unten nach oben gestellten Augen sind klein und stechend, die Nase groß, fein an der Wurzel, aber mit breiten Flügeln, der Mund groß, die Lippen etwas dick, Bart spärlich, zerstreut und kurz. Die Krone ihrer Zähne schneiden sie schräg ab. Der Körper, namentlich Arme und Beine, sind muskulös, die hintere Rundung der Lenden, besonders bei den Frauen, sehr entwickelt. Hände und Füße meist kurz und nervig. Das weibliche Geschlecht besitzt den mächtigen Brustkasten, welcher die Indianerinnen der nördlichen Cordillere auszeichnet, nicht; die Brüste sind eiförmig und haben stumpfe Warzen. Ihre Sprache ist eine sehr rauhe, gutturale und hat wenig Aehnlichkeit mit denen der Stämme vom Orinoko. Ihre Hütten haben ein Gerüst von Pfählen und sind mit Palmblättern bedeckt; sie entbehren einer Oeffnung, durch welche das Licht eindringen könnte. Die Männer tragen einen schmalen Schurz, guayaco genannt, der aus der Tataja-Rinde gewebt und mit Cumaré-Stricken befestigt wird. Bei den Weibern ist derselbe etwas länger und heißt furquina. Die Tataja ist die Rinde wahrscheinlich einer Malvacee, deren Fibern durch Klopfen von dem schleimhaltigen Stoffe getrennt werden. Dann werden dieselben gewaschen und den Sonnenstrahlen ausgesetzt, wodurch sie in wenigen Tagen eine schöne helle Farbe erhalten und zur Verarbeitung fertig hergerichtet sind. Für die Schurze der Frauen werden die Fasern fast stets mit einer Mischung aus Urrucai-Harz und Chica (ein in Columbien weit verbreiteter Färbestoff, den man durch Auspressen einer Liane aus der Familie der Bignoniaceen, der Bignonia Chica, erhält) roth gefärbt. Derselbe Stoff wird von den Churoyés dazu benutzt, sich auf Armen, Beinen und im Gesicht rothe Striche zu tättowiren, während die Weiber sich nur den obern Theil der Unterlippe damit färben und Punkte auf den vier Extremitäten anbringen. Den Kopf schmücken sie zuweilen mit einer Krone aus Federn des Guacamayo (Ara Aracanga) und eines kleinen langschwänzigen Papageies, gehen aber meistens barhaupt; um den Hals tragen

Churoyés-Indianer. (Nach einer Zeichnung von André.)

sie Bänder von Thierzähnen oder bunten Körnern und in den durchbohrten Ohren Stücke Holz oder Rohr, mitunter auch Vanille oder wohlriechende Wurzeln.

Mit Tagesanbruch erheben sich die Churoyés und verwenden den ganzen Morgen zum mariscar, d. h. jagen und fischen. Ihr Bogen ist aus Palmholz gefertigt, die Pfeile aus einem leichten, bambusähnlichen Rohr; vorn sind an letzteren zugespitzte Thierzähne, zuweilen auch Nägel oder Drahtstifte befestigt, welche sie sich von den Llaneros gegen Hängematten und verschiedene andere von ihren Fabrikaten oder Thierfelle eintauschen. Jene Hängematten, chinchorros genannt, sind aus drei verschiedenen Arten von Fäden geflochten; das Netz aus Fasern der Moriché-Palme, die Bänder aus Cumaré und die großen Stricke, woran das Ganze hängt, aus pita, der Fiber der Fourcroya longaeva. Die Art der Herrichtung ist verschieden, je nachdem es sich um eine gewöhnliche Hängematte oder um ein Prachtstück handelt. Erstere ähneln einem Fischnetz mit kurzen Maschen. André hatte eine solche hinter dem Sattel auf seinem Maulthiere befestigt, aber verlor sie unterwegs. Am nächsten Morgen brachte sie ein Peon in das Lager; aber sie war in der einen einzigen Nacht, so fest sie war, schon zu drei Viertheilen von Ameisen zerfressen worden. Die besseren Stücke sind violet und gelb gefärbt, während die Frauen kleine Hängematten für ihre Kinder mit einem Kranz von Papageienfedern besetzen.

Das Salzwerk von Upin. (Nach einer Skizze André's.)

Merkwürdig ist die Art und Weise, wie die Churoyés die Cumaré-Faser gewinnen. Sie schneiden dazu die jungen Blätter von Astrocaryum Cumare ab und zwar vor ihrer Entfaltung, d. h. wenn die einzelnen Blättchen noch eines auf dem andern liegen, lösen die einzelnen Theilchen nach einander los und spalten sie mit dem Daumennagel der Länge nach, indem sie auf beiden Seiten die Mittelrippe 10 bis 15 Centimeter weit losmachen; dann klappen sie die beiden Hälften auf einander und ziehen ruckweise, von der Basis anfangend, das Fleisch ab, so daß die Fasern bloßgelegt werden. Diese Arbeit, welche bei aller Einfachheit doch große Geschicklichkeit erfordert, wird in malerischer Weise ausgeführt: die Indianer theilen sich in die Arbeit, indem sie zu vieren neben einander hocken. Der erste löst die einzelnen Blättchen los, der zweite spaltet sie, der dritte reißt die Fasern heraus und der vierte und letzte ordnet sie in Häufchen und beschneidet sie am Ende. Mit mechanischer Regelmäßigkeit arbeitet solch' eine lebendige Maschine. Die Faserbündel werden darauf geschlagen und gewaschen, um alles Blattfleisch und Schleim daraus zu entfernen, dann sorgfältig zusammengebunden und zum Bleichen auf Bäume gehängt. Die Indianer führen diese Arbeit mit großer Schnelligkeit aus, ohne sich durch die aufwärts gerichteten Stacheln an Blatt und Stiel stören zu lassen. Die Widerstandsfähigkeit von Cumaré-Stricken ist enorm; ein gedrehter Faden von 1 Millimeter Durchmesser reißt erst, wenn man ein Gewicht von 10 Kilogramm anhängt. Drei geflochtene Fäden vom selben Durchmesser tragen 15 Kilogramm. Im Wasser

nimmt ihr Gewicht um ein Viertel zu. In Folge dieser Eigenschaften steht dem Cumaré-Baum, der auf allen Llanos in Menge vorhanden ist, eine große industrielle Zukunft bevor, wenn man erst einmal anfängt, ihn auszubeuten und auf dem Wasserwege des Meta und Orinoko nach Europa auszuführen.

Von anderen Indianerstämmen dieser Gegenden, den friedfertigen Tamas, den Cuivas, Salivas, Amporos u. s. w., wird später noch die Rede sein.

Nun zurück nach Cumaral, wo André von seinem intelligenten Wirthe Avila mancherlei interessante Nachrichten über den noch in seinen ersten Anfängen befindlichen Ackerbau jener Gebiete einziehen konnte. Von einigen Haciendas bei Villavicensio und San Martin abgesehen, ist der Pflug dort noch unbekannt. Viehzucht dagegen blüht, und in voller Freiheit weiden die halbwilden Herden auf der Savane. Will man sie zusammen haben, um sie zu stempeln oder zu verkaufen, so wird eine corrida veranstaltet, d. h. man jagt sie zu Pferde, wie es die Gauchos auf den argentinischen Pampas thun. Immer enger schließt sich der Kreis der Reiter, bis die Thiere in einen von Pfählen gebildeten Corral getrieben sind. Widerspänstige werden durch Lasso und Hunger gezähmt.

Von Körnerfrüchten wird allein Reis ausgesäet und zwar in einem Corral, den die Rinder gedüngt haben. An einem Regentage steigen die Leute zu Pferde und jagen das Vieh so lange in dem Gehege um und um, bis der ganze Boden durchstampft und gelockert ist. Dann wird das Vieh hinausgetrieben, in die Stapfen ein paar Hände voll Reis geworfen und die Thiere nochmals darübergejagt, um die Körner mit Erde zu bedecken. Vier Monate später wird geerntet; der Ertrag ist ein hundertfältiger.

Am 6. Januar brach unsere Gesellschaft von Cumaral nach dem Salzlager von Upin auf. Jeder Weg und Steg hörte nun auf; ringsum nichts als hohes Gras und fern am Horizonte Wald. Drei kleine Hügel allein waren sichtbar und dienten zur Orientirung. Anfangs ging alles gut, weil das Gras vom Vieh niedergetreten und abgeweidet war; aber nach zwei Stunden schon waren sie rings von hoher Vegetation umgeben und hatten Weg und Richtung vollständig verloren. Zugleich war die Sonne verschwunden und es begann zu regnen. André sandte also die zwei Peone nach verschiedenen Richtungen aus, ließ die Maulthiere grasen und begann zu botanisiren, war auch bald in die Pflanzenwelt eines nahen Gehölzes so vertieft, daß weder der Regen noch das Warten ihm zur Last fiel. Hier fand er zum ersten Male die oben erwähnte Chica in wildem Zustande und ebenso die Palme Mauritia flexuosa mit ihren prächtig grünen Blattfächern, und weiterhin eine Bromeliacee vom Genus Karatas, deren Blätter an der Spitze scharlachroth, wie in Blut getaucht, sind. Eine Traube von ihren goldigen, gestielten, pflaumengroßen Früchten, die eine dicke Haut und einen köstlichen Ananasgeschmack haben, wurde rasch gepflückt, in Alkohol gesetzt und nach Europa mitgenommen. Welche Fülle von Palmen gab es in dieser Gegend! Beim Weiterreiten zählte André auf kleinem Raume ihrer nicht weniger als 25 Arten, von denen nur eine geringe Zahl auch anderswo vorkommt. Da ist die ebenso schöne wie nützliche Moriche (Mauritia flexuosa), die im ganzen Orinoko-Gebiete verbreitet ist, die elegante Cumare mit gelben eiförmigen Früchten, die einen genießbaren Saft enthalten, die Guichire mit 10 Meter langen Blättern und 30 Meter hohem Stamme, die Unamo, deren Früchte in Menge ein feines Oel liefern. Weniger häufig sind die Corozo- und Pipire-Palme mit eßbaren Früchten, die Manaco, welche Palmkohl liefert, die hohe und weit verbreitete palma real, dann Mapora, Araco, Cubaro, Yarai, Churubai, Choapo, Tacai u. s. w. u. s. w. Alle diese Palmen sind den Botanikern noch zu wenig bekannt, als daß André die wissenschaftlichen Namen wenigstens einiger mit Bestimmtheit angeben könnte. Sicher ist nur, daß diese schönen Bäume der Landschaft einen majestätischen und verführerischen Schmuck verleihen und daß sie für das Menschengeschlecht von dem größten Nutzen sind. Linné hat gesagt, daß die ersten Bewohner der Erde ihre Nahrung und Bekleidung von dieser Pflanzenfamilie entnahmen und wesentlich Palmivoren waren. Für das Gebiet des Orinoko und der großen südamerikanischen Flüsse ist das gewißlich wahr.

Philodendron gloriosum. (Nach einer Aquarelle von André.)

André's Gesellschaft näherte sich jetzt der Cordillere; das Land begann allmälig anzusteigen und wieder zeigte sich der Wald in seiner üppigen Mannigfaltigkeit. So lange sie auf der Savane sich befanden, erzeugten die Morichales — so werden die Gehölze von Moriche-Palmen genannt — eine gewisse Einförmigkeit; nur sie umgaben alle Wassertümpel, denen sich die Einheimischen nicht zu nähern wagen. „Die Moriches ziehen das Wasser an," sagte der Indianer Juan zu André. „Wenn wir sie vernichten, werden wir durch Wassermangel gestraft und würden vor Durst sterben." Er

nahm die Wirkung für die Ursache. „Señor," meinte sein Genosse, „Juan hat Euch nicht alles gesagt. Jedes Morichal wird von einer ungeheuern Boa bewacht, welche niemanden sich nahen läßt." Nun erst konnte sich André den Schrecken seiner Leute erklären, so oft sie ihn zwischen den halb im Wasser stehenden Palmengruppen botanisiren sahen.

Der Tag neigte sich seinem Ende. Die Palmen machten allmälig Dicotyledonen Platz. Ab und zu zeigten sich Myrtaceen und fruchttragende Bäume wurden vorherrschend, womit ein zahlreicheres Auftreten von Affen zusammenhing. Immer zerrissener wurde das Terrain; stufenweise stiegen geschichtete Gesteine über einander an und um $5^1/_2$ Uhr war die im Besitze des Staates befindliche Saline von Upin erreicht, deren Leiter, Gonzales, die Reisenden freundlich empfing. Dieselbe, am gleichnamigen Flusse gelegen, befindet sich, Dank der Sorglosigkeit der Regierung, in einem erbärmlichen Zustande. Ein gewaltiger Erdsturz hatte im Jahre 1870, als man noch das schon erwähnte Salzlager bei Cumaral bearbeitete, am Ufer des Rio Upin einen weit größern Schatz von demselben Mineral bloßgelegt, worauf man sich bald an dessen Ausbeutung machte. Die salzhaltige Bank ist von großer Stärke und sieht wie regelmäßige, horizontal geschichtete Alabasterblöcke aus. Darüber liegt Thon und dunkelbrauner Humus, den keine Zurüstung irgend welcher Art am Nachrutschen hindert. In Folge dessen weicht der Regen die oberen Schichten auf und spült sie herunter; das

Laboratorium in den Llanos.

Salz wird dadurch verunreinigt und am Fuße der Mine, richtiger der Bergwand, bildet sich ein unergründlicher Morast, mit welchem die Reisenden in Folge ihrer Begierde, das Lager in der Nähe zu besichtigen, unliebsame Bekanntschaft machten. Das Nachtmahl verschaffte ihnen Gelegenheit, die mehr als dürftige Ausstattung der Director-Wohnung kennen zu lernen. Derselbe fühlte sich in der Cordillere einsamer als Robinson auf seiner Insel; seine Leute, 25 an der Zahl, kümmern sich wenig um seine Anordnungen und die Regierung läßt ihn am Nöthigsten Mangel leiden. Gearbeitet wird nur während drei bis vier Sommermonaten, bis die großen Regen einsetzen. Im letzten Jahre belief sich der Brutto-Ertrag der Saline auf 2589 Piaster, die Ausgaben auf 2381, so daß der Staatsschatz eine Reineinnahme von 208 Piastern oder 1120 Mark hatte! Und das bei einem Lager von 9 Meter Stärke und von solcher Reinheit und Stärke!

Die Arbeiter klettern auf die stufenförmig abgesonderten Salzschichten hinauf, bohren mit Brecheisen Löcher hinein und sprengen mit Pulver einzelne Blöcke ab, welche dann zerkleinert und in einem Bretterschuppen zum Verkaufe aufbewahrt werden. Durch eine Rinne wird zwar ein Wasserstrahl auf das Salzlager geleitet; weil aber von oben beständig Erdmassen nachstürzen, so ist diese Spülung ganz unzureichend, und der schwarze Morast am Fuße der Saline nimmt stetig zu. Ist der Winter vorüber, so haben 15 bis 20 Leute einen vollen Monat zu thun, bis an die Achseln im Kothe stehend und dadurch Fieberanfällen ausgesetzt, den angesammelten Unrath nach dem Flusse zu schaffen. Wie leicht wäre es, will man einmal die bisherige Art, unter

freiem Himmel zu arbeiten, beibehalten, den Morast durch einen Graben zu entwässern und genügende Wassermengen vom Rio Upin zum Spülen der Salzbank herzuleiten oder noch besser unter bedeckten Gallerien das Salz zu brechen, so daß man die Ausbeute während der Regenzeit nicht zu unterbrechen brauchte. Unterschleife ließen sich dann durch bessere Aufsicht leicht vermeiden, die Production auf das Drei- oder Vierfache heben und der Preis des Salzes um mindestens die Hälfte ermäßigen.

Von Upin (654 Meter) schlug André am Nachmittage des folgenden Tages eine südliche Richtung ein, überschritt eine Anzahl kleiner Bäche, durchwatete einen Morast, über welchem sich ein Wald herrlicher Unamos- und Taguas-Palmen wölbte, und erreichte noch vor Anbruch der Nacht die Hacienda Salitré. Aber er fand das Haus leer. Ein hohläugiger Mann theilte ihm mit, daß seit seiner ersten Anwesenheit das Llanosfieber ausgebrochen und Herr Restrepo mit seiner ganzen Familie nach Vanguardia geflohen sei. Wohl oder übel mußten sie jedoch hier übernachten, während neben ihnen ein junges Weib vom Fieber auf das Heftigste geschüttelt wurde und mit dem Tode rang. Wie eine Befreiung erschien ihnen der Anbruch des Tages, als sie die von allerlei Insecten und Gewürm erfüllte Hütte verlassen konnten.

Schon um 11 Uhr erreichten sie Vanguardia, wo sie ihren Wirth Restrepo in voller Genesung von den Folgen seines Sturzes antrafen. Sein Weib und mehrere seiner Kinder dagegen mußten dem Fieber ihren Tribut entrichten. Wird der erste Angriff dieses heimtückischen Feindes nicht abgeschlagen, so kann der zweite tödtlich sein; der dritte ist es gewiß. Und dagegen giebt es, so viel Panaceen man einem auch vorschlagen mag, nur ein Mittel, Chininsulfat in großen Dosen, ein Gramm beim ersten Erscheinen, zwei, auch drei bei der Wiederkehr, die man um jeden Preis zu verhindern suchen muß.

In Vanguardia erwartete der Präfect Vanegas unsern

Früchte der Corneto-Palme.

Reisenden, um ihn nach Villavicensio zurück zu geleiten. Seine Leute und sein Gepäck sandte er voraus und behielt nur einen Peon mit einem Maulthiere und leeren Säcken bei sich, welche letzteren er mit Palmfrüchten und verschiedenen Pflanzen füllen wollte. Auf diesem Ritte entdeckte er im Walde, auf Sand und Humus wachsend, eine herrliche Aroïdee, welche er Philodendron gloriosum benannte. Ihre großen, 60 Centimeter breiten, herzförmigen Blätter haben einen schneeweißen Mittelnerv und lassen ihr glänzendes Grün im Sonnenscheine spiegeln. Rasch sprang André aus dem Sattel, kniete nieder und sammelte mit Hülfe des Präfecten zahlreiche Ableger der Pflanze, welche lebend nach Europa gelangt und hier schon mehrmals öffentlich mit vielem Erfolge ausgestellt worden sind.

Wenige Stunden später langten sie am Rio Guatiquia an; diesmal war es aber so gefährlich ihn zu durchfurthen, daß es ein Wunder war, daß nicht Reiter und Maulthiere im Strudel verschwanden. Ohne Hinderniß wurde darauf das steile jenseitige Ufer erstiegen und bald darauf war die Hauptstadt der Llanos, Villavicensio, glücklich wieder erreicht.

Als André sich dem Hause näherte, wo Roezli seiner harrte, bot sich ihm ein merkwürdiger Anblick dar. Während seiner Abwesenheit waren naturhistorische Gegenstände förmlich hinzugeströmt, und drinnen im Zimmer wie draußen hingen an aufgespannten Leinen Felle von Affen, Faulthieren, Pecaris, Jaguars, Schlangen, Eidechsen, Coatis, Geiern, Schildkrötenschalen, Blätter von Farnen und Palmen, allerlei Früchte und große Stöße Papier zum Trocknen. Inmitten dieses erstaunlichen Durcheinander saß der Ausstopfer, die Hemdsärmeln bis an die Schultern aufgestreift, mit Blut bedeckt, ein Schlächtermesser zwischen den Zähnen und die Haare im Winde fliegend, und öffnete gerade einen großen Heulaffen, dort socai genannt. Der Anblick war so original, daß André ihn in einer Skizze festhielt.

Einige Ruhetage in Villavicensio wurden zum Ordnen der Sammlungen und zu näherm Studium der Umgegend, ihrer Producte und Bewohner benutzt. Bald wurde auf Insecten Jagd gemacht, bald geangelt, bald botanisirt. Am steilen Ufer des Guatiquia wuchsen riesige Corneto-Palmen, deren mehrere ihrer Früchte wegen gefällt wurden. Eine einzige solche Traube, welche an 3 Meter lang war, machte

eine Last für zwei Menschen aus; als sie an einen Stock gehängt und so von zwei Trägern auf den Schultern fortgeschafft wurde, erinnerte der Anblick an jene Traube, welche Josua's Kundschafter aus dem Gelobten Lande zurückbrachten, wie sie Poussin gemalt hat.

Meine zweite Reise auf Cypern im Frühjahr 1873.

Von **Dr. P. Schröder**, Dragoman der Kaiserl. Deutschen Botschaft in Konstantinopel.

(Aus Briefen an Prof. Heinrich Kiepert in Berlin.)

IV.

Am folgenden Morgen setzten wir die Reise nach Rizokarpaso fort. Eine halbe Stunde hinter dem Monastir liegen links vom Wege im Gebüsch die Ruinen der ganz verfallenen Capelle des H. Jannis; sodann folgt links die Bucht Pachýnamo (woraus die englische Seekarte Pacramo Beach gemacht hat). Dieselbe führt ihren Namen mit Recht, denn sie ist ringsum mit tiefem, gelbem Sande eingefaßt. Unweit davon liegt etwas mehr landeinwärts der Grund von Makru, den wir passiren. Von da an zieht sich der Weg immer zwischen Aeckern hin, auf denen hier und da einige Hütten zerstreut liegen, überschreitet eine Stunde weiterhin einen Sattel, tritt bei der kleinen Bucht Armyrolakkas nahe an das Meer, führt um den hohen, in das gleichnamige Cap auslaufenden Berg Pyla herum und erreicht die mit Gerste bebaute Ebene Platiá, wo wieder einige zerstreute, unbewohnte Sommerhütten liegen. Dann durch ein enges Felsenthal (*τὸ στένωμα τοῦ ἁγίου Νικολάου*) an das Meeresufer, das hier einen kleinen nach einer ganz verfallenen Capelle des H. Nikolaos benannten Hafen bildet. Unweit davon mündet der Fluß Emetía, zu dessen beiden Seiten eine kleine fruchtbare Ebene mit Getreidefeldern und Karuben- und Olivenbäumen liegt. Dann geht es wieder landeinwärts, zuerst in dem erwähnten Thalgrund, dann links eine Schlucht, Kusúli genannt, steil hinauf nach Nordwesten. Links über uns liegen Felsen, Paläochori geheißen, wo viele alte Grabhöhlen und Felsenkammern sich befinden sollen, was ich leider erst erfuhr, als wir die Stelle schon passirt hatten. Oben auf der Wasserscheide angelangt, verfolgen wir dieselbe noch einige Minuten und machen dann einen Abstecher nach dem südlich gelegenen, schon oben erwähnten Berge Nani, von welchem man eine schöne Aussicht auf die Südküste und auf das nur noch 1/4 Stunde entfernte Rizokarpaso in Westnordwest hat; auch das nördliche Meer ist jenseits des Dorfes als ein schmaler Streifen sichtbar. Von der Stelle aus, wo wir den alten Weg verließen, um auf den Nani hinaufzuklettern, hat man noch 1/4 Stunde bis Rizokarpaso zu gehen; man steigt noch einige Minuten, bis man das Hochplateau erreicht, auf welchem sogleich die Häuser von Lekko sich präsentiren. Um 11 Uhr Vormittags langten wir im Dorfe an.

Den Nachmittag dieses Tages (12. April) verbrachte ich ruhig daselbst, da mich die Touren der beiden letzten Tage sehr angestrengt hatten. Zudem herrschte eine schwüle Luft und ein heißer Ostwind (Thermometer 23° R.). Die freie Zeit benutzte ich dazu, in dem saubern Kaffeehause mir von den jungen Bauernburschen, die heute dort als an einem Sonnabend, der noch dazu Vorabend des Festes des in Cypern besonders hoch verehrten heiligen Lazarus (*τὸ σάββατον τοῦ Λαζάρου*) war, sehr zahlreich versammelt waren, kleine Volkslieder (*τραγούδια*) zu sammeln. Als Probe gebe ich eines:

Κάτω 'στὸ Ῥιζοκάρπασο
ἔχει (spr. éschi) *νερὸν τρεχάτον.*
ὁποῖος κύψει νὰ τὸ πίῃ
τὸν Χάρον λησμονᾷ τόν.

Unterhalb Rizokarpaso
Hat's fließendes Wasser.
Wer sich bückt, um das zu trinken,
Den Charon, er vergißt ihn.

Σταυρὸς τεσσαρακάντουνος
κρέμεται 'στὸ λαιμό σου
οὗλοι φιλοῦσι τὸ σταυρό
κιαὶ 'γώ τὸ προσωπό σου (*κι* = tsch).

Ein vierkantiges Kreuz
hängt an deinem Halse.
Alle küssen das Kreuz,
und ich dein Angesicht.

Δέκα ἰατροὶ βασιλικοί
κιαὶ οὗλοι παιδευμένοι
ἒν τὴν 'γιανίσκουν μὶαν καρβίαν
ἐρωτοκτυπημένην

lies: Deka jatrí wasilitschí
tschä úli pädevméni
en tīn janískun mjàn karvián (*καρβία* = *καρδία*, Herz).
erōto-ktipiménin.

Zehn Königsärzte,
und wären sie noch so gelehrt,
sie heilen es nicht (en = *δέν*) ein Herz,
liebegetroffen.

'Στὰ κάρβουνα τοῦ Ἔρωτος
ὁποιός κάει ἒν 'γιαίνει
κι' ἂν τὸν 'γιάνουν ἰατροί
παλαιπληγή Θὰ μένει.

Sta kárvuna tu Erotos
opiós kaí 'en jâni
tsch' an ton janun iatrí
palä(a)pligí tha méni.

Wer sich an den Kohlen der Liebe verbrennt,
wird nicht wieder gesund,
und wenn ihn die Aerzte heilen,
wird immer eine alte Wunde bleiben.

Die Menge der Felsengräber, welche sich theils in dem Dorfe Rizokarpaso selbst (ich besuchte einige derselben, welche dicht bei der Kirche H. Synesios lagen; es waren natürliche Felshöhlen, deren Wände aber künstlich behauen und mit Grabnischen versehen waren), theils auf dem ganzen Terrain zwischen dem Dorfe und H. Philon, theils endlich südlich vom Dorfe in der Richtung nach dem Hafen Cheloni zu bei der Oertlichkeit Melisságros sich finden, ferner die Alterthümer, welche die Rizokarpasioten gelegentlich bei ihren Gartenarbeiten, Brunnenanlagen u. s. w. ausgraben, lassen keinen Zweifel darüber aufkommen, daß an der Stelle des heutigen Rizokarpaso schon im Alterthume ein bewohnter Ort gelegen haben muß, vielleicht Karpasia selbst („αἰπεινή"), dessen Hafenstadt dann vielleicht bei H. Philon gelegen hat.

Am folgenden Tage nahm ich fast ungern Abschied von dem originellen, von der übrigen Welt so gut wie abgeschnittenen Hauptorte der Karpasischen Halbinsel und von ihren freundlichen und arbeitsamen Bewohnern, den Weg nach dem südlichen Meere in der Richtung auf Galinoporni, das von Rizokarpaso drei Stunden entfernt ist, einschlagend. Eine Viertelstunde ritten wir noch, allmälig ansteigend, durch die wohlgepflegten Aecker und Gärten des Dorfes, bis sich uns die Aussicht auf das Meer und das vielgegliederte Hügelland eröffnet: die Berge sind meist mit wildem Gebüsch bedeckt, zwischen dessen Grün sich hier und da in den Thälern die grüngelben Saatfelder, die Kámpi, abheben. Zur Linken geht ein Thalgrund, Villúrgha genannt, dem Meere zu, und westlich darüber dehnt sich ein mit weiten Getreidefeldern bedecktes hochgelegenes Plateau aus, welcher Perikles' Vater, der uns eine Stunde lang das Geleite gab, den Kámpos tis notiás nannte. Eine halbe Stunde hinter Rizokarpaso steigt der Weg in ein von hohen mit Gebüsch bewachsenen Bergen eingeschlossenes Thal hinab, das sich allmälig verbreitert und nach dem Meere zu öffnet. Wir verfolgen dasselbe fast bis zum Meere und wenden uns dann, die südsüdwestliche Richtung mit der westsüdwestlichen vertauschend, rechts der Küste entlang, von dem Meere nur durch eine Hügelreihe getrennt, die hin und wieder, wo Wasserläufe münden, Durchblicke nach demselben gestattet. Unser Weg führt beständig durch Aecker, zur Rechten höhere Berge, zur Linken die Hügel am Meeresufer. Dieser kleine zum Ackerbau benutzte Landstrich mag kaum 300 bis 500 Schritt breit sein, erweitert sich aber nach Galinoporni zu. Dieses Dorf, von den Türken Kaleburnu („Schloßvorgebirge") genannt, erreichen wir in $1\frac{1}{2}$ Stunden, nachdem wir zum Meer gekommen. Man rechnet von Rizokarpaso bis Galinoporni 3 Stunden (wir machten die Strecke in $2\frac{1}{2}$ Stunden), von Galinoporni bis zum Monastir H. Andrea (immer am Meere entlang) 6 bis 7 Stunden. Galinoporni war mir schon von früher bekannt. Es ist ausschließlich von Türken bewohnt und kündigt sich als Türkendorf schon von Weitem durch seine elenden verfallenen Lehmhäuser, die terrassenartig an den Berg angebaut sind, an. Die umliegenden Berge sind kahl und öde und bestehen aus blendend weißem Kalk, von dem sich die Häuser in der Farbe nicht viel unterscheiden, was dem Dorfe ein noch traurigeres Aussehen verleiht. Es wird einiger Weinbau hier getrieben, doch wird aus den Trauben kein Wein gekeltert. Das Dorf lag rechts über unserm Wege und, so wenig es zu einem Besuche einladend aussah, nahm ich mir doch die Mühe, in das Nest hinaufzureiten, in der Hoffnung dort Alterthümer zu finden. Leider war der Bauer Mustapha Moro, bei dem ich schon 1870 Antiquitäten angetroffen, nicht zu Haus.

Ich benutzte einen zweistündigen Aufenthalt im Café, mir die „Kale" anzusehen. So nennen die Bewohner des Dorfes einen künstlich angelegten, sehr ausgedehnten unterirdischen Bau, welcher auf der Ostseite des Bergrückens, auf dessen Westabhange das Dorf liegt, in bedeutender Höhe über der Thalsohle in dem kalkigen Gestein angelegt ist. Der Eingang zu diesem „Fuchsbau" ist schwer zu finden und kann von unten aus, da die Thalwand fast senkrecht aufsteigt, nicht erreicht werden. Es führt ein Weg von Galinoporni aus auf der Höhe bis zu einer Quelle, die sich am Ende der Schlucht befindet, auf deren westlichen Wand die Höhle wenige Meter unterhalb jenes Weges liegt. Von diesem Wege aus kletterte ich unter Führung eines alten Türken zu dem Eingang der Höhle hinab (ihr gegenüber ungefähr auf gleicher Höhe liegt auf der Ostseite der Schlucht die verfallene Kirche der H. Anna). Die Höhle erinnerte mich, was ihre Lage anbetrifft, lebhaft an die Höhle Adullam im Wadi Ortas (in die sich David auf der Flucht der Sage nach vor Saul verbarg). Doch ist sie im Innern von derselben ganz verschieden. Es ist ein Complex von mehreren künstlich in den weichen Kalkstein gehauenen Gallerien, deren Decken gewölbt sind. Der Bau hat drei Eingänge, zu denen man nur auf einem schmalen, kaum einen Fuß breiten Pfade gelangen kann. Der mittlere Haupteingang führt in einen 22 Meter langen und ungefähr 4 Meter breiten Gang, der zu beiden Seiten wieder je drei Nebengallerien von acht Schritt Länge und geringerer Höhe als die Hauptgallerie hat. Es bleibt zweifelhaft, ob der ganze Bau eine Festungs- oder eine Grabanlage war. Gegen letztere dürfte der Mangel an Nischen für die Sarkophage sprechen; ich bemerkte nur eine kleine Nische (*a*) in der ersten Seitengallerie links, die aber zu schmal ist, als daß sie zur Aufnahme eines Todten gedient haben könnte. Jedoch bemerkte ich an der Hinterwand der Hauptgallerie und an der der zweiten Seitengallerie rechts drei Vertiefungen (*b b b*) des lockern Erdreichs, die bei einer Nachgrabung sich wahrscheinlich als Grabhöh-

len, wofür ihre Länge und Breite spricht, erweisen würden. Bei Elissi und H. Simio sollen ähnliche Höhlen sein.

* * *

Böjükdere, den 15. August 1873.

Ueber den weitern Verlauf meiner Reise fasse ich mich kurz, um diesen Brief nicht zu sehr anschwellen zu lassen.

Von Galinoporni ging ich immer der Meeresküste entlang in vier Stunden nach Komajalu. Nur mit Widerstreben folgten meine Leute, welche durchaus den mir schon bekannten nördlichern Weg über Elissi und Vothylakka nach Lionarisso (auf dem Hochplateau) einschlagen wollten. Auf dieser Strecke berührte ich kein einziges Dorf; nur $1/2$ Stunde hinter Galinoporni sah ich rechts auf einer Anhöhe in einer Entfernung von $1/4$ Stunde das Dorf Korovia liegen. Da, wo der von dort kommende Bach in das Meer mündet, tritt unser Weg unmittelbar an die Küste. Dieselbe ist außerordentlich öde; kein Mensch begegnete uns bis Komajalu, und es scheint, daß alle den Weg über die Höhen vorziehen. Die Berge treten nun nahe an die See heran und sind bewachsen, während sie bei Galinoporni und Korovia kahl sind. Hin und wieder ist dem steinigen Küstenstreifen (Trachonenland) ein Stück Ackerland abgerungen, aber nur vereinzelt. Nach anderthalbstündigem Ritte kommen wir an eine Stelle, wo sich der Küstenstrich etwas erweitert und ein Bach mündet; die Berge treten mehr zurück und zwischen dem Buschwerk, das sie bedeckt, sind ganze Strecken mit Getreide bebaut. Diese Felder gehören zu dem kleinen Dörfchen Neta, das selbst nicht sichtbar ist. Hier an der Mündung des Baches machen wir unter Karubenbäumen eine Stunde Rast. Auf den mit Gebüsch dicht bewachsenen Felshügeln auf dem rechten Bachufer liegt eine zerstörte Capelle des H. Georg und rings um dieselbe alte Ruinen: großes und kleines Steingeröll, große Bausteine, steinerne Rinnen, Tröge, viele Scherben und alte Fundamente, alles bunt durch einander geworfen, als wäre der Ort, der einst hier lag, gewaltsam zerstört worden. Er heißt jetzt Séläna. Vergeblich suchte ich nach Inschriften, Säulencapitälen und Architekturstücken mit Ornamenten. In der Nähe sind mehrere große Höhlen. Ich vermuthe, daß die alten Töpfe und Krüge, welche, wie man mir 1870 zu Vothylakka erzählte, die Bauern von Neta in den Spiläa am Meere gefunden hätten, von dieser Trümmerstätte herrühren. — Weiterhin zeigte die aus Felsboden bestehende Küste fernere Spuren früherer Niederlassungen in dieser jetzt so verödeten Gegend: auf eine lange Strecke hin tauchten aus dem mit Gesträuch und niedrigen Bäumen bewachsenen Boden Reihen regelmäßig gefügter Steine auf, parallel dem Meere; vermuthlich standen hier einst zum Schutze der Aecker Mauern, an denen sich die Wellen brachen. Ferner sah ich am Wege runde in den Felsen gehauene Cisternen. Etwa $1 1/2$ Stunden westlich von Séläna, wo ein zweiter Bach mündet und jenseits desselben die verfallene Capelle Hagía (Aïá) steht, zeigt der Felsboden überall künstliche Bearbeitung: ganze Vierecke sind vertieft ausgehauen, hohe senkrechte Wände mit Treppen hergestellt, die Wände zeigten reihenweise Löcher und Nischen und dergleichen, ähnlich wie zu Lapathos, Trikomo und anderen Orten. Dicht bei der Capelle entdeckte ich mehrere natürliche Höhlen von riesigen Dimensionen, die im Innern und an der Außenwand neben dem Eingang auch vielfache Spuren menschlicher Thätigkeit zeigten. In der einen waren im Hintergrund Nischen angebracht und die Decke war in gewissen Distanzen durch rohe Pfeiler gestützt. Diese Höhle schien sehr groß zu sein; ich ging mit einem Lichte versehen etwa 60 Schritte hinein. Sie dehnte sich noch weiter nach innen zu aus, doch wollte ich mich nicht der Gefahr aussetzen, mich in der Höhle zu verirren, und kehrte deswegen um, zumal ich nur in gebückter Stellung hätte weiter vordringen können. Es wäre interessant, wenn der in diesen Höhlen befindliche lockere Schuttboden untersucht würde, um zu constatiren, ob dieselben schon in vorgeschichtlicher Zeit von Menschen bewohnt gewesen sind. $3/4$ Stunden weiter, $1/4$ Stunde vor Komajalu, liegt links vom Wege ein Trümmerfeld, auf dem ich unter den Quadersteinen, Scherben, gebrannten Ziegeln und dergleichen auch mehrere sehr große korinthische Capitäle bemerkte. Diese Stelle heißt H. Softía.

In Komajalu wird übernachtet. Das Dorf ist ganz christlich und zeichnet sich durch eine große stattliche Kirche mit hohem Glockenthurm aus; die Menge der in und bei dem Dorfe liegenden, jetzt zum Theil verfallenen Capellen, H. Gorgis, H. Nicolaos, H. Solomoní, Panagia, die fast alle aus antikem Material erbaut sind, läßt darauf schließen, daß Komajalu im Mittelalter ein bedeutender Ort gewesen ist. Unter den Trümmern der Kirche des H. Georg fand ich ein korinthisches Capitäl, mehrere Säulenschäfte, ein Stück von einem Friese, alles aus Sandstein. Das Dorf liegt noch 10 bis 15 Minuten vom Meere entfernt, am Fuße der Trachonen oder Felsbänke, welche auf dieser ganzen Strecke in größerer oder geringerer Entfernung vom Meere sich hinziehen.

Von Komajalu ging es in $1 3/4$ Stunden nach H. Theodoro und zwar auf dem kürzern und bequemern nördlichen Wege über Tavro. H. Theodoro ist zu zwei Dritteln von Türken bewohnt und zählt im Ganzen etwa 60 Familien. Man hat von hier aus und namentlich von dem südlich über dem Dorfe sich hinziehenden Hügelrücken aus einen guten Ueberblick über die Ebene von Komikebir, welchen ich zu zahlreichen Compaßmessungen benutzte. Von H. Theodoro nach Trikomo, meinem heutigen Ziele (14. April), wählte ich, weil mir die Straße über Kamaräs längs des Strandes schon bekannt war, den Weg über Patriki, Avgalida (Gehöft mit drei türkischen und einer griechischen Familie), und H. Ilias (mit 40 Häusern). Von letzterm Dorfe ritten wir bis Trikomo eine Stunde über unbebautes, mit niedrigem Gebüsch, namentlich kleinen Cypressen, bestandenes Trachonenland. Gerade auf der Grenze zwischen diesem und dem fruchtbaren Ackerboden liegt Trikomo, ein etwa 150 griechische Familien und nur zwei Türken-Häuser zählendes Dorf mit vielen verfallenen byzantinischen Kirchen und mehreren großen Tschiftliks, wo ich bei einem mir schon von früher her bekannten Engländer, Mr. Philipp M. (in Cypern als Signore Philippos bekannt), logirte. Derselbe hat eine Anzahl von Dampfmaschinen zum Reinigen der Baumwolle, welche in der Messaria, namentlich bei H. Sergis und Trikomo, viel gebaut wird, in Cypern eingeführt und läßt sie unter seiner Aufsicht in Trikomo arbeiten. Da heuer die Baumwollenernte schlecht ausgefallen war, so wurde auf einigen auch Getreide gemahlen. Südwestlich gegen das Meer hin, 20 Minuten vom Dorfe, liegen alte Felsengräber und dicht dabei die sogenannten λατώμαις (Steinbrüche), d. i. alte Felsanlagen ähnlich denen zu Séläna zwischen Komajalu und Galinoporni. Ueber ihre Bestimmung bin ich im Zweifel; jedenfalls waren es nicht einfache Steinbrüche, wogegen die senkrecht wie mit dem Spaten geschnittenen Wände, die rechten Winkel, die eingehauenen Nischen und stehen gelassenen Stufen sprechen.

Von Trikomo führt ein gerader Weg in südwestlicher Richtung über Ackerland über ($1/2$ Stunde) Synkrasis (50 bis 60 Häuser, zur Hälfte türkisch), wo ich Alterthümer fand, ($1/2$ St.) Lapathos, ein kleines ärmliches Dorf auf felsigem Boden, und ($3/4$ St.) das wohlhabende christliche Sipsos (Gypsos?) nach (1 St.) Levkoniko. Die beiden ersten

Dörfer bleiben links nahe am Wege und brauchen nicht berührt zu werden, während durch Tipsos die Straße mitten hindurch führt. Von Levkoniko kehrte ich in ziemlich südlicher Richtung gerades Wegs über Iénagra (3/4 St.), Vatili (1 1/2 St.), Tremethusia (1 St.), Trulli und Kellia nach Larnaka zurück; von den drei erstgenannten Orten aus fixirte ich die Lage der umliegenden Dörfer. Der kürzeste Weg von Vatili nach Larnaka geht, Tremethusia rechts liegen lassend, über Arsus, Tralli und Kellia; doch ziehen die Bauern meist einen etwas längern, aber bequemern (ἀνοικτὸς δρόμος, d. h. weniger gebirgigen) Weg über Lissi-Pergamo und Pyla vor. Von Arsus wandte ich mich östlich nach dem nahen Tremethusia, um die dort kürzlich gemachten Ausgrabungen und antiken Funde in Augenschein zu nehmen. Letztere übertrafen meine Erwartungen; eine ganze Nekropole war westlich vom Dorfe in der Richtung nach Athienu zu freigelegt worden. Die Grabkammern sind nur in dem fast wie Stein so harten Erdboden — Fels ist hier nicht — ausgehöhlt. Die meisten der hier gefundenen Antiquitäten, wie Reliefs, Lampen, kleine Goldsachen und namentlich viele Glaswaaren, waren nach Larnaka an Herrn Zenon Pieridis verkauft worden; doch sah ich noch an Ort und Stelle mehrere große Reliefs, so ein solches von 1 1/2 Meter Höhe in Stelenform, welches eine aufrecht stehende Person in reichen Gewändern, ein Pferd am Zügel haltend, darstellt. Die Kunst war griechisch, aber die Proportionen nicht immer richtig. Auch fanden sich viele Sarkophage und Stelen mit kurzen griechischen Aufschriften.

Tremithûs, jetzt Tremithusia (spr. Tremithuschá; die Türken sagen Trementesché), war im Alterthum und unter den Byzantinern eine der ersten Städte Cyperns. Von Terebinthen, von denen sie ihren Namen hat, ist heutzutage aber keine einzige mehr zu sehen. Unter der byzantinischen Herrschaft war es Bischofssitz; der H. Spiridion hatte denselben inne. Zerstört wurde der Ort im Jahre 1091 von Richard Löwenherz, der hier das Griechenheer schlug. Das armselige, zu 2/3 türkische, zu 1/3 griechische Dorf, das jetzt hier steht, ist ganz aus den Trümmern der alten Stadt gebaut; die ganze Umgegend ist mit Steinen besäet, und man kann schon aus ihrer Masse auf die ehemalige Bedeutung der Stadt schließen. Die griechische Nekropole dehnt sich westlich vom Dorfe aus und ist jedenfalls erst zu ihrem kleinsten Theile aufgedeckt. Die Bauern hatten in Folge des Verbotes des Paschas die Ausgrabungen aufgeben müssen. Vermuthlich ist das ganze Land zwischen Tremithusia und dem 1 1/2 Stunden entfernten Athienu voll Gräber, und es würde sich verlohnen, hier größere systematische Ausgrabungen zu machen, welche sicher eine reiche Ausbeute liefern würden. Trotzdem daß die gefundenen Inschriften auf Stelen griechisch sind, zeigen die Sculpturwerke doch den eigenthümlichen cypriotischen Typus, modificirt durch griechischen Einfluß. Von den hier gefundenen Köpfen waren einige ganz im griechischen Stil gehalten, andere wieder in rein cypriotischem (hervorstehende Backenknochen, spitzer lächelnder Mund, schiefe Chinesenaugen, orientalischer Kopfschmuck).

Vom Dache der Kirche des jetzt unbewohnten Klosters des H. Spyridion nahm ich die Lage der nächsten Orte auf. Die vier Nachbardörfer Melusia, Tremithusia, Arsus und Trullus (οἱ Τροῦλλοι, d. h. die Hügel) sind ihres guten Honigs wegen berühmt. Gleich südlich hinter Tremithusia, wo ich übernachtete, steigt das Terrain zu dem Kalkgebirge an, welches die Küstenebene von Larnaka von der Messaria scheidet. Wir erstiegen dasselbe am folgenden Morgen; rechts in einer Thalsenkung liegen alte Steinbrüche (λατώμαις) mit einer Quelle, die aus einem in den Felsen getriebenen Stollen kommt (τὸ ἁγίασμα τοῦ ἁγίου Σπυρίδωνος). Dann hinab in eine kleine mit Getreide bebaute Ebene, an deren südlichem Ende, von ihr durch den Felsen-Engpaß Klisúra geschieden, zwischen Bergen Trullus liegt. Hinter dem Dorfe steigt der Weg wieder an, bis das Meer im Süden zum Vorschein kommt, führt durch die ganz kahlen und vegetationslosen Kalkberge weiter und zuletzt bergab in einem Flußthal, Armyri genannt, entlang nach Kellia, unweit dessen ich von einer in der Kirche H. Antonios eingemauerten phönizischen Inschrift einen Papierabdruck nahm. Von da ging es dann in schnellem Ritte durch Livadia in einer Stunde nach Larnaka.

Die Motu auf Neu-Guinea.

Unter dem Volke der Motu, das auf der südöstlichen Halbinsel Neuguineas bei Port Moresby haust, hat niemand länger gelebt als der Missionär William J. Turner. Er hat sich sehr eingehend mit diesem eigenthümlichen Stamme beschäftigt und seine Schilderungen im Journal des Anthropologischen Instituts von Großbritannien (VII, 470) niedergelegt. Im Folgenden geben wir auszugsweise das Wichtigste aus Turner's Abhandlung wieder.

Port Moresby ist für die Eingeborenen ein wichtiges commercielles Centrum; hier liegen im Grunde der Bucht nicht weit von einander zwei Dörfer, Annapata und Elivara, die etwa 120 Häuser mit 1000 Einwohnern zählen. Dieser Theil Neu-Guineas ist von drei verschiedenen Stämmen bewohnt: den Koiari, den Koitapu und den Motu. Letztere sind nur Küstenbewohner, besitzen Kähne und stehen in Feindschaft zu den Eingeborenen des Innern, stammen auch wohl, nach Turner's Ansicht, aus einem fremden Lande. Die Koiari sind dagegen Bergbewohner, Aboriginer und dunkler als die Motu, in deren Plantagen sie gelegentlich räuberisch einfallen. Die Koitapu endlich sind ein umherschweifendes Volk, das von der Jagd lebt, auch bei den Motu-Dörfern sich niederläßt, dann aber seine Abgeschlossenheit bewahrt wie die Juden unter uns. Sie sind weit dunkler als die Motu, von wildem Aussehen und stehen den Koiari näher.

Was nun die Motu im Besondern anbelangt, so sind sie die hellen Bewohner Neu-Guineas, welche bei der Entdeckung von Port Moresby durch das Schiff „Basilisk" vor einigen Jahren das Interesse der Ethnologen erregten. Von den Papuas weichen sie schon durch ihre Kupferfarbe ab und Turner stellt sie unbedenklich zur malayo-polynesischen Race. Betrachtet man Papuas und Motu im Profil, so erkennt man sofort den großen Unterschied zwischen beiden. Die zahlreichen von Turner aufgenommenen Profilzeichnungen sind leider verloren gegangen. Eine Art Racenstolz der Motu gegenüber den Papuas ist leicht zu erkennen; sie verachteten eingeborene christliche Lehrer von den Loyalty-Inseln, während sie die eingeborenen Christen aus Polynesien als Gleichstehende behandelten. In ihrem Gesichtsausdruck haben

die Motu etwas Europäisches, namentlich die Kinder, unter denen man viele hübsche findet. Im Alter werden sie aber häßlich und verfallen schnell, was vielleicht mit der sehr unregelmäßigen Lebensweise zusammenhängt. Das Haar der Motu ist lockig, nicht wollig und wird von den jungen Männern und Frauen lang getragen. Turner beobachtete auch, was wichtig ist, völlig schlichtes Haar bei manchen Individuen. Kinder und verheirathete Frauen rasiren das Haar; bei ersteren bleibt eine Locke an der Stirn und eine auf dem Wirbel stehen. Haarscheeren ist auch — wie bei vielen Völkern — ein Zeichen der Trauer. Die Haarfarbe ist schwarzbraun, niemals kohlschwarz; bei den Kindern kommt Haar von Sandfarbe vor, das später dunkelt. Die Statur der Motu ist mittel, eher schwächlich als stark, was Turner der spärlichen Nahrung zuschreibt. Das Zahlenverhältniß der Geschlechter erscheint gleich; Kinder giebt es genug und alle scheinen ein hohes Alter zu erreichen. Die sittlichen Verhältnisse sind im Allgemeinen zufriedenstellende und der Mann begnügt sich mit einer Frau, selten machen hiervon Häuptlinge eine Ausnahme, indem sie zwei bis drei Weiber haben. Die Kinder werden gut behandelt und Kindermord ist unbekannt; das Stillen dauert sehr lange und in der Regel entwöhnt sich das Kind selbst, so daß man Kinder zur Mutter hinlaufen und die Brust verlangen sieht. Bei den Motu ist der Mann unumschränkter Herr, die Frau ist seine untergeordnete Gehülfin, die er gelegentlich körperlich züchtigt; dafür rächt sich das Weib durch eine lose Zunge, und die Fluth von Schimpfwörtern, die dem Munde einer Motufrau entströmen kann, spottet nach Turner jeder Beschreibung.

Die Beschäftigung der Männer und Frauen ist eine getrennte. Die Weiber jäten die Pflanzungen, holen Holz,

Tättowirtes Motu-Mädchen von Neu-Guinea. Nach W. J. Turner.

kochen; die Männer lockern den Boden, zäunen die Plantagen, binden die Bananen auf, jagen und fischen. Gelegentlich gehen auch die Weiber einmal fischen, dann bleiben aber die Männer zu Hause und warten die Kinder ab. Uebrigens sind die Weiber die Lastthiere, die alle Bürde schleppen müssen, während der Herr Gemahl nur seinen leichten Speer trägt. Von der Kleidung der Motu läßt sich nicht viel sagen; das Lami oder der Weibergürtel aus Palmrinde, Bananenblättern 2c. ist derselbe Schurz, wie er überall in der Südsee von den Hüften bis ans Knie getragen wird. Die Motufrauen verfertigen dieselben nicht selbst, sondern beziehen sie aus den Nachbarorten Elema, von wo rothe, und Kapati, von wo weiße Gürtel kommen. Schon die kleinen Mädchen, sobald sie nur gehen können, tragen dieses Kleidungsstück; die alten Frauen legen mehrere über einander an. Das einzige Kleidungsstück der Männer ist ein zwischen den Beinen durchgezogenes und dann um die Hüften gewundenes Baststück.

Mannigfaltiger als die Kleider sind die Zierrathen: Nasenstöcke, Ohrringe, Armbänder, Halsbänder, Brustplatten aus Muschelschalen oder Schildkrot. Turner beschreibt alle diese Gegenstände ausführlich und bildet sie theilweise ab. Das Gesicht wird durch Bemalen und Tättowiren geschmückt; als Zeichen der Trauer wird auch der ganze Körper schwarz gemalt, wozu gebraunte Kokosnußschale dient, während man zum Rothmalen Ocher benutzt. Die Art und Weise, wie die jungen Mädchen tättowirt werden, erhellt aus der Abbildung; die Narben sind blau; das Dreieck auf der Brust zeigt an, daß das Mädchen verlobt ist. Der zwischen den beiden Dreieckslinien noch leer gelassene Raum wird ausgefüllt, wenn das Mädchen heirathet. Die Art und Weise des Tättowirens konnte Turner nicht erfahren. Ausgenommen eine kleine Tättowirung in Form eines Oelblattes auf dem Schlüsselbein sind die Männer frei von allen Zeichen.

Wallaby-Kängurus, Fische, Yams, Bananen, Kokosnüsse und Sago machen die Nahrung der Motu aus. Oft tritt jedoch Hungersnoth ein. Sago kommt auf dem Handelswege von Cape Possession; dorthin bringen die Motu ihr

irdenes Geschirr als Tauschartikel. Nach der Sagozeit folgt die Yamzeit und im Winter, unserm Sommer, folgen Bananen und Fische als Nahrungsmittel; vom August bis in den October währt die Jagdzeit und dann lebt das ganze Volk von Wallabyfleisch. Auch Schweine und Hunde werden verzehrt. Von Kannibalismus konnte Turner keine Spur entdecken.

Im Allgemeinen sind die Motu ein gesundes Volk; doch leiden sie an den landesüblichen Fiebern; auch sind Geschwüre an den Beinen häufig und einzelne Fälle von Elephantiasis wurden beobachtet. Die Lafa oder das Zittermal kommt oft vor und fast alle Kinder leiden an der Tona, einer Art Warzen am Munde und den Armen. Plötzliche Krankheiten schreiben sie dem bösen Geiste Vata zu, der im Walde lebt. Nur wenige Leute geben sich mit einer Art ärztlicher Praxis ab und verordnen Blätter und Wurzeln; doch ist der Glaube an diese heimischen Doctoren nur gering. Als einst unter den Eingeborenen von Port Moresby eine Epidemie ausbrach, versuchten sie die Krankheit durch Lärmen, Schreien, Schlagen mit Stöcken und dadurch, daß sie Feuerbrände in die Luft warfen, zu verjagen. Stirbt ein Motu, so zeigen die Hinterbliebenen aufrichtige Trauer; erkrankt einer gefährlich, so versammeln sich die Verwandten um ihn und die Weiber beginnen ihr Klagegeheul, das sich steigert, sobald der Tod eintritt. Alsdann beginnt auch als Trauerzeichen das drei Tage andauernde Trommelschlagen. Nachdem dies vorüber, wird vor dem Hause das Grab gegraben, der Todte in einer Matte hineingelegt und eine kleine Hütte über dem Grabe errichtet. Nach einiger Zeit wird es wieder geöffnet, der Leichnam herausgenommen und an den Ellenbogen und Knien mit rothem Thon eingerieben, während die Wittwe sich mit dem faulenden Fleische einreibt! Dann wird der Todte wieder bestattet und nach und nach trägt man das Grabhäuschen ab, so daß vom Grabe selbst keine Spur mehr übrig bleibt. Dabei werden Schmausereien abgehalten.

Die Motu glauben an die Unsterblichkeit der Seele. Es sei etwas im Menschen, sagen sie, das nicht mit dem Körper sterbe, doch aus ihm fort in das Land Taulu gehe. Dort lebt der Geist (Tirava) eine unbestimmte Zeit; zuweilen kehrt er zurück. Kinder kehren oft schreiend in das Haus zur Mutter zurück, weil der verstorbene Vater ihnen erschienen. Die Wittwe tritt heraus und sieht den Verstorbenen vor sich, doch mit den Füßen noch in der Erde, aus der er hervorgekommen; sie will ihn ergreifen, doch er sinkt in den Boden zurück. Derlei Dinge werden fest geglaubt.

Die Häuser der Motu sind sehr einfache Pfahlbauten, die in Dörfern von verschiedener Größe zusammenstehen, gewöhnlich nahe dem Strande, in einer Linie oder doppelten Zeile erbaut. Oft stehen sie auch im Wasser selbst und sind dann nur durch Kähne und Leitern zugängig; dies ist namentlich da der Fall, wo die Motu mit den Inlandbewohnern verfeindet sind, die gelegentlich in räuberischer Absicht sie überfallen und ihre Dörfer niederbrennen. Die vorhin erwähnten Koitapu legen ihre Behausungen zuweilen in den Bäumen an und Turner sah eine solche 45 Fuß hoch über dem Boden.

Jagd, Fischerei, Ackerbau machen die Beschäftigung der Motu aus. Die sehr häufigen Wallaby werden gejagt, indem man das Gras anbrennt und die Thiere in große ausgespannte Netze treibt, in denen sie mit Speeren niedergestochen werden. Auch das Fischen geschieht mit Netzen, da Angelhaken den Motu unbekannt sind; die Beute wird auf den Markt gebracht und hier gegen Yams, Bananen ꝛc. ausgetauscht. Jede Familie besitzt ihre eigene Pflanzung, die sorgfältig eingezäunt ist, um sie gegen die Wallabys zu schützen. Das „Pflügen“ des Bodens, wenn man so sagen darf, ist ein eigenthümliches. Sechs bis sieben Männer stehen hinter einander an einem vorn zugespitzten leichten Balken, rennen ihn in den Grund und heben dann mit vereinter Kraft, nach dem Tacte und Commandoworte arbeitend, eine große Erdscholle heraus. So geht es neben einander fort, bis der ganze Boden umbrochen ist, der nun wie ein gepflügtes Feld aussieht und mit Bananen und Yams bestellt wird.

Die Waffen der Motu sind hölzerne Speere, Bogen und Pfeile, Keulen, flache Schilde und die Kota, ein kurzer Handspeer, der dem fliehenden Feinde in den Nacken gestoßen wird.

Jedes Motudorf hat seine besondere Industrie, in welcher es hervorragt und deren Producte gegen jene anderer Dörfer ausgetauscht werden, so daß ein lebhafter Handel entsteht. Kapati liefert die Weiberschürzen, Tatana rothe Muschelzierrathen, Hula Kokosnüsse und Port Moresby ist das Centrum der Töpferei. Taue und Seile stellen die Motu so vollkommen dar, daß sie europäischen Seilern zur Ehre gereichen würden; sie benutzen dazu die Rinde des Papiermaulbeerbaums. Während die Seilerei Sache der Männer, entfällt die Töpferei ausschließlich auf die Weiber, welche dreierlei Arten Thongefäße: Hotu, Uro und Nao, verfertigen. Der runde Hotu mit enger Mündung dient zum Wassertragen; wird die Mündung weiter hergestellt, so entsteht der Uro, ein Kochtopf, während der Nao Schüssel- oder Bowlenform hat. Alle werden aus blauem und rothem Thon mit der freien Hand geknetet; die Uros und Hotus sind aus zwei Stücken zusammengesetzt. Turner beschreibt die Manipulation bei dieser Töpferei ausführlich, was zu wissen nicht uninteressant, da unsere primitiven europäischen Urnenfabrikanten nicht anders wie die Motu gearbeitet haben werden. Nachdem die Gefäße an der Luft getrocknet, brennt man sie im offenen Feuer; noch heiß überzieht man sie mit einem Decoct aus Baumrinde, wodurch sie einen schwarzen Ueberzug erhalten.

Da die Motu kein Bauholz besitzen, bauen sie auch keine Schiffe. Holz zu Häusern und Zäunen beziehen sie von Lealea, das 17 Miles weiter westlich liegt. An der Hood-Bay aber, wo viel Wald ist, wird der Schiffsbau eifrig betrieben. Die Fahrzeuge sind Einbäume, welche mit einer Steinaxt ausgehöhlt und, wie überall in der Südsee, mit einem Ausleger versehen sind. Die Fortbewegung geschieht mittelst Rudern und Mattensegeln. Größere Fahrzeuge, die Lakotoi, auf denen man weite Reisen unternimmt, sind mehr Flöße, aus fünf neben einander befestigten Einbäumen bestehend, auf denen eine Plateforme befestigt ist. Diese Fahrzeuge fassen bis 100 Menschen und eine große Menge Waaren. Ein oder zwei kleine Bäume dienen als Masten; der Anker ist ein schwerer in Netzwerk gefaßter Stein mit einem Tau aus Rohr geflochten. Dies sind die Schiffe, in welchen die Motu ihre Handelsexpeditionen unternehmen und auf denen sie ihre Thonwaaren exportiren.

Musikalisch sind die Motu nicht; sie besitzen nur zwei sehr primitive Instrumente, die Kaba oder Trommel und die Vibo, eine Art Maultrommel. Die Trommel, in Gestalt einer Sanduhr, besteht nur aus einem ausgehöhlten Baumklotze, ist mit Leguanfell überzogen und etwa 2 Fuß lang. Man schlägt sie mit der Handfläche. Zeugfabrikation (Tapa) aus der Rinde des Maulbeerbaumes wird nur von den Koitapu betrieben.

Glaube an ein höchstes Wesen, religiöse Ceremonien, selbst Opfer sind nach Turner bei den Motu nicht vorhanden. „Dieser Mangel an Religion ist um so merkwürdiger, als doch der Glaube an die Unsterblichkeit der Seele vorhanden.“ Aber der Aberglauben wuchert. Betrug und Lüge scheinen einen wesentlichen Theil ihrer Existenz auszumachen. Kinder

fangen an zu stehlen, sobald sie laufen können, und das gilt nicht als Verbrechen; nur fassen lassen dürfen sie sich nicht. Felddiebstahl ist ganz allgemein und die Leute von Tatana bei Port Moresby, welche keine Plantagen besitzen, leben vollständig vom Felddiebstahl. Bettelei ist an der Tagesordnung und wird auf das Schamloseste betrieben; schenkten die Europäer den Motu etwas, so dankten sie nicht, sondern verlangten mehr. Eine conservative Tendenz ist in allen ihren Handlungen bemerkbar; sie thun ein Ding, weil ihre Väter es so thaten. So holen z. B. die Koiari von ihnen Meermuscheln, bringen diese 20 Miles ins Innere, brennen sie dort zu Kalk und bringen den gebrannten Kalk den Motu zurück, die ihn zum Betelkauen nöthig brauchen. Obwohl nun letztere das Verfahren beim Brennen genau kennen, fällt es ihnen doch nicht ein dies selbst zu thun, weil ihre Väter es nicht thaten. So stößt auch die Einführung europäischer Dinge — obwohl sie dieselben bewundern — auf großen Widerstand. Indessen ist doch der Taback bei ihnen eingeführt und Männer, Weiber, Kinder, selbst die Säuglinge rauchen. Die Tabackspfeife ist ganz eigenthümlicher Art. Sie besteht aus einem zwei Fuß langen Bambusrohr, das an einem Ende offen ist und am andern eine seitliche Oeffnung hat. Der zu rauchende Taback wird in ein Blatt gewickelt und in die seitliche Oeffnung gesteckt, während der Raucher am andern Ende zu ziehen beginnt, bis das Rohr voll Dampf ist. Nun schließt man das Rohr, entfernt den Taback und läßt es in der Gesellschaft umhergehen, so daß jeder einen Theil angesammelten Rauches verschlingen kann.

Die Motu sind recht schmutzige Leute, die sich selten waschen; ihr Haar wimmelt von Ungeziefer, das sie ablesen und verzehren. Der Körper strömt einen ekelhaften Geruch aus. Ihre Lieblingsstellung ist ein Hocken. Heirathsceremonien giebt es nicht. Zehn weiße Muschelarmbänder, zwei etwa ellenlange Muschelhalsbänder, ein Schwein und eine Axt sind der Durchschnittspreis, den der Bräutigam dem Brautvater für sein Weib zahlt. Glaubt das Weib, daß es nicht gut behandelt wird, so kehrt es zu den Eltern zurück. Eine Regierungsform scheint bei den Motu nicht zu existiren; Häuptlinge, unter denen der älteste am meisten Ansehen genießt, beherrschen das Dorf; ihre Würde ist erblich vom Vater auf den Sohn. Doch ist die Autorität der Häuptlinge nur eine geringe.

Die Sprache der Motu ist malayo-polynesisch und zerfällt in verschiedene Dialekte. Der Missionär Lawes hat ihr Alphabet auf 18 Buchstaben festgestellt. Die Hauptwörter werden nicht declinirt; ein Geschlecht existirt nicht; das Zeitwort ist sehr unvollkommen. Dagegen existirt ein Dual und doppelter Plural. Das von Lawes bisher gesammelte Vocabular umfaßt 900 Wörter; er hat einige geistliche Lieder in die Motusprache übersetzt und auch eine biblische Geschichte in derselben begonnen. Folgende Tabelle zeigt die Verwandtschaft zwischen den Motu und den malayo-polynesischen Sprachen.

Deutsch	Malayisch	Polynesisch	Motu
Vogel	manu	manu	manu
Kokosnuß	nyu	niu	kalu, niu
kommen	mai	mai	mai
Auge	mata	mata	mata
Frucht	bua	fua	huahua
Hand	lima	lima	ima
Straße	dala	ala	tara
Weib	bawine	fafine	haine

Hochhaltung der Corpulenz.

Das Embonpoint, welches auch bei uns als das Zeichen einer behäbigen, durch nicht allzu große Sorgen gestörten Existenz gilt und welches bei einer gewissen Entwickelung durch seine Bezeichnung als Bürgermeister- oder Pfaffenbäuchlein[1]) darauf hinweist, daß es wenigstens scherzweise als ein Vorrecht oder eine Begleitung gewisser Würden betrachtet wird, andererseits aber bei zu starker Entwickelung von den glücklichen Besitzern gerade nicht mit freundlichen Augen angesehen wird, steht bei verschiedenen Völkern in ganz entschiedenem Ansehen und wird als ein beneidenswerthes Gut erstrebt, in dessen Besitz sich namentlich die Aristokratie dieser Völker befindet, deren arbeitloseres Leben bei reichlicherer Nahrung natürlich das Fettwerden befördert.

So findet sich vielfach in Polynesien die Fettleibigkeit als ein Abzeichen und Privilegium der Häuptlinge und ihrer Familien, welche diese Eigenschaft im Gegensatze zu dem sich gerade nicht durch Körperfülle auszeichnenden gemeinen Volke oft in bedeutendem Grade besitzen; nur in Samoa scheint die Corpulenz sich allgemeiner durch das Volk zu erstrecken[2]). Den höchsten Grad erreicht sie aber bei den Häuptlingsgeschlechtern auf Hawai, deren Fleischmasse ganz kolossale Dimensionen annehmen soll, und wo sie gleichfalls als die größte Schönheit für das weibliche Geschlecht gilt, weshalb nach der ersten Jugend namentlich bei den Frauen der Vornehmen das Wachsen der Fleisch- und Fettmasse sich häufig bis ins Ungeheuerliche steigert[1]). Auch auf Tahiti findet sich diese Körperneigung bei den Vornehmen, wenn auch nicht in dem Grade wie auf Hawai[2]); bei den Tonganern[3]) und namentlich den Markesanern[4]) nimmt sie bei Weitem bescheidenere Dimensionen an und findet sich gleichfalls nicht so allgemein in den höheren Ständen. Dagegen sind auf den Gilbertsinseln die Häuptlinge wieder sehr corpulent[5]) und auf der Loyalitätsgruppe verleiht die Corpulenz ganz bedeutendes Ansehen, so daß dem wohlgenährten katholischen Missionspfarrer, welcher Ende der sechsziger Jahre dort angestellt war, diese Eigenschaft nach der Aussage der die Gruppe be-

[1]) Auch bei den Kalmücken zeigt sich nach Bergmann (citirt in der Zeitschrift für Ethnologie, Bd. III, S. 17) die Wohlbeleibtheit, zu welcher überhaupt bei der mongolischen Race sich Anlage findet, namentlich bei den Priestern, betrifft aber bei ihnen weniger den Unterleib, sondern soll mehr in die Brust übergehen.

[2]) Dumont d'Urville, Reise nach dem Südpole und nach Oceanien auf den Corvetten Astrolabe und Zelée. Aus dem Französischen. Darmstadt 1846/48. Bd. II, S. 134.

[1]) Th. Waitz, Anthropologie der Naturvölker. Fortgesetzt von G. Gerland. Leipzig 1859/72. Bd. VI, S. 12. 22. 203.

[2]) Dumont d'Urville, a. a. O. S. 133. Waitz, a. a. O. S. 22.

[3]) Dumont d'Urville, a. a. O. S. 133.

[4]) R. Armstrong in Lüdde-Berghaus, Zeitschrift für Erdkunde. Magdeburg 1842/50. Bd. VII, S. 365.

[5]) Waitz, a. a. O. Bd. V, Abthl. 2, S. 53.

suchenden Seefahrer wenigstens die gleiche Verehrung zugezogen zu haben scheint als sein heiliges Amt [1]). Auf Viti fehlt die Anlage zum Fettwerden gänzlich [2]).

In Indien bewundert man gleichfalls die Corpulenz als Zeichen einer guten Lebensstellung und begegnet ihr mit Respect und Verehrung; als sehr erwünschten Körperzustand befördert man sie vielfach durch Trinken von Ghi, zieht sich aber andererseits dadurch leicht Leberleiden zu [3]). Besonders in Sindh wird bei den höheren Classen viel auf Dicke der Würde und Schönheit halber geachtet, so daß diese vornehme Corpulenz dort sogar in das Sprichwort übergegangen ist [4]); überschreitet man dagegen die Grenze dieses Landstriches und nähert sich mehr der Berggegend, so findet man bald einen Wechsel dieses Geschmackes, die in Sindh so erwünschte Corpulenz gilt hier als ein Unglück [5]). Auch für die Schönheit der Frau ist Corpulenz bei den Indern ein Erforderniß und bereits das Gesetz des Manu [6]) schreibt vor, bei der Wahl des Eheweibes darauf zu achten, daß der Gang graciös wie der eines jungen Elephanten sei, wozu doch wohl jedenfalls eine tüchtige Körperfülle erforderlich ist. Ganz im Gegensatze zu diesem indischen Geschmack steht der chinesische, welcher bei der Frau gerade eine zarte und delicate Gestalt fordert, der männliche wohlhabende Theil der Bevölkerung sieht aber an sich auch gern ein behagliches Embonpoint und verschmäht nicht, seine Lebensweise danach ein wenig einzurichten [7]).

Die classische Gegend für Wohlbeleibtheit der Souveräne ist die südliche Hälfte Afrikas. Nicht alle Völker dieser Gegend sind darin so bescheiden wie die Makololo, welche nur eine gewisse Fülle des Fleisches verlangen, übermäßige Beleibtheit dagegen für häßlich halten [8]), vielen gilt gerade eine solche als unumgängliches Erforderniß für die Herrschergewalt. Die Ovambos wählen daher zu Regenten nur solche Personen, welche Anlage zum Fettwerden zeigen [9]), und erreichen, da nachher der König sich förmlich mästen läßt, durch diese Zuchtwahl Exemplare wie den Herrscher, welchen Galton [10]) traf, und welcher im Freien schlafen mußte, weil er wegen Fülle nicht mehr in die Hütte kriechen konnte. Bei den eigentlichen Kaffern soll sich übrigens selbst bei reichlicher Nahrung Wohlbeleibtheit nicht einfinden [11]). Bei den Matabele gilt Fettsein, ebenso wie in den Landstrichen südlich von Congo [12]), überhaupt als Privilegium des Königs und wird das Fettwerden eines Unterthans bei den ersteren demgemäß als ein schweres Verbrechen betrachtet [13]); den Wagogo scheint der Wohlbeleibtheit sogar etwas Göttliches einzuwohnen, so daß sie starkbeleibten Personen göttliche Natur zuschreiben sollen [1]). Uebrigens stellen sich uns schon auf den Denkmälern des alten Meroe die Königinnen als unförmlich beleibt vor, wir haben es also in Afrika mit einem sehr alten Brauche zu thun. Im Königreich Karagwah gilt ebenso wie in Unyoro und anderen afrikanischen Staaten auch bei den Frauen, besonders bei denen der Könige, die Wohlbeleibtheit als zum Begriff der Schönheit gehörig; schon von frühester Jugend an werden die betreffenden Mädchen einer richtigen Mästung mit Milchbrei oder geronnener Milch unterworfen und von dieser ihnen in Unyoro täglich eine Gallone oft unter Prügel eingezwängt [2]).

Diese Vorliebe für die übermäßig volle weibliche Form findet sich allgemein bei den Arabern, und wohin sie ihre Herrschaft und ihren Einfluß verbreitet haben, ist dieser Geschmack gleichfalls gefolgt. Zwar war das ältere arabische Schönheitsideal durchaus nicht auf diese Ueberschätzung der Fleischmasse basirt, und noch jetzt zeigen z. B. die Frauen der Himyaren niemals fette Gestalten [3]), aber schon früh wuchs die Vorliebe für die Ueberfülle der Formen mehr und mehr, und bereits die Zeit Mohammed's bietet uns in Gestalt seiner Lieblingsgattin Aïscha ein Beispiel außerordentlicher Beleibtheit. Diese war denn aber auch derartig, daß Aïscha, als zwei sie stützende Dienerinnen kaum ihr Gewicht aushielten, stolz von sich sagen konnte, sie beuge sich unter der Last ihrer Hüften wie der von einer schweren Bürde niedergedrückte Mensch [4]), und sie sich nicht wunderte, als eine sie nicht kennende Araberin sich an einen nicht zu nennenden hervorragenden Theil ihres Körpers lehnte in der Meinung, daß diese Hervorragung nicht mehr zu ihm gehörte [5]). Von ihrer Nichte gleichen Namens ist uns die Schönheitsbeschreibung überliefert, welche das von ihrem späteren Gatten als Kundschafterin abgesandte Weib ihm hinterbrachte, und auch diese stützt sich namentlich auf die Fülle der Formen, im Einzelnen auf die runden und vollen Schenkel, die fette und breite Brust, den schönen Bauch und fleischigen Unterleib, und dann zusammenfassend auf die allgemeine Beleibtheit, welche sich überall in sehnigen Grübchen verriethe und bei Bewegungen allen ihren Reizen die wellenförmigen Biegungen geronnener Milch verliehe [6]).

Das Hauptmittel, solche Fülle zu erzielen, ist wieder die Milch. In Verbindung mit Kuskus fand Mungo Park [7]) bei den Mauren die Kameelmilch dazu benutzt, welche in großen Quantitäten den jungen Mädchen allmorgendlich verabreicht wurde, häufig unter Prügel, wenn der jugendliche Magen sich gegen das Quantum stemmte, und am untern Senegal senden die dortigen Araber ihre jungen Frauen sogar auf die selten entfernten Grasweiden, um sie dort durch die bessere Milch zu dem begehrten höchsten Embonpoint förmlich heranmästen zu lassen [8]). Uebrigens scheint diese Sucht nach übermäßiger Fettentwickelung, wie dies bereits Höst [9]) von den Marokkanerinnen behauptet hat, die Fruchtbarkeit

---

[1]) „Ausland“, Jahrgang 1858, S. 36.
[2]) Waitz, a. a. O. Bd. VI, S. 542.
[3]) J. Kerr, The domestic life, character and customs of the natives of India. London 1865. p. 208. Heber's Leben und Nachrichten über Indien. Herausgegeben von F. Krohn. Berlin 1831. Bd. II, S. 228.
[4]) Burnes, Reisen in Indien und nach Bukhara. Aus dem Englischen. Stuttgart und Tübingen, 1835/36. Bd. I, S. 42. J. C. Prichard, Naturgeschichte des Menschengeschlechts. Uebersetzt von R. Wagner. Leipzig 1840/48. Bd. III, Abthl. 2, S. 249.
[5]) Burnes, a. a. O. S. 42.
[6]) Buch 3, Vers 10.
[7]) R. Werner, Die preußische Expedition nach China, Japan und Siam. Leipzig 1873. S. 224.
[8]) „Ausland“, Jahrgang 1865, S. 1230 (nach Livingstone).
[9]) Ch. J. Andersson, Reisen in Südwestafrika 1850 bis 1854. Uebersetzt von Lotze. Leipzig o. J. Bd. I, S. 206.
[10]) The narrative of an explorer in tropical South-Africa. London 1853, p. 222.
[11]) „Ausland“, Jahrgang 1859, S. 606.
[12]) „Ausland“, Jahrgang 1859, S. 400.
[13]) Andersson, a. a. O. S. 206 Note.

---

[1]) K. Andrée, Forschungsreisen in Arabien und Ostafrika nach Burton, Speke u. s. w. Leipzig 1861. Bd. II, S. 157.
[2]) Andrée, a. a. O. Bd. II, S. 287. S. W. Baker, Der Albert Nyanza, das große Becken des Nil und die Erforschung der Nilquellen. Uebersetzt von Martin. Jena 1867. Bd. II, S. 153.
[3]) v. Maltzan in Zeitschrift für Ethnologie. Bd. V, S. 64.
[4]) „Ausland“, Jahrgang 1858, S. 868.
[5]) Ebendaselbst.
[6]) Ebendaselbst S. 865.
[7]) Reisen im Innern von Afrika. Aus dem Englischen. Berlin 1799. S. 133.
[8]) K. Arenz, Die Entdeckungsreisen in Nord- und Mittelafrika. Leipzig 1859. S. 44.
[9]) Nachrichten von Marokko und Fes. Aus dem Dänischen. Kopenhagen 1781. S. 122.

zu mindern und ein frühzeitiges Aufhören derselben zu befördern.

Zum Schluß mag noch bemerkt sein, daß bei den Galliern für die männliche Jugend das Dickwerden verboten und die Ueberschreitung eines gewissen Gürtelmaßes, wohl jedenfalls als der jugendlichen Kraft und Behendigkeit schadend, mit einer Strafe bedroht war [1]).

Carl Haberland.

[1]) W. Wachsmuth, Europäische Sittengeschichte. Leipzig 1831 ff. Bd. I, S. 76.

Lange Nägel.

Im Anschluß an die im 30. Bande, Seite 7 dieser Zeitschrift gegebenen interessanten Abbildungen der Hände annamitischer Edelleute und an die sie begleitende Schilderung der ostasiatischen Sitte, lange Fingernägel zu tragen, folgen hier noch einige Notizen über die Verbreitung dieses Gebrauches auch in anderen Gegenden. Auf Mindanao fand bereits Dampier, daß man die Daumennägel, namentlich den der linken Hand, sehr lang trug und dieselben nie beschnitt, sondern nur befeilte [1]); noch jetzt herrscht dort diese Sitte, ebenso wie auf Java [2]). Unter den polynesischen Gruppen wird uns von Tahiti berichtet, daß die Häuptlinge an einem oder an allen Fingern lange, bisweilen gliedlange Nägel tragen und solche sorgfältig rein erhalten [3]), unter den melanesischen von Viti, daß man als Zeichen der Fürstenwürde am Daumen die Nägel wachsen läßt [4]). In Afrika ist die Sitte bei verschiedenen Völkerschaften verbreitet. Livingstone fand bei den Makololo lange Nägel, weil sie dieselben überhaupt nicht zu schneiden pflegten [5]), und Cameron fielen am Thronfolger in Kanyenye die enorm langen Nägel seiner linken Hand auf, welche er als Zeichen seines hohen Ranges und namentlich auch als ein Zeichen, daß er nicht nöthig habe zu arbeiten, trug [6]). Auf der Goldküste galt die Länge der Nägel gleichfalls als vornehm, je länger dieselben, welche übrigens stets frei von Schmutz und ganz weiß gehalten wurden, desto höher war der Besitzer geachtet; Kaufleute nahmen oft den Goldstaub beim Handeln damit auf und scheinen sich derselben als eines Hohlmaßes dabei bedient zu haben [7]). In Groß-Bassam (Guinea) läßt man die Nägel der linken Hand, deren man sich beim Essen nie, sondern nur bei unreinen Beschäftigungen bedient, gleichfalls lang wachsen [8]) Daß bei den afrikanischen Völkerschaften übrigens bereits in ältesten Zeiten lange Nägel als Hoheitszeichen üblich waren, zeigen uns die Darstellungen des alten Meroe, auf welchen die unförmig beleibten Königinnen sich durch die Länge ihrer Nägel auszeichnen [9]). Die mexicanische Priesterschaft trug gleichfalls lange Nägel, wohl weniger als Rangauszeichnung, als weil dieselben ebenso wie das Haar nicht geschnitten werden durften [10]), dagegen berichtet Vasconcellos [11]), von einigen wilden Stämmen Brasiliens, daß als Auszeichnung ihre Häuptlinge die Daumennägel krallenartig hätten wachsen lassen.

Finden wir so den langen Nagel, weil er anzeigt, daß sein Träger mit einer solchen Hand nicht arbeiten kann und also über das gemeine arbeitende Volk hinausgehoben ist, bei verschiedenen Völkern als eine Rangauszeichnung, so braucht es uns nicht zu wundern, daß er auch bei uns in einigen Gesellschaftsschichten als ein gewisses aristokratisches Air verleihend sorgfältig gepflegt wird, da gerade die aus derartigen Ideenverbindungen niederer Stufen hervorgegangenen Sitten, welche von dem hochstehenden Theile der Gesellschaft als Auszeichnung krampfhaft festgehalten werden, von höchster Zähigkeit sind, und sich noch weit in cultivirte Epochen hineinerstrecken, nachdem längst das Bewußtsein des ursprünglichen Gedankens, welchem sie ihre Entstehung verdankten, entschwunden ist. Mag nun erwähnte Sitte bei uns ein solches Ueberlebsel sein oder mag die gleiche Idee wie bei den niedrigstehenden Völkern auch in unserer modernen Gesellschaft diese Verunstaltung der Hand bewirkt haben, jedenfalls ist es interessant zu bemerken, wie der stolz auf seine wohlgepflegten Nägel blickende Aristokrat und der wulstlippige Neger- oder menschenfressende Fidschihäuptling gleicher Sitte huldigen, und wie gerade derartige unwesentliche Gebräuche den gewaltigen Zwischenraum, welcher Cultur und Uncultur scheidet, überbrücken.

Carl Haberland.

[1]) Allgemeine Historie der Reisen zu Wasser und zu Lande. Leipzig 1749 ff., Bd. XI, S. 443.
[2]) Th. Waitz, Anthropologie der Naturvölker. Fortgesetzt von G. Gerland, Leipzig 1859/72, Bd. VI, S. 28.
[3]) Ebendaselbst.
[4]) Ebendaselbst Bd. VI, S. 658.
[5]) „Ausland" Jahrgang 1865, S. 1231.
[6]) „Globus" Bd. XXXI, S. 321.
[7]) Allgemeine Historie Bd. IV, S. 414.
[8]) Waitz, a. a. O. Bd. I, S. 151.
[9]) Lepsius, Briefe aus Aegypten, S. 181. Auch zu vergleichen Tafel XX der von ihm herausgegebenen „Wandgemälde des Aegyptischen Museums zu Berlin".
[10]) Waitz, a. a. O. Bd. IV, S. 152.
[11]) Bei C. F. Ph. von Martius. Von dem Rechtszustande unter den Ureinwohnern Brasiliens. München 1832, S. 19.

Aus allen Erdtheilen.

Australien.

— Am 22. April dieses Jahres traf von Sydney aus in dem Schiffe „The Colonist" eine Expedition mit Abenteurern in Port Moresby an der Südostküste von Neu-Guinea ein, um nach Gold zu suchen und eine Ansiedelung auf der Insel einzuleiten. Nach den letzten Nachrichten befanden sich diese Abenteurer so weit wohl, aber Gold hatten sie noch nicht auffinden können. Eine Deputation von eingeborenen Häuptlingen stellte angeblich das Gesuch an sie, die Regierung von Queensland zu vermögen, daß sie die Protection von Neu-Guinea übernehme. Natürlich ist dies nichts wei-

ter als Humbug. Die Eingeborenen wissen nichts von Queensland und wären herzlich froh, wenn die Abenteurer sie in Ruhe ließen. Da letztere in der Regel sehr determinirte Leute sind, für welche das Blut anderer Racen wenig Werth hat, so wird eine Collision mit den Eingeborenen wohl nicht lange ausbleiben. Ueberdies haben die Weißen bestimmt erklärt, daß sie, wenn es ihnen gelinge, auf Neu-Guinea Gold zu entdecken, mit den Waffen in der Hand die Chinesen, mit denen jetzt aus China ein Schiff nach dem andern in Port Darwin eintrifft, zurückweisen würden. Es wird sich unter solchen Umständen England doch wohl zur Annectirung dieser Insel entschließen müssen.

— Der Neu-Guinea-Reisende D'Albertis ist nach Europa zurückgekehrt. Er traf im Juli dieses Jahres mit seinen sehr bedeutenden und werthvollen naturwissenschaftlichen Sammlungen, welche er auf seinen mehrmaligen Reisen auf dem Fly River und in anderen Gegenden von Neu-Guinea zusammen gebracht hat, in London ein. Hier bot er dieselben dem Britischen Museum zum Kaufe an, allein es waren keine Geldmittel dazu vorhanden und das Geschäft unterblieb. D'Albertis wird schon in nächster Zeit in London einen Auszug aus seinem interessanten Tagebuche veröffentlichen.

— Im Mai dieses Jahres versammelten sich in Melbourne Delegirte der Ministerien der australischen Colonien, mit Ausnahme von Westaustralien und Neu-Seeland, um über die Legung eines zweiten Kabels von Port Darwin an der Nordküste von Australien nach Bonjoewangi an der Südostküste von Java, von dort unter Vermeidung der Landlinie dieser Insel nach Singapore und von da nach Penang Beschluß zu fassen. Die öfteren Unterbrechungen im jetzigen Kabel und die auf der Java-Landlinie so häufige sinnlose Entstellung englischer Depeschen gaben Veranlassung zu dieser Conferenz. Das Anerbieten von Seiten des Vertreters der Eastern Extension Telegraph Company in London wurde angenommen. Diese Gesellschaft wird auf der angegebenen Strecke ein zweites Kabel legen lassen und erhält dafür auf 20 Jahre, außer der Einnahme aus den Depeschen, einen jährlichen Zuschuß von 32 000 Pf. St. Dieser wird auf die Colonien, welche dem Vertrage beitraten, nach der Kopfzahl ihrer weißen Bevölkerung vertheilt werden, wogegen die Regierungs- und Zeitungsdepeschen derselben Colonien nur resp. die Hälfte und ein Viertel vom geltenden Tarife zahlen.

Amerika.

Die Vermessung der amerikanischen Territorien.

F. B. Der „Newyork Herald" meldet am 9. Juli aus Washington folgende Einzelheiten über die diesjährigen Operationen zur geographischen und geologischen Erforschung der westlichen Territorien der Union, die jetzt bereits seit vielen Jahren einen systematischen Plan zur Herstellung eines topographischen Atlas des ganzen, westlich vom 100. Längengrade gelegenen Gebietes verfolgt. Die verschiedenen Feldabtheilungen befinden sich bereits auf dem Wege nach ihren diesjährigen Gebieten in Utah, Nevada, California, Oregon, Colorado, Neumexico, Arizona und Texas. Ingenieurlieutenant Wheeler hat wieder den Oberbefehl über die ganze Vermessung, welche wie früher aus den drei Hauptabtheilungen von Colorado, Utah und California besteht, die in neun Sectionen und drei astronomische Stationen zerfallen, welche unter dem Befehl von Armeeoffizieren stehen.

Die einzunehmenden astronomischen Hauptpositionen werden sein: Fort Selden in Neumexico, Fort Bliß in Texas, Tulare in Californien an der Südpacificbahn, Dalles am Columbiafluß und Wallawalla in Oregon. Die Centralstation befindet sich bei Ogden in Utah, wohin alle Signale dieser Außenstationen eingesandt werden.

Professor Stevenson, der Geologe der Expedition von 1873, wird wieder ins Feld rücken, um die Erforschung der Gebirge östlich vom Rio Grande und südlich von den Spanish Peaks in Colorado fortzusetzen sowie auch, um die Kohlenlager am Ostfuß des Felsengebirges südlich vom 40. Breitengrade zu untersuchen. In dem Comstock-Minenbezirk in Nevada werden specielle geologische Untersuchungen zur Herstellung einer Detailumrißkarte mit Durchschnitten der wichtigsten Bergwerke stattfinden, zur Vollendung einer analytischen Aufnahme aller Theile dieser merkwürdigen Silberregion. Die Operationen der neun Feldabtheilungen werden folgende sein:

Von der californischen Section wird Abtheilung Nro. 1 vom Camp Bidwell an der Oregongrenze nach Norden gehen, um ein Areal von etwa 16 000 engl. Quadratmeilen der Südseite des Columbia-Bassins zu untersuchen. Nro 2 wird von Carson in Nevada nach Süden gehen und Triangulationspunkte auf dem Kamme der Sierra Nevada feststellen sowie den noch unvermessenen Theil letzterer südlich vom Mono-See aufnehmen. Nro 3 ist speciell auf die Untersuchung der Washoe-Minenregion angewiesen.

Von der Colorado-Section soll Nro. 1 vom Fort Garland aus in zwei Abtheilungen auf beiden Seiten des Rio-Grande-Thales bis zur mexicanischen Grenze hinabgehen und Specialprofile zur Anlage einer Bahn von Fort Selden nach Elpaso in Texas feststellen. Lieutenant Birnie, der bereits fünf Jahre an der Vermessung thätig war, wird diese Abtheilung führen. Nro. 2 unter Lieutenant Griffin wird zwischen dem Rio Grande und dem Pecosfluß südlich vom Fort Stanton arbeiten und die Triangulation mit der astronomischen Station bei Fort Bliß in Texas verbinden. Nro. 3 wird von Prof. Stevenson geführt und soll das bereits erwähnte Feld einnehmen.

Die erste Abtheilung der Utah-Section wird durch den Indianerkrieg an ihrer beabsichtigten Arbeit in Oregon zwischen Kelton und Wallawalla verhindert, und soll statt dessen unter Lieutenant Tillman den östlichen Theil der Cascadenkette in Oregon und ihre Lavabetten untersuchen. Nro. 2, statt im Norden und Westen von Fort Hall zu arbeiten, wird die Sierras bis zur californischen Küstenkette erforschen, und von Los Angeles bis Santiago gehen. Nro. 3 soll eine astronomische Position bei Visalia in Südcalifornia mittelst Triangulation nordwärts durch die Sierra Nevada mit der Basis von Virginia City in Nevada sowie nach Süden mit derjenigen bei Los Angeles in Verbindung bringen.

Das gesammte, in dieser Saison zu erforschende Gebiet umfaßt gegen 40 000 engl. Quadratmeilen. Die ganze Arbeit ist in Uebereinstimmung mit dem Gesammtplan, der von Lieutenant Wheeler im April 1872 verfaßt, vom Kriegsminister angenommen und im Juni vom Congreß bestätigt wurde, und der die ausführliche topographische Vermessung der Territorien der Vereinigten Staaten, westlich vom 100. Längengrade, ein Areal von 1 443 360 engl. Quadratmeilen, zum Zweck hat. Alle Abtheilungen sind wohl organisirt und vollständig ausgerüstet und werden binnen Kurzem im Felde stehen. Die Arbeit soll fünf Monate dauern; falls aber der Congreß weitere Unterstützungen votirt, können die Abtheilungen in den südlichen Theilen das ganze Jahr im Felde bleiben.

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 13, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band XXXIV. № 13.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
Begründet von Karl Andree.
In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von
Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1878.

Edouard André's Reisen im nordwestlichen Südamerika 1875 bis 1876.

III.

Wichtiger noch als der im vorigen Abschnitte besprochene Cacaobau sind die Kaffeepflanzungen auf einigen Haciendas des Territoriums San Martin, wie auf der den Herren Convers und de Francisco gehörigen Hacienda del Buqué südlich von Villavicensio, wo erst vor zehn Jahren der erste Kaffeebaum gepflanzt worden ist und jetzt deren 80 000 ihren vollen Ertrag bringen. Auch hier war der Erfolg nur die Frucht zahlloser Mühen und Anstrengungen, welche Mr. Convers anfangs allein, später mit seinem Compagnon zusammen durchzumachen hatte. Bald hinderte ihn Fieber, Mangel an Arbeitern und selbst an Geld, dann auch an Wegen, bald der böse Willen der Eingeborenen, bald wieder galt es Maschinen zu schaffen und so fort. Nun aber steht das cafetal prächtig. Als André im Januar sich auf den Llanos aufhielt, war es mit weißen Blüthen, wie mit Schnee, dicht übersäet, ein Anblick, dem selbst die gewöhnliche Zurückhaltung seines Gefährten Fritz nicht Stand hielt, so daß er in Ausrufe der Bewunderung ausbrach.

Weiter südwestlich liegt eine noch wichtigere Pflanzung, den Herren Réyès und Silva gehörig, welche als Muster für die Cafetals der Llanos gelten darf, während die Hacienda del Buqué wegen der Nähe des Hauptortes des Territoriums sich außergewöhnlicher Bedingungen erfreut. Es ist die Plantage in Ocoa auf der großen Ebene von Apiai, welche letztere sich in einer Länge von 80 und in einer Breite von 10 Kilometer zwischen dem nördlichen Arme des Rio Negro und dem Guatiquia hinzieht. Sie beginnt am Fuße des Berges von Buenavista, von wo André zum ersten Male die Llanos erblickte, dort wo der Rio Negro mit westöstlicher Richtung in den ebenen Theil des Territoriums San Martin tritt. 6500 Hectaren trefflicher Prärien vermögen dort ebenso viele Häupter Vieh zu ernähren. Wasser ist in Ueberfluß und in bester Güte vorhanden; Ueberschwemmungen stehen dort nicht zu befürchten, und das Salz von Upin könnte die Viehzucht noch erleichtern, wenn die Regierung den Preis desselben herabzusetzen und die Gewinnung zu verzehnfachen wüßte. In diesem fruchtbaren Gebiete liegt der Cafetal der Herren Réyès und Silva, der seinen Besitzern in weniger als zehn Jahren zu Ruf und Reichthum verholfen hat. Zwiefach sind die Absatzwege für die dort gewonnenen Producte, einmal über Bogota nach dem Innern von Columbia, das andere Mal auf dem Rio Meta nach dem Auslande. Um aber die schweren Transportkosten zu verringern, müßte man baldigst die noch fehlenden 105 Kilometer des Cordillerenweges von Susumuco bis zum Zusammenflusse des Guatiquia und Rio Negro fertig stellen. Am Ende jener Ebene von Apiai liegt der Hafen Pachaquiaro, wo der gleichnamige Caño in den Rio Negro fließt; letzterer ist daselbst in drei Arme getheilt, deren einer 30 Meter breit ist und dessen Dimensionen sich durch Absperrung der beiden anderen leicht verdreifachen ließen. Von dort könnten die Landesproducte auf den Curiaras genannten Fahrzeugen der Indianer bis an die Stelle hinabgebracht werden, wo der Meta Dampfer von mehr als 5 Fuß Tiefgang trägt.

Schlägt man von Ocoa aus diese Richtung ein, so kommt man bei der Besitzung des Herrn Castro, la Boca del Monte, dann bei la Compañia, la Vigia und la Esperanza vorbei zur Hacienda des Señor Alvarado, wo die Viehzucht im Großen betrieben wird. Dort ist das Land des ganado vacuno, des Viehs im wilden Zustande. Es sind nur ein

paar mit Bambuspallisaden umgebene Patios vorhanden, um die zu zwei- oder dreihundert Stück auf ein Mal gefangenen Herden aufzunehmen. Die Kühe sind denen von holländischer Race ähnlich; sie sind groß, geben mäßig Milch, sind dafür aber sehr stark und leicht zu mästen, namentlich wenn man ihnen Salz giebt, wodurch sie zugleich zahm werden und sich am Fortlaufen hindern lassen. Es ist ein wahres Vergnügen, diese Thiere zu sehen, wie sie, tief im Grase gebettet und durch die großen Blätter der Moriché-Palme gegen die Sonnenstrahlen geschützt, einträchtig mit insectenfressenden Falken zusammenleben, welche ihnen ruhig die Zecken (garrapatas, wonach die Vögel selbst garrapateros heißen) vom Felle ablesen. Diese Insecten setzen sich dem Vieh namentlich in die Ohren und verursachen dort offene Wunden, welche, wenn ihm nicht die Falken zu Hülfe kämen, leicht tödtlich werden könnten.

Auf der Savane von Apiai finden sich auf sieben Besitzungen etwa 2000 Stück Vieh, während vielleicht für das Zehnfache Raum vorhanden wäre. Im ganzen Territorium San Martin gab es nach Aussage des Präfecten selbst zu Ende des Jahres 1874 45 842 Stücke Hausvieh (davon 40 305 Ochsen und Kühe) im Werthe von 2 808 860 Mark. Ein Stück Rindvieh kostet im Durchschnitte 56 Mark, so daß ein Kilogramm Fleisch auf nur 12 bis 15 Pfennig zu stehen kommt, Preise, von denen man in Europa nichts weiß. Jene 40 000 Rinder weiden auf dem Gebiete südlich vom Rio Upia und Meta, und dazu kommen im Territorium Casanaré etwa noch doppelt so viel, zusammen etwa 120 000

Kaffeepflanzung in den Llanos.

Stück auf einem Areal von 105 000 Quadratkilometer, während nach Angabe der erfahrensten unter den dortigen Ansiedlern darauf an 5 Millionen gehalten werden könnten.

Wie wenig die Viehzucht dieser herrlichen Gebiete sich entwickelt hat oder eigentlich zurückgegangen ist, ergiebt sich daraus, daß 1810 bei Beginn des Unabhängigkeitskampfes die dortigen Missionen von Casanaré, Meta und Cuiloto, zwanzig an der Zahl, über 130 000 Stück Vieh besaßen, welche unter der Pflege der Indianer gediehen, bis die Missionen säcularisirt wurden. Angesichts solcher Zahlen darf man sich wohl fragen, welchen Vortheil diese Landstriche von der Freiheit gezogen haben und ob die Missionen nicht das einzige Mittel sind, den Indianern wenigstens die ersten Anfänge der Civilisation beizubringen.

Es mögen hier noch einige Angaben über das Territorium San Martin Platz finden.

Bis zum 16. September 1867 bildete dasselbe einen Theil des Staates Cundinamarca, wurde dann an die Bundesregierung abgetreten und durch Gesetz vom 4. Juni 1868 von derselben angenommen. Verwaltet wird dasselbe unmittelbar vom Präsidenten der Republik aus, der seine Vollmachten auf einen in Villavicensio residirenden Präfecten und auf corregidores überträgt. Dieselben sitzen an den Mittelpunkten der Bezirke (corregimientos) oder der Dörfer (aldeas) und hatten früher richterliche und administrative Befugnisse; erstere haben sie seit 1874 an einen nationalen Richter abgeben müssen. Für Testamente, Contracte und dergleichen ist ein öffentlicher Notar bestellt. Daneben fun-

Graswuchs auf den Llanos. Garrapateros-Falken. (Nach Skizzen von M. André.)

girt in jeder Niederlassung ein aus drei Mitgliedern bestehender und von den Einwohnern gewählter Municipalrath, in welchem der Pfarrer eo ipso Sitz hat. Im Nationalcongreß wird das Territorium durch einen Bevollmächtigten vertreten. An Abgaben giebt es nur Zölle und das Salzmonopol; doch dürfen die Gemeinden Wegegelder, Verzehrungssteuern u. s. w. erheben. Um die Einwanderung zu befördern, ist der Verkauf des unbebauten Landes gesetzlich geregelt. Der Kauflustige hat unter Bezeichnung des gewünschten Stück Landes sich an den Richter in Villavicensio zu wenden, welcher mit fünf Zeugen vor dem Präfecten das Land für frei und unbesetzt zu erklären hat. Dieser läßt es dann auf Kosten des Antragstellers vermessen und ihm den Besitztitel ausliefern. Die Hectare des besten Bodens kommt so alles in allem auf 1,35 bis 1,60 Mark zu stehen; verfügbar aber sind dort noch an 10 Millionen Hectaren! Und welche Ernten dieser Boden liefert, haben wir im Vorhergehenden gesehen. Nur die hauptsächlichsten Producte der Llanos aufzuzählen würde zu weit führen; aber erinnert mag daran werden, daß hier zwei Sorten Kautschuk gewonnen werden, drei Arten Vanille, wohlriechende Harze, zwei Sorten Cacao u. s. w. Necho ist der Samen einer Cucurbitacee, welcher ein gegen Krebsleiden viel gebrauchtes ätzendes Oel liefert; der Algarrobo (Hymenea Courbaril) producirt eßbare Früchte und ein in Bogotá als Firniß gebrauchtes durchsichtiges Harz; von der riesigen Bombacee Balso (Ochroma tomentosum) benutzt man die Rinde zu Booten; der Avichure liefert ein Guttapercha u. s. w. Von verschiedenen anderen Medicinalpflanzen, von den Palmen und den Culturgewächsen, wie Zuckerrohr, Maniok, Kaffee, Cacao, Indigo, Baumwolle, Mais, Reis, Patate, Taback, Banane, Colocasie u. s. w., ist schon oben gesprochen worden. Zahllos und meist in Europa noch unbekannt sind die werthvollen Hölzer. Von Mineralien finden sich Kohlen bei Villavicensio, Asphalt am Rio Upia, Goldsand im Ariari, Petroleum bei Guaicaramo, Eisen in Salitré, Cumaral, Medina ꝛc. und Salz bei Upin. Die Flüsse wimmeln von Fischen allerlei Art, Schildkröten giebt es in Menge, ebenso Vögel und Wildpret, während von wilden Thieren dem Menschen keine Gefahr droht.

Junge Bogotanerin im Putz.

Das Klima der Llanos ist eher gemäßigt (27° jährlicher Durchschnitt am Fuße der Cordilleren) als heiß. Sechs Monat herrscht Frühling (verano), vom November oder December an, und sechs Monate Winter (invierno) oder Regenzeit. Längs des Meta ist es heißer (im Durchschnitt 30°) und feuchter. Wenn ein Colonist seinen Wohnplatz vorsichtig wählt, kann er auf den Llanos in guter Gesundheit leben. Auch die Ureinwohner sind kein Hinderniß für die Besiedelung des Territoriums; denn die funfzehn dort lebenden Indianerstämme sind meist friedlich gesinnt und zählen insgesammt nur 16 500 Köpfe, während sie früher zahlreich und mächtig waren.

An einem schönen Januarmorgen nahmen André und seine Genossen endlich Abschied von ihren liebenswürdigen Wirthen in Villavicensio und traten die Rückreise nach Bogotá an, von ihren neugewonnenen Freunden bis auf den

Paß von Buenavista begleitet, von wo sie die Llanos zum ersten Male erblickt hatten. Die erste Nacht blieben sie in Susucamo, die zweite in Quetame, wo sie die berühmten aber wenig besuchten Mineralquellen besichtigten. Am dritten Tage brachen sie schon um 3 Uhr Morgens auf und erreichten am selben Tage Abends 6 Uhr Bogotá.

Kaum hatten sie dort den Gebrauch ihrer durch einen funfzehnstündigen Ritt steif gewordenen Glieder wieder erlangt, als auch schon ihre Freunde herbeikamen und sie über ihre Erforschung der Llanos ausfragten. Auch der Präsident der Republik ließ sich darüber einen kurzen Bericht erstatten und ordnete dessen Abdruck im Diario oficial de Bogotá an. Die nächsten Tage vergingen mit Besuchen, Ausflügen in der Umgebung der Städte, mit der Besteigung des Guadalupé und mit Botanisiren in dem berühmten Boqueron, wo Linden, Karsten, Triana und Lindig so merkwürdige Pflanzen gesammelt haben, und der jetzt mit den großen blutrothen Blumenkronen der schönen Melastomacee Chaetogastra Lindeniana überdeckt war.

Der Aufenthalt in Bogotá wird nach mehreren Wochen entsetzlich öde. Wer nicht fleißig zu arbeiten hat oder Handel treibt, wie fast die gesammte Einwohnerschaft, den ergreift bald tödtliche Langeweile. Die gewöhnlichen Unterhaltungen sind Gespräche an den Ladenthüren und in der Calle Real, das Hin- und Herlaufen auf dem Altozano, dem gepflasterten Raume vor der Kathedrale, ein Ritt auf staubiger, sonniger Straße nach Chapinero, die religiösen Ceremonien in den Kirchen und ein Spaziergang nach dem Wege „Quinta de Bolivar“ über der Stadt. Dazu kommen noch an außerordentlichen Vergnügungen gelegentlich eine Vorstellung in dem meist leer stehenden Theater, das Unabhängigkeitsfest oder irgend eine Volksbelustigung in dem alten 1550 von

Plan eines Bogotaner Gartens. ($^1/_{200}$ der wahren Größe.) A Eingang. B Senkgrube. C Steinpflaster. D Gartenwege. E Traufen. F Gebüsch.

Jose de Robles gegründeten Kloster S. Domingo, welches jetzt von Staatsbehörden, der Post, dem Finanzministerium u. s. w. in Beschlag genommen ist.

Als André eines Tages die Kirchen der Stadt besuchte, welche alle in dem in ganz Südamerika herrschenden mit vergoldeten Ornamenten überladenen Stile der verfallenden spanischen Renaissance erbaut sind, fiel sein Blick auf eine handschriftliche Ankündigung an der großen Thür der Tercera-Kirche. Dieselbe besagte wie folgt:

„Am 14. December ist der Schatz der Kirche bestohlen worden. Die Missethäter haben dem Heiligthume drei prächtige Rosen von Diamanten, Rubinen und Smaragden, über 200 schöne Perlen und vier Amethysten gestohlen. Der Dieb und seine Genossen sind excommunicirt. Doch soll ihnen verziehen werden, wenn sie die Sachen wieder bringen und Reue zeigen. Vicente Arbelaez, Erzbischof von
23. December 1875. Bogotá.“

Ein Commentar dazu ist überflüssig.

Diese Tercera-Kirche wurde in den Jahren 1761 bis 1780 von Franziskanern erbaut und liegt am Ende der Calle Real. Bemerkenswerth ist sie durch die Vergoldungen des Chors und dessen drei Säulenstellungen über einander. In der Mitte thront zwischen Heiligen, die nach der neuesten Mode angekleidet sind, eine nach südamerikanischer Sitte mit Falbalas überreich ausgeputzte Madonnenstatue. Die Chorwände sind ganz vergoldet und mit Gemälden geziert, über deren Werth man besser schweigt, während die Wölbung aus weiß angestrichenem Holze besteht und unangenehm gegen den prächtigen Chor absticht.

Die Kathedrale, deren Bau Pius IV. auf Wunsch Philipp's II. von Spanien anordnete, wurde von dem ersten Erzbischof von Bogotá, Juan de los Banos, in Angriff genommen. Zu dem heutigen Gebäude legte aber erst sein Nachfolger, Adames, am 12. März 1572 den Grundstein, worauf mit mehrfachen Unterbrechungen ein erbärmliches Bauwerk entstand, bis 1807 der Kapuziner Domingo Petrez nach

Der Tequendama-Fall.

neuen Plänen wiederum zu bauen anfing und im Jahre 1823 die Kirche vollendet dastand. Die Façade zeigt zwei ziemlich stilvolle Stockwerke, das untere dorisch, das obere ionisch. Das Innere ist 5300 Quadratmeter groß und enthält mehrere Grabmäler, darunter das des Gonzalo Jimenez de Quesada, des berühmten Eroberers des Neuen Königreiches Granada," welcher 1597 in Mariquita am Aussatze starb. Außerdem besitzt Bogotá an Kirchen die der Santa Barbara und de las Nieves, beide aus dem Jahre 1581, die des H. Carlos von 1604 und die Kapuzinerkirche von 1778, ferner vier Nonnen-, acht Mönchsklöster und acht Capellen, darunter die von Guadalupe und von Montserrate auf den Bergen über der Stadt.

Die 1608 in einem Kloster der Predigermönche errichtete Universität bewahrt die Ueberreste eines Museums in einem erbärmlichen Zustande, darunter das Panzerhemd und die Sporen Quesada's, den Mantel Atahualpa's und eine sehr unzulängliche Bibliothek. Einheimische Lehrer unterrichten dort mit Eifer in den höheren Cursen des Secundär-Unterrichtes, freilich bei der geringen Lernbegier der Bevölkerung ohne viel Erfolg. Was sonst noch die alte Stadt auf dem Andes-Plateau an Gebäuden aufzuweisen hat, ist in Kurzem Folgendes: ein durchaus unbedeutendes Theater; das seit langer Zeit und noch immer in Bau befindliche Congreßhaus; die schöne, aber schlecht gehaltene Sternwarte, ein Vermächtniß des berühmten Mutis, von wo die von Humboldt gesehenen Instrumente seitdem verschwunden sind; zwei Spitäler, welche von französischen Schwestern vortrefflich geleitet werden; drei Schulen; ein Gefängniß; die Münze, ein altes Gebäude, dessen Insassen leider wenig zu thun haben; der alte bequeme erzbischöfliche Palast; die Statue Bolivar's auf der Stelle des 1826 durch ein Erdbeben zerstörten viceköniglichen Palastes und die Residenz des Präsidenten der Republik, ein gewöhnliches, seiner Bestimmung durchaus unwürdiges Haus.

Begonia magnifica.

In letzter Zeit hat sich der öffentliche Unterricht bedeutend entwickelt und namentlich scheinen die Mädchenschulen gut geleitet zu werden.

Die herrschende Race in der Stadt ist die weiße, von spanischem Blute; dazu kommen in den unteren Ständen Mischungen mit den eingeborenen Stämmen. Die jungen Bogotanerinnen, welche nicht zur „sociedad" gehören, sind zierlich, mitunter hübsch, und ihr Sonntagsputz ist nicht ohne Reiz.

Eine Eigenthümlichkeit Bogotás sind die Gärten, von welchen die vierte Abbildung eine genaue Vorstellung giebt. Das im patio der Häuser liegende Viereck wird durch rechtwinklig sich schneidende Gänge und Diagonalen getheilt; die Gänge, mit viereckigen Thonplatten gepflastert, haben in der Mitte eine Grube zur Aufnahme des Regenwassers. Der Bestand an Pflanzen ist darin fast stets derselbe: Rosensträucher blühen darin das ganze Jahr; in der Mitte steht mitunter ein columbischer Nußbaum (Juglans Bogotensis) mit schönen Blättern und großen Früchten, und sonst wachsen dort im bunten Durcheinander Levkojen, Fuchsien, Pelargonien, Spargel (!), dreiblätteriges Eisenkraut, allerlei Mohn, Schwertlilien, Bartnelken, blauer Rittersporn, Lupinen, japanischer Spindelbaum, Ringelblumen, Calla, Veilchen und immerblühende chinesische Schlüsselblumen. Ueberall wiederholt sich diese Vorliebe für europäische Blumen.

* * *

Ehe André von Bogotá nach Süden aufbrach, waren mancherlei Vorbereitungen zu treffen, die Ausrüstung zu vervollständigen, Maulthiere für das Gepäck zu kaufen und erfahrene Peone zu miethen. Auch die Präparirung der Sammlungen, die Sendungen nach Europa und die Berichterstattung an den französischen Unterrichtsminister erforderten mehrere Tage Arbeit. Sechs Lastthiere waren gekauft, die beiden Reitthiere hatten sich erholt, zwei Brüder, Timoteo und Ignacio Mendoce, waren als Peone angeworben, und am 2. Februar wurde der nicht eben angenehme Marsch über die trockene, staubige, baumlose Ebene nach Süden, zunächst nach Soacha, angetreten. Die eben aus dem Potrero geholten Maulthiere zeigten sich widerspänstig, wälzten sich im Staube und entflohen im Galopp, so daß sie immer von Neuem beladen werden mußten. Obendrein nahmen die Frauen der beiden Peone einen etwas langen Abschied von ihren Gatten, deren Sinne durch reichlichen Chicha-Genuß umnebelt waren.

Das erste Nachtquartier wurde in Soacha gemacht, einem 2570 Meter hoch gelegenen Hauptorte eines Bezirks mit 3000 Einwohnern, berühmt als Fundort von Mastodontenknochen. Die dortige Herberge sah leidlich aus, aber die Leute darin waren Spitzbuben: nicht nur verschwanden den Reisenden mancherlei Gegenstände, sondern böswillige Hände öffneten auch zur Nachtzeit den Corral, wo ihre Maulthiere sich befanden, und ließen dieselben entkommen. Nur gegen Bezahlung verstanden sich am andern Morgen die höhnisch lächelnden Kerle dazu, den Entflohenen nachzu-

setzen, und ehe dieselben wieder eingebracht waren, verstrichen kostbare Stunden, so daß André nicht, wie er gewünscht, in der Hacienda Tequendama in der Nähe des gleichnamigen berühmten Wasserfalles übernachten konnte, sondern nach Ueberschreitung des Rio Funza oder Bogotá nur das Gehöft Canoas erreichte.

Am folgenden Tage machten sie sich, sobald es hell wurde, auf den Weg, um zu guter Zeit den Fall zu erreichen und ihn noch in seiner ganzen Schönheit zu sehen. Schon der Weg dorthin war interessant. Anfangs fließt der Rio Funza träge und in großen Windungen südwärts über die kaum geneigte sandige Ebene. Dann nähert man sich dem Absturz des Gebirges; der Fluß tritt in die Schlucht, an deren Eingang die Hacienda Tequendama liegt und nimmt gleichzeitig eine scharfe ostwestliche Richtung an. Sein Lauf wird immer schneller, und schäumend umrauscht er die Klippen, welche von den Bergesabhängen herabgestürzte Felsblöcke bilden. Die Vegetation, zuerst aus Gräsern, Bromeliaceen und stachligen Compositen bestehend, wird allmälig üppiger und mannigfaltiger. Schon von fern verkündet ein dumpfes Tosen und eine im Westen zum Himmel aufsteigende Wasserdampfsäule die Stelle des mächtigen Kataraktes. Um neun Uhr hatten die Reisenden den bewaldeten Abhang über demselben erreicht und ließen nun ihre Thiere unter der Obhut des einen Peon zurück, um durch ein dichtes Gehölz bis zu dem Punkte hinabzusteigen, wo sich der Rio Funza mit einem einzigen Satze 146 Meter tief hinabstürzt (der Niagara ist nur 50 Meter hoch). In wenigen Augenblicken waren sie, mit Händen und Füßen sich auf dem schlüpfrigen Boden anklammernd, zwischen großen Baumfarnen, die von Wasserstaub trieften, zu der unter unseren Füßen zitternden Sandsteinplatte gelangt, über welche hinab der Fluß seinen Riesensturz vollführt.

Zuerst ist man von dem Anblicke nicht sonderlich ergriffen, weil man zu nahe daran steht. Erst wenn man über die Unebenheiten der 50 Meter langen Platte hinabsteigt, über deren Mitte drei Wasserstrahlen, darunter einer von 10 Meter Breite, hinwegschießen, werden einem die gewaltigen Verhältnisse klar. Das Wasser stürzt sich übrigens nicht unmittelbar in die Tiefe, sondern schlägt erst auf eine zweite Platte 8 Meter unter der ersten auf, um dann mit riesigem Bogen in die Tiefe zu fallen, die noch von niemandem genau ergründet worden ist, weil sie sich in dem dichten Wasserdampfe verliert. Die Ränder der Schlucht sind nur Morgens, ehe der Mittagsnebel die ganze Landschaft umhüllt, sichtbar. Wenn sich die Farben des Prismas auf dieser weißen Oberfläche abzeichnen und das polarisirte Licht in dem Nebel eine Reihe von Regenbogen bildet, ist der Effect ein zauberischer, und mit Recht gilt der Fall von Tequendama für eines der größten Naturwunder in Südamerika.

Die absolute Meereshöhe des Kopfes des Wasserfalles beträgt 2467 Meter; die unaufhörlich durch den Wasserstaub erfrischte Temperatur ist häufig niedriger als in Bogotá. Die Höhe des Falles ist öfters gemessen worden: sie beträgt nach Mutis 212,75 Meter, nach Ezquiaqui 220,67 Meter, nach Humboldt 177,12 Meter (in seinen Briefen), 182,88 Meter (veröffentlichte Messung), nach Caldas 183,48 Meter und schließlich nach Baron Gros' wiederholten sorgfältigen Beobachtungen 146 Meter.

Auf dem vom Falle benetzten Felsen wächst ein merkwürdiges Podostemon, von welchem André unter dem obern Theil des Kataraktes selbst Proben gesammelt hat, ebenso die Gunnera scabra mit ihren riesigen, runzeligen Blättern und die Begonia magnifica mit herrlichen scharlachrothen Blüthen, welche sie zu einer der schönsten Species des ganzen Genus machen.

Die Kohlenbergwerke von Heraklea.

An der asiatischen Küste des Schwarzen Meeres liegt etwa 130 engl. Meilen von der Mündung des Bosporos ein ausgedehntes Kohlenfeld, welchem in Zukunft vielleicht ein wesentlicher Einfluß auf das Gedeihen der Türkei beschieden ist. Die Kohle zeigt sich zuerst etwa 10 engl. Meilen östlich von der Stadt Heraklea (Eregli) und dann auf eine Entfernung von 55 Meilen in den Bergen längs der Küste in größeren oder geringeren Mengen und in unregelmäßigen Zwischenräumen. Jenseits des Vorgebirges von Amassera ist sie nicht nachgewiesen. Reiche Lager finden sich noch 7 bis 8 Meilen landeinwärts vom Meere, aber weitaus die meisten bekannten liegen unmittelbar an demselben oder nur 1 bis 2 Meilen davon entfernt, und zwar die hauptsächlichsten in den Thälern von Koslu, Zungeldek (Sunguldeik) und Kilımli, welche sich, alle innerhalb einer Entfernung von 30 engl. Meilen, nach der Küste zu öffnen. Diese Lager zeigen alle charakteristischen Eigenschaften der echten Kohlenformation und die Qualität ihres Productes ist meistens gut, wenn dasselbe auch bei einigen durch darin enthaltene Unreinigkeiten für die Erzeugung von Dampf ungeeignet ist. Diese dem Anschein nach gute Kohle ist oft mit der wirklich brauchbaren vermischt worden und hat die Heraklea-Kohle unverdienter Weise in schlechten Ruf gebracht.

Die Landschaft, in welcher die Gruben liegen, ist gebirgig: eine Bergkette zieht in einer Entfernung von 2 bis 4 Meilen der Küste parallel, und von ihr zweigen sich unter rechtem Winkel Seitenäste ab, welche schroff zum Meere abfallen. Zwischen denselben liegen Thäler, deren sandige Mündungen eine halbe bis eine engl. Meile breit sind, während sie ein, zwei Meilen weiter aufwärts bloße Gießbäche vorstellen. An den schroffen Abhängen dieser Schluchten treten die zahlreichen Kohlenlager meistens zu Tage; ihre Mächtigkeit beträgt 3 bis 14 Fuß. Selten oder nie sind sie horizontal, vielmehr unter 45 Grad gegen den Horizont geneigt, mitunter sogar stehen sie völlig senkrecht. In der Regel streichen die Schichten nach Nordosten, sind aber sehr verworfen, so daß kohlenleere Stellen häufig sind und der regelmäßigen und billigen Ausbeutung der Lager große Hindernisse entgegenstellen. Selten kann man eine Schicht 100 Faden weit abbauen, ohne auf solchen „Fehler“ zu stoßen, so daß um das Lager wieder zu erreichen die Anlage kostspieliger Gallerien oder Gänge nöthig ist. Das System, nach welchem die Minen bearbeitet werden, ist complicirt. In ihrer Nähe hat sich eine Bevölkerung von 400 bis 500 Leuten angesammelt, welche insgesammt „Kroaten“ heißen und mit Ausnahme einiger Lazen aus der Nähe von Batum alle aus den Küstenländern des Adriatischen Meeres stammen. Es sind christliche und mohammedanische Albanesen, Montenegriner, österreichische Unterthanen aus Cattaro, die sich wenig von den Montenegrinern unterscheiden, Bosnia-

ken u. s. w. Unter ihnen finden sich einflußreiche Männer oder Häuptlinge, Kroat-Baschis genannt. Hat ein solcher ein Kohlenlager entdeckt oder in irgend einer Weise in Besitz genommen, so bearbeitet er es auf seine Kosten und liefert die gewonnene Kohle zu einem bestimmten Preise — etwa $10^1/_2$ Mark — der Regierung an die Küste. Zwar ist das Kohlenlager im Privatbesitze des Sultans und seiner nächsten Verwandten; doch haben die Kroat-Baschis allmälig mehr oder weniger bestrittene Anrechte darauf erworben, kraft des Entdeckerrechts, darauf verwendeten Geldes, Kaufes von einem andern und letzthin auch durch Kauf von der Regierung vermittelst der Localbeamten; nur müssen sie alle gewonnene Kohle der Regierung verkaufen.

Der Eigenthümer einer Mine bearbeitet dieselbe, wenn und wie es ihm beliebt, so lange, als er nicht die Rechte eines andern Besitzers verletzt. In Folge dessen ist die Kohle überall etwa 70 bis 100 Faden tief längs der Bergabhänge abgebaut worden, und immer mehr zeigt sich die Nothwendigkeit, mit Hülfe größerer Kapitalien Gänge anzulegen, um die Kohlenschichten in größerer Tiefe zu erreichen und auszubeuten. Binnen Kurzem wird das die einzige Art und Weise sein, an die Kohle zu gelangen, wenn man nicht die weiter landeinwärts befindlichen Lager in Angriff nehmen will, was bis jetzt wegen der Schwierigkeit, das Product an das Meer zu schaffen, unterblieben ist.

Die Kroaten sind bei allem Mangel an Civilisation und Bildung doch flink und anstellig und haben sich während des Krimkrieges mancherlei Verbesserungen im Bergwerksbetriebe von den Engländern angenommen. Die Arbeiter sind leidlich fleißig, erwerben täglich $2^1/_2$ bis 3 Mark, leben einfach, bewohnen dürftige Hütten an den Bergabhängen und verwenden, so Christen wie Mohammedaner, ihr Geld auf schöne Kleider, Waffen, Pulver und Getränke. Meist sind sie den Kroat-Baschis, welche Waarenlager halten, tief verschuldet. Ihre Streitigkeiten fechten sie in Zweikämpfen aus und sind zu Mordthaten geneigt. Wenn Montenegro mit der Türkei Krieg führt, so kehren alle Montenegriner in ihre Heimath zurück, und wenn sie nach dem Friedensschlusse noch am Leben sind, so kommen sie wieder, um von ihren Gruben wieder Besitz zu nehmen oder für ihre Häuptlinge zu arbeiten.

Die Kroaten sind alle Kohlenhauer, d. h. arbeiten mit der Pike; eine Schaufel rühren sie nicht an und erniedrigen sich auch nicht soweit, daß sie die Kohle aus dem Innern der Grube nach der Oberfläche tragen. Das besorgen die durchweg mohammedanischen Bauern, welche in einem Umkreise von 30 engl. Meilen und mehr um die Gruben wohnen. Dieselben arbeiten nicht beständig daselbst, sondern abtheilungsweise, und zwar jede Abtheilung nominell zwölf Tage lang. Unter der Regierung Abdul Medschid's war diese Arbeit obligatorisch; Sultan Abdul Aziz aber hat alle Frohnden mit Ausnahme der Kriegszeiten abgeschafft. Krieg indessen kommt in einer oder der andern Gestalt häufig in der Türkei vor, und soviel ist gewiß, daß die Dorfvorsteher auch jetzt noch stets Mittel und Wege finden, ihre Bauern zur Frohnarbeit in den Gruben zu bringen. Dieselben sind sehr unterwürfig und gelehrig und arbeiten in völliger Unterthänigkeit gegen die Kroaten, von welchen sie fast wie Sklaven auf Zeit angesehen werden; dabei aber hassen sie die Arbeit und suchen sich ihr unter allen möglichen Vorwänden zu entziehen. Nominell erhalten sie täglich von den Kroat-Baschis einen Lohn von circa 90 Pfennigen, thatsächlich aber bekommen sie davon nichts zu sehen. Angeblich wird er dem Dorfvorsteher gezahlt, welcher ihn seinerseits angeblich der Regierung als Steuerbetrag des Dorfes übermittelt. In Wirklichkeit ist die Sache viel verwickelter. Die Regierung schießt dem Kroat-Baschi Geld auf geförderte, aber noch nicht abgelieferte Kohle vor; dieser zahlt dem Dorfvorsteher (Muktar) Geld, wofür letzterer eine bestimmte Anzahl Arbeiter zu stellen verspricht. Nun kommt es häufig vor, daß der Muktar entlassen wird und sein Nachfolger von der ganzen Verabredung nichts wissen will, in Folge dessen im ganzen Bezirk nichts wie Verschuldung, Schwierigkeit und Verwirrung herrscht. Neben der Grubenarbeit müssen die Bauern auch noch alles in den Minen gebrauchte Bauholz schlagen und zur Stelle schaffen, sowie die gewonnene Kohle auf ihren Maulthieren und Eseln an die Einschiffungsstellen oder Pferdebahnen transportiren.

Während des Krimkrieges erhielt die englische Regierung, wenn auch erst nach einem heftigen Wortwechsel zwischen ihrem Gesandten Lord Stratford de Redcliffe und dem Sultan Abdul Medschid als Besitzer, die Erlaubniß zur Ausbeutung des Kohlenlagers. Pferdebahnen wurden in den Thälern angelegt und kleinere Schienengeleise in viele Gruben geführt, ferner Einladestellen an der Küste errichtet und durch regelmäßige Bezahlung der Arbeiter rege Thätigkeit hervorgerufen und zufriedenstellende Resultate erzielt.

Nur bei ganz ruhigem Wetter, d. h. nur während der Sommermonate, kann Kohle verschifft werden. Die Küste ist sehr steil und exponirt, und es würde sehr kostspielig sein, einen oder mehrere Häfen anzulegen, denn es giebt keine Vorgebirge, welche man dabei benutzen könnte, und das Wasser ist schon dicht am Ufer tief. Andererseits machen die Gebirge, welche 20 Miles weit, Kette neben Kette, die Gruben umgeben, die Anlage einer Eisenbahn dorthin factisch unmöglich. In keinem Jahre sind mehr als höchstens 120 000 Tonnen Kohlen gewonnen worden, deren jede der Regierung, wenn nach Konstantinopel geliefert, angeblich 16 Mark — in Wahrheit aber viel mehr kostet.

Die Gegend rings um den Grubenbezirk ist sehr schön; die Berge sind vom Fuße bis zum Gipfel mit Bäumen, meist Buchen, bedeckt und weite Strecken sind mit üppigen Rhododendren bewachsen. Wo die Gegend offner ist, gedeihen die hier einheimischen Wallnuß-, Aepfel-, Birnen-, Mispel-, Kirsch- und andere Fruchtbäume, während die Ufer der Gewässer oft meilenweit mit 30 bis 40 Fuß hohen Buxbäumen eingesaßt sind. In den Wäldern leben zahlreiche wilde Schweine, welche in den Feldern der armen Bauern oft große Verwüstungen anrichten. Rothhirsche werden, wenn im Winter hoher Schnee liegt, oft lebendig gefangen. Bären sind nicht selten; die Kroaten schießen in jedem Winter mehrere, essen das Fleisch und benutzen das Fett zu Küchenzwecken. Der Fasan ist einheimisch, wird aber selten gesehen. Viele der in den Städten wohnenden Türken halten Falken, die mit Kappen, Wurfriemen, Glocken u. s. w. ausgestattet sind und bei der Jagd auf rothbeinige Rebhühner, die auf angebauten Stellen ziemlich häufig sind, benutzt werden. Schakale sind so häufig, daß ihr nächtliches Geschrei überaus lästig fällt. Im Winter ziehen hier viel Schnepfen von Norden her durch, und im Frühling werden auf den Klippen am Strande Tausende von Wachteln mit Netzen und Laternen gefangen.

Die Bauern wohnen in hohen zweistöckigen Blockhäusern in wenigen, zerstreut liegenden Dörfern; den obern Stock bewohnen die Menschen, den untern das Vieh. Polygamie ist allgemein verbreitet. Die Frauen bebauen das Land, während die Männer Holz schlagen und transportiren und in den Gruben arbeiten. Es sind ruhige, gutmüthige, unterwürfige Leute, welche den Eindruck machen, daß sie in hoffnungslose Armuth und Elend versunken sind. Dagegen sind die Osmanli in den Städten gut genährt und gekleidet und behandeln die „Turk“, d. h. die Landleute, mit Verachtung. Aber dabei gehen aus letzteren die Soldaten hervor, welche

Plewna vertheidigten, aus den städtischen Osmanli dagegen die zügellosen Baschi-Bozuks.

Das Klima der Südküste des Schwarzen Meeres ist zehn Monate lang gut und gesund. Im Juli und August aber ist die Hitze groß und Tertianfieber weit verbreitet. In der Umgebung der Gruben entgehen demselben nur wenige, gleichviel ob Fremde oder Einheimische, obwohl es keine Sümpfe oder sonstige offenbare Gründe für das Vorhandensein der Malaria giebt. Zeitweilig verschwindet der Anfall vor einer starken Dosis Chinin, kehrt aber mit unverminderter Heftigkeit immer wieder und wieder, selbst nach Verlauf von Jahren, wenn man es am wenigsten erwartet. Es soll dem sogenannten Campagna-Fieber bei Rom ähnlich sein.

Der Winter ist mild, und das Thermometer sinkt selten unter den Gefrierpunkt. Dagegen fällt viel Schnee, so viel, daß jeder andere Verkehr, als auf Schneeschuhen, die von allen Bauern getragen werden, unmöglich wird. Zu solcher Zeit schießt man die Bären und Wildschweine und fängt die Hirsche und Rehe; letztere werden selten geschossen, da ihnen, wenn sie für den Mussulman genießbar sein sollen, bei lebendigem Leibe die Kehle durchschnitten werden muß. Schnee auf den Bergen und Stürme auf der See machen zuweilen die Zufuhr von Lebensmitteln nach den Gruben und selbst den Verkehr mit Heraklea Wochen lang unmöglich. Mehrmals ist die Grubenbevölkerung thatsächlich von Hungersnoth bedroht gewesen. Alsdann ruht alle Arbeit in den Gruben; denn durch nichts läßt sich dann der Bauer zurückhalten und die Kroaten arbeiten ohne dieselben nicht, weil niemand da ist, um den nach ihrer Ansicht unanständigen Theil der Grubenarbeit zu besorgen. Um die Kohlengruben von Heraklea ertragreich zu machen, ist Geschick in der Bearbeitung, Kapital zu ihrer Entwickelung und eine ansässige Bevölkerung zum Ersatz der türkischen Bauern unbedingt erforderlich.

(Nach „The Mail“ vom 26. August 1878.)

Geographisches und Ethnographisches von der British Association.

F. R. Die diesjährige Zusammenkunft der British Association in Dublin hat sich besonders reich gezeigt an Mittheilungen, welche in die Gebiete der Geographie, Anthropologie und Ethnographie einschlagen und die das hervorragende Interesse bekunden, das gerade diese Wissenschaften gegenwärtig erwecken. Treffend hob Huxley in seiner einleitenden Ansprache in Section D. (Anthropologie) die Veränderung hervor, die gerade in der Stellung der Anthropologie im Kreise der Naturwissenschaften stattgefunden hat. Vor 20 Jahren war es gefährlich, den fossilen Menschen zu erwähnen, und Speculationen über die Einheit oder Vielheit der Racen, ihre Verwandtschaften 2c. wurden von Vielen als unwissenschaftlich angesehen. Heute hat sich dieses soweit geändert, daß die anthropologische Subsection eine der besuchtesten des ganzen Congresses und in manchen Beziehungen, vorzüglich durch die Heftigkeit und das allgemeine Interesse der Debatten, die in ihr stattfinden, der geologischen Section, wie diese vor 20 und 30 Jahren war, ähnlich geworden ist. Huxley meinte, es gebe in diesen Congressen, wie auf der Erde selbst, immer gewisse Störungsmittelpunkte, an denen besonders heftige Bewegungen zu Tage treten. Ein solches Centrum vulcanisch lebhafter und weithin empfundener Discussionen sei einst die geologische Section gewesen, habe aber seitdem aufgehört es zu sein. So wie heute in der Geologie Sätze allgemein angenommen seien, welche vor einigen Jahrzehnten von einer großen Zahl der Gelehrten und Ungelehrten für nicht bloß unbegründet, sondern auch für gefährlich gehalten worden seien, so würden hoffentlich auch manche Aufstellungen der Anthropologen, die aus dieser Subsection einen neuen und sehr bemerkbaren Störungsmittelpunkt gemacht haben, ohne Gefahr für Wissenschaft und Leben zur allgemeinen Anerkennung gelangen. Uebrigens seien seit den 20 Jahren, in denen es eine wissenschaftliche Anthropologie gebe, die Fortschritte bereits erheblich, und selbst so heftig angefochtene Sätze, wie der von der structurellen Aehnlichkeit zwischen Affen und Menschen, welche den Unterschied zwischen diesem und den höchsten Affen als geringer erkennen lassen wie denjenigen, der die höchsten und niedersten Affen trenne, sei jüngst von dem ausgesprochenen Anti-Darwinisten Quatrefages anerkannt worden. Aehnliches könne man von anderen Punkten constatiren. Vorzüglich hob Huxley auch die Fortschritte in der Methode der anthropologischen und vorgeschichtlichen Forschung hervor, wie sie sich z. B. in der Entwickelung der Methoden der Schädelmessungen deutlich auspräge. In Bezug auf letztere machte Flowers eine Mittheilung, die den Gehirnwägungen, wegen der mannigfaltigen Beeinflussungen des Gehirngewichtes durch allgemeine Constitution, Gesundheitszustand 2c. der Individuen, jeden Werth für die Vergleichung absprach. Die einzige sichere Methode zur Bestimmung der Gehirngröße sei die Messung des Schädelhohlraumes, welche am besten nach Busk's Vorschrift vermittelst angefeuchteter Samenkörner (welcher?) vorgenommen werde, die in den Schädel gepreßt und dann ebenfalls unter Druck in einem graduirten Glasgefäße gemessen würden.

Burton legte Steinwerkzeuge aus Aegypten und dem Lande der Midianiter vor, unter anderen Steinwerkzeuge aus einem Königsgrab. Auch Kauris werden in alten Gräbern gefunden. Die durch in der Sonnenhitze zersprungene Kieselknollen entstehenden „Feuersteinmesser“ sind ihm zufolge von den von Menschenhand geschlagenen zu unterscheiden, aber die Beduinen haben sich in jüngster Zeit auf die Herstellung der letzteren geworfen und ist in Folge dessen Vorsicht bei der Sammlung derselben geboten. Auch über die arabischen Bewohner von Midian machte Burton einige Angaben; unter Anderm hob er ihre Gewohnheit hervor, den Schädel der Neugeborenen einer Pressung zu unterwerfen und den Körper theilweise zu tättowiren. Von der letztern Sitte meint er, aber wohl mit Unrecht, daß sie ihren Ursprung in dem Wunsche nach Abhärtung der Haut bei Unzulänglichkeit der Kleidung besitze. Ihre Lebensdauer ist in Folge der Strapazen, der ungenügenden Ernährung, des Mangels an Reinlichkeit und der beständigen Kämpfe unter einander nicht groß. Blattern sind häufig; der Blatternkranke wird in einer abgelegenen Hütte quarantänirt, Speise und Trank werden ihm mit einem Stocke zugereicht und nur sein Weib oder sonstige weibliche Verwandte theilen manchmal seine Abgeschiedenheit. Als die hervorragendsten Charakterzüge nennt Burton: stark entwickelten Verwandtschafts- und Stammessinn, Kampflust, Rachsucht, Argwohn. Den Türken wird es, ihm zufolge, nie gelingen, diese Bevölkerung zu

unterwerfen, wiewohl dieselbe ihre Zahl stark übertreibt, um desto höhern Wegzoll von den Pilgern zu fordern, welche durch ihr Gebiet ziehen.

Ein Rev. Griffin machte Mittheilungen über eine aussterbende Bevölkerung auf der Grenze von Hindostan und Bhutan, Fotos genannt, der er Negermerkmale zuschreibt und welche er als Reste der einstigen Bevölkerung des Gangesthales betrachtet wissen möchte, die von den Ariern in die Berge getrieben worden wären. Ihre Sprache soll den Nachbarn unverständlich sein; über ihren Glauben ist nichts Verläßliches zu erfahren, doch beobachten sie nicht die Speisegesetze der Hindus. Sie haben Ueberlieferungen, welche anzudeuten scheinen, daß sie von einer höhern Stufe der Cultur herabgestiegen sind. Die unverhältnißmäßig geringe Anzahl ihrer Frauen macht ihr Aussterben nur zu einer Frage der Zeit.

Prof. Wilson von der Toronto University sprach von der Schaffung neuer Menschenvarietäten, vorzüglich durch Mischung, wobei er die canadischen Racenverhältnisse näher beschreibt. In der Colonie Manitoba, wo vorzüglich Mischlinge von Indianern und Weißen leben, ist eine bemerkenswerthe Mittelform beider Racen in der Entwickelung begriffen. Sehr richtig hob der Redner hervor, daß man oft geneigt sei, die Menge des Indianerblutes zu unterschätzen, welches in den Adern der jetzigen amerikanischen Bevölkerung fließe. Die Mischung gehe in Canada noch heute in großem Maßstabe vor sich und ebenso sei die Zahl der Mestizen in den Vereinigten Staaten, vorzüglich im Westen, größer als gewöhnlich angenommen werde. Jedenfalls werde der Indianer, wenn er auch zum Aussterben verurtheilt sei, unverwischbare Spuren in Körper und Geist der weißen Amerikaner zurücklassen, die an seine Stelle träten.

In der geographischen Section sprach Sir Wyville Thomson in seiner einführenden Rede von den neueren geographischen Entdeckungen und Veröffentlichungen, widmete aber glücklicherweise den größten Theil der Zeit, die ihm verstattet war, einer Darlegung des heutigen Standes der Tiefseeforschungen, welcher wir folgende Angaben entnehmen: die unterseeischen Temperaturmessungen haben in einem neuen Thermometer von Negretti und Zambra ein Instrument erhalten, wie man es bis heute oft wünschte, aber nie herzustellen vermochte. Prof. Mohn hat dasselbe bei seinen diesjährigen Messungen bereits erprobt und zwar zur Zufriedenheit. Es ist dieses ein Umdrehungsthermometer, so gebaut, daß die Temperatur irgend einer Wasserschicht gemessen und an der Scala festgelegt wird, ohne jede Beeinflussung durch die Temperatur der Schichten, seien sie höher oder niedriger, welche das Instrument bei seinem Herabkommen zu durchsinken hatte. Besonders in den arktischen Meeren, wo häufig eine kälteste Schicht an der Oberfläche liegt, welche ihrerseits von der kalten Schicht der größern Tiefe durch eine warme getrennt ist, wird dieses Instrument von großem Nutzen sein. Was die Theorie der Vertheilung der Wärme in den Meeren anbelangt, so findet W. Thomson, daß alle neueren Studien in diesem Betreff die Annahme einer kalten antarktischen Wassermasse bestätigen, welche am Grunde von Süden her weit über den Aequator hinaus zungenförmig im Atlantischen, Indischen und Stillen Ocean sich vorschiebt. Er bleibt bei seiner schon früher geäußerten Ansicht stehen, daß die Ursache dieser auf den ersten Blick so ganz abnormen Verschiebung in dem Ueberwiegen der Verdunstung in der Nordhemisphäre und des Niederschlages in der südlichen zu suchen sei, so daß also der große Kreislauf des Wassers theils durch Verdunstung in der Atmosphäre (in der nördlichen), theils durch langsames Strömen in den Meerestiefen (in der südlichen Hemisphäre) bewirkt wird. Hinsichtlich der Tiefseefauna macht er das schwerwiegende Geständniß, daß die Beziehungen derselben zur Fauna der älteren tertiären und jüngeren mesozoischen Meere nicht so innig seien wie er früher geglaubt habe, wiewohl sie immer noch bedeutend größer erscheinen als die der Seichtmeerfauna. Die Bearbeitung der einzelnen Thierclassen und überhaupt der Resultate der Challenger-Expedition schreite rüstig fort. Der Bericht werde, soweit sich absehen lasse, 14 bis 16 Quartbände zu 500 bis 600 Seiten, 1200 Tafeln und viele Karten und Photographien einnehmen. Der 1. und 2. Band (Beschreibung und Magnetismus) werde in Kürze fertig gestellt sein. Von den Thieren schreiten die pelagischen Geschlechter unter Holdich und die Radiolarien unter Häckel rasch voran; Moseby wird die Tiefseekorallen, A. Agassiz die Echiniden bearbeiten. Der Grundstock der Sammlungen wird der Universität Edinburgh verbleiben, während das britische Museum die Sammlung von Duplicaten erhalten wird. Zahlreiche Duplicate werden außerdem an einheimische und fremde Museen versandt werden. Auch über die Resultate der Nord- und Südpolarforschungen äußerte sich W. Thomson, wobei er in Bezug auf das Nordpolarbecken sehr richtig hervorhob, wie es endgültig weder als mit Eis erfüllt noch als Bett eines offenen Meeres, sondern als ein unglückliches und unberechenbares Mittelding zwischen beiden sich darstelle, dessen Beschiffung ebenso schwierig sei als seine Bereisung (im Winter) mit Schlitten. Hinsichtlich der Südpolarländer sprach er die Meinung aus, daß die weiten unerforschten Gebiete derselben nicht ein einziges Südpolarland seien, sondern vielmehr aus Abwechselung von größeren und kleineren Landmassen bestehe, welche durch eine Eiskappe von durchschnittlich 400 Meter Dicke bedeckt und theilweise sogar durch dieselbe mit einander verbunden seien. Die Eisberge der Südpolarregionen, soweit sie dieselben im „Challenger“ beobachtet hätten, seien plattenartig flach. In der Eisdecke dieser Länder, könne man annehmen, müsse unter dem gewaltigen Druck die Schmelzung des Eises beständig vor sich gehen und das Wasser werde, der Schwerkraft folgend, von Schicht zu Schicht sinken und endlich zwischen dem Eis und dem Grunde sich Canäle graben.

Dr. Rae empfahl in einem Vortrag über den besten Weg zum Nordpol die Spitzbergenseen und verwarf entschieden den Weg durch den Smith-Sund. Ueber die Eröffnung Ostafrikas vom Zambesi her gab J. Stevenson einige Notizen, unter Anderm daß ein Portugiese von seiner Regierung das ausschließliche Recht der Dampfschifffahrt auf dem Zambesi und dem Schire für 30 Jahre erlangt habe, und daß die dortigen portugiesischen Behörden durch einen drückenden Tarif den Handel mit dem Innern zu lähmen suchten. Seit 1877 habe vertragsmäßig der Sklavenhandel an dieser Küste aufzuhören und sei gegenwärtig ein Schiff unterwegs, das die portugiesische Regierung ausgesandt habe, um dieser Vertragsbestimmung Wirkung zu verschaffen. Die Schifffahrt zwischen dem Zambesi und dem Nyassa-See ist unterbrochen durch 100 Kilometer lange Stromschnellen, oberhalb deren der Dampfer der neugegründeten Glasgower Handelsgesellschaft „Livingstonia“ den Verkehr besorgt.

Holländer und Engländer in Südafrika.

Die Boers sehen es nicht gern, wenn sich Engländer in ihrer Nähe ansiedeln, und wo sich in einer Gegend allmälig eine größere Anzahl von solchen festgesetzt hat, pflegen die Boers ihre dort gelegenen Farmen gern zu verkaufen und in eine andere Gegend zu ziehen, wo sie wieder mehr unter sich sind. Die gesellschaftliche Scheidung zwischen der holländischen und der englischen Race fängt schon in Capstadt an und geht von da sehr sichtbar durch die ganze Capcolonie hindurch, sich in den beiden (jetzt auf einen zusammengeschmolzenen) Freistaaten lebhaft fortsetzend.

Das englische Element ist in der Regel hauptsächlich in den Dörfern und Städten vorhanden; sein Einfluß hört aber vollständig auf, sowie man auf das platte Land kommt. Hier sind das holländische Element und die holländische Sprache durchaus vorherrschend, und überhaupt ist die letztere als allgemeine Landessprache viel weiter über ganz Südafrika, namentlich auch unter den Eingeborenen, verbreitet als die englische. Englische Sprache und Gesellschaft sind nur in der östlichen Hälfte der Capcolonie sowie in den größeren Städten (in Capstadt nur theilweise, vollständig aber in Port Elisabeth, East London, Grahamstown, Queenstown u. s. w.) vorherrschend. Auch in Bloemfontein gewinnt das englische Element immer mehr und mehr an Terrain, wie deutlich aus dem einen Umstande zu ersehen ist, daß in der Hauptstadt einer holländischen Republik die amtliche Sprache für den (auf dem Wege der Auction stattfindenden) alltäglichen Marktverkauf seit zwei Jahren nicht mehr die holländische, sondern die englische ist!

Die höheren Erziehungsanstalten in den größeren Städten sind fast alle englisch, und dies trägt hauptsächlich zur allgemeinen Verbreitung der englischen Sprache als Hauptsprache der gebildeten Classen bei. Ganz auf dieselbe Art hat ja früher die französische Sprache im Elsaß die deutsche Landessprache nach und nach aus den höheren Gesellschaftskreisen verdrängt und zur plebejischen Sprache der niederen Stände degradirt. Die Universität in Capstadt (eine Universität nur in englischem Sinne, die bloß examinirt und Grade ertheilt), die Gymnasien und höheren Töchterschulen daselbst und in Grahamstown und Bloemfontein sind sämmtlich specifisch englische Anstalten. Alle die jungen Holländer afrikanischer Abstammung (hier Afrikanders genannt), welche die Rechte, Medicin und Naturwissenschaften studiren wollen, können dies nur in englischen Instituten thun. Nur für die Theologen der holländisch-reformirten Kirche besteht in Stellenbosch bei Capstadt seit 1859 ein holländisches Seminar, das dieselben der früher bestandenen Nothwendigkeit überhebt, ihre Studien auf einer der Universitäten im holländischen Mutterlande zu absolviren.

Forscht man nach der Ursache der socialen Scheidung zwischen der holländischen und der englischen Bevölkerung, so findet man, daß dieselbe weniger in persönlichen oder nationalen Antipathien ihren Grund hat (denn die Charaktere des Holländers und des Engländers sind ja nicht sehr wesentlich verschieden und passen im Grunde ganz gut zu einander), als vielmehr in der langjährigen schlechten Behandlung, welche die holländischen Colonisten in Südafrika durch die englische Regierung zu erdulden hatten.

Die englische Regierung in Capstadt hat seit der gewaltsamen Annexion der Capcolonie im Jahre 1795 nur wenig gethan, um sich bei den Colonisten beliebt zu machen. Am allermeisten aber hat sie sich seit dem Jahre 1834 verhaßt gemacht, indem sie ohne alle vorbereitenden Schritte die Sklavenemancipation in der Colonie proclamirte und rücksichtslos durchführte und dadurch die blühende Colonie ihres ersten Bedürfnisses: billiger und stets disponibler Arbeitskräfte, beraubte. Die Emancipation hat die früher obligatorisch zur Arbeit genöthigten, an Fleiß und Gehorsam gewöhnten Farbigen zu einem großen Theile zu indolenten, selbstgenügsamen und aufgeblasenen, ungehorsamen und dem Trunke ergebenen Faulenzern gemacht.

Das Gouvernement versprach den holländischen Colonisten für die Emancipation ihrer Sklaven eine gewisse Geldentschädigung zu gewähren, hat diese Summe ihnen aber niemals voll ausgezahlt! Gegen die infolge der Emancipation das Land zahlreich durchstreifenden schwarzen Vagabunden und Viehdiebe wurde den Colonisten jede Selbsthülfe auf das Strengste verboten, ohne daß die Regierung ihrerseits das Mindeste that, um nun selbst sie gegen jene Strolche zu schützen.

Tausende von holländischen Bauern verließen infolge dessen vom Jahre 1836 an ihre früher so blühenden Farmen und suchten mit ihren Viehherden jenseits des Oranjestromes und in der heutigen Provinz Natal neue Wohnplätze, indem sie die harte Arbeit in der gefahrvollen Wildniß dem fortgesetzten Unterthanenverhältniß gegen eine so unverständig handelnde und ihre Interessen so mit Füßen tretende Regierung vorzogen. (Es folgt nun eine Darstellung, wie die Boers die Republiken Oranje-Freistaat, Natal und Transvaal gründeten, und wie dann die englische Regierung die Früchte ihrer Arbeit und Mühe ihnen regelmäßig gewaltsam wieder abnahm, indem sie 1842 Natal, 1845 die Oranje-Republik (zunächst bis 1854), 1871 die der Oranje-Republik gehörenden Diamantenfelder und endlich 1876 Transvaal annectirte, so daß jetzt nur noch der Oranje-Freistaat existirt.)

Unter Präsident Brand (seit Februar 1864) ist letzterer unbedingt der bestregierte Staat Südafrikas geworden, ein wahrer Modellstaat für alle umliegenden Nachbarländer. Er hat eben deshalb, namentlich durch die beispiellose Billigkeit seines gesammten Regierungsapparates und die strenge Ehrenhaftigkeit seiner republikanischen Leiter, schon seit einem Jahrzehnt eine solche gewaltige Anziehungskraft auf die holländische Bevölkerung der angrenzenden englischen Capcolonie ausgeübt, daß Tausende von Familienvätern ihre dortigen Farmen im Stiche ließen und nach dem Freistaate emigrirten, um für die unsympathische, übermäßig bureaukratisch complicirte und theuere, negerhätschelnde und negerverziehende englische Administration eine einfache und billige, heimische nationale Regierung und gute vernünftige Gesetze zum Schutze gegen die barbarischen schwarzen Eingeborenen einzutauschen. Infolge dessen besitzt der Oranje-Freistaat auf seinem Gebiet von 2000 deutschen Quadratmeilen (also gleich dem Flächeninhalte von Bayern, Württemberg und Baden zusammengenommen) jetzt schon 6000 bis 7000 Farmen und ist der Preis des Grundes und Bodens hier schon viel höher gestiegen als in der englischen Capcolonie!

In neuester Zeit hat sich der Strom der fortwährend aus der Capcolonie auswandernden jüngern Generation der holländischen Bauern mehr nach der ausgedehntern und

dünner bevölkerten Transvaal-Republik hingewendet, weil hier die Farmen natürlich noch viel billiger sind. Es hat sich im letzten Jahrzehnt durch ganz Südafrika unter der holländischen Landbevölkerung deutlich das Bestreben bemerkbar gemacht, sich der englischen Regierung und den unheilvollen Folgen ihrer gefährlichen Negerpolitik zu entziehen und sich unter einer allgemeinen nationalen Fahne zu sammeln.

Aus der Transvaal-Republik hat sich schon wieder ein neuer Emigrationszug gegen Westen organisirt. Mynheer Piet van Zyl mit seiner Familie und seinen Herden (300 Rindern, 60 Pferden, 1000 Schafen und 500 Ziegen) ist seit November 1873 weit nach dem Westen, nach dem Lande der Damara, gezogen, und beabsichtigte von den Häuptlingen derselben große Ländereien anzukaufen. Zwölf ihm nachgezogene Boerfamilien mit ihren Herden warten seiner Nachrichten am Ngami-See. Sollten van Zyl's Pläne reussiren, so wird sich dort im Herzen von Afrika vielleicht eine neue holländische Republik bilden, der es an Zuzug aus der Capcolonie, dem Oranje-Freistaat und dem Transvaal-Lande sicher nicht fehlen wird, zumal die jenseit des Ngami-Sees sich unermeßlich ausdehnende Hochfläche reich an schönem Weide- und Waldland und wohlbewässert von Flüssen und Bächen sein soll. —

Von ihrer alten Verbindung mit Holland, ihrem Mutterlande, sind die afrikanischen Holländer seit der Annexion der Capcolonie durch England vollständig losgelöst. Die früher stattgefundene regelmäßige Einwanderung europäischer Holländer hat gänzlich aufgehört und die alten Familienbande zwischen Colonie und Mutterland sind zerrissen. Directer Handel zwischen beiden wird auch nicht mehr getrieben, mit Ausnahme etwa der portativen Hausapotheken, die alljährlich aus Amsterdam in Südafrika eingeführt werden. Holländische Zeitungen und Bücher aus Europa finden auch keinen nennenswerthen Absatz mehr nach Südafrika. So ist denn dieser auf afrikanischen Boden überpflanzte niederdeutsche Volksstamm vollständig von seiner Wurzel abgerissen und nunmehr einzig auf sich selbst angewiesen, einem Landsee ähnlich, der keinen Zufluß von außen mehr hat.

Es muß noch hervorgehoben werden, daß die Boerbevölkerung nicht einzig und allein von rein holländischem Blute ist. Es dürften vielmehr nicht mehr als etwa 50 Procent aus dem alten Bataverlande stammen, die übrigen 50 Procent sind theils deutscher, friesischer und vlämischer, theils französischer Abstammung; letztere aus der Zeit der großen Hugenottenauswanderungen, welche seit dem Jahre 1685 ihre Richtung nach dem Caplande nahmen, und die Ursache sind, weshalb man noch heute so außerordentlich zahlreiche rein französische Familiennamen unter den Boers findet, wie z. B. Duplessiz, Du Toit, Du Plooy, Coussy, Joubert, Lys, Celliers, De Villiers, Jardine, Lesueur, Leroux, Collyn, Parmentier, Aubrey, Cauvin, Beauclerc, Clarence, Saint-Leger, Dantu, Devine, De Coq, Beaujean, Barbier, Basson, Albertyne, Marais und viele andere. Diese fremden Elemente sind aber mit der Zeit vollständig im Holländischen aufgegangen und haben gänzlich ihre frühere Sprache aufgegeben. —

Die gesammte weiße holländische Bevölkerung von Südafrika, von Capetown bis Leydenburg, beträgt jetzt sicherlich nicht unter 225 000 Köpfe, also über 70 Procent der weißen Gesammtbevölkerung von Südafrika, während die weiße englische Bevölkerung sich nur auf etwa 90 000 belaufen dürfte.

(Ernst von Weber, Vier Jahre in Afrika, Leipzig, F. A. Brockhaus 1878. II, S. 14 bis 24 und 83.)

Altjungfernschicksal nach dem Tode.

Der deutsche Volksglaube hat sich mehrfach mit dem Loose der verstorbenen alten Jungfrauen beschäftigt und im Gegensatze zu anderen Völkern, welche in demselben ein unheimliches Element hervorheben, es mehr in scherzhafter Weise ausgemalt. Wie das Leben der alten Jungfrau vom Volksglauben als ein unnützes, seinen Zweck verfehlt habendes betrachtet wird, so dictirt er auch der armen abgeschiedenen Seele noch eine Beschäftigung zu, welche ebenso unnütz und nie ihren Zweck erreichend ist als das verlassene Dasein. Sie muß daher, wie Moscherosch berichtet, in der Hölle Schwefelhölzchen und Zunder feilbieten, oder in Straßburg die Citadelle einbändeln helfen, in Wien den Stephansthurm, in Basel den Pfarrthurm abreiben und reinigen, in Frankfurt „den Parthorn bohne“ [1]), in Nürnberg, wie es im Sprichwort heißt, mit den Bärten alter Junggesellen den weißen Thurm fegen [2]), eine Beschäftigung, welche wohl ebenso wenig erbaulich ist als die, den naßkalten Moorboden des weiterstreckten Sterzinger Mooses bis zum jüngsten Tage mit den Fingern nach Spannen auszumessen, wozu der Volksglaube in Tirol sie verdammt [3]). Kein Haar besser kommen übrigens, wenigstens in Tirol, die Hagestolzen weg, und ist es hier dem Volkswitze noch besser gelungen, Strafen für sie zu erfinden, welche die Nichtigkeit ihres verflossenen Lebens persifliren. Da müssen sie Wolken schieben, Felsen abreiben, Steinböcke, welche aber nicht mehr vorkommen, einsalzen; den kleinsten Ameisen einen Drahtring durch das Maul ziehen gleich den Schweinen, welche diese Operation am Wühlen verhindert; die Nebel, welche jeder Sonnenstrahl wieder zerstreut, gleich Heu in Haufen schichten; Linsen wie Scheitholz klaftern; schwarzen Gänsekoth so lange kauen, bis er weiß wird, und Aehnliches [1]). In Wallis müssen die gestorbenen Hagestolzen an einem gewissen Orte hausen und dort in durchlöcherten Körben Sand aus der Rhone zu Berge tragen [2]). Anderweiter Volksglaube läßt die Seelen der alten Jungfern in bestimmte Vögel übergehen, so der süddeutsche in den Kibitz, mundartlich Giritz und Geibitz, dessen langweiliger Schrei ihren monotonen Eigenwillen versinnlichen soll [3]) — nach der im Lechrain gebräuchlichen Redensart „Sie muß Geibitzen hüten“ für als alte Jungfer sterben [4]), fällt ihr übrigens nur diese unangenehme Beschäftigung, nicht

[1]) Zeitschrift für deutsche Mythologie und Sittenkunde. Herausgegeben von J. W. Wolf und W. Mannhardt. Göttingen 1853 ff., Bd. I, S. 405.

[2]) G. Lammert, Volksmedizin und medizinischer Aberglaube in Bayern. Würzburg 1869, S. 153.

[3]) J. N. von Alpenburg, Mythen und Sagen Tirols. Zürich 1857, S. 350.

[1]) Ebendaselbst S. 350 f.

[2]) E. L. Rochholz, Deutscher Glaube und Brauch im Spiegel der heidnischen Vorzeit. Berlin 1867, Bd. I, S. 155.

[3]) Ebendaselbst S. 154.

[4]) K. von Leoprechting, Aus dem Lechrain. München 1855, S. 292.

die Verwandelung selbst zu —, so der ehstnische in den Brachvogel, welcher daher auch scherzweise „Alte Jungfer“ genannt wird [1]). Aehnlich galt schon den Griechen eine Art Grille oder Heuschrecke, deren Blick einem jeden Wesen Schaden bringen sollte, für eine verzauberte alte Jungfrau [2]). In der Gegend von Pforzheim sagt man, daß die Eidechsen sonst Jungfern waren [3]); der Siamese sieht in den Irrlichtern die Seelen verstorbener Hagestolzen [4]).

Für ganz Deutschtirol ist das Sterzingermoos der Ort, wo die Seelen der alten Jungfern hinverwiesen sind [5]), für die Hagestolzen ist der nahe dabei liegende Roßkopf oder das Petereck im Wippthale bestimmt [6]); anderwärts in Süddeutschland ist es das Giritzenmoos, ein fingirter Ort, welcher der erwähnten Beziehung zum Kibitz seinen Namen verdankt. Man sagt daher beim Tode alter böser Weiber, sie seien in das Giritzenmoos gefahren [7]); im Frickthale jedoch bedeutet dieser Ausdruck einen Brauch am Schluß der Fastnachten, das Begraben der alten Jungfern, wobei alle über 24 Jahr alte ledigen Mädchen von ihren Burschen auf Fuhrwagen geladen, dann unter großer Bespannung zum Dorfe hinausgefahren und bei einem Graben umgeworfen werden [8]). Diese ganze volksthümliche Auffassung des Altjungfernthums steht in directem Gegensatze zu der religiösen Weihe, welche die lebenslängliche Keuschheit im Nonnenthume des Katholicismus gefunden hat, welche uns auch der Buddhismus zeigt, und welche wir gleichfalls in den Sonnenjungfrauen Perus, in den verschiedenen Nonnenorden Mexicos, in den römischen Vestalinnen wiederfinden, und zeigt uns die Reaction des gesunden praktischen Volkssinnes gegen die Anforderungen des überspannten religiösen Gemüthes.

Diesen Gedanken, daß die menschliche Bestimmung ohne die Zeugung von Nachkommenschaft nicht erfüllt ist, drückt sinnig der Münchener Brauch aus, vor den Thüren unverheirathet Gestorbener einen Strohwisch zu legen, weil sie keine Körner gegeben haben [9]), und bietet sich uns zu vollendetester Gestalt erhoben in der merkwürdigen Vision dar, welche eine ledige Person im Jahre 1851 hatte. Diese sah nämlich ein großes Volk aus lauter Kindern bestehend, welche sie gehabt haben würde, wenn sie geheirathet hätte, und welche nun durch ihr Ledigbleiben nicht ins Dasein gerufen waren [10]), ein Gedanke ähnlich dem, welcher der von Lenau in seiner „Anna“ ergreifend behandelten schwedischen Volkssage zu Grunde liegt. Hier raubt bekanntlich zur Bewahrung ihrer Schönheit die junge Gattin den sieben Kindern, welche ihrer Ehe entsprossen sollten, die ihnen bestimmte Existenz, indem sie durch ihren Ehering die gleiche Anzahl Weizenkörner auf einen Mühlstein wirft, der sie zermalmt. Die athenische Sinnigkeit holte auf den Gräbern unverheirateter Personen den nicht zur Ausführung gekommenen hochzeitlichen Brauch durch Darstellung eines wassertragenden Kindes oder auch nur eines Wassergefäßes symbolisch nach [1]), ein Beweis, wie auch das griechische Volk gleich dem unserigen die Ehe zur Erfüllung des Daseinszweckes für unbedingt erforderlich hielt.

Tragischer als im deutschen Glauben gestaltet sich bei einigen anderen Völkern das Schicksal der Seelen jungfräulich gestorbener Wesen. Der Serbe läßt die Seelen der vor ihrer Verheirathung verstorbenen Bräute nicht zur Ruhe eingehen, das ihnen so kurz vor seinem Eintritt entzogene Glück treibt sie dazu, als Wilen den Jünglingen nachzustellen und in ihren nächtlichen Tänzen die ihnen verfallenen zu Tode zu tanzen [2]). In Siam halten gleichfalls die Seelen verstorbener Jungfrauen ihre Tänze und zwar in der Dämmerung, wobei sie diejenigen tödten, welche sie dabei überraschen; auch sonst sind sie bösartiger Natur, indem sie mitunter einen Schatten auf kleine Mädchen werfen und sie dadurch hinsterben lassen, oder den Frauen, welche die ihnen verhaßte rothe Farbe tragen, ein Leid zufügen [3]). Diese kindertödtende Jungfrauenseele kennt auch der griechische Volksglaube in der *Γελλώ* [4]). In Indien fährt die vor der Verheirathung gestorbene Braut in den Körper der später geheiratheten Frau, entfremdet ihr das Bewußtsein des eigenen Selbst und läßt sie in Folge dessen sich selbst schmähen, indem sie in der Persönlichkeit der Verstorbenen redet [5]); bei den Malaien stehen die vor der Niederkunft Gestorbenen statuengleich im Walde und locken die Männer zu sich heran [6]). Goethe's „Braut von Korinth“ gehört gleichfalls ganz in den Kreis dieser Anschauung. Ueberall tritt uns hier der Glaube entgegen, daß die im Zustande der Jungfräulichkeit abgeschiedene Seele ihre Ruhe nicht finden kann und zu einem bösartigen Geiste wird, der das ihm im Leben Versagte nun noch zu erlangen oder aber es zu vernichten sucht, wodurch sich ihre männerverführende und kinderschädigende Natur leicht erklärt.

Dieses tragische sowie das in Deutschland mehr in das Scherzhafte gezogene Schicksal der Jungfrauenseelen berührt sich übrigens ganz nahe mit dem, welches andere Personen nach deutscher Anschauung trifft, welche gleichfalls ihre Bestimmung nicht erfüllt haben. So kann der Selbstmörder, weil er die ihm zugetheilte Lebenszeit nicht erreicht hat, der ohne Erfüllung eines gethanen Versprechens oder Gelübdes Gestorbene, die gestorbene Wöchnerin, weil sie das Nähren und die erste Pflege des Neugeborenen nun nicht vollführen kann, die Ruhe des Grabes nicht finden. Sie müssen geisterhaft umgehen, bis sich ihre Bestimmung erfüllt hat, bis die vom Schicksal festgesetzte Lebensdauer verflossen, das Gelübde durch einen Andern erfüllt, das Kind über seine erste Periode hinaus ist oder eine die Mutterpflege völlig ersetzende Behandlung gefunden hat. Sie Alle finden Erlösung in der Zeit, nur der armen ledig verstorbenen Jungfrauen und Junggesellen wartet keine solche Erlösung, sie müssen bis zum jüngsten Tage die Zeit mit den ihnen auferlegten zwecklosen Beschäftigungen ausfüllen.

Carl Haberland.

---

[1]) J. B. Holzmayer, Osiliana (in den Verhandlungen der gelehrten Ehstnischen Gesellschaft zu Dorpat, Bd. 7'') S. 80. Bei den Ehsten erscheint das Schicksal, als alte Jungfer sterben zu müssen, welches bei ihnen gerade sehr gefürchtet wird, oft als Folge eines Racheactes abgewiesener Freier, welche durch eine eigenthümliche Manipulation die Hartherzige dazu verdammen können. Ebendaselbst S. 86.

[2]) Zeitschrift für deutsche Mythologie 2c. Bd. III, S. 275.

[3]) J. Grimm, Deutsche Mythologie. Göttingen 1835. Anhang: Aberglaube Nro. 592.

[4]) A. Bastian, Die Seele und ihre Erscheinungsweisen in der Ethnographie. Berlin 1868, S. 100.

[5]) Zeitschrift a. a. O. Bd. II, S. 360. Alpenburg a. a. O. S. 350.

[6]) Alpenburg, a. a. O. S. 350.

[7]) Rochholz, a. a. O. Bd. I, S. 154.

[8]) Ebendaselbst Bd. II, S. 75.

[9]) F. Nork, Die Sitten und Gebräuche der Deutschen und ihrer Nachbarvölker. Stuttgart 1849, S. 357.

[10]) W. Menzel, Die vorchristliche Unsterblichkeitslehre. Leipzig 1870, Bd. I, S. 161.

---

[1]) Schoemann, Griechische Alterthümer. Berlin 1871/73, Bd. II, S. 573.

[2]) J. J. Hanusch, Die Wissenschaft des slavischen Mythus. Lemberg 1842, S. 308.

[3]) Bastian, a. a. O. S. 102.

[4]) Ebendaselbst S. 74.

[5]) Ebendaselbst S. 202.

[6]) Ebendaselbst S. 108.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

Meyer's Reisehandbuch für die Deutschen Alpen: Westlicher Theil, umfassend bayerisches Hochland, Nordtirol, Vorarlberg, Oetzthaler Alpen, Brennerbahn, Südtirol, bearbeitet von Dr. Heinrich Noé. Mit 4 Plänen, 16 Karten, 11 Panoramen und 13 Ansichten; 7 Mark. Oestlicher Theil, umfassend Salzburg-Berchtesgaden, Tauern, Pusterthal, Dolomiten, Oesterreich, Steiermark, Kärnten, Krain, Küstenland, Dalmatien, bearbeitet von Franz Keil, Dr. Heinrich Noé und Prof. Dr. Frischauf. Mit 9 Karten, 3 Stadtplänen, 8 Panoramen und 21 Ansichten in Stahlstich; 5 Mark. (Verlag des Bibliographischen Instituts in Leipzig.)

Die Namen der Bearbeiter — anerkannt zu den besten Kennern der Deutschen Alpen gehörend — bürgen dafür, daß die Darstellung des Buches und die reichlich gegebenen Rathschläge durchaus auf eigener Anschauung beruhen, ein Umstand, auf den wir, als einen Hauptvorzug des Buches, ganz besonders aufmerksam machen. Die Darstellung wirkt anregend, und treffliche Rathschläge zeigen dem Reisenden, wie er die Schönheiten der Alpenwelt mit größtmöglichem Nutzen für Geist und Körper genießen und wie er mit größtmöglicher Oekonomie für Zeit und Börse reisen kann. Besonders das Capitel „Wohin reisen wir?" bietet eine vortreffliche Orientirung über jenen Theil der „Deutschen Alpen", die durch die Ursprünglichkeit ihrer Bewohner, die Gemüthlichkeit ihrer Gasthäuser und die größere Billigkeit des Reisens so große Vorzüge vor ihren schweizerischen Nachbarn haben. Im Uebrigen scheint es uns ein richtiger Standpunkt dieses Führers, daß er weniger den Parforce-Bergsteiger, als vielmehr denjenigen Reisenden im Auge gehabt hat, der die Alpen auch unterhalb 3000 Meter Meereshöhe noch schön findet.

— Aus Wien wird gemeldet, daß die slavische Propaganda bei den Slovenen einen großen Erfolg erzielt hat. Dieses Volk, zu welchem 30 Proc. der Bevölkerung von Steiermark, 24 Proc. von Kärnten, 30 Proc. von Krain, sowie ein Theil der Grafschaft Görz und die Ortschaften um Triest und im nordwestlichen Istrien gehören, will seine Sprache, die es noch lange nicht in allen Schulen durchgesetzt hat, wieder aufgeben und die serbo-kroatische Sprache als Literatursprache annehmen. Dann reichte die serbische Sprache von den „windischen Büheln" in Steiermark (nördlich von Marburg) bis nach Albanien und Bulgarien. Natürlich wird man alles thun, um diesen Sieg des Serbenthums zu hindern und den Slovenen ihren bisherigen Dialekt zu erhalten.

Asien.

— Dr. Schliemann befindet sich augenblicklich in Konstantinopel und gedenkt seine Ausgrabungen in Troas wieder aufzunehmen, wenn es ihm gelingt, von der Pforte eine Bedeckung von 50 Soldaten zum Schutze gegen Räuber zu erhalten.

— Commander Cameron, der Afrikareisende, begiebt sich nach Kleinasien, um die für eine Eisenbahn nach Indien in Vorschlag gebrachten Landstrecken (Mesopotamien und Babylonien) kennen zu lernen. Die überaus schwierige Bahn Mersina-Diarbekir-Erzerum soll schon einer englischen Gesellschaft vom türkischen Staatsrathe concessionirt worden sein. Doch wird es aller Wahrscheinlichkeit nach mit dem Bau derselben nicht so rasch vorwärts gehen, als die Zeitungen glauben oder glauben machen wollen.

— Ostindisches Handwerk und Gewerbe mit Rücksicht auf den europäischen Arbeitsmarkt. Von F. Jagor. Ein interessanter vor dem Berliner Handwerkervereine gehaltener Vortrag, welcher zunächst die große Handgeschicklichkeit und Billigkeit der ostindischen Arbeiter bespricht und nachweist, wie trotz dem die gesellschaftlichen Einrichtungen der Kaste, deren es Tausende und aber Tausende giebt, das ausgebildete Wuchersystem, das unproductive Vergraben und Verstecken des erworbenen baren Geldes die Entwickelung der dortigen Industrie bisher gehemmt haben. So finden wir in Indien große Armuth, tiefe Unterwürfigkeit, blinde Ergebung in das Schicksal und allgemeine Apathie, Dinge, die namentlich bei den wiederholentlich grassirenden Hungersnöthen zum Vorschein kommen. Durch die Eisenbahnen, Telegraphen und den Suez-Canal ist aber das Land aus seiner bisherigen Abgeschlossenheit (erst 1834 wurden die sehr strengen Verordnungen aufgehoben, die das Reisen der Europäer in Indien verboten) herausgetreten und eine neue Epoche beginnt für seine Völker. Zunächst macht sich der Einfluß jener Factoren bei dem Austausche europäischer Fabrikate und indischer Rohproducte geltend; aber es wird wohl kaum ausbleiben, daß über kurz oder lang auch die geschickten, gewissenhaften und beispiellos billigen Arbeitskräfte Ostindiens zum Besten der europäischen Consumenten verwerthet werden. Nicht als ob indische Arbeiter nach Europa einwandern würden, was aus mehr als einem Grunde unwahrscheinlich ist; aber das durch Arbeitseinstellungen und socialistische Drohungen geängstigte und gefährdete europäische Capital wird nach Indien abfließen, welches zugleich viele Rohstoffe, wie Baumwolle, Jute u. s. w., selbst erzeugt. Schon wird dort die mit jedem Jahre steigende Kaffee-, Thee- und Indigo-Production mit europäischem Gelde betrieben, und selbst indisches Capital kommt nach und nach aus seinem Verstecke hervor. Die Zahl der Baumwollspinnereien in Indien wächst zusehends; dieselben beschränken sich bis jetzt auf gröbere Garne und Stoffe und haben die englischen Fabrikate dieser Classe nicht nur vom indischen Markte verdrängt, sondern machen ihnen auch schon in Folge ihrer größern Haltbarkeit die Einfuhr in China, Japan, Rußland und Amerika streitig. Die Erregung der englischen Fabrikanten ist deshalb eine fortwährend wachsende. — Nicht minder bedeutend sind die Fortschritte, welche der Anbau von Thee, Chinchonapflanzen und Jute macht, und indische Teppiche sind jetzt in England sehr gesucht. Dazu kommt, daß die Regierung in neuester Zeit die gewerbliche Thätigkeit in Indien nicht mehr, wie früher, hemmt, sondern nach Kräften fördert, die Kohlen- und Eisenlagerstätten untersuchen läßt, ökonomische Museen begründet u. s. w. So erwächst dem europäischen Gewerbe ein bedenklicher Rival, der nur durch intelligente, geduldige, fleißige, gediegene Arbeit, durch Ausnutzung der wissenschaftlichen Errungenschaften, durch Erfindung und kluge haushälterische Verwaltung der Mittel zu bekämpfen ist. Ein Nachtrag führt die neuesten Phasen des Kampfes, der zwischen weißen Arbeitern und chinesischen Einwanderern auf nordamerikanischem Boden spielt, vor.

— Major Campbell und Capitän Heaviside haben in der Saison 1876 bis 1877 die Längenunterschiede zwischen Bombay, Aden und Suez bestimmt, um die Verbindung zwischen England und Indien herzustellen. Die Section Greenwich-Suez war schon gelegentlich des Venus-Durchgangs im Jahre 1874 erledigt worden. Folgende Werthe wurden erhalten: die Station in Aden 2 St. 59 Min. 55,89 Sec., das Observatorium in Bombay 4 St. 51 Min.

15,88 Sec. und das in Madras 5 St. 20 Min. 59,42 Sec. östlich von Greenwich. Nun werden die geographischen Längen aller Orte in Indien gewöhnlich auf Greenwich bezogen, und zwar mittelst des Observatoriums in Madras, das zuletzt zu 5 St. 20 Min. 57,3 Sec. = 80° 14′ 19,5″ östl. L. Gr. bestimmt worden war, eine allgemein gültige und auch von den „Nautical Almanacs“ angenommene Zahl, die aber um 2,12 Zeit- oder 31,8 Bogensecunden gegen die jetzt gefundene zu klein ist. Wie Major Campbell es ausdrückt, besteht das Resultat der Operationen jener Saison also darin, Indien theoretisch um etwa 2000 Fuß weiter von England entfernt zu haben.

— Dr. Naumann hat bei Suevoshimura in Japan Küchenabfälle, echte Kjökkenmöddinger, entdeckt, welche auch Urnenscherben, Knochen und Werkzeuge enthalten. Schon früher hatte Professor Morse Küchenabfälle bei Omori gefunden, die er als von einer vorjapanischen Urbevölkerung herrührend ansah. Dr. Naumann wies dagegen nach, daß diese Kjökkenmöddinger von Ainos stammen.

Es ist hierdurch abermals ein Glied in der langen Reihe der über die Erde zerstreuten Küchenabfälle gewonnen, die nun in Dänemark, Schottland, Californien, Brasilien, auf den Andamanen 2c. schon nachgewiesen wurden und die überall einen sehr gleichartigen Charakter tragen.

— Eine nicht überall bekannte Thatsache ist es, daß man in Japan schon seit mehreren Jahrhunderten Petroleum zum Brennen verwendet, und daß es in der Provinz Etschigo allein (an der Nordwestküste von Nippon) über 600 reichlich fließende Quellen dieses Mineralöls giebt, welches beim Reinigen nur 1/10 seiner Masse verliert. (L'Exploration.)

Afrika.

— Die „Church Missionary Society“ trifft Anstalten, ein Dampfboot nach dem Oberlaufe des Binuë zu senden. In der an diesem Flusse gelegenen Stadt Hamarna (1855 von Vogel besucht) trifft man mitunter einheimische Händler, welche das ganze unbekannte Innere Afrikas, soweit es zwischen dem obern Binuë und den Seen Albert Nyanza und Tanganjika liegt, durchkreuzt haben. Die Missionsgesellschaft hat dem englischen African Committee freie Fahrt für einen Reisenden auf jenem Dampfer angeboten — und so hat die Afrika-Forschung eine Basis für ein ganz neues Arbeitsfeld gewonnen.

— Wie wir auf S. 64 des vorigen Bandes meldeten, beabsichtigte die „Baptist Missionary Society“ ihre Wirksamkeit am untern Congo zu eröffnen, worin sie durch eine reichliche Schenkung zweier Herren im Betrage von 1500 Pf. St. unterstützt wurde. Die Herren Grenfield und Comber, welche schon einige Jahre am Camerun thätig waren und auch geographisch Einiges geleistet haben, sind jetzt dazu ausgerüstet und mit einem kleinen Trupp eingeborener Gehülfen versehen worden.

— Wo (im Oranje-Freistaate) keine Quelle vorhanden, da ist für den in einer fremden Gegend sich neu ansiedelnden Boer stets die Anlage eines Wasserdammes die erste und nöthigste Arbeit. Obgleich Südafrika einen größern Regenfall hat als Mitteleuropa, so ist er doch dem Lande selbst im Allgemeinen von nur wenig Nutzen. Die Regenmassen gleichen mächtigen Wolkenbrüchen, die sich auf ein dachförmig nach beiden Seiten abfallendes Terrain ergießen; sie strömen zu rasch durch die zahllosen schlangenförmig gewundenen „Sloots“, die überall den Erdboden tief zerrissen haben, dem nächsten Flüßchen zu, das dadurch plötzlich zu einem tobenden Strome anwächst. Durch verschiedene Zuflüsse schwellen dann auch die Hauptströme des Landes kolossal an (in wenigen Stunden manchmal 30 bis 40 Fuß), aber nach einer Woche ist gewöhnlich alles wieder vorüber, und einer Woche von Ueberschwemmung folgen wieder Monate von Durst und Wassermangel. Die südafrikanischen Flüsse sind eigentlich nur Regenabflüsse, und ihr Umfang ist daher ganz unglaublichen periodischen Schwankungen unterworfen. Flußbetten, die den größten Theil des Jahres über beinahe trocken liegen, werden nach mehrtägigen großen Regengüssen zu schäumenden Strömen von der Breite der Elbe bei Dresden oder gar der Donau bei Linz. So verströmt in zwei Stunden eine Wassermasse, die, wenn in einem Reservoir gesammelt, einer Farm für ihren Viehstand ein ganzes Jahr lang hätte genügen können, und ein paar Tage nachher ist der Boden wieder so hart und ausgetrocknet wie zuvor. — Eine Hauptsache ist es daher für jeden Farmer, wo irgend die Bodengestaltung es ermöglicht, ein künstliches Reservoir anzulegen, worin während der nassen Jahreszeit (dem Sommer, von November bis März) ein Wasservorrath angesammelt werden kann, der dann in der trockenen Saison (dem Winter) zur Tränkung der Viehherden vorhält. Ein Damm soll so groß wie möglich angelegt werden, da die Sonnenstrahlen in diesem Klima unglaublich viel Wasser auftrinken.

Wenn der Boer in seinem Ochsenwagen, begleitet von seinen Herden und hottentottischen Viehhirten, auf die Entdeckung einer neuen Weidegegend auszieht, um sich dort niederzulassen, so beobachtet er genau die Stellen, wo etwa ein kleines Thal in die Ebene ausläuft, oder wo zwei zusammentretende Hügelreihen die Anlage eines „Dammes“ ermöglichen. Derselbe wird durch seine Hottentotten aus Steinen und dazwischengestampftem lehmigem Boden so dauerhaft als möglich hergestellt und hat natürlich nur drei Wände, während die vierte Seite zum Einflusse der Bäche von Regenwasser offen bleiben muß. Die Anlage eines solchen Dammes oder künstlichen Teiches kostet etwa 2 Mark pro Fuß. So lange derselbe noch nicht fertig ist, bleibt der Boer in seinem Wagen wohnen; erst später denkt er daran, aus Backsteinen, die er sich aus dem Lehmboden aussticht und mit Wasser gemengt und geformt dann in der Sonne trocknet, ein Häuschen sich aufzubauen, das er mit einem Grasdache deckt. Dasselbe hat selten mehr als zwei oder drei Zimmer und gewöhnlich nur Ein Schlafzimmer für die ganze Familie. Nur Papa und Mama haben in der Regel Bettstellen für sich; die Kinder schlafen meist auf dem Boden auf Fellen und Karrossen, wie die Kaffern und Hottentotten. Das Acker- und Gartenland neben dem Farmhäuschen ist stets entweder von einer Mauer oder von lebendigen Hecken, gewöhnlich von dichtstehenden Feigenbäumen, umgeben und enthält einige kleine Felder von Mais, Gerste, Hafer, Weizen und Roggen, Küchengewächse und einen Garten mit Weinstöcken und Pfirsichbäumen, letztere oft in sehr großer Anzahl. Zur Zeit der Blüthe müssen diese Pfirsichwäldchen einen herrlichen Anblick gewähren. Diese kleinen, künstlich bewässerten Oasen mit ihrem Baumgrün, ihrem Quellengemurmel und Vogelgesang, durchzogen von kleinen künstlichen Wassercanälen, machen auf den durch die weite öde Steppe ziehenden Wanderer immer einen sehr lieblichen Eindruck, der noch viel schöner sein könnte, wenn die phlegmatischen Boers sich mehr auf Baumpflanzungen und Blumenzucht legen wollten. (Ernst von Weber, Vier Jahre in Afrika I, S. 196 bis 198.)

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 13, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band XXXIV. № 14.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
Begründet von Karl Andree.
In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von
Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1878.

Edouard André's Reisen im nordwestlichen Südamerika 1875 bis 1876.

IV.

Nachdem sich André mit Widerstreben von dem großartigen Schauspiele des Tequendama-Falles losgerissen, schlug er eine südwestliche Richtung ein, welche ihn über die Höhe Paramo de San Fortunato nach Fusagasugá bringen sollte [1]). Letztere war ihm schon seit lange durch die Sammlungen bekannt, welche mehrere hervorragende Naturforscher, wie Hartweg, Linden, Goudot, Lindig und Triana, dort gemacht hatten. Anfangs führte der Weg noch über ebenes Land und wand sich dann in langen Schlangenwindungen am Gebirge hinauf. Die Reisenden hatten sich für den Fall vorgesehen, wenn auch nicht in demselben Umfange, wie es jeder Bogotaner bei einer Reise über den Paramo thut. Außer großen Lederhosen (zamarros) und der ruana, welche dem peruanischen Poncho entspricht und allgemein aus einem Stück Zeug mit einem Loche in der Mitte, durch welches man den Kopf steckt, besteht, führt ein solcher ein Tuch mit sich, um das Gesicht und namentlich die Lippen gegen Kälte und Staub zu schützen. Auf dem Filzhute trägt er die fonda, ein Gummituch, von welchem der Regen abläuft, und vor sich auf dem Sattel, zusammengerollt und festgeschnallt, den bayeton zum Schutze gegen Regen und nächtliche Kälte. Außerdem ladet er dem Lastthiere meist noch einen Reisesack (almofrez) auf, welcher sein kleines Gepäck und Mundvorrath enthält. Dieser ganze, für einen Columbier von Stand unerläßliche Apparat ist natürlich für einen reisenden Naturforscher überaus unbequem.

André hatte statt der Lederhosen und Alpargatos hohe Reiterstiefel angelegt, in welchen er sich weder vor Wasser, noch vor Schlangenbissen oder Temperaturwechsel zu fürchten brauchte. Dazu kam eine europäische Tuchweste mit zahlreichen Taschen, um rasch allerlei gesammelte Gegenstände hineinstecken zu können, ein weites Hemde, ein Tuch um den Hals, ein großer Filzhut und bei Regenwetter die Ruana, welche jeder Bewegung hinderlich ist. Auch die landesüblichen kupfernen Steigbügel in Schuhform, welche den Fuß so gut gegen Felsen und Wurzeln schützen, und die großen amerikanischen Sporen adoptirte André; denn seine mitgebrachten europäischen Sporen waren schon nach wenigen Stunden verbogen. Mit aller Kraft muß der Reiter sein Thier antreiben können, wenn es im Schlamm versinkt, wenn ein Baumstamm den Weg versperrt oder wenn es gilt, von einem Felsen zum andern zu springen, Dinge, welche täglich wohl hundert Mal vorkommen. Die Flinte hatte er auf der einen Seite um den Hals zu hängen, die Botanisirtrommel auf der andern, das Waldmesser an der Hüfte. In den Pistolenhalftern fand das Tagebuch, ein Kasten mit Instrumenten, ein Farbenkasten, ein Taschenalbum, ein geologischer Hammer, ein Revolver, einige Stücke Chocolade, Feuerzeug und Cigarren Platz, und statt der Reitpeitsche führte er einen Stock mit einer kleinen eisernen Hacke, um unbequeme Baumäste damit abzuschlagen. Hinter ihm ritt Jean Roetzli mit dem Barometer, der stets aufrecht gehalten werden mußte und die Reisenden häufig zur Verzweiflung brachte; ferner trug derselbe einen großen Zinkbehälter, in welchen sein Herr von Zeit zu Zeit das, was er gesammelt, entleerte, eine Zange zum Ergreifen von

[1]) Siehe die Karte auf Seite 277 des 32. Bandes des „Globus“.

Wald von Baumfarnen. (Nach André's Skizzen und Sammlungen.)

Schlangen, einen Schmetterlingsfänger, eine Raupenscheere, einen Beutel zur Aufnahme lebender Pflanzen und außerdem Flinte und Säbel. Sechs anscheinend gute und rüstige Lastthiere waren mit dem Zelte, Conservebüchsen, Hängematten, Zink- und Holzkästen, Blech und Zinn zum Löthen, einigen Kleidern, Mosquitonetzen und allen Sammlungen beladen, mit letzteren aber nur so lange, bis ein Platz erreicht war, von wo man sie nach der Küste und von da nach Europa schicken konnte. Fritz von Scherff, der als Tourist reiste, war weniger beladen und bedurfte von den sechs Thieren nur eines. Solches war die mit großer Sorgfalt zusammengestellte Ausrüstung unserer Expedition, welche in ihrem Enthusiasmus damit bis Quito zu gelangen vermeinte, ohne ein einziges Thier einzubüßen. Allein es sollte bald anders kommen.

Schon an der boca del monte begannen die Widerwärtigkeiten. Der Weg führte über Abhänge, welche durch den Regen aufgeweicht und schlüpferig gemacht waren. Ein dichter kalter Nebel hüllte die ganze Gegend ein und vermehrte die Schwierigkeit des Fortkommens. Stunden lang mußten die Reisenden die sonderbarsten Balancirkunststücke vollführen, während die Maulthiere unaufhörlich in den Koth einsanken und unter ihrer Last niederstürzten. Unweit des höchsten Punktes des Paramo liegt eine Art Haltepunkt, ein ziemlich großer, flacher Rasenplatz, bezeichnender Weise Contadero genannt, weil dort nach vollendetem Aufstieg, mag der Reisezug von Norden oder von Süden kommen, Menschen und Thiere gezählt werden. Nicht selten fehlen welche beim Appell; denn Niemand kann sich, nach einem Sprichworte, rühmen, diesen Gipfel ohne naß geworden zu sein, überschritten zu haben, und die Sümpfe fordern unablässig ihre Opfer.

Aechmea columnaris. (Längs- und Querschnitt des Fruchtknotens. Eine ganze Blüthe. Fruchtzweig.)

Jetzt sahen die Reisenden die ersten Absätze einer Stiege von 2300 Meter Höhe, auf welcher sie nach Fusagasugá hinunterzusteigen hatten. Anfangs ging alles gut; aber noch war keine Stunde vergangen, als das Geschrei der Peone: „Caballeros, cuidado! el camino de palos!" (Achtung, ihr Herren! der Weg aus Baumstämmen) eine besonders schwierige Stelle verkündete. Es war ein Abhang von 35 bis 45° Neigung, welcher aus schlüpfrigem Thon und durch den Regen aufgeweichtem Torfe und schwarzem Humus bestand; dazwischen hier und da eine horizontale Stelle mit schwankendem Untergrunde. Hier wäre jede Passage vollkommen unmöglich, wenn nicht die Eingeborenen — der Staat thut nichts dergleichen — Baumstämme gefällt und sie einen neben den anderen quer über den im Zickzack verlaufenden Weg gelegt hätten. So entsteht eine halbwegs brauchbare Passage, vorausgesetzt, daß sie erst unlängst hergestellt worden ist. Denn man verwendet dazu keine Stämme von Bäumen, sondern von baumartigen Farnen aus dem nahen Walde, was einen sonderbaren Anblick gewährt. Es sind große Säulenschäfte, schwarz, runzelig, behaart, geringelt durch die Spuren, welche die abgefallenen Blätter hinterlassen haben; ab und zu hatte ein Stamm noch Leben und ließ zur Seite der merkwürdigen Dielung lustig sein zierliches Laub aufschießen. Diese Wegebesserung ist ganz ausreichend, so lange die Stämme neben einander liegen bleiben; aber solcher Zustand dauert nur ein paar Tage, worauf durch die Fußtritte der Maulthiere und den aufweichenden Regen die Treppe ihren Zusammenhang verliert und einem wirr durch einander geworfenen Holzstoße oder einer Riesentreppe, deren Stufen ein Erdbeben aus einander gerissen hat, gleicht. Und dieser schreckliche Weg zieht sich einige Kilometer lang hin. Ohne Unterlaß stürzten André's Thiere zu Boden, so daß sie triefend und kothbedeckt unten anlangten und den großen Wald baumartiger Farne betraten. Derselbe bot aber einen Anblick dar, welcher die ausgestandenen Mühen vergessen ließ. In bläulichem Nebel, welcher an die Stelle des Regens getreten war, zeigten sich Tausende jener herrlichen unvergleichlich zierlichen Gewächse mit ihren Federkronen, die denen von Palmen glichen. Es waren wirkliche Bäume von 10 bis 15 Meter Höhe, die aus einem Teppiche von Kryptogamen emporwuchsen. André zählte zwölf verschiedene Arten von Farnen und glaubt, daß damit die Zahl der in der That dort vorhandenen noch keineswegs erschöpft ist.

Nachdem er mehrere Stunden durch diesen zauberhaften Wald geritten war, vollzog sich ein Wechsel in der Vege-

tation: durch vermehrten Glanz und Mannigfaltigkeit zeigte sie die Nähe der Terra Caliente an, und die Farne verschwanden von nun an im Dunkel des Unterholzes. Bald darauf brach ein Ungewitter los, welches in kurzer Zeit die Reisenden völlig durchnäßte und die Bäche zu mächtigen Flüssen anschwellen ließ. Auf Stufen, die in den Sandstein gehauen waren, stiegen sie mühselig in die tiefe Schlucht Barro Blanco hinab. In dem sintfluthartigen Regen und bei anbrechender Nacht hatten sie ihre Peone und Maulthiere verloren und mußten fürchten, daß denselben ein schlimmeres Unglück zugestoßen sei. Dazu plagte sie der Hunger, und vergebens baten sie in einer Ansiedelung, Aguadita genannt, um etwas Nahrung. Ohne Essen, ohne Führer, in voller Nacht, bei jedem Schritte ausgleitend und ihre müden Thiere am Zaume hinter sich her ziehend, mußten sie also Fusagasugá zu erreichen suchen. Anderthalb Stunden dauerte dieser unheimliche Nachtmarsch, ehe sich die ersten Lichter des Ortes zeigten. Bald darauf hatten sie auch Unterkunft in einem alten Stalle gefunden, und zwei Stunden später hatten sie auch die Freude, ihre Peone und Lastthiere zwar mit Koth bedeckt, aber gesund und heil ankommen zu sehen.

Eine strahlende Sonne beleuchtete am folgenden Morgen Fusagasugá und seine reizende Umgebung. Das Thermometer zeigte 16 Grad und stieg bald auf 20, die mittlere Temperatur des Ortes. Vor den Blicken André's lag eine weite, nach Südwesten geneigte Ebene, von einer doppelten Reihe von Berggipfeln umringt, einst das Bett eines Sees, bis sein Inhalt sich in Folge eines Dammbruches in den Magdalena ergoß. Selbst dem oberflächlichsten Beobachter müssen die Spuren einer gewaltigen Ueberschwemmung in die Augen fallen.

Die Brücke von Icononzo. (Nach André's Skizze.)

So schön die Stadt oder besser das große Dorf Fusagasugá an dem bewaldeten Abhange der Cordillere daliegt und so herrlich die von dort sich bietende Rundschau ist, so häßlich ist es im Innern. Eine verfallene Kirche mit wackeliger Treppe, eine einzige, hier und da mit runden Kieseln bepflasterte Straße, Häuser aus Holz und Lehm, deren jedes eine tienda (Laden) mit der denkbar dürftigsten Ausstattung enthält, das ist alles. Aber bei den Eingeborenen hat sich bis heute das Gedächtniß an eine berühmte Schlacht erhalten, in welcher der Kazike Saguanmachica von Bogotá den Häuptling der Tunja-Indianer blutig auf das Haupt schlug. Culturhistorisch wichtiger ist jedenfalls eine zweite geschichtliche Erinnerung aus den Zeiten Belalcázar's und Quesada's: auf dem Wege über Fusagasugá wurden die ersten Schweine nach der Hochebene von Bogotá gebracht und gaben dem Lande ein neues Nahrungsmittel.

André verweilte hier, in diesem Paradiese der Faulheit und des Schmutzes, in dessen Umgebung manche Bogotaner Familien Haciendas besitzen und den Sommer verleben, zwei Tage, sammelte lebende Baumfarne, Vögel, Insecten, Mollusken, viele Schlangen, von welchen die Ebene wimmelt, prächtige Orchideen u. s. w. und machte eine Reihe von thermometrischen und barometrischen Beobachtungen, als deren Resultat sich die Höhe des Orts zu 1807 Meter

Jean Noetzli wird in die Schlucht des Sumapaz hinabgelassen. (Nach einer Zeichnung André's.)

ergab. Ehe er aber seine Reise nach Westen fortsetzte, unternahm er am 7. Februar einen Abstecher südwestlich nach Pandi, wohin ihn ein indianischer Zeichenfelsen und die natürliche Brücke von Icononzo lockten. Die Entfernung dorthin beträgt noch nicht 50 Kilometer, aber der Ritt nimmt doch fast einen vollen Tag in Anspruch. Denn der Weg steigt und senkt sich fortwährend nach bekannter amerikanischer Weise, der es widerstrebt, eine Anhöhe zu umgehen. Anfangs freilich führt er über die mit Rollsteinen bedeckte Ebene hin, wo die zahlreichen Holzgatter, welche das Vieh am Entweichen verhindern sollen, das Vorwärtskommen in lästiger Weise hindern. Dann wurde der Rio Cuja durchfuhrtet, hinter welchem das Terrain bewegter wird; bis Pandi wechseln sich nun Berge und Schluchten ohne Unterlaß ab. Unterwegs trifft man nur ein einziges Dorf von Strohhütten, Arbelacz, wo einige Hundert Menschen wohnen. Dort hatten sie einen sonderbaren Anblick. Auf der Mitte des Platzes hing von einem großen Ficus-Baume ein Mensch herab, dessen Hände an einen Ast gebunden waren. Eine Schaar Weiber umstand ihn, gesticulirte heftig und schimpfte in wenig gewählten Ausdrücken auf den Unglücklichen, dessen bleiches Gesicht das Nahen einer Ohnmacht verkündete. Auf André's Frage hieß es einfach, der Mensch habe gestohlen und werde so lange dort hängen, bis er gestände, wo er das geraubte Vieh gelassen habe. Jedenfalls eine eigenthümliche Art der Folter und Lynchjustiz!

Der Zeichenfelsen von Pandi. (Nach Zeichnungen der Herren v. Scherf und André.)

Gleich hinter dem Dorfe senkte sich der Pfad in die Quebrada de Honda (1643 Meter hoch) hinab. Dort wuchs auf den Bäumen und erratischen Blöcken eine Pflanze, die André, wie er sagt, nie aus dem Gedächtnisse entschwinden wird, eine große Bromeliacee mit meterlangen Blättern, von denen zwei Drittel blutroth gefärbt sind. Aus deren Mitte erhebt sich ein riesiger, $2^1/_2$ Meter hoher, runder und mit goldgelben Fruchtknoten bedeckter Stiel. Es war eine neue Species, wie er sich nach seiner Rückkehr nach Europa überzeugte; sie wird den Namen Aechmea columnaris, Ed. And. führen.

Um $4^1/_2$ Uhr Abends hatten sie Pandi (auch Tumbia oder Mercadillo genannt, 1000 Meter hoch), das an einem Ausläufer der östlichen Cordillere liegt, erreicht. Noch am selben Tage aber ritten sie in 25 Minuten zu der berühmten Brücke von Icononzo, welche Humboldt so herrlich beschrieben und der Baron Gros genau studirt hat. Nähert man sich der Stelle, so mag man kaum glauben, daß hier ein solches Naturwunder existirt. Steil senkt sich der Pfad über runde Sandsteinblöcke und zwischen spärlichen Bäumen zu einem Absatze hinab, auf welchen eine Brücke von Holz folgt. Sie ist mit Erde und Gras bedeckt und gleicht allen übrigen im Lande, nur daß ein paar wurmstichige Stangen ihr als Geländer dienen. Den Fluß, der unter ihr fließt, merkt man wohl, aber man sieht ihn nicht. Jenseits steigt der Weg wieder steil durch üppige Vegetation empor. Aber nun trete man auf die Brücke und biege sich vorsichtig über das östliche Geländer: vor Schrecken fährt man zurück. Unter einem öffnet sich ein schwarzer Abgrund mit senkrechten Wänden, in welchem 300 Fuß tiefer der Rio Sumapaz

als weißes Band schäumend dahinfließt. Hat sich das Auge erst an das Halbdunkel gewöhnt, so sieht es von Zeit zu Zeit über den Wellen wie Pfeile hinschießen, und das Ohr vernimmt kreischendes Geschrei. Das sind guapacos, welche fast wie Nachtvögel dort unten in den Spalten des Gesteins hausen. Sechs Meter unter dieser Brücke liegt der große Steinblock, der breiter ist, als das Flußbett, und deshalb beide Wände mit einander verbindet.

Am nächsten Morgen litt André an Wechselfieber und vermochte deshalb seinen Plan, sich an Lederstricken in die Schlucht hinabzulassen, nicht auszuführen, so daß Jean Noetzli an seiner Statt das Wagstück unternahm. Mit einem Sack, einer Flinte, einem Hammer und einem Messer beladen wurde er, an vier ledernen Riemen hängend, unter zahlreichem Zulaufe des Volkes von zehn kräftigen Männern in die Schlucht hinabgelassen. So entdeckte er zunächst, daß der mächtige quer über der Schlucht liegende Steinblock nicht, wie es von oben gesehen den Anschein hat, durchweg aus Sandstein besteht, sondern daß das Schiefergestein ununterbrochen von einem Ufer zum andern sich fortsetzt, und daß der Sandsteinblock auf dieser natürlichen Brücke ruht. Die Sandstein- und Schieferschichten, sieben an der Zahl von der Brücke an, deren Höhe André zu 836 Meter bestimmt hatte, wurden darauf ihrer Dicke nach gemessen. In einer Höhe von 30 Meter zeigte sich eine Grotte in Schiefer, worin guapacos nisteten, um deren Fang es sich jetzt handelte. Alle Wände waren mit ihren Nestern dicht bedeckt. Zehn Meter tiefer bildet eine vorspringende Schieferplatte den Boden einer zweiten Höhle. Trotz des Geschreies der Vögel untersuchte Jean alle beide und fing einen derselben lebendig; auch gelang es ihm, ein Nest mit drei Eiern zu erlangen. Dann wurde er weiter hinabgelassen; aber hier traten Umstände ein, welche seine ohnehin schwierige Lage gefährlich machten. Die Schieferplatte hatte einen Vorsprung, wodurch Jean verdeckt wurde und von oben nicht mehr gesehen werden konnte; und hier wurde er von Tausenden von Guapacos erbittert angegriffen, und mußte sich mit seinem Machete wehren. Zwar rief er, daß man ihn hinaufziehen solle; aber vor dem Brausen des Flusses und dem Geschrei der Menge verhallte seine Stimme ungehört, und stetig wurde er weiter hinabgelassen. Schon war er nahe dem brausenden Wasser, als man seine gefährliche Lage erkannte und unter dem Beifalle der Menge heraufzog. — Am folgenden Tage vervollständigte André selbst die Beobachtungen seines Dieners, indem er sich selbst nochmals hinabließ, wenn auch nicht bis zur ganzen Tiefe, und es gelang ihm, alle gewünschten Dimensionen dieses riesigen, vom Wasser ausgewaschenen Felscanals festzustellen. Ein langes Attest des Alcaden von Pandi constatirte in pomphaften Phrasen diese erste derartige Unternehmung.

Zum Beschlusse besuchte André den bemalten Stein von Pandi, etwa 1 Kilometer davon entfernt, welchen wir abbilden. Wenn er aber in diesen Zeichen die Schilderung jener gewaltigen Ueberschwemmung und Sintfluth, welche einst in Folge eines Dammbruches den etwa 10 Kilometer großen westlich gelegenen See von Sumapaz entleerte, zu erblicken vermeint, so sind das Träumereien ohne reelle Basis. Wir wissen durch Richard André's „Ethnographische Parallelen und Vergleiche", daß sich solche „Petroglyphen" überall auf Erden wiederholen und daß sie meist nichts sind, als müßiger Zeitvertreib und die ersten Kunstleistungen primitiver Völker.

Am 10. Februar Abends waren die Reisenden wieder in Pandi angelangt, um von dort die angesammelten naturhistorischen Schätze nach Europa zu senden.

Zur Ethnographie der Donauländer.

Von Heinrich Kiepert.

Ethnographie von Ungarn von Paul Hunfalvy mit Zustimmung des Autors ins Deutsche übertragen von Prof. J. H. Schwicker, Budapest 1877, Verlag des Franklin-Vereins, XVI und 446 Seiten [1]).
Römer und Romanen in den Donauländern. Historisch-ethnographische Studien von Dr. Julius Jung, Privatdocenten der Geschichte an der Universität Innsbruck. Das. 1877. Wagnersche Univer.-Buchh. XLIV u. 315 S. (leider ohne Register).

Die zwei genannten Werke, so verschiedenartig sie sich nach Inhalt, Plan und Methode der Forschung erweisen, berühren sich doch in einzelnen Partien ihres Gegenstandes so nahe, daß es uns angemessen erschien, ihre Besprechung zu vereinigen und über einzelne der am meisten streitigen Punkte unsere eigene motivirte Ansicht darzulegen. Insofern ein namhafter Theil der ethnographischen Wissenschaft auf historischer und sprachlicher, auf ältere Zeiträume bezüglicher Forschung beruht, wird es auch einer zukünftigen Generation von Gelehrten an solchen mitunter nur allzuwenig Hoffnung auf Lösung gewährenden Streitfragen auf diesem großen und wichtigen centraleuropäischen Gebiete nicht fehlen. Denn nicht allein die untere oder östliche Hälfte jenes reichen Stromgebietes des größten echt europäischen Flusses, welche sich aus der Knechtschaft eines halbtausendjährigen Barbarenthums bis heute nicht ganz hat losringen können, hat den völligen Untergang des weitgrößten Theils seiner antiken Bevölkerungen, wie sie während der friedlichen Jahrhunderte römischer Herrschaft doch schon einen gewissen Grad von Civilisation erreicht hatten, zu beklagen, und nicht die dort bis vor Kurzem herrschende Barbarei allein setzte dem europäischen Forschungstriebe Hindernisse entgegen. Auch in der obern Westhälfte des Donaugebietes, die entweder als deutsch gewordenes Land oder doch durch deutschen Einfluß schon längst der abendländischen Cultur erschlossen ist, hat gerade die durch die Nähe Italiens gesteigerte Energie der Römerherrschaft schon der frühern Kaiserzeit die ureinwohnenden Völkerstämme am tiefsten umgestaltet und haben dann die Einwanderungen germanischer, slavischer, finnischer Stämme — ganz abgesehen von den nur zerstörenden aber nichts neues schaffenden Raubzügen der Hunnen, Awaren, Bulgaren — das Werk der Umformung zu den jetzt beste-

[1]) Davon enthalten die 68 letzten Seiten hinter einander folgend die 699 literarischen und kritischen Noten: eine überaus unbequeme und dem Leser unnütz Zeit raubende Einrichtung, zu der leider Humboldt's Kosmos das böse Beispiel gegeben, mit der wir uns aber ebensowenig befreunden können, als mit der gegen den sonst eleganten Druck des Buches unangenehm abstechenden Anwendung schlecht lesbarer Cursivschrift für die mitunter Seiten lang dem Text einverleibten Citate!

henden Völkerverhältnissen vollendet und von dem ursprünglichen kaum erkennbare Spuren zurückgelassen.

Nirgend wohl in jenem ganzen weiten Raume haben jene Kämpfe heftiger getobt, ohne doch, wie auf deutschem, südslavischem, rumänischem Boden in der Consolidation eines einigen Volksthums zu endigen, vielmehr bunt durch einander gewürfelte Völkerbruchstücke hinterlassen, als in den die Mitte des ganzen Donaugebietes einnehmenden ungarischen Ebenen und den sie zunächst umgebenden Bergländern. Aus drei, oder wenn man die weniger zahlreichen, aber durch Besitz und Bildung schwerer wiegenden Deutschen mitzählt, vier größeren Gruppen und wenigstens ebenso viel kleineren Theilen anderer Stämme, unter denen der politisch vorherrschende nicht einmal die absolute Majorität bildet, ist die unter der Herrschaft der Stephanskrone zu einem noch immer gährenden Staatswesen geeinigte Bevölkerung zusammengesetzt; über die bunte stellenweise ganz regellose geographische Vertheilung derselben belehrt schon ein flüchtiger Blick auf die bekannte ethnographische Karte des verdienten Statistikers v. Czoernig. Der zu diesem graphischen Werke gehörige erläuternde Text ist bekanntlich gerade in Betreff Ungarns unvollendet geblieben: ein Anlaß mehr für einheimische Forscher, diese Lücke auszufüllen. Der bekannte tüchtige Historiker und Philolog Paul Hunfalvy, der sich dieser Aufgabe neuerdings unterzogen hat, ist zwar, wie alle Gebildeten unter seinen Landsleuten, des Deutschen mit Zunge und Feder vollkommen mächtig, so daß er seit Kurzem auch durch Herausgabe einer deutsch geschriebenen Revüe, der „Literarischen Berichte aus Ungarn", sich ein neues Verdienst um die Verbreitung der Kunde seines Vaterlandes zu erwerben begonnen hat. Für das in Rede stehende Werk aber, statt einer der drei Weltsprachen, zwischen denen E. Renan allein die Wahl der Wiedergabe aller wissenschaftlichen Forschungen gestatten möchte, vielmehr sein nationales Idiom zu wählen, hat ihn natürlich die Rücksicht auf die Belehrung, welche vorzüglich seine Landsleute in dieser Beziehung bedürfen, bewogen. Diese Accommodation an ein vielfach noch in den Elementen historischer Bildung stehendes Publicum läßt das Buch entschieden auch in der uns vorliegenden deutschen „Bearbeitung" (als eine solche, nicht als eine „sklavische Uebersetzung" erklärt nämlich Herr Schwicker Vorr. S. XV seine Arbeit angesehen wissen zu wollen) erkennen, und bietet darum auch ganze, meist direct aus deutschen Werken entlehnte Abschnitte, deren Inhalt bei jedem deutschen oder überhaupt westlichen Leser solcher Bücher als bekannt vorausgesetzt werden kann. Durch Ausmerzung solcher überflüssigen und Zusammenziehungen der in behaglicher Breite sich ergehenden vielfachen Wiederholungen würde der Bearbeiter sich ein größeres Verdienst um die Leser erworben haben, als durch die hier und da eingefügten, nichts gerade wesentliches und neues bietenden eigenen Zusätze [1]).

So würden wir gleich die einleitenden Abschnitte aus der allgemeinen Ethnographie nach der anthropologischen wie nach der linguistischen Seite, welche von §. 1 bis 15 eigentlich nur Auszüge aus den allbekannten Schriften von Blumenbach, Retzius, W. v. Humboldt, Steinthal, Fr. Müller, O. Peschel und Anderen bringt [1]), an dieser Stelle ebenso gern entbehrt haben, wie die im Verfolg der Einzeldarstellung bei jeder Gruppe sich wiederholenden „zoologischen Charakteristiken" [2]), welche nichts enthalten, als den Zifferausdruck einiger Schädelmessungen, selbst ohne auf die übrigen charakteristischen körperlichen Merkmale in Gesichtsschnitt, Farbe der Augen, des Haares u. s. w. einzugehen. Jeden Versuch einer Charakteristik der geistigen Stammeseigenthümlichkeiten vollends würde man durch das ganze Buch vergeblich suchen.

Liegt die Stärke des Verfassers vorzugsweise auf der Seite der historischen Betrachtung, so müssen wir doch zu unserm Bedauern davon sogleich den ganzen ersten, die antike, d. h. vormagyarische Zeit enthaltenden Abschnitt (S. 18 bis 35) als den entschieden schwächsten und für deutsche Leser leicht entbehrlichen ausschließen. Gleich der Beginn: die Classification der sogenannten Stein-, Bronze- und Eisen-Periode kann dem heutigen Standpunkte der sogenannten prähistorischen Wissenschaft nach für veraltet gelten, und die darin enthaltenen wenig zahlreichen Beobachtungen betreffender Objecte aus ungarischem Gebiet werfen keinerlei Licht auf die wirklichen ethnographischen Verhältnisse des Alterthums [3]). Ebensowenig gewinnen diese aus der den weit

---

[1]) Um noch eine andere unangenehme Seite der Kritik gleich hier an der Schwelle abzuthun, möchten wir auf einen Mangel aufmerksam machen, der die deutsche Ausgabe zu ihrem großen Nachtheil durch Schuld des Bearbeiters verunziert: einmal die zahlreichen Druckfehler, besonders in den griechisch gedruckten Wörtern und Namen, aber auch Incorrectheiten, welche nicht dem Setzer zur Last fallen können und in Deutschland keinem Professor verziehen werden dürften (z. B. Disgression S. 110, Hepdomas S. 166, Paeon als „Landschaft" S. 62, Limigant-Sarmaten S. 59, Metanasta-Jazygen), wo statt des directen Rückübersetzens aus dem Magyarischen doch jedes lateinische Wörterbuch sofort die richtige Form gelehrt hätte. Dann aber könnte man einen bessern, von Austriacismen reinern Stil um so eher verlangen, als Herr Schwicker in anderen Arbeiten (z. B. öfteren Artikeln in der A. A. Z. und im Magazin f. Lit. d. Ausl.) gezeigt hat, daß er einen solchen wohl leisten kann. Wendungen des k. k. Kanzleistils wie „die genug harten Gesetze" (S. 220), „über Ermahnung der Römer" (S. 48; gemeint ist: in Folge von Aufforderung des römischen Befehlshabers), „aus dem Vorangelassenen" (S. 171, statt „Vorstehenden"), „der Kehlhauch übergeht in" (S. 407, Note 316 statt „geht über"), Ueberschriften wie die des V. Abschnittes: „Völkerankömmlinge die mit den Magyaren verschmolzen", und die wie fast in jedem österreichischen Druckwerke sich zum Ueberdruß wiederholende falsche Construction von nachdem mit dem Präsens im causalen, statt im temporalen Sinne statt da, indem (z. B. nachdem der jetzige Zustand das Product der vorangegangenen Zeiten ist; — nachdem die Sprache das geistige Besitzthum des Volkes ist; — nachdem wir ein Urtheil abgeben müssen) und Umschreibung des Conj. Imperf. durch das Hülfszeitwort würde, barbarische Wortungeheuer wie dießbezüglich und dergleichen mehr sollten doch in einem Werke wissenschaftlichen Charakters dem guten Geschmacke des Lesers erspart bleiben.

[1]) Die in §. 10 geäußerte Ansicht des Verfassers, welche den sogenannten indoeuropäischen Sprachen, bekanntlich den formell unter allen am höchsten entwickelten, nur eine höhere Potenz der sogenannten Agglutination, keine eigentliche Flexion zuschreiben und diese vielmehr ausschließlich auf die semitischen Sprachen beschränken möchte, wird wohl im Kreise seiner deutschen Fachgenossen nirgend auf Billigung zu hoffen haben!

[2]) Am ausführlichsten die der Magyaren S. 273 bis 275, dann der „ungarischen" (doch wahrscheinlich körperlich von ihren übrigen Stammgenossen nicht verschiedenen) Deutschen S. 297, der Slaven S. 333, der Rumänen S. 361, der ungarischen Juden S. 374. Was jene vereinzelten Zahlen lehren sollen, ist schwer abzusehen; begreiflich würde zumal unter der Voraussetzung der Beherrschung eines weit reichern Materials nur eine vergleichende Zusammenstellung dieser Maße unter einander und mit anderen gleichartigen Ergebnissen Schlüsse, und zwar immer noch nur höchst allgemeiner Art, über den durchschnittlichen äußern Typus zu ziehen ermöglichen.

[3]) In einzelnen Stellen dieser ersten Abschnitte ist manche offenbare Gedankenlosigkeit zu rügen, von der wir nicht wissen, ob sie schon dem eigentlichen Autor zur Last fällt, die aber dann der Bearbeiter hinwegzuräumen verpflichtet war. So werden in §. 19 die zwar nicht auf Autopsie, aber auf gleichzeitiger Berichterstattung beruhenden Angaben bei Herodot, Cäsar, Strabo ohne Weiteres in die vorhistorische Zeit eingereiht! S. 46 ist in ein und demselben Satz die Grenze des Quadenreiches im 1. Jahrh. n. Chr. als unbestimmbar und sofort darauf durch zehn ihm angeblich entsprechende heutige Comitate bezeichnet! Aus Ovid's didici getice sarmaticeque loqui wird die Gleichheit beider Sprachen gefolgert, als ob que „oder"

größten Theil des Abschnittes *römische* Periode (§. 20 bis 23) einnehmenden in großer Breite und etwas naiver Darstellung wiedergegebenen *politischen* Geschichte der Kaiserzeit, wogegen man vergeblich nach Aufklärungen über die socialen und ethnischen Zustände der römischen Provinzen Pannonien und Dacien sucht. Wenn das Material dafür nicht bei den bekannten Historikern des Alterthums offen zu Tage liegt, sondern an versteckten Orten, besonders in den aus der Römerzeit massenhaft erhaltenen *Inschriften* gesucht werden muß, so ist seiner bequemen Benutzung durch den genialen Fleiß und Scharfsinn Th. Mommsen's, der in den einleitenden Abschnitten der großen lateinischen Inschriftensammlung (1873) auch bereits die culturgeschichtlichen Resultate gezogen hat, und die auf neuen Funden beruhende Nachlese O. *Hirschfeld's* (1876) genügend vorgearbeitet worden, eine Umgehung dieser reichen Quelle mithin nicht zu entschuldigen [1]). Auch die folgenden Abschnitte, welche die germanisch-hunnische, die avarische Periode und die der fränkischen Herrschaft behandeln (§. 24 bis 34), bringen dem deutschen Leser, der die darin zu Grunde gelegten Werke Dümmler's und Büdinger's kennt, nichts Neues, wie das allerdings für magyarische Leser der Fall sein mag. Doch wollen wir nicht übergehen, was aus eigener Forschung des Autors hervorgegangen scheint, das in §. 32 richtig hervorgehobene Verhältniß der auf später ungarischem Boden im 9. Jahrh. zusammentreffenden nationalen Gegensätze, der durch Activität in den Vordergrund tretenden deutschen (wesentlich bairischen) Bewohner von Städten und Flecken mit deutschen Namen zu einer an Zahl wahrscheinlich weit überwiegenden slavischen Landbevölkerung, deren Wohnorte zu unbedeutend sind, um von den Chronisten und Urkunden der Erwähnung gewürdigt zu werden.

Erfreulicher für den Wissensdurstigen ist die Beschäftigung mit dem zweiten Hauptabschnitt, der Darstellung der ethnischen Verhältnisse, wie sie sich seit der magyarischen Eroberung gestaltet haben, zunächst derjenigen dieses Hauptvolkes selbst, dem sehr natürlicher Weise allein die größere Hälfte des Raumes in nur mitunter zu redseliger und häufige Wiederholungen nicht ausschließender Weise gewidmet ist. Verfasser befindet sich hier auf seinem eigensten, historisch und sprachlich vollkommen beherrschten Arbeitsfelde, und seine Erörterungen so mancher bisher dunkeln Punkte können, namentlich von den auf diesem Gebiete nur ausnahmsweise einmal zu selbständigem Urtheile befähigten westeuropäischen Lesern, nur mit Dank entgegengenommen werden.

Zwar die ersten historischen Nachrichten über das Auftreten der *Magyaren* gehören noch zu dem Altbekannten, da sie auf längst zugänglichen Zeugnissen Fremder beruhen: dem des Arabers *Ibn-Dasta* (gegen 900), welches in Chwolson's deutscher Uebersetzung mitgetheilt wird, und dem des kaiserlichen Dilettanten von Byzanz, Konstantinos Porphyrogennetos (um 950), welches uns zugleich die einheimische Tradition über die frühere Heimath des ungarischen Volkes aufbewahrt hat. Für die darin enthaltenen topographischen Daten bleibt Verfasser bei des seligen Hammer-Purgstall Erklärungen stehen: die letzte, auch dem Araber bekannt gewesene Station des Volkes vor dem Eindringen in die Donauländer ist der Landstrich im Norden des Schwarzen Meeres am *Dnjepr* oder, wie er dort mit alttürkischem Namen genannt wird, dem *Uzu*, die weiter nach Nordosten zurückliegende ältere im Lande *Lebedia* wird vom byzantinischen Autor richtig durch den Fluß *Chidmas*, d. i. den Kilmas bei Wjätka, bezeichnet. Ein klareres Licht gewinnen nun aber diese Angaben durch die Bestätigung, welche unser moderner Autor auch jetzt noch nach Verlauf eines vollen Jahrtausends aus dem Zeugnisse des ältesten und trotz aller erklärlicher fremder Beimischung nationalsten Besitze seines Volkes, aus der Sprache, zu gewinnen weiß: dieses führt ihn mit völliger Sicherheit noch nördlicher hinauf am Ural zu den dialektisch nächstverwandten Stämmen der *Permier*, *Syrjänen* und *Wogulen*. Allerdings war auch hier das entscheidende Resultat von Untersuchungen aus dem Gebiete einer noch so jungen Disciplin, wie die vergleichende Sprachwissenschaft ist, dem Autor durch zwei Vorgänger vorweggenommen, deren persönlicher Muth, unter den für den Culturmenschen größten Opfern in der unwirthlichsten Umgebung unter jenen rohen Naturvölkern selbst das erforderliche sprachliche Material zu sammeln, nicht genug anerkannt werden kann. Es sind der Ungar *Reguly* (1844) und der entferntere Stammgenosse aus dem früher schwedischen Finnland, Prof. *Ahlqvist* (1858), die auch schon aus aufmerksamer Vergleichung sowohl der grammatischen Formen als des Wortschatzes den überzeugenden Beweis für das einstige Verweilen der Vorfahren der heutigen Magyaren in jenen Gegenden geführt haben. Ueber ihre allgemeinen Ergebnisse geht nun aber Hunfalvy hinaus, indem er, derselben Methode folgend, welche schon vor längerer Zeit Pictet, A. Kuhn und Andere so glücklich auf die Urzeiten der arischen Völker angewendet haben, das als allen Stämmen gemeinsam oder andererseits als Entlehnung sich erweisende Sprachgut selbst benutzt, um daraus Schlüsse auf den Culturzustand vor und nach der Trennung jener Stämme zu ziehen. Als gemeinsam erweisen sich zunächst, außer einem sehr beschränkten Kreise religiöser Vorstellungen, die sich meist auf die Ideen von Segen und Fluch, auf Zauberkräfte um dieselben herbeizuziehen und dergleichen beschränken, aber noch keine reich entwickelte Mythologie, wie bei den westfinnischen Völkern, kennen, zunächst nur die überaus zahlreichen Ausdrücke, welche auf die auf jenem rauhen Boden naturgemäßen Beschäftigungen des Menschen, Jagd und Fischerei, Bezug haben; sodann aber auch eine ziemliche Anzahl, welche eine über die Anfangsstadien bereits hinausgeschrittene Civilisation beweisen, wie das Wohnen in Häusern, sogar in zusammengebauten Dörfern, die Kenntniß des Spinnens, Webens, Stickens und der Benutzung der in den uralischen Berglandschaften häufigen Metalle, Gold, Silber, Kupfer, Zinn, Blei, aber auch schon des Eisens, wie denn auch für *eine* Waffe, das *Schwert*, die Ausdrücke in den verwandten Dialekten übereinstimmen. Von Hausthieren sind dagegen für jene älteste Periode nur Pferd und Hund sicher zu erweisen, während sie schon für Schaf und Rind, in Folge erst späterer Bekanntschaft mit denselben, auseinandergehen. Aus dem auffallenden Fehlen des den übrigen ostfinnischen Stämmen gemeinsamen Wortes für *Meer* im Magyarischen und dessen Ersatz durch ein ursprünglich türkisches (tengiz, westtürk. deniz, magyar. tenger) wird mit Recht der Schluß auf die Lage der besondern Ursitze der Ungarn unter ihren Stammgenossen, am weitesten südlich und an der Grenze der türkischen Stämme gezogen; eben dahin weisen die übrigen in §. 41 nachgewiesenen

bedeutete! S. 50 werden eine Anzahl Zuflüsse der Save aus *Strabo*, bei dem die Namen gar nicht vorkommen (statt aus Plinius und Ptolemäus) citirt! Auch daß bei Erwähnung der Reisen des Pytheas als letzte benutzte Arbeit über diesen griechischen Erdforscher die von *Fuhr* aus dem Jahre 1835 und C. *Ritter's* betreffender Passus in den nach seinem Tode 1861 veröffentlichten Vorlesungen angeführt, dagegen Bessel (1858) und besonders die epochemachende Untersuchung *Müllenhoff's* (im 1. Bd. der Deutschen Altertumskunde, 1870) ganz ignorirt werden, zeugt doch wenigstens von einer überaus unzureichenden Beherrschung des vorhandenen Materials.

[1]) Mommsen's Werk wird zwar S. 56 citirt, daß es aber nicht gründlich benutzt ist, zeigt z. B. die Wiederholung eines alten, darin widerlegten Irrthums, der Gleichstellung des alten Aguntum mit dem heutigen Innichen, S. 51.

sprachlichen Einflüsse türkischer Wörter im Magyarischen, insofern sie die später erlangte Bekanntschaft mit den meisten Hausthieren, den im hohen Norden nicht wohnenden größeren Raubthieren, den Getreide- und Obstarten und den Geräthschaften des Ackerbaues und der Hauswirthschaft erweisen.

Einen weit größern Antheil ihres heutigen Wortvorrathes haben die Ungarn dagegen den Slaven und zwar speciell (wie die erste Autorität auf diesem Sprachgebiete, der Slovene Miklosich, aus den besonderen Wortformen bewiesen hat) dem in der Gegenwart auf den kleinen Rest ihres alten Terrains in der Krain zurückgedrängten Stamm der Slowenen zu verdanken, da sie das von diesen früher in weitem Umfange an der mittlern Donau besetzte Gebiet sich unterwarfen. Es gehören dahin sehr viele Namen von der neuen Heimath angehörigen Thieren und Pflanzen, ferner die meisten auf Ackerbau, Handwerk, Wohnung, Kleidung, Speise, Maß und Münzen bezüglichen Ausdrücke, endlich in geistiger Beziehung alle Ausdrücke politischer und religiöser Ideen.

Die sogenannte nationale Tradition über die magyarische Urgeschichte, wie sie bei drei erst dem 13. und 14. Jahrhundert angehörigen Chronisten, Keza, Marcus, Johann v. Thurocz, erhalten ist[1]), und zwar in demselben weitschweifigen und gegen die lakonische Kürze der Behandlung der folgenden Jahrhunderte abstechenden Mißverhältniß, welches die ähnlichen sogenannten Mythhistorien anderer Völker aufweisen[2]), mit ihrer gänzlichen Ignorirung aller Chronologie und namentlich des in den Donauländern thatsächlich bestandenen Avarenreiches und ihrem directen Anknüpfen an die angeblichen hunnischen Vorfahren enthält auch nicht einen Punkt von historischer Glaubwürdigkeit[3]); ein neues Verdienst Hunfalvy's ist aber der Nachweis, daß ihre auffallende Uebereinstimmung unter einander auf Benutzung ein und derselben deutschen Quelle beruht, welche ein praktisches Interesse an der Aufnahme der germanischen Sagen aus der Zeit der Völkerwanderung und des Eingreifens der hunnischen Eroberer des 5. Jahrhunderts hatte. Es ist wahrscheinlich kein anderer, als der in Ausbreitung seiner geistlichen Herrschaft überaus eifrige Bischof Piligrim von Passau, der gegenüber der Rivalität seines Salzburger Collegen bei der Neueröffnung Ungarns für das abendländische Christenthum im 11. Jahrhunderte die alten Ansprüche seines Sprengels auf das ehemalige Hunnia nicht wollte verloren gehen lassen, dem wir die Zusammenschmiedung jener angeblichen alten Traditionen verdanken.

Es folgt sodann wieder ein Abschnitt (IV. Christenthum und Königthum bei den Magyaren, §. 46 bis 50), dessen Inhalt ethnographischen Zwecken völlig fremdartig ist, und dessen sehr gedehnte Erörterungen über die Ursachen der Kirchenspaltung zwischen Rom und Konstantinopel, über die Unechtheit der pseudoisidorischen Decretalen und dergleichen keinem deutschen Leser etwas nicht längst Gewußtes bringen. Schwer ist es auch, die rechte Stellung im Verfolge des ethnographischen Zusammenhanges für solche in der Folge gänzlich verschollene Volkstheile zu gewinnen, wie es die im Mittelalter im ganzen Lande zerstreuten, doch auch hier und da als Ackerbauer in Dorfschaften zusammenlebenden sogenannten Ismaeliten (d. i. Mohammedaner) gewesen sein müssen, in denen der Verfasser Reste ausgewanderter Chazaren und Bulgaren sieht, die erst durch den erzwungenen Uebertritt zum Christenthum seit dem 13. Jahrhundert sich in der übrigen Volksmasse aufgelöst haben. Der folgende Abschnitt, welcher die verschiedenen Einwanderungen anderer, aber mit den Magyaren entfernter verwandten Stämme („Völkerankömmlinge", wie sich der Uebersetzer wunderlich ausdrückt) behandelt, hat es ebenfalls nur mit vorübergegangenen Phasen der Volksgeschichte zu thun, welche in der Neuzeit nichts als bedeutungslose Namen zurückgelassen haben, während die ursprünglichen Träger derselben, wenn sie auch Jahrhunderte lang als Fremdlinge angesehen, von besonderen nationalen Vorstehern (sogenannten Ispanen) verwaltet wurden, längst in der großen Masse des herrschenden Volkes aufgegangen sind. Dahin gehören die seit der zweiten Hälfte des 11. Jahrhunderts im Lande zerstreut erscheinenden Petschenegen, deren Name, magyar. Besenyö, slav. Besenowo, noch jetzt an manchen Ortschaften des nördlichen und westlichen Ungarns haftet[1]). Dann ihre Besieger in den östlichen Flachländern, die türkischen und gleichfalls heidnischen Kumanen (magyar. Kún, Plur. Kúnok), welche seit Anfang des 12. Jahrhunderts von der südöstlichen Grenze Siebenbürgens her eindringen, zugleich aber auch über die Karpaten von N.-O. her, unter einem andern Namen, den sie von den slavischen Nachbaren erhalten hatten (Polówtzy, magyar. Palócz), sich Wohnsitze in den nördlichen gebirgigen Comitaten Borsod, Heves, Neograd, Gömör erzwingen. Die Chroniken des 13. Jahrhunderts sind voll von den Räubereien, die das ebene Land Ungarns von ihrem nomadischen Treiben zu leiden hatte; erst nach den ferneren Verwüstungen desselben durch die Mongolen in den Jahren 1241 bis 1242 wurde der Versuch gewagt, sie durch feste Ansiedelung in besonderen Districten und politische Privilegien auch dem Christenthum zu gewinnen, was bis zu schließlichem Gelingen immer noch über ein Jahrhundert erforderte. Als eine Unterabtheilung der Kumanen (so in Urkunden noch des 16. und 17. Jahrhunderts bezeichnet und durch sprachliche Merkmale bestätigt) werden ferner die sogenannten Jazygier (magyar. Jász, Plur. Jászok, d. i. Bogenschützen, in latein. Urk. Jassones) bezeichnet, und die mißbräuchliche Antikisirung dieses Namens für ein Volk, welches mit den Jazygen des römischen Alterthums nur zufällig einen Theil der Wohnsitze gemein hat, auf Rechnung philologischer Gelehrsamkeit der Zeit des Mathias Corvinus (15. Jahrh.) geschrieben[2]). Gleichfalls den Kumanen (dem hier als der allgemeinere geltende Namen) untergeordnet erscheint endlich

---

[1]) Natürlich wird der berüchtigte, noch von J. v. Hammer und vielen leichtgläubigen Magyaren als echt hochverehrte sogenannte Anonymus Belae regis Notarius von unserm Autor, wie von der ganzen jetzigen Kritik als eine Fälschung des 13. Jahrhunderts anerkannt.

[2]) Wie die Romane der römischen Königsgeschichte, der griechischen Heroenzeit, der Moses-Josua-Periode verglichen mit der Sterilität der beiden ersten Jahrhunderte der römischen Republik, des Zeitraumes zwischen Troja und den Olympiaden, der jüdischen Richterzeit, d. h. der thatsächlichen dürftigen Anfänge wirklicher historischer Erinnerung.

[3]) Daß der Beweis der absoluten Fabelhaftigkeit jener Erzählungen für die Landleute des Verfassers eine noch weitergehende Bedeutung hat, als für uns abendländische, einer strengern Kritik längst gewohnte Leser, denen er vielleicht überflüssig erscheinen könnte, lernen wir aus der S. 202 gegebenen Versicherung, daß heutiges Tages noch jeder Szekler (bekanntlich die im 11. Jahrhundert in Siebenbürgen angesiedelte magyarische Colonie) auf die directe Abstammung seines Volkes von den auf Attila's Befehl dort angesiedelten Hunnen zu schwören bereit ist.

[1]) Wenn es aber auch in Siebenbürgen einen gleichnamigen Ort giebt, den die dortigen Deutschen jener Zeit, als sie in den neuen Ankömmlingen türkischen Stammes echte Heiden kennen lernten, deshalb Heidendorf benannten und noch jetzt so nennen, so folgt doch unseres Erachtens daraus noch nicht, wie der Verfasser meint, daß alle vom Volke sogenannten Heidengräber gerade von jenen Petschenegen herrühren müssen; nicht wenige derselben in Siebenbürgen sind ja vielmehr weit ältern Ursprungs, aus der Römerzeit!

[2]) Noch ergötzlicher ist ein anderer Calembourg dieser in archäologischen Dingen aller Kritik entbehrenden Gelehrtenzunft, der die pila (Pfeile) jener Bogenschützen genügten, ihr den Namen Philistaei zu geben (so in einer Urkunde von 1393).

in Urkunden zuerst des 15. Jahrhunderts eine Kriegerhorde sogenannter Tataren[1]), bekanntlich außerhalb Ungarns eine sehr verbreitete Benennung türkisch redender Nomadenstämme, die aber hier schon längst keine Spuren mehr zurückgelassen hat.

In dem Schlußparagraphen über die gegenwärtigen Zustände ist von Interesse die Vergleichung der seit einem Jahrhundert nur wenige Mal wiederholten Schätzungen (von wirklichen Zählungen ist kaum zu reden), welche erst in allerjüngster Zeit ein mäßiges Anwachsen der echt magyarischen Bevölkerung deutlich erkennen lassen, während vor einem Jahrhundert der erste Gelehrte, welcher sich an einer Abschätzung der Nationalitäten versucht hatte, Kollar, bereits glaubte, das baldige gänzliche Aussterben der Magyaren in Aussicht stellen zu müssen! Immerhin hat auch die erste wirkliche, wiewohl noch keineswegs mit ausreichender Genauigkeit ausgeführte Zählung vom Jahre 1851 unter einer Gesammtzahl von 13½ Mill. Bewohnern der ungarischen Kronländer nicht viel über 5 Mill. Magyaren ergeben, die sich nach Keleti's Schätzung um 1870 auf etwa 6 Mill. vermehrt haben sollen.

Die Deutschen, die gegenwärtig schon durch ihre Zahl von nahezu zwei Millionen, noch mehr aber durch geistige Cultur, Thätigkeit, Besitz eine sehr hervorragende Stellung in diesen Ländern einnehmen, werden auch in Beziehung auf die älteren Zustände nur in das verdiente Licht gerückt, indem sie geradezu als die Civilisatoren der noch barbarischen Gesellschaft, als die eigentlichen Stadtgründer und Träger aller productiven Thätigkeit bezeichnet werden. Selbst in den am meisten echt magyarischen Tiefebenen der Theiß giebt es im Mittelalter keinen größern Wohnort ohne deutsche Bürger oder, wie sie in den Urkunden des 13., 14. Jahrhunderts gewöhnlich heißen, hospites; in dem Landstriche älterer Cultur westlich der Donau (dem alten Pannonien) finden sich schon unter König Stephan bald nach 1000 fast ganz deutsche Städte, wie Stuhlweißenburg und andere, die sich einer selbständigen, durch die Privilegien des magyarischen Adels nicht berührten Gemeindeverwaltung und Gerichtsbarkeit erfreuen, daher das natürliche Streben entfalten, ihre Nationalität möglichst unvermischt zu erhalten. Die weit größte Zahl aber meistentheils rein deutscher Städte, wiewohl der Bodenbeschaffenheit entsprechend von kleinerm Umfange, findet sich bekanntlich im gebirgigen Nordungarn, in den an mineralischen Schätzen reichen Thälern der Karpaten: ein Umstand, der gerade die von jeher im bergmännischen Fache sich auszeichnende Nation in Menge anziehen mußte, den aber der Verfasser zu unserm Befremden hervorzuheben durchaus unterlassen hat.

Das enge Zusammenhalten der im Lande wohnenden Deutschen beweist sich nirgend entschiedener, als in dem schnellen einmüthigen Ergreifen der Kirchenreformation, und so mußte nothwendig die von 1650 bis 1780 herrschende katholisirende Gegenströmung zum großen Schaden des Staates auch eine Schwächung und Verminderung des geistig bis dahin alleinherrschenden deutschen Elements zur Folge haben; Verfasser bemerkt ausdrücklich, wie viele Tausende der damals gewaltsam zurückbekehrten Deutschen im nördlichen Ungarn sich auch sofort entnationalisirt und die Sprache der Slowaken, unter denen sie wohnen, angenommen haben. Planmäßig wurde dann seit dem vorigen Jahrhundert der Einfluß des Protestantismus, so weit er sich immer noch vorzüglich durch das deutsche Element geltend machte, neutralisirt

[1]) Warum wendet der Bearbeiter S. 245 ff. stets die hundertmal berichtigte falsche Schreibart Tartaren an, während er doch S. 246 in einem magyarischen Stamme richtig tatár und S. 422 in Citaten aus latein. Urk. Tatari giebt?

durch die Seitens der österreichischen Regierung in den durch die Türkenkriege verödeten südlichen Ebenen, besonders dem erst 1706 wiedereroberten Banat angelegten Colonien. Es wurden diese Ländereien, welche bald durch den Fleiß der neuen Ansiedler zu den blühendsten des ganzen Landes zählten, zwar auch an deutsche Ansiedler vergeben, aber durchaus an katholische, meist aus dem obern Rhein- und Moselland, Franken, Tirol, zumeist aber aus dem schwäbischen Kreise, daher der Name Schwab (magyar. Sváb) für alle diese Deutschen im ungarischen Sprachgebrauche herrschend geworden ist. Die geringe Anzahl französischer Lothringer, sogar vereinzelter Italiener und Spanier, welche damals mit den Deutschen Landbesitz erhielten, ist unter denselben schon längst derart aufgegangen, daß sie deutsche Sprache und Sitte angenommen haben[1]), ja so stark erweist sich hier im Süden Ungarns — im Gegensatz zu dem Rückgang, den es im Norden erlitten hat — das Deutschthum, daß es auch das serbische und rumänische Gesinde, selbst ganze Dorftheile dieser Nationen nach und nach germanisirt hat. Gleichwohl ist schon Joseph's II. aufgeklärtes Regiment von den durch diese katholisch-deutschen Colonisten erreichten Resultaten so wenig befriedigt gewesen, daß von Neuem an eine Zuziehung gesteigerter Arbeitskräfte aus protestantischen Gegenden gedacht und solcher Zuzug auf jede Weise begünstigt wurde. Allein da diese neuesten Colonisten im mittlern Landestheile fast überall in zu geringer Anzahl unter einer überwiegend magyarischen Bevölkerung vertheilt wurden, sind sie bedauerlicherweise in weniger als einem Jahrhundert dem Deutschthum fast vollständig entfremdet worden[2]).

Ueber die siebenbürgischen Deutschen oder sogenannten Sachsen dürfen wir natürlich nach den fast erschöpfenden historischen Werken von Maurer, Teutsch, Seivert bei unserm Autor keine neuen Aufklärungen erwarten: es sei hier nur bemerkt, weil es weniger allgemein bekannt ist, daß auch in diesem südöstlichsten Colonialgebiete das deutsche Element seit den Zeiten der ersten Niederlassungen im 12. Jahrhundert, statt erhebliche Fortschritte zu machen,

[1]) Als einzige von jenen Colonisten übrig gebliebene Spuren werden eine Anzahl von Familiennamen, besonders französische, sowie ein paar Ortsnamen des Banats, wie Billet, Soultour, Charleville, genannt.

[2]) Mancher Leser, der sich für Specialitäten der ethnographischen Vertheilung, so weit sie wenigstens unsere Nation angehen, interessirt, dankt es uns vielleicht, wenn wir die aus Hunfalvy's fleißiger Arbeit über die älteren deutschen Colonien gesammelten Notizen hier übersichtlich zusammenstellen.

Sogenannte Sachsen, d. i. niederdeutsche Einwanderer, welche zunächst für die Bergwerksarbeit von den ungarischen Königen ins Land gerufen wurden, giebt es in compacten Massen in den Bergstädten Alt- und Neu-Sohl, Bries, Libethen, Karpfen, Schemnitz, Kremnitz, sowie an der siebenbürgischen Nordgrenze in Nagybanya und Felsöbanya; alsdann in den meist viel kleineren rein deutschen, privilegirten Bergstädten (manche darunter jetzt nur noch Dörfer) des Zipser Comitates, welche bereits 1204 einen Bund zu gegenseitiger Vertheidigung schlossen, 1412 zur Hälfte an Polen abgetreten werden mußten und erst 1772 als alter ungarischer Besitz wieder an Oesterreich zurückgelangten; es werden ihrer als „königliche Freistädte" jetzt bekanntlich nur noch 16 gezählt, ursprünglich soll die Zahl 24 gewesen sein, aber die mitgetheilten Listen ergeben noch einige mehr. Es sind Leutschau, Kesmark, Neudorf, Leibitz, Bela, Menhartsdorf oder Verbó, Rißdorf, Matzdorf, Völk, Michelsdorf, Kirchdrauf, Wallendorf, Eulbach (oder Bellbach), Georgenberg, Deutschendorf, Densdorf (eigentlich Dionysdorf), Odorin, Palmsdorf, Spernsdorf, Donnerstmarkt, Kapsdorf (mit dem dazu gehörigen Primsdorf), Groß-Schlagendorf, Eisdorf, Müllenbach, Durlsdorf; außer diesen privilegirten Orten werden noch Kakas-Lomnitz, Hunsdorf, Svabócz, St. Kirn, Zsakocz, Kalbach oder Kalderbach, Thomasdorf, sowie die deutschen Bevölkerungstheile in den Städten Kaschau, Eperjes, Bartfeld, Zeben, Abanj und in einigen Ortschaften des Thuroczer, Arvaer, Liptauer, Zempliner Comitats als Sachsen angesehen. Als Oberdeutsche

wenigstens in den letzten Jahrhunderten in einem auffälligen Rückgange begriffen ist. So befinden sich z. B. die schon um die Mitte des 13. Jahrhunderts fast ausschließlich von deutschen Bergknappen betriebenen Gold-, Silber- und Kupferbergwerke von Radna, Groß- und Klein-Schlatten, Salzburg gegenwärtig vollständig in den Händen der Rumänen oder Wlachen, und die damals ebenfalls deutschen Städte Dees, Enyed, Thorenburg, Klausenburg sind schon seit dem 17. Jahrhundert fast durchaus magyarisirt worden [1]).

Die der großen slawischen Familie [2]) angehörigen, in ihrer Gesammtheit jedes der übrigen Völker der ungarischen Krone an Zahl übertreffenden Volksstämme würden eine der herrschenden Nation gefährlichere Macht repräsentiren, wenn eine engere, wenigstens geistige Verbindung unter ihnen möglich wäre: diese aber verhindert doch die zum Theil recht starke Verschiedenheit ihrer besonderen Sprachen, wie eine materielle Einigung ihre locale Zersplitterung, da sie größtentheils in der Peripherie des Reiches wohnen. So haben sie, seitdem die ältere kroatisch-serbische Eroberung des ganzen Mitteldonaulandes (um 635) durch die neue magyarische Völkerfluth zersprengt worden ist, nur noch eine secundäre Bedeutung, was allerdings nicht ausschließt, daß die beiden der Zahl nach stärksten Slawenvölker, von denen Theile innerhalb der Reichsgrenzen wohnen, nicht ohne Erfolg nach einer Verstärkung und räumlichen Erweiterung ihres Einflusses streben [3]). Dies sind im nördlichen Berglande die Slowaken, ihrem Dialekte nach nächste Vettern der Tschechen in Böhmen und Mähren, denen schon die Unterdrückung des Hussitenthums in jenen Ländern materielle und geistige Kräfte durch Zuwanderung in das tolerantere Gebiet des Magyarenreiches zugeführt hatte, denen es aber neuerdings gelungen ist, erhebliche unter ihnen angesiedelte deutsche und magyarische Volkstheile sich völlig zu assimiliren und deren Nachkommen für die slawische Propaganda zu gewinnen. Zweitens gehören dahin im Süden des Landes die Serben oder, wie sie in Ungarn gewöhnlich genannt werden, Raizen (Rácz), deren Leidensgeschichte auf dem wechselnden Schauplatz langjähriger österreichisch-türkischer Kriege unserm Autor Stoff genug zu ausführlichen Digressionen bietet. Kaiser Leopold des Ersten erfolgreicher Versuch, die auf türkischem Gebiete wohnenden Christen (und es konnte sich dabei eben nur um Serben handeln) zur thatsächlichen Unterstützung der kaiserlichen Heere zu bewegen, mußte bei der durch ungeschickte Kriegführung herbeigeführten Niederlage derselben 1690 nothwendig dahin ausgehen, daß eine große Menge jener unglücklichen Nation türkischer Rache zum Opfer fiel, eine noch größere Zahl — es wird von etwa zweihunderttausenden gesprochen — die einzig mögliche Zuflucht auf österreichischem, d. h. zunächst ungarischem Boden suchten, eine Auswanderung im Großen, die sich schon nach wenigen Jahren (1694) wiederholte. Die vom österreichischen Kaiserhofe bei dieser Gelegenheit ausgegangenen Proclamationen zeigen anschaulich, in welchen trügerischen Hoffnungen einer baldigen Revanche am Halbmond man ohne deutliches Bewußtsein der eigenen Schwäche sich noch wiegte: die demnächstige Zurückführung der nur als Gäste aufgenommenen Serben in ihre alte Heimath südlich der Save wird ausdrücklich vorbehalten, es werden ihnen daher keine definitiven Sitze, wofür in dem durch lange Kriege verwüsteten Lande Raum genug war, angewiesen; sie blieben nicht nur kirchlich (wegen ihres griechisch-orthodoxen Bekenntnisses), sondern auch politisch von den übrigen Landesbewohnern durchaus geschieden, ein Staat im Staate, der nicht vor 1791 definitiv aufgelöst wurde, nachdem doch schon die Anerkennung des türkischen Besitzes im Süden der Save durch den Karlowitzer Frieden 1699 und das völlige Mißlingen des im Jahre 1739 erneuerten Türkenkrieges, der mit dem schmählichen Rückzuge aus dem schon eroberten und neubefestigten Nisch endete, jene Restitutionshoffnungen als völlig illusorisch dargethan hatte. Von Neuem folgten damals dem rückziehenden österreichischem Heere Tausende und aber Tausende serbischer Familien zu den Stammgenossen nördlich der Donau; so wurden von ihnen, neben und zwischen den gleichzeitig angelegten deutschen Colonien, im Banat, in Slavonien, in den südlichen Comitaten des eigentlichen Ungarn zahlreiche serbische Dörfer gegründet, in welchen sie im Laufe unseres Jahrhunderts zu einer Stärke von über einer Million angewachsen sind und bereits als ein Körper von politischem Gewicht wegen ihrer natürlichen Sympathien mit ihren Volksgenossen im Fürstenthume Serbien und in Bosnien den magyarischen Staatsmännern Kopfschmerzen zu verursachen begonnen haben.

Ueber die in den Schlußparagraphen behandelten kleinsten Antheile an eingewanderten Völkern können wir eiliger hinweggehen; so interessant in socialer und ästhetischer Beziehung die ungarischen Zigeuner und Armenier sein mögen, für die Statistik bieten die geringen Bruchtheile von 5 und $1\frac{1}{2}$ pro Mille der Gesammtbevölkerung, die sie hier bilden, wenig Stoff zur besonderen Darstellung. Daß die Juden hier, wie in anderen halbcivilisirten Ländern, ein wesentliches Culturelement bilden und mit gewohnter Geschicklichkeit sich aller leicht zugänglichen Erwerbsquellen bemächtigen (bezeichnend ist, wie der Autor mittheilt, wie sie damit bei dem einfältigen und leichtgläubigen Slaven und Rumänen so viel Glück haben, daß sie den gewitzteren Magyaren und

---

verrathen sich dagegen durch ihren Dialekt in derselben Gegend die sogenannten Gründner, d. i. die Bewohner von Schmölnitz, Stoß, Schwedler, Remele, Gölnitz, Wagendrüssel, Metzenseif, Dobschau, die sogenannten Krikehaier in Deutsch-Bronn, Stuben ꝛc., die alemannischen „Haidebauern“ (magyar. Nyúlasok, d. i. „Hasenheger“, genannt), welche im Wieselburger Comitat $\frac{3}{4}$ der Bevölkerung bilden, endlich die einen österreichisch-bayerischen Dialekt sprechenden Hienzen in vielen Flecken und Dörfern der Comitate Oedenburg und Eisenburg und namentlich in den Städten Güns und Rust. Die früheren oberdeutschen Bewohner von Pukanz, Pilsen und anderen Nachbarorten dagegen haben völlig die slowakische Sprache angenommen.

[1]) Beiläufig zur Berichtigung eines alteingewurzelten (in der Benennung septem castra schon bei dem Ungarn Keza im 13. Jahrhundert vorkommenden) immer wiederholten Irrthums über die Entstehung des deutschen Namens Siebenbürgen, die Bemerkung des Verfassers, daß derselbe einfach eine Verdrehung des Namens Cibin (magyar. Szebén) ist, den die zuerst angelegte deutsche Colonie Hermannstadt nach dem Flusse Cibin (rechter Zufluß der Aluta) führte. Sie hieß davon Castra Cibin, deutsch „Sibinbürg“.

[2]) Der lange als räthselhaft angesehene Name Tót, im Plural Tótok, mit welchem die Magyaren alle Slavenstämme zu bezeichnen pflegen, wird in der Anm. 537 aus der von ihnen häufig gebrauchten Redensart toto „das ist, das heißt“ erklärt.

[3]) Von den sechs slavischen Stämmen, die hier überhaupt nach ihren Sprachen zu unterscheiden sind, werden bei der geringfügigen Rolle, welche sie schon ihrer Zahl nach im ungarischen Staate spielen, die in das Zipser Comitat eingewanderten (protestantischen) Polen, die sogenannten Ruthenen oder vielmehr Russen (magyar. Oroszók) in den nordöstlichen Comitaten, deren Name schon beweist, daß sie erst nach dem 9. Jahrhundert eingedrungen sein können, sowie die seit 1739 angesiedelten, nach wenigen Tausenden zählenden Colonien von Bulgaren von Hunfalvy natürlich nur nebenbei berührt, aber auch auf die geschichtlichen und ethnographischen Verhältnisse der Croaten geht er nicht im Einzelnen ein, als dem Gegenstande seines Buches ferner liegend, da das frühere unabhängige Reich dieser Nation, wiewohl seit etwa 1100 beständig mit der ungarischen Krone verbunden, doch keineswegs in ähnlicher Art wie etwa Siebenbürgen oder das Banat ein integrirender Theil des magyarischen Staates geworden ist, sondern in demselben immer noch eine gewisse und neuerdings entschieden im Wachsen begriffene Selbständigkeit behauptet.

Deutschen gegenüber auf die Durchführung jener Rolle gern verzichten); daß sie eben deswegen auch die Mittel zu einer die übrigen Racen an Stärke weit überragenden Volksvermehrung besitzen, ist allgemein bekannt; weniger ist es wohl der Maßstab dieser Vermehrung: im ganzen Lande, worin sie jetzt circa $1/_{50}$ der Gesammtbevölkerung bilden, Verdreifachung im letztvergangenen halben Jahrhundert, in der Hauptstadt Budapest natürlich eine unverhältnißmäßig stärkere Zunahme: Verfünffachung in den letzten 30 Jahren und Anwachsen auf $1/_5$ der Gesammtbevölkerung; der Getreide- und sogenannte Productenhandel ist hier geradezu ausschließlich in ihren Händen [1]).

Es bleibt noch einer der der Zahl nach bedeutenderen Volksstämme, dessen Wichtigkeit vor allem darin liegt, daß wir guten Grund haben, ihn für den ältesten historisch bekannten, wenigstens in der ganzen Osthälfte des Landes, wahrscheinlich auch des nördlichen Gebirgslandes zu halten. Wir reden von den Rumanen, wie sie sich selbst, oder Walachen, wie fast alle übrigen Sprachen (Oláh die Magyaren) sie nennen, über deren Herkunft und Stammverwandtschaft wir allerdings eine andere Ansicht verfechten, als der besprochene Autor. Herr Hunfalvy hat nämlich völlig des verstorbenen Rösler bekannte Hypothese adoptirt [2]) und wiederholt sie wesentlich mit dessen eigenen Ausdrücken, wonach die gesammte romanisch (walachisch) redende, gegenwärtig über 8 Millionen starke Bevölkerung nördlich der Donau erst im späten Mittelalter aus den Süd-Donauländern, dem heutigen Bulgarien, in welchem jene Gelehrten den eigentlichen Herd der gründlichen Romanisirung des Ostens erkannt haben wollen, über den großen Strom eingewandert sei! Gegen diese, von Rösler geistreich und scharfsinnig verfochtene, aber durchaus nicht mit stichhaltigen Gründen erwiesene Behauptung ist schon vor einigen Jahren der zweite von uns besprochene Autor, Docent Jung in Innsbruck, in mehreren kleineren Schriften sehr bestimmt aufgetreten, und gegen dessen Beweisführung richtet sich nun wieder Hunfalvy's sehr weitläufige Polemik, ohne uns in irgend einem Punkte überzeugen zu können. Die Vorstellung, die er sich von dakischen Ureinwohnern des Berglandes, besonders des östlichen Siebenbürgens, aber auch des Flachlandes der Moldau macht, welche der römischen Herrschaft gar nicht unterworfen gewesen, also auch sprachlich nicht romanisirt worden sein sollen, mithin nicht die Vorfahren der heutigen romanisch redenden Bewohner sein könnten, ist durch kein einziges antikes Zeugniß zu belegen; die Behauptung, daß der Volksname selbst nur südlich der Donau im damaligen „Römerlande“ (Romania) entstanden sein könne, widerlegt sich von selbst durch Beispiele des populären Gebrauches desselben Namens in anderen Gegenden der romanischen Sprachgebiete (Suisse romande, Lorraine romande, romanceros in Spanien!). Ebenso hinfällig sind die ferneren Schlüsse aus dem Untergange der römischen Ortsnamen, welche sich bei Fortdauer der alten Bevölkerung ebenso wie in anderen römischen Provinzen hätten erhalten müssen [1]), als ob deren überhaupt gerade aus Dakien in den spärlichen historischen und geographischen Quellen so viele überliefert werden, um daraus Folgerungen ziehen zu können, und als ob nicht die lange Periode der wechselnden Herrschaft fremder Barbaren seit der gothischen Eroberung im 3. Jahrhundert den Untergang des gesammten städtischen Lebens (das nicht vor den sächsischen Niederlassungen in Siebenbürgen im 13. Jahrhundert von neuem beginnt) und damit auch die Stadtnamen selbst hinreichend erklärte [2]). Daß die wlachische Sprache nicht auch germanische Bestandtheile enthält, beweist keineswegs, wie Verfasser will, daß das sie redende Volk erst nach der Periode der Gothenherrschaft, die doch nur eine äußerliche und vorübergehende, nicht wie die römische eine umgestaltende war, in dieses Land gekommen sein könne; er vergißt dabei gänzlich, daß die Gothen über ein Jahrhundert lang auch südlich der Donau, gerade in denjenigen Gegenden, wo er die Urheimath der Wlachen sucht, gewohnt haben, ohne daselbst irgend eine sprachliche Spur zurückzulassen. Und wie hinfällig wird ferner die Anwendung des stets etwas bedenklichen argumentum a silentio bezüglich des Fehlens älterer historischer Erwähnungen des Wlachenvolks durch die vom Verfasser selbst beigebrachten Thatsachen, daß er während der Türkenherrschaft noch des 16. und 17. Jahrhunderts so gut wie nie genannt wird und überhaupt zum ersten Male im Jahre 968 bei den Byzantinern als Βλάχοι erscheint, während doch sein Ursprung aus altgermanischem Munde, also über ein halbes Jahrtausend früher, unbezweifelt ist.

Am allerwenigsten kann uns endlich die mit besonderer Vorliebe und Ausführlichkeit auf die kirchlichen Verhältnisse gestützte Auseinandersetzung des Verfassers überzeugen: obwohl über die allmälige Verbreitung der griechischen sogenannten orthodoxen Form des Christenthums unter die nördlichen Nationen nur vereinzelte chronologische Daten überliefert sind, der gesammte Fortgang dieser geistigen Bewegung bei der Spärlichkeit der Quellen in Dunkel gehüllt bleibt, und obwohl auf viel schwierigeren und unendlich weiteren Wegen dieselbe confessionelle Form sich über den ganzen Norden Osteuropas verbreitet hat, erklärt er es doch für unmöglich, daß ein jetzt zu vielen Millionen nördlich der unteren Donau und nur theilweise unter magyarischer Herrschaft lebendes Volk, wie die Walachen, seine griechische Orthodoxie auf demselben, in diesem Falle sogar recht nahen Wege sollte erhalten haben. Der Umstand allein, daß sie derselben Formel und demselben Cultus wie die Byzantiner anhängen, gilt ihm als beweisend für ihre späte, erst nach der Consolidation des lateinischen Christenthums in Ungarn und Siebenbürgen erfolgte Einwanderung aus Provinzen des griechischen Reiches, ja er findet eine neue Stütze für diese seine Ansicht in der Thatsache einer noch im 16. Jahrhundert verstärkten Zuwanderung von Walachen nach Siebenbürgen, welche doch wirklich nichts anderes, als die Steigerung des äußern Druckes durch die Türkenherrschaft beweist.

---

[1]) Hinsichtlich des sehr dunkeln ersten historischen Vorkommens dieses Volkes in den Donaulandschaften hat sich Verfasser eine Stelle des Bischofs Salvianus (5. Jahrhundert) entgehen lassen, die Herr Jung anführt, ohne sie allerdings auf die Juden zu beziehen; aber was kann man anderes verstehen unter den „Massen syrischer Menschen, die fast des größern Theils der Städte sich bemächtigt haben?“ (Syricorum hominum turbae, quae majorem ferme eivitatum universarum partem occupaverunt.)

[2]) Herr Jung weist übrigens dieser kühnen Combination bereits ein hundertjähriges Alter nach, wiewohl allerdings Rösler, dessen Buch 1871 erschien, von seinen Vorgängern Berkö 1778, Sulzer 1781 und Engel nichts gewußt zu haben scheint. Auf der Gegenseite stehen zu ihm Autoritäten wie Miklosich, Mommsen und Tomaschek.

[1]) „Von England bis nach Moesien hin,“ sagt Verfasser wenig zutreffend; er müßte bei näherer Untersuchung sich überzeugt haben, daß von den aus dem Alterthum überlieferten geographischen Namen in Britannien bei weitem die meisten, in Pannonien, Ober-Moesien 2c. fast alle untergegangen sind!

[2]) Auch die angeblich für allgemeine Herrschaft des Slawenthums vor der magyarischen Eroberung Siebenbürgens beweisende Kraft einiger von den Walachen aus dem Slawischen herübergenommenen Orts- und Flußnamen, wie Belgrad und Gredischtje, Tirnowa und Tschernawoda, wird keinen unbefangenen Leser überzeugen, auch wenn man zugiebt, daß die aus dem dakischen Alterthum erhaltenen Namen der größeren Flüsse: Aluta, Maros, Szamos, Kokel, Korös, wohl auch die Periode slawischen Besitzes überstanden haben könnten.

Wir müssen gestehen, daß diese ganze Exposition, die im Wesentlichen nur eine Erweiterung der Rösler'schen Hypothese ist, uns in der Luft schwebend erscheint; sie läßt es völlig unerklärt, wie aus der anscheinend übervölkerten Landschaft im Süden der Donau, in welcher unzweifelhaft schon im frühesten Mittelalter das Slawenthum alle übrigen Volks- und Sprachreste verschlungen hat, die Vorväter eines jetzt nach vielen Millionen zählenden Volkes hätten hervorgehen können, das in einer nördlicher gelegenen, ebenfalls gänzlich vom slawischen Element überflutheten Landschaft die romanische Zunge bewahren konnte. Wenn irgend ein Moment uns die Ueberzeugung von der ununterbrochenen Erhaltung des romanisirten Dakenvolkes in seinen alten Wohnsitzen gewähren kann, so ist es doch gewiß, worauf Referent schon wiederholt aufmerksam gemacht hat, die fast genau lineare Uebereinstimmung der Grenzen des alten Dakiens, wie es von Trajan erobert wurde, von der Theiß im West bis zum Dnjestr im Ost mit den heute noch bestehenden Grenzen der rumänischen Sprache; die Wiedererfüllung genau desselben Areals durch eine neue Zuwanderung in ein Land, das man sich dann füglich nur als völlig menschenleer geworden vorstellen müßte, wäre wahrlich eines derjenigen Wunder, welche in unserer Zeit nur blinder Köhlerglaube, aber nimmermehr die Wissenschaft zugeben kann.

Daß aber in der That zur Zeit, als die magyarischen Eroberer in Dakien eindrangen, da selbst von der gesammten Bevölkerung keine andere Sprache als lateinisch (natürlich in einem vulgären Dialekt) gesprochen wurde, scheint uns vor allem ganz entschieden zu folgen aus dem Umstande, daß der magyarische Sprachgebrauch für die Sprache Latiums und Roms nur das Wort deák (spr. djâk) gebraucht; ein Argument, von dem wir uns billig wundern dürfen, daß es weder von Herrn Hunfalvy beachtet noch von Herrn Jung im Interesse seiner Beweisführung benutzt worden ist.

Indem wir uns zu dem zweiten der oben im Titel angeführten Werke wenden, freuen wir uns, dem Leser desselben statt des ungenießbaren Wustes der Excurse und Noten des so eben besprochenen Buches den Genuß eines, nicht nur mit erschöpfender Gelehrsamkeit und durchdringender Kritik, sondern auch in geschmackvollster und zweckentsprechendster Weise durchgearbeiteten Werkes in Aussicht stellen zu können, dessen vielversprechender Autor die streng philologische Schule eines Waitz und Mommsen nirgend vermissen läßt. Wenn wir in seinen Ausführungen die anregenden Gedanken sowohl der eben genannten Forscher, als die eines L. Steub, Otto Hirschfeld, Ficker und Anderer oft genug wiedererkennen, so finden wir sie gleichwohl zu unserer nicht geringen Befriedigung als Ausgangspunkte weitgehender Untersuchungen fruchtbar verwendet. Das Thema der betreffenden Schrift ist in ethnographischer Beziehung ein wesentlich engeres, dagegen räumlich umfassenderes als das der ersten, indem es nur die aus der römischen Colonisation hervorgegangenen historischen Gebilde, diese aber im gesammten Umfange des Donaugebietes ins Auge faßt. Daß dieses ganze große Areal nur einmal im Verlaufe der uns historisch bekannten Zeit, unter den Römern, damals aber sogleich auf viele Jahrhunderte und dann nie wieder ein politisches Ganzes gebildet hat, und zwar in der Gewalt des energischesten und colonisationsfähigsten Volkes der alten Welt, dessen Culturarbeit bis in unsere Tage hinein seine Fortwirkungen äußert, ist der natürliche Ausgangspunkt der Darstellung des Autors. Dieselbe beginnt daher mit der Geschichte der Eroberung der Donauländer durch die Römer, ihrer Provinzialverwaltung und Militärverfassung. Es folgt die Schilderung der Gauverfassung der unterworfenen Barbarenvölker und des anfänglich unvermittelt daneben stehenden städtischen Lebens in italischer Weise in den neueroberten Provinzen. Es wird der Unterschied der socialen Gestaltung derjenigen Gebiete hervorgehoben, welche schon in vorrömischer Zeit eine einheitliche politische Gestaltung erlangt hatten, wie das keltische Reich Noricum und Dakien in monarchischer Form oder Dalmatien durch republikanische Conföderation, und denjenigen, welche niemals über das bloße Nebeneinander vereinzelter Gaue hinausgekommen waren, wie nicht allein das hochgebirgige Raetien, sondern auch das meist flache, aber weithin durch Wälder und Sümpfe erfüllte Pannonien. Weniger die mageren und bornirten Historiker der spätern Kaiserzeit, als die nach immensen Zerstörungen immer noch reiche Ausbeute gewährenden Inschriften (ein Material, von welchem unser erstgenannter Autor keinen, Herr Jung aber einen sehr ausgiebigen und erfolgreichen Gebrauch macht) lassen deutlich genug die Planmäßigkeit der römischen Stadt- und Lageranlagen und den von denselben aus auf die Gauen der Urbewohner ausstrahlendem Einfluß der höhern südlichen Civilisation erkennen. Die Militärcolonien längs der Donaugrenze, obwohl ursprünglich nicht als Civilgemeinden constituirt, gewinnen nach und nach durch Ansiedelung gewerb- und handeltreibender Bevölkerung in ihrer Nähe ebenfalls einen gewissen städtischen Charakter, der durch Niederlassungen ausgedienter Veteranen als Grundbesitzer verstärkt wird; gerade aus solchen Lagerplätzen [1]) sind in der Folge die bedeutendsten Städte dieser ehemaligen Grenzländer des Römerreiches hervorgegangen. Ihr schnelles und dauerndes Aufblühen erklärt sich aus dem gewinnreichen Handelsverkehr mit den Barbarenvölkern, an dem selbst die bedeutenderen Binnenstädte, wie das vindelicische Augusta (Augsburg), Virunum in Noricum, Savaria in Pannonien und andere durch ihre Capitalmacht regen Antheil nehmen; eben auf dieser Priorität des Marktverkehrs aber beruht bis auf den heutigen Tag das Uebergewicht des städtischen Lebens auf dem rechten Donauufer gegenüber dem so viele Jahrhunderte später der Civilisation gewonnenen linken, auf welchem nur einzelne ganz moderne Schöpfungen, wie z. B. die junge ungarische Reichshauptstadt, eine scheinbare Ausnahme machen.

So wenig wie in Dakien mit dem Rückzuge der römischen Truppen und Colonien unter Aurelian ist nun in den Süddonauländern, namentlich den von germanischen Völkern besetzten oberen, das römische Leben durch den Einbruch dieser noch ziemlich barbarischen Volksmassen plötzlich erloschen; wie starke Wurzeln es getrieben hatte, wie kräftig sein sittigender und umgestaltender Einfluß auf die Eroberer Jahrhunderte fortgewirkt hat, bis endlich erst im spätern Mittelalter im Flach- und Hügellande auch die letzten Träger der in den innersten Gebirgswinkeln noch bis heute erhaltenen romanischen Volkssprache sich dem germanischen Idiom anbequemen, das hat Verfasser verstanden mit wirklich historischer Kunst aus den zerstreuten und dürftig fließenden Quellen höchst lichtvoll und belehrend darzustellen. Zunächst sind es, bei dem fast vollständigen Erlöschen der sogenannten weltlichen Literatur, vorzugsweise Marthrologien und Heiligen-

---

[1]) Das technische römische Wort dafür: canaba, im mittelalterlichen Latein canipa „Vorrathhaus, Lagerkeller" bedeutend, ist nicht nur in das Italienische als cánova (besonders in Toscana gebräuchlich), sondern auch ins Deutsche unter der Form „Kneipe" übergegangen. Solche halb militärische, halb bürgerliche Ortschaften, die bis ins 2. und 3. Jahrhundert bürgerlicher Municipalverfassung entbehrten, waren im germanisch-illyrischen Grenzlande z. B. Régina (Regensburg), Bátava (Passau), Lauriācum (Ruine Lorch bei Enns), Vindobōna (Wien), Carnuntum (Ruinen bei Deutsch Altenburg unfern Haimburg), Bregetio (Uj-Szöny gegenüber Komorn), Arrabona (Raab), Aquincum (Alt-Ofen), Singidunum (Belgrad) u. a.

legenden, denen, auch wo sie nicht (wie Eugippius und Venantius Fortunatus) gleichzeitige Berichte geben, stets ein historischer Kern zu Grunde liegt, dann eine nicht unbedeutende Menge urkundlicher Notizen des spätern Mittelalters (deren manche der Verfasser bereits bei seinem nicht weniger umsichtigen, nur mit seinen Forschungen auf ein engeres Gebiet sich beschränkenden Vorgänger, L. Steub, gefunden hat), welche mitunter höchst seltsame Streiflichter auf die socialen Zustände jener wenig bekannten Jahrhunderte reflectiren. Wir sehen die germanischen Eroberer, so viel ihnen bis auf den heutigen Tag von uraltem Götterglauben im innersten Gemüthe zurückgeblieben ist, doch wiederum vielfach mit dem ganzen Eifer der Neubekehrten einen auffallenden Gegensatz bilden zu dem zähen Fortleben mancher altrömischen oder noch älteren (keltischen, rätischen) Culte unter den doch schon seit Jahrhunderten nominell dem zur Staatsreligion gewordenen Christenthum anhängenden Provinzialen. Es ist dies um so erklärlicher, als gerade die den höheren und wohlhabenderen Ständen angehörigen Bewohner der Colonien und anderen Provinzialstädte bei dem wachsenden Ansturme der Barbaren zuerst die gefährdeten Grenzländer verließen und sich über die Alpen zurückzogen, während die niederen Classen, darunter namentlich eine große Zahl der besitzenden Ackerbauer, zurückblieben. Wie diese „Walchen", wie die Deutschen sie benannten, zuweilen auch „Ladiner" genannt, sowohl in ganzen größeren Gauen, wie in den Städten Regensburg, Passau, Salzburg und anderen, in besonderen Quartieren („Walchengassen") zusammenwohnend, ihre Sprache noch bis ins zehnte, innerhalb des Gebirges, z. B. im Unter-Innthal, noch bis ins dreizehnte Jahrhundert (Zeit der Stadtgründung von Innsbruck, 1234), im Etschlande bis ins sechszehnte, bewahrt haben, wie ihre spärlichen Reste in den osttirolischen Hochthälern von Gröden und Enneberg dem sichern Endziel völliger Germanisirung immer näher rücken, vor welchem ihre Volksgenossen in Graubünden nur die früh errungene politische Selbständigkeit bis heute, und auch keineswegs vollständig, bewahrt haben, davon bitten wir den Leser zu seinem eigenen Genusse durch die lichtvolle Darstellung unseres Autors selbst sich näher zu unterrichten.

Ein neues Licht fällt ferner auf die vollständige, aber im Gegensatze zu dem so lange romanisch gebliebenen obern Etschthale schon sehr früh durchgeführte Germanisirung der östlichen Gebirgslandschaft an der Eisack und Rienz (den Zuflüssen der Etsch) und der obern Drau oder des sogenannten Pusterthales, welches bei der niedrigen Einsattelung seiner Wasserscheide den leichtesten ostwestlichen Durchgang durch diesen centralen Theil der Alpen gewährt. Verfasser zeigt, wie die im sechsten Jahrhundert stattfindenden Versuche der pannonischen Slawen, deren Nachkommen noch jetzt als Slowenen im steirisch-kärntischen Draunthale sitzen, in jener Richtung weiter nach Westen vorzustoßen, wodurch sie schließlich die directe Verbindung der beiden neu eroberten Länder germanischen Besitzes: Bajuwariens und Lombardiens, unterbrochen haben würden, die Politik der mit den lombardischen Königen nahe verbundenen bayerischen Herzöge dahin bestimmte, durch eine massenhafte Colonisation im Pusterthale, deren Daten an geistlichen Stiftungen nachgewiesen werden, die bedrohte Verbindung zu sichern und so dem Deutschthum auch längs des Südfußes der centralsten Alpenkette einen unanfechtbaren Besitz zu gewinnen.

Der letzte und fast ausführlichste Abschnitt des Buches wendet sich von der Alpengegend zu den östlichen Romanen, den sogenannten Wlachen in demjenigen Sinne, dem wir oben gegenüber der schiefen Darstellung des Hunfalvy-Schwicker'schen Buches Ausdruck gegeben haben, und bekämpft, nach unserm Ermessen, mit völlig unangreifbaren Argumenten jene Irrlehre. Einen verdienstlichen, wenn auch bei der Weitschichtigkeit des Materials noch lange nicht erschöpfenden Beitrag zur Beweisführung der Continuität dakischer Bevölkerung in Siebenbürgen und Ostungarn (bis in das Marmaroscher Comitat hinauf) liefert namentlich die im Anhange gegebene Zusammenstellung echt romanischer Bergnamen aus diesen Gegenden, welche der Autor den Localforschungen seines Freundes und Collegen Kerner verdankt: ein Beitrag, dem wir bald ähnliche von gleicher ethnographischer Wichtigkeit folgen zu sehen wünschten [1]).

[1]) Herr Jung hat durch mehrere Hinweise in seinem Buche unsere Neugierde erweckt auf eine Schrift eines frühern Collegen, Professor J. H. Biedermann, welche seitdem als Festschrift der Grazer Universität zum 15. November 1876 unter dem Titel „Die Romanen und ihre Verbreitung in Oesterreich, Graz 1877" erschienen ist, unseren vielleicht etwas zu hoch gespannten Erwartungen jedoch sehr wenig entsprochen hat. Es ist ohnehin, wie Verfasser selbst eingesteht, kein durchgearbeitetes Werk eines Fachgelehrten, es ermangelt sogar, was bei dem vorzüglich der juristischen Seite seines Faches zugewandten Statistiker weniger auffallen kann, jeder soliden historisch-philologischen Grundlage und ergeht sich daher, mit höchst unhistorischer Verneinung des Hervorgehens der romanischen Volkssprachen aus der vom römischen Siegervolke den Provinzen eingepflanzten Civilisation, in wüsten Träumen einer angeblichen „keltoligurischen" Urverwandtschaft von Nationen, die, wie z. B. Iberer und Italiker, thatsächlich nicht das Mindeste mit einander gemein haben; ja wir finden Argumentationen so leichtfertiger Art, daß wir sie nur als Curiosum zur Kennzeichnung der Schrift dem Leser auftischen dürfen, wie wenn S. 105 die wilde Hypothese einer schon in Nordafrika beginnenden durch Spanien und das Rhonegebiet bis in die Centralalpen hineingeworfenen Völkerwanderung auf nichts anderes als die angebliche Identität der in diesen Gebieten heutigen Tages gezüchtelen Racen von Schafen und Rindvieh begründet wird! Je schwächer Verfasser auf sprachlichem Gebiete ist, desto schwächere Stützen nimmt er seinen Combinationen zu Hülfe: als solche müssen uns nach dem Charakter der wörtlich gegebenen Anführungen wenigstens die uns bisher unbekannten Philologen Cohen, Cubich, Cerineo, Fortis, Lovrich, Lucio, Pirona, Reutz, Stancovich und andere erscheinen, neben denen in bunter Mischung als Autorität angeführt zu werden für Forscher ersten Ranges, wie Ascoli und Schuchardt, offenbar keine Ehre ist. Der eigentliche Inhalt der Schrift bleibt bei allem Gepränge mit Massen von Namen und statistischen Daten ziemlich dürftig und offen gestanden werthlos: es ist ein eingeständlich mehr zufälliges als irgendwie abgeschlossenes Aggregat von Notizen über Aus- und Zuwanderungen romanischer Familien oder Einzelner, natürlich größtentheils aus den letzten Jahrhunderten, womit unseres Erachtens gar nichts für die allgemeine Jahrtausende hindurch in Bewegung gebliebene Vertheilung der ethisch und sprachlich verschiedenen Volkstheile des österreichischen Territoriums (denn auf dieses beschränkt sich der Verfasser) bewiesen werden kann.

Aus allen Erdtheilen.

Amerika.

— Nach dem letzten Bericht des nordamerikanischen „Indian Office“ sollen 1877 von den 278 000 in den Vereinigten Staaten (mit Ausnahme von Alaska) lebenden Indianern 112 903 bürgerliche Kleidung tragen; 22 199 Häuser, darunter 1103 im letzten Jahre erbaute, sollen von Indianern bewohnt werden; es giebt danach 330 Schulen auf den Indianerreservationen, mit 437 Lehrern, 11 515 Schülern und einem Aufwande von 337 379 Doll.; es können (immer nach dem Bericht) 40 397 Indianer, abgesehen von den fünf civilisirten Stämmen des Indian Territory, lesen; sie haben von 292 550 bestellten Acres Land über 6 Millionen Bushels Weizen, Gerste, Hafer, Roggen u. s. w. geerntet; sie besitzen nahezu 1 Million Schafe, Schweine, Rindvieh und so fort. Aber wer glaubt denn, schreiben die „New York Times“, daß 112 903 Indianer „bürgerliche Kleidung tragen“? Zweifellos liefert die Regierung für so viel Indianer Kleidungsstücke; aber nur ein Theil davon gelangt an seine Bestimmung, und davon wird wieder ein Theil verkauft oder nach indianischem Geschmack umgearbeitet. Mit den Häusern ist es dieselbe Geschichte: ohne Zweifel sind 22 199 Häuser für Indianer gebaut worden, und dieses edelmüthige Unternehmen wird auch so lange fortgesetzt werden, als weiße Unternehmer noch Material und Arbeit zu diesem Zwecke liefern können. Aber nun höre man, was der Abgeordnete Corbett von Wyoming über seinen neulichen Besuch der Shoshone-Bannock-Reservation in jenem Territorium an den Congreß berichtet hat: „Ich bemerkte, daß eine große Anzahl von Häusern, übereinstimmend in ihrem Aeußern, von geringer Größe, aber bequem in ihrer Einrichtung, dort erbaut worden waren. Zugleich sah ich aber, daß keines von denselben bewohnt war, und als ich den Indianeragenten um Auskunft anging, erfuhr ich, daß sie für die Indianer bestimmt seien, aber niemals bewohnt würden.“ Sie zogen eben ihre tepis oder Zelte und das Leben nach Sitte ihrer Väter vor. Jener Agent war außergewöhnlich aufrichtig; er sagt in seinem letzten Berichte: In der Regel tragen die Indianer keine bürgerliche Kleidung, weil dieselbe, wie sie sagen, nicht so bequem ist wie die Decke 2c. Die Shoshones sind 1800 Seelen stark und davon stehen etwa 1300 unter dem Einfluß der Agentur. Sie besitzen 525 Acres eingefenztes Land und hatten einmal 300 Acres, welche von der Regierung umgeackert waren; aber mehr als ein Drittel davon ist wieder wüst und brach und nutzlos wie je zuvor. — In der Ute-Reservation in Colorado haben 3000 Indianer 12 Millionen Acres Land inne und haben davon im Jahr 1822 genau 22 Acres mit etwas Korn und Gemüse bestellt. Ihre Schule zählte sechs Schüler; acht Monate lang wurde unterrichtet, was 1260 Doll. kostete, d. h. 210 Doll. für jeden jungen Ute. Nach Aussage ihres Agenten betrachten die Ute die Arbeit als ein Mißgeschick, und wird ein Kind dazu angehalten, so zeigt es, ehe es noch erwachsen ist, den größten Widerwillen gegen jede Anstrengung. Jene oben angeführte Statistik des „Indian Office“ sagt also nicht die Wahrheit über die Fortschritte der Indianer in der Civilisation.

— Der amerikanische Ackerbau-Minister hat kürzlich constatirt, daß sich in den ausgedehnten Höhlen von Texas enorme Mengen von Guano vorfinden, angeblich 20 000 Tons von besserer Beschaffenheit als der Fisch-Guano. Ihren Ursprung schreibt man den dort hausenden zahllosen Fledermäusen zu. Da auch im Indischen Ocean verschiedene Guano-Inseln entdeckt worden sind, so ist die befürchtete Erschöpfung der Vorräthe des kostbaren Stoffes wieder um einige Zeit hinausgeschoben worden. („Nature“.)

— Der Hafen von San Diego in Südcalifornien ist kürzlich von dem Küstenvermessungsdampfer „Haßler“ von Neuem aufgenommen worden, wobei sich herausstellte, daß sowohl in der Wasserlinie als in der Tiefe nicht die geringste Veränderung seit der Vermessung vom Jahre 1859 stattgefunden hat. Die 7000 neu angestellten Lothungen stimmen noch ganz genau mit den Tiefenangaben der alten Karte überein, trotzdem man glaubte, daß der einfließende San-Diego-Fluß nach den Ueberschwemmungen vom Jahre 1873 den Hafen stark versandet habe. Dieser Fluß wird jetzt durch einen vorgebauten Damm gezwungen, in die nördlich von der Stadt San Diego gelegene False-Bay zu münden.

— Prof. Bastian hat, ehe er seine neue große Reise nach Hinterindien angetreten (s. oben S. 47), die vorhergehende in Süd- und Mittelamerika im Jahre 1876 unter dem Titel „Die Culturländer des alten Amerika“ (Berlin 1878, Weidmann'sche Buchhandlung) beschrieben. Der erste Band (XVIII und 704 Seiten mit 3 Karten) behandelt unter dem separaten Titel „Ein Jahr auf Reisen“ die Reisen, welche Bastian zum Zwecke archäologischer Sammlungen mit nie ermüdendem Eifer durch Chile, Peru, Ecuador, Columbien, den Isthmus und Guatemala unternahm. Unvergleichlich ist die Rastlosigkeit und Geschicklichkeit, mit welcher er den werthvollen Resten des indianischen Alterthums nachzuspüren und sie zu erwerben versteht, die Ausdauer des Funfzigjährigen, der mit einem Stück Chocolate in der Tasche die anstrengendsten Gebirgswege zurücklegt und ohne Rast und Ruhe sein Ziel verfolgt. Nicht hervorgehoben zu werden braucht, welcher Werth Urtheilen dieses Mannes zukommt, der in allen fünf Erdtheilen mehr zu Hause ist als irgend ein anderer; schade nur, daß seine Angaben über den heutigen Culturzustand jener Länder nur zerstreut in der fortlaufenden Erzählung sich finden! Wie drastisch z. B. ist die Schilderung des peruanischen Eisenbahnschwindels! Welche profunde Belesenheit entwickelt er bei der Behandlung solcher Fragen wie die der unbefleckten Empfängniß (S. 262), der Reliquien (S. 76) und anderer zahlreich eingeflochtener, die er vom ethnologischen Standpunkte aus bespricht! Den Beschluß des Bandes machen 240 Seiten „Aus Religion und Sitte des alten Peru“, während der zweite Band (XXXVIII und 967 Seiten) „Beiträge zu geschichtlichen Vorarbeiten“ bringt, und zwar zur Geschichte der Inca in Peru, der Chibchas mit den Stämmen im Magdalenen- und Cauca-Thale, der Stämme des Isthmus und der Antillen, von Guatemala und Mexico. Ein dritter in Aussicht genommener Band soll die Beschreibung der unterwegs gesammelten Gegenstände (jetzt in der ethnologischen Abtheilung im königlichen Museum in Berlin) enthalten.

Die Redaction übernimmt keine Verantwortung für die Zurücksendung von unverlangt zur Recension eingesendeten Büchern.

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 13, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Hierzu als Beilage: Literarischer Anzeiger Nr. 8.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band XXXIV. № 15.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig — Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. — 1878.

Edouard André's Reisen im nordwestlichen Südamerika 1875 bis 1876.

V.

Es folgt nun ein Ausflug von etwa 18 Kilometer Länge ostwärts nach dem Dorfe Pasca (2134 Meter) und über dasselbe hinaus in die Cordillere, um einerseits die herrliche Orchidee Odontoglossum Alexandrae zu sammeln, andererseits den Ort kennen zu lernen, wo vor mehr als drei Jahrhunderten der von Venezuela kommende Federmann mit seiner beutegierigen Schar auf der Suche nach dem Goldlande des Dorado (des Königs des Reiches von Manoa, der angeblich allmorgendlich sich den ganzen Körper mit Gold pudern ließ) unter den entsetzlichsten Anstrengungen und Entbehrungen das Gebirge überschritt. Von Hunger gepeinigt, verzehrten sie ihr Vieh und die meisten ihrer Pferde und nährten sich endlich von Wurzeln; aber es gelang ihnen, ihre Hühner am Leben zu erhalten — und von diesen stammen alle Bewohner der heutigen Hühnerhöfe Columbiens ab. In Pasca war es, wo Federmann einen Abgesandten Quesada's, der sich schon in Bogotá festgesetzt hatte, empfing und sich bereden ließ, jenem die Eroberung des Landes allein zu überlassen. Dafür erhielt er reiche Schätze an Gold und Smaragden und schiffte sich mit vollen Händen auf dem Magdalenenstrome nach Europa ein.

Nach der Rückkehr nach Fusagasugá gingen mehrere Tage darüber hin, Vögel auszustopfen, Früchte in Alkohol zu legen, Kisten mit Baumfarnen, Orchideen und anderen Naturalien über Honda nach Europa zu senden und dergleichen. Dann brach die Gesellschaft nach Westen auf, um zunächst die cuevas oder Grotten von Panché zu besuchen. In Bogotá schon hatte André von den Begräbnißgebräuchen der alten Panché- und Guanché-Indianer erzählen hören, welche im Südwesten am Fuße der östlichen Cordillere lebten und sich in das Land zwischen Fusagasugá, Pasca, Melgar und den Cerros von Viotá und Tibacui theilten. Dabei hatte er auch von dem Vorhandensein natürlicher Höhlen in den Bergen bei Panché und Tibacui erfahren, welche cuevas genannt werden und in denen die Indianer einst ihre Todten begruben. Nun war es ihm in Fusagasugá gelungen, zwei Männer aufzufinden und in seine Dienste zu nehmen, welche jene Grotten schon einmal besucht hatten. Mit Hacken und Seilen bewaffnet, zog die Gesellschaft südwestwärts in der Richtung auf die Cerros de Peña Blanca und Anvila, deren gewaltige Sandsteinwände in der Ferne schimmerten. Zuerst führt der Weg auf der geneigten Ebene von Fusagasugá hin, wo aus niedrigem Graswuchse große vom Wasser gerundete erratische Blöcke hervorragten, und überschreitet dann den Rio Subia auf der Brücke von Chocho; aber ein Unwetter hatte dieselbe hinweggerissen, so daß die Reisenden einen südlichern Uebergang bei Chinaota unterhalb Panché aufsuchen mußten. Um 4 Uhr Nachmittags erreichten sie letztern Ort, die ehemalige Hauptstadt der Indianer gleichen Namens, von welcher heute nicht mehr die geringste Spur vorhanden ist. Sie liegt in 1250 Meter Höhe in reizender Gegend; gegen Norden schützt sie der Cerro de Peña Blanca, gegen Süden der von Anvila, gegen Westen der 1931 Meter hohe Alto de Viotá, während das Thal sich nach Osten zum Rio Subia (der von der Brücke von Chinaota an den Namen Rio Panché annimmt) und den tieferen Theilen der Ebene von Fusagasugá hin öffnet, welche letztere man in ihrer ganzen Ausdehnung überschaut. Von Panché aus, dessen Stelle jetzt eine Zuckermühle des Herrn Avelino einnimmt, liegt Fusagasugá in N. 62° O., was in keiner Weise mit der Codazzi'-

schen Karte stimmt, welche hier Fehler und Irrthümer aufweist. Deutlich sieht man, wie die Ebene von den vier Flußbetten des Rio Panché, Cuja, Negro und des die vorhergehenden aufnehmenden Rio Sumapaz durchschnitten wird. Ihre vereinigten Gewässer fließen durch den Durchbruch des Desaguadero und von dort zum Magdalenenstrome.

Mit Sonnenaufgang des nächsten Tages begann die lange und beschwerliche Besteigung des Gebirges, welches die Cuevas enthält. Man folgte dem Kamme des Cerro d'Anvila, dessen Gipfel „picacho de la Guacamaya“, d. i. Papageienberg, heißt, weil er wie ein krummer Schnabel gestaltet ist. Auf Terrain, das mit kurzem Rasen bedeckt war, folgte ein steiler von Sandsteinplatten gebildeter Abhang von etwa 40 Grad Neigung, welcher mühsam überwunden werden mußte. Ein Fels mit zwei hohen Kreuzen lenkte dort ihre Blicke auf sich. „Die cruz de Mayo!“ (Maikreuz) sagten

Cruz de Mayo bei Panché. (Nach einer Zeichnung André's.)

die Peone. Es waren zwei aus rohen Stämmen zusammengefügte Kreuze, welche in einer Felsspalte befestigt waren. Einige vertrocknete Blumen und Büschel vom Winde zerzauster Palmenblätter zeugten von dem frommen Sinne der Leute, welche die steilen Abhänge hinangestiegen waren, um ihre Opfergaben darzubringen. „Das ist ein geweihter Platz — sagte einer der Führer, indem er sich bekreuzte —. Alle Jahre am dritten Mai, an welchem einst die Panché-Indianer das Gräberfest feierten, steigen die Bewohner der Nachbarschaft in Menge hier herauf und beten für ihre in dem Cerro begrabenen Vorfahren.“

Rasch vollendete André eine Skizze des Maikreuzes und dann wurde die Besteigung fortgesetzt, welche nach zwei Stunden zum Ziele führte. Ein gewaltiger Fels hing über dem Thale; seine Höhe über Panché betrug 535 Meter in senkrechtem Abstande. Unter ihrem Standpunkte sprang eine schmale Felsleiste etwas über dem Abgrunde vor. Auf dem Bauche kriechend und an Gras und Schlingpflanzen sich fest-

haltend, gelangte zuerst einer der Führer dorthin, worauf sich die übrigen an Stricken bis dort hinabließen. Von da erreichten sie kriechend die schräge Oeffnung einer in der Felswand sich öffnenden Höhle. In ihrem Innern lagen in buntem Durcheinander zahlreiche Menschenknochen und kleine Sandsteinbrocken, welche sich von der Decke losgelöst hatten. Röhrenknochen, Wirbelsäulen, Schlüsselbeine, Schenkel und zerbrochene Schädel waren mit Resten eines ziemlich feinen Pita-Fadens gemischt; letzteres war ein Schmuck, welchen die Panché-Indianer, wie noch heutigen Tages die Eingeborenen des Choco, an den ausgetrockneten Lippen ihrer Todten anbrachten. Aber nicht ein Scherben von Töpferwaare, nicht ein Gegenstand von allen fand sich vor, mit welchen die alten Peruaner ihre Mumien bestatteten und welche die ecuadorianischen Huacas in solcher Menge enthalten. Diejenigen, welche die Leichen ihrer Verwandten an so hohe und unzugängliche Orte hinauftrugen, scheinen nur den Wunsch gehabt zu haben, sie den Augen der Menschen zu entziehen und sie vor Feuchtigkeit und vor den Zähnen der wilden Thiere zu schützen.

Nach Angabe eines der Führer finden sich zwei Stunden weiter gegen Westen am Berge Quinini ebenfalls menschliche Reste, aber unter anderen Verhältnissen. Durch Menschenhand sind dort große unterirdische Räume ausgehöhlt worden, welche man nur zum Theile erforscht hat, aber von denen man glaubt, daß sie den Berg von der einen Seite bis zur andern durchziehen. Die Gräber sind dort in den Felsen gegraben, mit einer Steinplatte bedeckt und enthalten menschliche Reste, aber ohne Gefäße oder andere Beigaben. Etwas weiter östlich hat man in Peña Blanca bei Tibacui in einem Cerro, der dem von Anvila parallel läuft, Gefäßscherben gefunden, und ähnliche Höhlen wie am „Papageienkopf" giebt es in Pasca bei der Lagune von Chisacá. Nachdem André einen Sack mit Knochen angefüllt hatte, ließ er sich wieder hinaufziehen, worauf der Abstieg nach Panché rasch von Statten ging.

Ameisenhaufen. (Nach einer Zeichnung André's.)

Dort erwartete sie bei Herrn Avelino ein heiteres Mahl. Noch vor Einbruch der Nacht fand André Zeit, zahlreiche Pflanzen und Insecten zu sammeln. In einem nahen kleinen Gehölze fand er „lasttragende" Ameisen (Hormiga carguera), welche in langen Reihen ihrem Neste zueilten. Jedes von den Thierchen trug zwischen seinen Kinnladen ein oval zugerichtetes Stück Blatt, welches es wie eine Fahne hoch in die Höhe hielt.

In Panché steht eine Zuckermühle genau dort, wo sich einst eine mächtige Citadelle auf einem Hügel erhob, der rings einen guten Ausblick gewährte; von dort aus suchten die Panchés ihre östlichen Nachbarn, die Sutagaos, Guanchés und Chibchas, heim. Es war das erste Mal, daß André eine Zuckermühle (trapiché) in Thätigkeit sah. Unter einem großen kreisrunden und mit Stroh gedeckten Schuppen saßen auf einem Schemel zwei Frauen und ließen Zuckerrohr zwischen drei Holzcylinder von roher Form, welche durch ein Göpelwerk getrieben wurden, gleiten. Zwei von einem Jungen gepeitschte Maulthiere setzten die schwerfällige, knarrende Maschinerie in Bewegung. Der ausgepreßte Saft floß in einen Holztrog und dann durch eine Röhre in einen größern Kübel. Ein paar Schritte von dem Schuppen steht ein halb in den Boden eingelassener Ofen von Erde und darüber ein Kessel mit einem aufgesetzten Holzrande, in welchen der frisch ausgepreßte Saft gegossen wird. Darin läßt man ihn kochen, bis er dick wird und eine Farbe wie dunkelbrauner Ocker annimmt. Ehe er gerinnt, d. h. nach etwa zweistündigem Kochen, gießt man ihn in Formen, flache, durch Querbretter getheilte Kasten, wo er zu Stücken von je ein Pfund Gewicht erstarrt. Jede Form faßt zwei Arroben oder funfzig Stücke von zusammen funfzig Pfund. Mit diesem ganzen Apparate, nämlich zwei Paar Maulthieren, einem Kinde, um sie anzutreiben, vier Frauen zum Hineinstecken des Rohres in die Mühle und acht Männern, um die Masse zu kochen, zu trocknen, zu verpacken, das Rohr zu schneiden und zum Trapiché zu bringen, erzeugt man sehr selten 10 Arroben (125 Kilogramm) per Tag. Man vergleiche diese Zahl mit der Production einer guten Zuckermühle auf den Antillen, so lernt man den elenden Zustand dieser Industrie im Herzen Columbiens in einer Entfernung von nur zwei Tagereisen von Bogotá kennen.

Von dieser angeborenen Unbekümmertheit abgesehen, welche jeden Columbier der warmen Zone mit wenigen Ausnahmen sich mehr um seine Ruhe als um sein Geschäft und sein Vorwärtskommen sorgen läßt, war Herr Avelino ein liebenswürdiger Genosse und Wirth, dessen Erzählungen die Fremden gern zuhörten.

Die Weiterreise führte über den Cerro de Viotá, wo André ein ganz neues Landschaftsbild kennen lernte. Hier traf er zuerst auf einen Eichenwald — nicht einen mitteleuropäischen, noch auch einen solchen, wie ihn die Mittelmeerländer besitzen. Es waren vielmehr riesige Bäume mit runzeligen, fahlen, schnurgeraden Stämmen, welche ein herrliches Laubdach von Lorbeer- oder Magnolienblättern trugen. Eicheln, größer als Nüsse, lagen auf dem dicht mit Blättern bedeckten Boden. Diese Bäume gehören zur Species Quercus Humboldtii und bilden den gesammten Bestand jenes Waldes, in welchem kein Gesträuch, keine andere Pflanze gedieh als eine sonderbare Orchidee (Catasetum) und ein fadenförmiges Farnkraut des Genus Acrostichum. Nur selten drang ein Lichtstrahl durch die dunkele Blättermasse, und vollständiges feierliches Schweigen herrschte in dem gleichsam verzauberten Walde. André bestimmte seine Höhe zu 1774 Meter, genau dieselbe, in welcher er schon bei Fusagasugá einige Exemplare desselben Baumes angetroffen hatte.

Um Mittag wurde der Alto de Viotá (1931 Meter), der eine herrliche Aussicht auf die Ausläufer der Cordillere und das Thal des Magdalenenstromes darbietet, überschritten und dann schon in Viotá (618 Meter nach André, während Codazzi 1300 Meter angiebt) übernachtet, weil der an Morästen reiche Uebergang über den Paß Thiere und Leute mehr als gewöhnlich angestrengt hatte. Entzückend war am

folgenden Tage der Weg nach Tocaima. Zuerst senkt er sich sanft zwischen Königspalmen abwärts, deren goldige Früchte eine vortreffliche Butter (mantequilla) liefern, und führt dann im Bette des Baches Cachimbulo hin, der unter-

Trapiché (Zuckermühle). (Nach einer Zeichnung André's.)

Zuckerkochen in Panaché. (Nach einer Skizze André's.)

halb der Brücke von Tocaima in den Rio Bogotá mündet. Ein frischgrüner, bezaubernder Pfad zwischen Lauben von Blättern und Blüthen, welche die süßesten Düfte aushauchten. Mehrere Stunden lang folgten die Reisenden dem Bache,

bald ihn immer von Neuem von einer Seite zur andern überschreitend, bald im Wasser hinreitend. Bewundernswerth ist die Verschiedenheit und der Reichthum der Vegetation, unter welcher namentlich die Kokospalme und die Brownea arhiza, einer der schönsten Bäume, die André je gesehen, hervorragten.

Als sie den Rio Bogotá, denselben, der als Rio Funza den Tequendama-Fall bildet, erreichten, erfuhren sie erst, daß die alte Drahtbrücke seit mehreren Jahren zerstört war, und daß man den Fluß nur schwimmend oder im Boote passiren könnte. Augenblicklich war der zwischen enge Ufer eingeschlossene Fluß zwar ziemlich reißend und schäumend, wurde aber doch theils auf die eine, theils auf die andere Weise überschritten. An seinem Ufer wurde 1544 von Hernando de Vargas Cerrillo de Manosalva die Stadt Tocaima gegründet. 1673 wurde sie in einer Nacht durch eine Ueberschwemmung des Rio Bogotá zwar völlig zerstört, aber die Lage zwischen dem Magdalena und Bogotá, welches die Erzeugnisse der warmen Region consumirte, war so günstig, daß man sie wieder aufbaute, diesmal jedoch auf einem zwei Kilometer entfernten Hügel. Leider geht demselben alles Wasser ab und muß von dem Flusse geholt werden, ein schwerer Uebelstand bei einer Stadt von 6500 Einwohnern, welche eine mittlere Jahrestemperatur von $+ 27\frac{1}{2}^0$ besitzt. Tocaima, wo unsere Gesellschaft um 2 Uhr Nachmittags bei einer Hitze von 38° im Schatten anlangte, liegt 508 Meter hoch. Wegen seiner hohen Temperatur nennt man es „das Fegefeuer von Columbien“. Aber von dem Hügel,

Straße in Guataqui mit der Kirche. (Nach André.)

auf welchem es erbaut ist, überschaut man ein weites, reiches Thal, von welchem André bei Sonnenuntergang eine Skizze aufnahm; die Abhänge der centralen Cordillere und die Cerros von Viotá begrenzen den Horizont im Westen und Osten. Der hiesige Markt, welcher alle Producte der warmen Region aufweist, hat Ruf; auch das Vieh der kalten Region und der Llanos von San Martin wird zeitweilig dort aufgetrieben, und mit Vergnügen bemerkte André, daß die Bevölkerung, welche auch Fleisch zu genießen angefangen hat, thätiger und industrieller ist als diejenige anderer Orte, welche sich fast ausschließlich von vegetabilischer Kost nährt. André sah hier seinen Wirth aus Villavicensio wieder, der hierher gekommen war, um Llanos-Vieh zu verkaufen.

An Festtagen ist der große Platz des Ortes sehr belebt. Schon die ihn umgebenden mit Ziegel gedeckten Häuser verkünden den allgemeinen Wohlstand. Alter Reichthum stammt noch aus den Zeiten, wo die Kupfer- und Goldbergwerke der Nachbarschaft Einwanderer anlockten, die hier reich wurden und dann im Lande blieben. Die Bevölkerung des Ortes nahm in Folge dessen zu und enthielt viel europäisches Blut. Zahlreich sind die hübschen Frauen, die man hier findet, und namentlich an Markttagen kann man dieselben studiren, von der Señora und ihrer Zofe an bis zu der Fruchthändlerin aus der Umgebung. Eine der reizendsten Erscheinungen, welche André in Columbien zu Gesichte bekommen, war die Dienerin in der Posada, wo er wohnte. Bei der herrschenden Gluthhitze war sie nur mit einem leichten Hemd bekleidet, welches die Formen rein und klar erkennen ließ. Die regel-

Inneres der Kirche von Guataqui. (Nach André's Album.)

mäßigen Züge, die fast weiße Gesichtsfarbe und die großen, schönen, schwarzen Augen mit langen Wimpern verriethen, daß spanisches Blut in ihren Adern floß. Mit Grazie verrichtete sie ihre niederen Beschäftigungen, für welche ihre ungewöhnlich feinen Hände und Füße nicht geschaffen erschienen.

So fesselnd Tocaima und seine Umgebung in botanischer und geologischer Hinsicht auch war, so mußte doch André Angesichts der Thatsache, daß die Regenzeit nahte und die centrale Cordillere mit dem schrecklichen Passe von Quindio noch vor ihm lag, an baldigen Aufbruch nach Westen denken.

Die erste Nacht wurde in Casas Viejas am Rio Seco zugebracht. Von dort führt der Weg an dem linken südlichen Ufer des genannten Flusses abwärts nach Guataquí. Unterwegs fesselte eine Diluvialformation von großer Mächtigkeit André's Aufmerksamkeit; eine wahre Sintfluth von Schlamm hat sich einst von den Bergen herabgewälzt und die nächsten Thäler weit und breit 10, 20, 30 Meter hoch bedeckt. Durch diese Schicht hat sich der Rio Seco sein Bett gegraben, und noch heute sind Erdstürze etwas Alltägliches an seinen Ufern. Eine Menge von Vögeln hausen an seinen öden Ufern, an denen nur stachelige Bäume und wilde Baumwolle gedeihen. Endlich erreichten sie Guataquí.

Zwei Orte in Columbien hat André auf seiner Reise als „Ofenloch“ (boca del horno) bezeichnen hören; der eine liegt am Rio Dagua, der andere ist Guataquí ($266\frac{1}{2}$ Meter), wo das Thermometer nur sehr selten unter 30^0 sinkt und oft über 36^0 steht. $29\frac{1}{2}^0$ ist die mittlere Jahrestemperatur. André vermochte diese Thatsache bei seinem einwöchentlichen gezwungenen Aufenthalt daselbst zu bestätigen. Nach einigem Suchen gelang es ihm auch, mancherlei Gepäck aufzufinden, welches ein Zelt, Conservebüchsen, photographische Utensilien u. s. w. enthielt und von Honda aus direct hierher geschickt worden war. Die erste Mahlzeit, welche die Franzosen, denen der nationale chupé längst zum Ueberdruß war, von diesen Vorräthen hielten, wurde für sie zu einem wahren Feste. Im Uebrigen benutzten sie ihre Muße, die Sammlungen zu ordnen und zum Theile nach Europa zu schicken.

Guataquí kann man die „Hahnenstadt“ nennen. In seinem ganzen Leben hat André nicht so viel Hähne auf einmal gesehen, und namentlich gehört, als hier. Ihr Geschrei brachte ihn fast zur Verzweiflung; denn selbst in der Nacht zwischen 8 Uhr Abends und Tagesanbruch ließ es nicht nach. Die Bevölkerung des Ortes, welche 2000 Seelen zählen mag — und darunter nicht einen Tischler, nicht einen Schuhmacher, ja nicht einmal einen Geistlichen, weil niemand sich dem mörderischen Klima und dem Fieber, das bei niedrigem Wasserstande des Magdalena in zwei bis drei Tagen tödtet, aussetzen mag —, hatte sich damals verlaufen. Der Alcade von Guataquí erklärte den Reisenden, daß sie seit fünf Jahren ohne Pfarrer seien. „Hier wird man geboren, verheirathet sich und stirbt, wie die Hunde. Meine Untergebenen sind unlenkbar, ohne Moralität, von ungezügelter Leidenschaft. Religiöse Vorschriften giebt es nicht und die Civilgesetze sind für sie ein todter Buchstabe; ich verzichte darauf, sie zur Geltung zu bringen. Unter uns gesagt, nicht acht Tage würde ich mein Amt behalten, wenn es nicht mein Geschäft förderte und meinen Credit bei den Firmen am untern Magdalena sicherte.“

Auf dem Marktplatze steht die Kirche, ein geräumiger Schuppen, dessen Vorderseite unsere vorletzte Abbildung zeigt. Aber welchen Anblick gewährte das Innere! Fledermäuse und allerlei Nachtvögel hatten in dem unbenutzten Gotteshause seit Jahren ihren Wohnsitz aufgeschlagen und Boden und Wände mit ihrem Kothe beschmutzt. Mächtige Spinnen hatten mit ihrem Gewebe den Zugang in den Beichtstuhl versperrt; auf einem dreibeinigen wurmstichigen Tische lagen zerrissene Papierlaternen von der letzten Frohnleichnamsprocession und von den Altarkerzen hatten die Ratten nur einige Stümpfchen übrig gelassen — ein abscheulicher Anblick. Das würdige Seitenstück dazu bot der wüste, verfallene Begräbnißplatz — voller Verachtung für eine Bevölkerung kehrte André zurück, welche, in grenzenloser Trägheit und Immoralität versunken, keine Anstrengung macht, sich aus einem Zustande herauszuarbeiten, welcher hundertmal schlechter ist als der der Indianer, welche vor ihr das Land inne hatten.

C. Favre's und B. Mandrot's Reise in Kilikien 1874.

II [1]).

Einzelheiten von der Reise.

Am 19. April 1874 langten die Reisenden in Antiochia an, um über den Amanos sich nach Kilikien zu begeben in der Absicht, dort archäologische Forschungen anzustellen und gewisse fortificatorische Reste des armenischen Mittelalters aufzunehmen, ein Plan, zu welchem der um die Kenntniß Nord-Syriens und der Kreuzfahrergeschichte verdiente Guillaume Rey in Paris den Anstoß gegeben hatte. Die Hungersnoth, welche seitdem Kleinasien heimgesucht hat, trat damals zuerst auf; in Folge dessen reichten drei Tage kaum hin, um die nöthigen Pferde und Maulthiere zum Transport ihrer Zelte, Gepäckstücke und des photographischen Apparats zu beschaffen. Am 22. April Nachmittags brachen sie endlich nach Alexandrette auf. Weil in jenem Jahre die gute Jahreszeit sehr spät eingetreten war, hatten sie fast einen ganzen Monat verloren und waren nun gezwungen, einen Theil ihres Programms, Marasch betreffend, aufzugeben, und sich wegen des Nahens des heißen kilikischen Sommers auf die Gebiete in der Nähe des Meeres zu beschränken. Die Hitze hatte in Folge eines glühenden Südwindes mit einem Schlage eingesetzt; bei ihrer Abreise von Ladikieh stand das Thermometer im Schatten über 35 Centigrade, während sie 14 Tage früher in Kalaat el Hosn, jener mächtigen syrischen Kreuzfahrerburg, noch Schneefall gehabt hatten.

Die Straße nach Alexandrette überschreitet hinter Antiochia den Nahr el Asy (den antiken Orontes) und führt dann nordöstlich in einiger Entfernung vom Flusse das Thal aufwärts. Anfangs gut im Stande, verliert sie bald ihr europäisches Aussehen, um sämmtlichen übrigen Wegen des

[1]) Vergl. laufenden Band Nro. V, S. 71.

Orients zu gleichen. Ringsum ist das Land unbebaut und fast wüst. Nach drei Stunden befanden sie sich in der Breite des Südufers des Sees von Antiochia, von welchem sie ein Höhenzug trennte. Seine Ufer sind sehr sumpfig, und sein Wasserstand wechselt je nach der Jahreszeit; durch letztern Umstand erklären sich die verschiedenen Formen, welche die Reisenden dem See geben. Ein paar Dörfer, anscheinend aus elenden Hütten bestehend, liegen im Thale zerstreut.

Rasch nähert man sich nun dem Gebirge, betritt eine Art Engpaß und erreicht sechs Stunden von Antiochia den in Trümmer liegenden Chan Karamuth. 2 Kilometer nordwestlich von demselben liegt ein Kreuzfahrerschloß, wahrscheinlich einst Bagras genannt; der Aufnahme desselben widmeten die Reisenden einen Vormittag. Dann ging es in nördlicher Richtung auf wenig betretenen Steigen, wo ihr Führer sich verirrte, auf den Amanos hinauf. Je höher sie kamen, desto umfassender wurde die Aussicht über Ebene und See, aus welchem hier und da große flache Felsen, auf denen die Sonne in tausend Farben spielte, emportauchten. Jenseits desselben lag die turkomanische Ebene (el Amk) im Nebel. Weiter gegen Osten bezeichneten hohe nackte Hügel von hellgelber Farbe die Richtung auf Aleppo; es ist der Dschebel Mar-Saman; und gegen Süden ist noch Antiochia am Ufer des Orontes sichtbar. Auf der Höhe des Passes (800 bis 900 Meter) ändert sich die Scene, und eine noch großartigere Aussicht erwartet den Reisenden. Hinter seinem Rücken verschwindet Syrien, und vor seinen Augen erscheint das Meer und Kleinasien. Gegen Norden zieht sich die weite sandige Rundung des Golfs von Alexandrette und dahinter erheben sich die dunkeln Umrisse des Dschebel-Missis, an welchen sich westlich die niedrige Küste bei der Mündung des Pyramos anschließt. Ganz hinten aber ragen aus Dunst und Nebel wie eine riesige Mauer die Schneespitzen des Tauros hervor und verlieren sich am westlichen Horizonte.

Von nun an befanden sich die Reisenden in Kilikien. Durch den Irrthum ihres Führers hatten sie den Kamm des Amanos westlich von dem gewöhnlichen Uebergange, dem berühmten „Syrischen Thore" (Pylae Syriae), überschritten. Drei Stunden, nachdem sie Bagras verlassen, langten sie in Beïlan an, ohne das Syrische Thor gesehen zu haben. Beïlan ist ein großes Dorf mit einem Bazar, drei Stunden von Alexandrette auf steiler Berglehne gelegen. Allen denen, welche den tödtlichen Miasmen der Küstenstadt entfliehen können, dient es als Sommeraufenthalt und ist zugleich Haltepunkt für die zahlreichen Karawanen, die von Antiochia, Aïntab und Aleppo nach dem Meere gehen. Auf dem schmalen, felsigen Wege zwischen Beïlan und Alexandrette herrscht ein unaufhörliches Kommen und Gehen schwer beladener Kamele oder leer zurückkehrender Karawanen. Hunderte von Kamelen schreiten reihenweise, eines an das andere gebunden, einher und hemmen mitunter den ganzen Verkehr. Zu allen Zeiten ist dieser Weg, als der einzige, der von Syrien nach Kilikien führte, von großem commerciellem und militärischem Interesse gewesen.

Alexandrette, das alte Alexandria ad Issum, von Alexander dem Großen nach seinem Siege gegründet, ist heutigen Tages nur eine Waarenniederlage ohne eigenes Leben und fast ohne ständige Bevölkerung. Weil der Zugang zu ihm schwierig und seine Lage ungesund ist, wird es verlassen werden, sobald man an dieser ungastlichen Küste einen ausreichend sichern Hafen, Suëdieh z. B., eingerichtet haben wird. Inzwischen fordert, bis man das nöthige Geld und die nöthige Thatkraft gefunden, das Fieber Jahr für Jahr in Alexandrette, welches neben Tarsos und Mersin der ungesundeste Platz des ganzen Landes ist, zahlreiche Opfer. Die gefährliche Jahreszeit beginnt aber erst im Juni, so daß die Reisenden ungestraft in der Niederung vor der Stadt lagern konnten.

Am folgenden Tage setzten sie ihre Reise nach Norden längs des Strandes fort und erreichten in drei Stunden die bei den Seeleuten als „Säulen des Jonas" — dort soll nämlich der Prophet vom Walfisch ausgeworfen worden sein — bekannte Ruine in dem Engpaß des „Kilikischen Thores". Anfangs läuft der Weg am Strande entlang. Von Osten her stürzen einige Gießbäche in tiefen Schluchten von den nahen Steilwänden des Gebirges herab. Aus denselben Schluchten kommt zuweilen auch ein Wind hervor, der wegen seines Ungestüms und seines plötzlichen Auftretens auf der Rhede von Alexandrette sehr gefürchtet wird. Allmälig wird dann der Weg schmaler, bis die letzten felsigen Ausläufer des Amanos an das Meer herantreten. Das ist die engste Stelle des Passes „Kilikisches Thor".

Die „Säulen des Jonas" sind nur Reste eines monumentalen antiken Thores, welches den Paß schloß oder bezeichnete. Bogenwölbung und Fries sind herabgestürzt, und nur die beiden Pfosten aus weißem Kalkstein, die von fern wie Säulen aussehen, stehen noch aufrecht. Im Mittelalter hieß die wahrscheinlich von Sperrmauern flankirte Ruine Portella, und dort wurde Seitens des Königreiches Klein-Armenien Zoll erhoben. Dicht daneben liegen Reste eines Kreuzfahrerschlosses, welches ebenso wie der Paß heute Sakal Tutan genannt wird und lange als Chan gedient hat.

Etwas weiter gegen Norden liegt am Fuße des Gebirges das Dorf Sari Saki, bei welchem ein Weg über den Amanos einmündet. Auf syrischer Seite sperrt denselben die Festung Gastim; einst sehr betreten, ist er heutigen Tages schlecht zu begehen. Alle diese Amanos-Pässe hießen im Alterthume „Syrische Thore"; nur die nördlichsten „Assyrische".

Jenseit Portella nach dem drei Stunden entfernten Pajas zu wird die Küste immer breiter; man reitet eben hin auf einem mit kleinen Steinen besäeten und mit grünen Gebüschen bedeckten Strande, der sanft zum Gebirge ansteigt. Das Land ist, von zwei Dörfern auf den ersten Höhen des Amanos abgesehen, absolut verödet. Pajas, das antike Bajae, ist ein Flecken an einem kleinen Fluß mit einem Bazar, zwei Schlössern und einer Garnison; es hat dort ein Kaïmakam seinen Sitz. Hinter dem Orte wird die Küste 4 bis 5 Kilometer breit. Hier verließen die Reisenden die Straße nach Adana, welche sich dicht an der Küste hält, und bogen rechts ab, um dem Gebirge näher zu bleiben. Der Weg stieg leicht an, überschritt mehrere Bäche und trat dann in eine wahre Oase von Wasser und Bäumen der verschiedensten Arten; er führte bei mehreren armenischen Dörfern mit prächtigen Obstgärten vorbei, deren eines mit Recht den Namen Küsalli (das schöne Dorf) führt. Grüne Hecken fassen die Straße ein, die ganz von Laub überschattet ist. In zwei starken Stunden von Pajas an war das Dorf Schuk-Merziwnan erreicht, von wo man in Ostsüdost einen der Hauptberge des Amanos erblickt. Sein noch zu Ende April mit Schnee bedeckter Gipfel läßt auf eine Höhe von über 2000 Meter schließen. Nach dreiviertel Stunden hören die Bäume plötzlich auf, und man erreicht einen rasch zwischen kiesigen Ufern strömenden Fluß, den Deli Tschaï (d. i. das tolle Wasser), den antiken Pinaros, dessen Thal tief in den Amanos einzuschneiden scheint. Durch dasselbe führt nach Angabe der Eingeborenen ein Weg nach dem östlichen Abhange des Gebirges; doch ist derselbe nur schlecht, und die Gebirgsbewohner stehen in übelem Rufe. Hier befanden sich die Reisenden mitten auf dem Schlachtfelde von Issos. Das von Assyrien her anrückende Heer des

Dareios war nördlich vom Gebirge Amanos herabgestiegen (nicht, wie behauptet wird, im Pinarosthale), hatte auf dem rechten nördlichen Ufer dieses Flusses Befestigungen aufgeführt und die nächsten Berge besetzt. Alexander, welcher schon das Kilikische Thor passirt hatte und sich in der Gegend des heutigen Alexandrette befand, mußte, um den Persern eine Schlacht zu liefern, umkehren. Gewöhnlich verlegt man Issos, nach welchem Orte die Schlacht heißt, an den Pinaros, was aber mit den Angaben der Alten nicht stimmt. Favre und Mandrot setzen also Issos mit Mansell einige Kilometer nördlich vom Meerbusen an, indem sie sich vorbehalten, die Sache in einer besondern Veröffentlichung näher zu begründen.

Hat man den Deli Tschai durchfuhrtet, so betritt man zunächst eine etwa drei Kilometer breite Ebene, wo des Dareios' Heer sich sammelte, und gelangt dann zwischen Kalkhügel, welche mit Gestrüpp bedeckt sind und vom Amanos sich westlich bis zum Meere hinziehen, zwischen beiden nur eine enge Passage lassend. Auf denselben liegt zwischen Bäumen versteckt das Dorf Erzün, von wo man über einen sanften Abhang in die Ebene von Issos hinabsteigt. Die Ruinen dieser Stadt erreicht man von Schuk Merziwuan in vier Stunden. Dieselben bestehen ganz aus schwarzem Basalte und sind ziemlich schlecht erhalten, obwohl man dort noch einige interessante Bauten der griechisch-byzantinischen Zeit findet. Die einst sehr sumpfige und ungesunde Ebene von Issos ist heutigen Tages völlig ausgetrocknet, so daß man Mühe hat, einen Tropfen Wasser zu finden; selbst die beiden auf der Karte angegebenen Bäche waren damals zur Zeit der Schneeschmelze trocken. Diese Aenderung soll sich nach Angabe der Einwohner vor etwa funfzehn Jahren vollzogen haben. Das Wasser fließt zwar weder nördlich durch den Paß von Topra Kalessi, noch südlich zum Meere ab; wahrscheinlich rührt die Austrocknung der Ebene davon her, daß man an ihrem nördlichen Ende, am Eingange zum Passe, Erddämme aufgeführt hat, welche das von Topra kommende Wasser abhalten, so daß sich dort mehrere stagnirende kleine Seen gebildet haben. Der Fluß, welchen die meisten Karten die Ebene durchfließen lassen, existirt übrigens nicht.

Von Issos bis zum Schlosse Topra Kalessi sind es zwei Stunden Weges, zuerst über ebenes Land, dann durch einen etwa 200 Meter breiten Engpaß zwischen Ausläufern des Amanos und dem Dschebel Missis. Der vollkommen ebene Boden dieser Passage ist offenbar vom Wasser an seine Stelle gebracht worden. Gegen Norden endet sie mit gleichfalls flachen Felsen, die nur wenig über die Ebene hervorragen, aber doch hoch genug, um jeden Abfluß des Wassers von dieser Seite zu verhindern. Etwas weiter hin liegen auf einem Hügel die ziemlich gut erhaltenen Reste der armenischen Festung Topra Kalessi. Derselbe ist etwa 80 Meter hoch, von sehr regelmäßiger conischer Gestalt und besteht wahrscheinlich aus demselben Basalte, wie er auf der entgegengesetzten Seite des Amanos nördlich vom See von Antiochia vorkommt. Auch das Schloß selbst ist von Basaltstücken erbaut. Die Reisenden stiegen sogleich hinauf und sahen von oben zu ihrem großen Erstaunen, daß die Höhen des Dschebel Missis und des Amanos, zwischen welchen sie eben hindurch geritten waren, hier scharf nach Westen und Osten zurückwichen, und sich nach Norden eine weite, nur von den fernen Ketten des Tauros und Antitauros begrenzte Ebene ausdehnte. Von dem auf den Karten angegebenen Gebirge, welches zwischen ihnen und dem Dschihan liegen sollte, war nichts zu sehen; nur einige Felshügel waren in der Ebene zerstreut. Nach Nordosten hin konnten sie bei der klaren Morgenluft Anazarbos auf seinem Hügel und sogar die Felsen über dem Schlosse des fernen Sis erkennen.

Von Topra Kalessi unternahmen Favre und Mandrot einen Ausflug nach Osten, wo in einer Entfernung von etwa 10 Kilometer der kleine Ort Asmanieh am Fuße des Amanos liegt. Er ist Sitz eines tscherkessischen Kaïmakam und hat einen Bazar, findet sich aber bis jetzt noch auf keiner Karte. Von dort gehen zwei Straßen über den Amanos, die eine über einen Paß beim Schlosse Tschordaa, die andere nach Kilis und Aïntab längs des Flüßchens Ara-tschaï, an welchem Asmanieh liegt. Letztere wird vom Handel sehr stark benutzt und führt über eine der niedrigsten Einsattelungen in der Hauptkette des Gebirges. Unweit südlich von ihr, südöstlich von Topra Kalessi, sahen die Reisenden einen dritten schneebedeckten Gipfel, welcher ungefähr 3000 Meter Höhe haben muß, während weiter nördlich der Kamm des Gebirges niedriger ist und erst vor Marasch noch einmal im Bejuk Dulldull sich zu bedeutenderer Höhe erhebt.

Am 30. April verließen sie Topra nach Norden, durchfuhrteten zunächst den kleinen Ara-tschaï, einen Zufluß des Dschihan, und betraten dann eine kahle Ebene, von wo aus sie zur Rechten den Ausblick auf die gesammte Kette des Amanos, eine Reihe scharfgezackter Gipfel, hatten. Zwischen ihnen und dem Gebirge tauchen hier und da felsige, nur theilweise mit Erde bedeckte Höhen von länglicher schmaler Form aus der Ebene auf und beschränken die Aussicht. Nachdem sie schon am nördlichen Ufer des Ara-tschaï die Straße von Adana nach Kilis und Aïntab gekreuzt, überschritten sie hier eine zweite, die von Adana wahrscheinlich im Thale des Dschihan aufwärts nach Marasch führt. Nur muß man mit dem Worte „Straße" nicht den europäischen Begriff verbinden; es sind das nicht einmal Wege, sondern Pfade, welchen seit uralter Zeit Reisende und Karawanen gefolgt sind, und an die nie ein Ingenieur seine bessernde Hand angelegt hat. Weiter führt der Weg bei zwei anderen Felshöhen vorbei, auf denen Turkomanen ihre Lager aufgeschlagen haben. In einiger Entfernung weidete eine große Herde Gazellen. Zwei Wegstunden etwa gegen Nordosten lagen am Fuße des Gebirges und auf dem rechten Ufer des Dschihan die Trümmer des Schlosses Budrum Kalessi auf einem eigenthümlich geformten Felsen, bei welchem sich das Thal jenes Flusses zu verengen beginnt.

Drei und eine halbe Stunde, nachdem sie Topra verlassen, erreichten sie ein kleines armenisches Dorf am linken Dschihan-Ufer gegenüber den Ruinen von Hemetiё Kalessi, welche auf dem letzten Ausläufer des hier rechtwinklig gegen Südwesten in die Ebene vorspringenden Antitauros gelegen sind und von einem hohen Berggipfel überragt werden. In Folge der Schneeschmelze war es den Reisenden unmöglich, den Fluß hier zu durchfuhrten, und sie waren deshalb gezwungen, demselben, welcher hier nach Nordosten ausbiegt, zu folgen, um eine Fähre zu erreichen, welche ihnen gestattete, den geraden Weg nach Sis zu verfolgen. Zwei und eine halbe Stunde lang führte der Weg durch sumpfiges, überschwemmtes Land, wo Tscherkessen ihre Herden weideten, bis sie die Fährstelle erreichten. Dort aber harrte ihrer eine neue Enttäuschung: die Fähre war mit allen, welche sich darauf befunden hatten, fortgerissen worden. Gruppen von Kaufleuten saßen dort geduldig auf ihren Gepäckstücken und warteten, daß der Fluß sich beruhigte, während Tscherkessen sich auf ihren kleinen Pferden in das tobende Wasser stürzten und vergeblich versuchten hindurchzuschwimmen. Die gelben Gewässer des Dschihan schwollen so rasch an und traten dermaßen über die Ufer, daß, als die Reisenden nach kaum einer halben Stunde durch den Sumpf zurückritten, ihre Thiere sich mit Mühe und Noth durch denselben hindurcharbeiteten.

Die Fährstelle liegt an dem nördlichsten Punkte des Bo-

gens, welchen der Dschihan nach Norden beschreibt; von da an fließt er nach Südwesten und macht in der Ebene zahlreiche Windungen. Drei Stunden westlich von dort zeichnet sich der Felsen von Anazarbos mit seinen schroffen Wänden und seinen Ruinen scharf vom blauen Himmel ab. Die Reisenden waren nun gezwungen, nach der mehr als eine Tagereise entfernten Brücke von Missis zu reiten, um Sis zu erreichen, und ritten aufs Gerathewohl erst südlich, dann südwestlich über die Ebene; sie kreuzten den Ara-tschaï zum zweiten Male und erreichten nach sechs Marschstunden den Dschihan bei Ismail-bey-köi wieder. Es ist das ein großer Flecken mit einigen Läden, einem Chan, aber keinem einzigen Baume und gewissermaßen die Hauptstadt der Tscherkessen in Kilikien. Etwa 2 Kilometer weit ziehen sich seine neugebauten Häuser am Flusse hin, überragt von dem weithin sichtbaren Minareh einer Moschee. Der Ort würde offenbar große Bedeutung gewinnen, wenn er eine Brücke über den Fluß besäße; aber es existirt nur eine, nicht einmal immer benutzbare Fähre, und zwar ziemlich weit stromabwärts von dem Flecken. Ein Theil seiner Bewohner trägt echt mongolischen Typus zur Schau, rothe Haare, vorspringende Backenknochen und eng zusammenstehende Augen; es sind das Leute vom Tatarenstamme der Nogaï oder Nagaï, welche aus dem Lande nördlich vom Kaukasus und westlich vom Kaspischen Meere stammen und aus freiem Antriebe und vor den Tscherkessen ausgewandert zu sein scheinen. Unter ihnen lebt ein Franzose, der aus Adana gekommen ist und eine Anstalt zum Auskernen der von den Tscherkessen gebauten Baumwolle errichtet hat. Derselbe erzählte den Reisenden mancherlei von diesen Stämmen. In Folge ihrer schlechten Lebensweise und namentlich der Schaffellmützen, welche sie in diesem heißen Klima ruhig beibehalten haben, sind anfangs viele von ihnen gestorben. Jetzt fangen sie an sich allmälig umzubilden, und viele haben schon ihre Pelzmütze mit dem Tarbusch vertauscht. Auch lernen sie Türkisch, und ihre wilden Sitten werden durch ihre Beschäftigung als Ackerbauer und Hirten gemildert. Doch ist ihre Unredlichkeit berüchtigt. Die Nogaïer sind nach Aussage jenes Franzosen die weniger schlimmen; denn wenn sie auch Gott nicht fürchten, so fürchten sie doch wenigstens den Teufel, während sich die Tscherkessen um keinen von beiden kümmern.

Von Ismail-bey-köi wollten sie zunächst das Schloß Shilan Kalessi, auch Scheich-meran Kalessi genannt, welches unweit davon auf einem Felsen sichtbar ist, besuchen, erfahen aber zu ihrem Schaden, daß es die Karten fälschlich auf das linke, östliche Ufer des Pyramos, auf welchem sie sich befanden, setzten. Das rechte aber, auf welchem die Ruinen in der That liegen, war wegen des Hochwassers nicht zu erreichen. Dies Mißgeschick benutzten sie, um einen Ausflug nach Aïas an der Küste eine Tagereise südlich von Ismail-bey-köi zu unternehmen. In südlicher Richtung ritten sie über die ziemlich sumpfige, aber einigermaßen angebaute Ebene hin. Die Felder trugen Gerste und Baumwolle, von denen letztere kaum erst aus dem Boden hervorragte. Nach $2\frac{1}{2}$ Stunden überschritten sie den Weg, welcher von Alexandrette durch den Paß Kurd Kulek (auch Demir Kapu, im Alterthume „Amanisches Thor“ genannt) und über den Dschebel Nur nach Missis und Adana führt, und in seiner ganzen Länge vom Telegraphendraht begleitet wird. Eine Stunde später erreichten sie den Dschebel Missis südwestlich von jenem Passe. Derselbe besteht hier nur aus ziemlich sonderbar geformten und meist nicht hohen Hügeln, welche sich von Aïas im Süden bis nach Issos im Norden längs der Meeresküste hinziehen und erst bei Issos etwas höher ansteigen. Westlich von Aïas ist der Dschebel Missis, welcher dort etwas vom Meere zurücktritt, weit höher, bildet eine nach Südosten streichende richtige Bergkette und fällt dann steil zum Ufer des Pyramos ab, jenseits dessen er sich nur durch einige, im Vorgebirge Karadasch endigende Terrainwellen fortsetzt. An diese Kette, deren höchster Punkt der Dschebel Hodé zu sein scheint, schließt sich eine zweite, kürzere und höhere mit nahezu nordsüdlicher Richtung: der Dschebel Nur, an dessen Westfuße der Dschihan entlang fließt. Der Dschebel Missis hat also die Form eines V, dessen beide ungleich lange Arme durch einen Winkel von etwa 30° getrennt sind; der längere östliche reicht vom Dschihan im Süden bis nach Topra Kalessi, der kürzere südliche vom Dschihan bis Shilan Kalessi.

Von der Ebene zum Dschebel Missis emporsteigend gelangten die Reisenden auf halber Höhe nach dem armenischen Dorfe Magaré, überschritten dann den Kamm des Gebirges, kreuzten eine längliche Ebene, Aïas Owa oder Aïas Tuschumder Owa, welche zum Meere hin Abfluß hat und von den Herden der nomadischen Turkomanen beweidet wird, überstiegen einen zweiten Höhenzug und erreichten sieben Stunden, nachdem sie Ismail-bey-köi verlassen, Aïas.

Aïas, das antike Aigai, war im Mittelalter unter dem Namen Laïas oder Lajazzo ein sehr bedeutender Hafenort, dessen Zolleinkünfte die Könige von Klein-Armenien bereicherte. Heute ist es nur ein Haufen von in wüster Ebene zerstreuten Ruinen aus verschiedenen Zeiten; unter ihnen gewährt nur das armenische Schloß an der Meeresküste über dem alten Hafen noch einen etwas stattlichern Anblick. Die Ringmauer nimmt jetzt ein Dorf ein, und eine kleine Insel wenige Minuten vom Strande trägt die Reste einer Befestigung. Von Aïas an dehnt sich bis zur Mündung des Dschihan zwischen Gebirge und Meer eine wellige Ebene aus, die ganz mit wilden Artischoken bedeckt ist. Das Wüstenhafte des Landes wird durch diese dürftige Vegetation wenigstens etwas gemildert.

Zwischen Aïas und Missis giebt es zwei Wege, einen längern um das südliche Ende des Gebirges herum und dann am Dschihan hinauf, und einen kürzern quer über die Ebene und das Gebirge. Letztern wählten die Reisenden, indem sie nordwestlich auf den zweigipfeligen Dschebel Hodé losritten. Zur Linken blieb am Meeresufer das Dorf Shumur Talek liegen, welches die türkische Regierung früher einmal zum Ausgangspunkte einer projectirten Eisenbahn, welche sich an das mesopotamische Netz anschließen sollte, zu machen gedachte. In Folge der seitdem angestellten Studien wurde der Plan geändert; diese Projecte aber, welche zu Anfang dieses Jahres noch als auf unbestimmte Zeit vertagt galten, haben seitdem durch die englische Einmischung neue Bedeutung erhalten: schon ist einer englischen Gesellschaft von der türkischen Regierung die Concession zu einer Bahn von Mersina über Diarbekir nach Erzerum ertheilt worden.

Nach $2\frac{1}{2}$ Stunden befanden sich die Reisenden am Fuße des Gebirges und stiegen durch verbranntes Gebüsch aufwärts. Die Türken sollen es im Jahre 1866 angezündet haben, weil es Rebellen zum Zufluchtsorte diente; vielleicht aber haben es ganz einfach die Nomaden gethan in der Hoffnung, dadurch reichlichern Graswuchs für ihre Herden zu erzielen, wie das ja stets ihre Sitte war. Dann aber hat der Erfolg ihren Erwartungen nicht entsprochen; denn die Erdkrume ist verschwunden und überall tritt der nackte Kalkfelsen zu Tage. In $1\frac{1}{2}$ Stunden war der etwa 500 Meter hohe Kamm des Gebirges erstiegen, und es ging hinab in eine auf drei Seiten von Bergen umschlossene Hochebene, deren Gewässer zwischen den beiden erwähnten Schenkeln des Dschebel Missis nach Nordosten hin abfließen. Dann erreichten sie die Schloßruine Gwal Oglu, welcher die

Tscherkessen den Beinamen Mosku geben; sie liegt auf einem hohen, nach drei Seiten hin steil abfallenden Felsen an dem Punkte, wo die Dschebel Nur (höchster Punkt 716 M.) und Hodé (608 M.) zusammenstoßen, etwa 200 bis 300 M. über dem Dschihan und 100 M. über jener kleinen Hochebene. Am Fuße des Schlosses tritt der Weg in eine kleine Engschlucht und führt rasch und steil an den Fluß hinab: drei Stunden genügen, um das ganze Gebirge zu überschreiten. Von der Höhe des Schlosses hat man einen sehr ausgedehnten Ueberblick über das ganze Land im Norden und Westen. Der Dschihan unten schlängelt sich durch eine zum Theil überschwemmte Ebene und verschwindet schließlich hinter dem Ausläufer des Dschebel Missis. Zwischen Fluß und Gebirge sind in einer Entfernung von ein paar Kilometer Dörfer zwischen Bäumen sichtbar. Die ersten Bäume, welche die Reisenden seit neun Tagen zu Gesicht erhalten hatten, ein kleines Gehölz nördlich von Aïas ausgenommen!

In Westnordwest steigt aus der Ebene von Adana ein vereinzelter Hügel von länglicher Form und ziemlicher Beträchtlichkeit auf, den keine Karte angiebt, trotzdem er von Wichtigkeit ist. Denn er bestimmt nach Ansicht von Favre und Mandrot die periodischen Wechsel, welche der Sihun (Saros) unterhalb Adana erleidet, ebenso wie die im Karadasch-Vorgebirge auslaufenden Höhenzüge die Schwankungen an der Mündung des Dschihan. Da die Ebene vollkommen flach ist, genügt das geringste Hinderniß, um jene Flüsse von der einen Seite der Erhebungen auf die andere zu drängen und so periodisch die Trennung oder Vereinigung ihrer Mündungen zu veranlassen. Leider fehlte den Reisenden die Zeit, jenen Hügel zu besuchen, um dort etwa nähere Begründungen für ihre Hypothese zu finden, und selbst seine Lage haben sie nicht ganz genau fixiren können.

Vom Fuße des Dschebel Missis geht der Weg zwischen diesem und dem gewundenen Laufe des Dschihan direct nördlich nach Missis, bis wohin man von Gwal Oglu $2^1/_2$ Stunden braucht. Unterwegs begegneten sie Negern, Angehörigen eines Stammes, welcher in zwei Dörfern am östlichen Ende des Dschebel Missis haust. Langlois, welcher dies erwähnt, schildert sie als unbändige wilde Geschöpfe. Jene aber waren groß, wohlgestaltet, gut gekleidet und auf kräftigen Eseln beritten, kurz entsprachen jener Angabe keineswegs. Wann und wie sie von Afrika herübergekommen sind, vermochte niemand zu sagen. Vielleicht hat sie Ibrahim-Pascha bei der Eroberung Kilikiens durch die Aegypter dorthin gebracht.

Ehe man Missis erreicht und die Dschihan-Brücke überschreitet, hat man auf dem linken Ufer des Flusses die Mauern und Reste der antiken Stadt Mopsuhestia, die später Mamistra hieß, zu passiren. Missis selbst ist nur ein elender Flecken auf den Höhen des rechten Flußufers, der seine ganze Wichtigkeit nur der Brücke verdankt; dieselbe scheint allerdings während des Hochwassers das einzige Verbindungsmittel zwischen beiden Ufern von Marasch an bis zum Meere zu sein.

Neue assyrische Ausgrabungen.

Austen Henry Layard war es, der 1847 bis 1850 zuerst auf den Trümmerhügeln Nineves Ausgrabungen unternahm und zwar mit solcher Energie und solchem Geschick, daß er nach dem Ausspruche von Friedrich Delitzsch „allein wohl die Hälfte alles überhaupt Möglichen leistete." Etwa 30 Kilometer südlich von Mosul liegen auf dem linken Ufer des Tigris unweit des heutigen Dorfes Nimrud die Trümmer der ninevitischen Südstadt Kalah. Im weiten Umkreis umzieht eine sichtbare Mauer, deren Nordseite allein schon die Trümmer von 58 Thürmen aufweist, die verschwundene Stadt; aber hoch über der Ebene erhebt sich im Südwesten die einstige Plateforme der assyrischen Königspaläste und Tempel. Nicht weniger als vier große Paläste hat Layard hier entdeckt: im Nordwesten die Paläste Salmanassar's I., welcher um 1300 v. Chr. die Stadt gründete, und Assurnazir-pal's, welcher sie späterhin um 885 v. Chr. neu aufbaute, in der Mitte den Palast des biblischen Tiglath-pileser, im Südwesten den Asarhaddon's, einen der größten bis jetzt gefundenen Paläste. Layard's Name wird für alle Zeiten neben denen Botta's, Oppert's, Rawlinson's auf dem Gebiete der Assyriologie gefeiert bleiben; kaum minder glückliche Nachfolger fand er in dem leider zu früh verstorbenen George Smith, dem Entdecker der chaldäischen Genesis, dessen epochemachende Forschungen vor drei Jahren publicirt wurden, und jetzt in dem Armenier Hormuzd Rassam, einem Abgesandten des britischen Museums.

Rassam begann, wie wir einem ausführlichen Referate der „Times" entnehmen, seine Ausgrabungen am südöstlichen Theile der großen Pyramide, welche den nördlichen Theil in der Nähe des großen Tempels des Kriegsgottes krönt, den Layard 1849 entdeckt hatte. Er verfolgte zunächst einen von Layard angelegten Graben, führte ihn östlich weiter und drang so in die Cella des Tempels in der Nähe der Altarstufen ein. Nachdem seine Leute das Innere ausgeräumt, sah er einen 150 Fuß langen und 90 Fuß breiten Raum vor sich. Im westlichen Theile des Gebäudes lag der Altar, zu dem man auf drei Stufen hinaufstieg. Altar und Stufen waren 18 Fuß breit und etwa 4 hoch. Dahinter lag ein weiter viereckiger Raum, wo vielleicht die Bildsäule des Königs stand, zu dessen Ehre der Tempel errichtet war. Rechts und links vom Altare waren Reihen von Sitzen angebracht. Eine interessante Entdeckung Rassam's waren die schön gemalten Ziegel in diesem Tempel, die zur besondern Zierde des Daches benutzt worden waren. Sie bestanden aus einem sehr feinen an der Oberfläche emaillirten Thone und waren außerdem noch mit geometrischen Mustern versehen. Da sieht man das Malteserkreuz an seinen vier Spitzen noch mit dem Geisblattornamente, wie die assyrischen Künstler es zur Verzierung der königlichen Gewänder benutzten; dazwischen ist eine Tulpen- oder Lotusknospe angebracht. Vom Mittelpunkte der Ziegel hing ein Gehänge herab, das in einer Kugel endigte, auf der die Inschrift zu lesen: „Der Palast Assur-nazir-pals, der Reichthum von Bit Kitmuri, welches in Kalah liegt." Jedes dieser Gehänge ist durchlöchert, augenscheinlich um einen Ring zur Befestigung der Lampen darin anzubringen. Theilweise waren die Ziegel reich vergoldet, einzelne zeigten mattgrüne Grundfarbe. Man nehme zu diesem Schmuck das feinpolirte Cedernholz des Tempeldaches und man wird sich eine Vorstellung von der Pracht des Ganzen machen können.

Nach den Inschriften, welche hier aufgefunden wurden und die der Istar, der Königin von Kitmuri, geweiht sind,

war dieses ein Tempel der assyrischen Liebesgöttin, hier wurden ihre Mysterien gefeiert, hier verehrte man ihre beiden heiligen Jungfrauen, Samchat (Vergnügen) und Harimat (Leidenschaft); hier auch beging man die Wehklagen um den alljährlich sterbenden Tammuz, „den Sohn des Lebens", den alljährlich Istar auf ihrer Höllenfahrt aus dem Hause des Todes wieder holte, Festlichkeiten, die dann über Phönicien und Cypern zu den Griechen gelangten. Bedenkt man den alten Zusammenhang zwischen Cypern und dem Aphrodite-Cultus, so wird es wohl keinem Zufall zuzuschreiben sein, daß Assurbanipal (684 v. Chr.) in diesem Tempel einen Keilschriftcylinder aufstellte, welcher die Tribute aufzählt, welche die cyprischen Könige nach Assyrien zahlten. Als Monarchen werden da aufgeführt: Aegystus, König von Idalium; Pythagoras, König von Kidruzi; Ithuander, König von Paphos; Damastis, König von Curium; Karmes, König von Tamissus; Dames, König von Ammochosta; Unasagus, König von Lidni und Puyuz, König von Aphrodisia. Das von Rassam aufgefundene Cylinderfragment enthält glücklicherweise die vollständige Liste der cyprischen Könige.

Während seiner Ausgrabungen zu Nimrud hörte Rassam, daß in dem 9 engl. Meilen weiter nordöstlich gelegenen Schutthügel Balawat Araber, die ein Grab gruben, auf ein Bronzemonument gestoßen seien. Sogleich begab er sich dorthin und sah, daß ein sehr werthvolles assyrisches Denkmal ans Tageslicht gefördert worden war. Es war eine große bronzene Trophäe, gut erhalten und mit schönen Basreliefs in Repousséarbeit bedeckt. Da nun fast alle assyrischen Monumente paarweise vorkommen, so ließ er, um das zweite Stück zu finden, in der Nähe weiter nachgraben und fand auch richtig eine zweite, kleinere Trophäe, ja die Sockel einer dritten und vierten, die indessen schon in früheren Zeiten entfernt worden waren. Da jedoch hier arabische Gräber vorhanden waren, so konnte, um diese nicht zu stören, Rassam nur äußerst vorsichtig zu Werke gehen; trotzdem ereigneten sich Aufläufe. Auch das Gebäude, auf welches man hier gestoßen war, zeigte sich als Tempel, der an jeder Seite einen Altar mit vier Stufen hatte, umgeben von einem gepflasterten Vierecke. Unter dem Altar stand eine große, an einer Seite offene Steinkiste, in welcher drei Steintafeln neben einander lagen, jede 12 Zoll lang und 8 Zoll breit. Die Kiste selbst, welche diese Tafeln barg, war 3 Fuß lang und 2 Fuß breit; auf ihrer Vorderseite war eine Inschrift von 50 Linien angebracht, welche sich als Duplicat der Inschrift auf den Steintafeln herausstellte. Die Inschrift beginnt mit dem Namen, den Titeln und der Genealogie des assyrischen Königs Assur-nazir-pal (885 bis 860 v. Chr.) und besagt, daß er der Erbauer der wichtigsten Tempel und Paläste von Kalah ist. Kurz werden die Grenzen des Reiches aufgeführt, welches dieser große Monarch durch seine Eroberungen erweiterte; sie reichten vom Sagros-Gebirge und den Ufern des Wan-Sees bis an die Abhänge des Libanon und an das Mittelmeer. Einen großen Theil Syriens und das nördliche Mesopotamien sowie die südlichen Lande von Kar-Dunias oder Babylonien hatte er unter seine Herrschaft gebracht.

Nachdem so Assur-nazir-pal sein Reich vergrößert, wandte er seine Thätigkeit den inneren Verhältnissen zu und sorgte für die Verschönerung seiner Hauptstadt. Er war ein großer Verehrer und treuer Diener des Kriegsgottes Adar und der Istar, die auch als Königin der Schlachten gefeiert wurde. Ihnen weihte er seine Eroberungen und ihre Tempel schmückte er mit seiner Kriegsbeute. In den Vorstädten Kalahs baute er ihre Verehrungsstätten, für sich aber auf dem Tul Labirn einen Palast, mit einem Tempel daran, der gleichfalls seinen Gottheiten gewidmet war. Aus der Inschrift ersehen wir auch, daß er den Namen ihrer Stadt in Imgur Bel, Vorstadt des Bel, umänderte. Das ist die Stadt, die heute durch die Schutthügel von Balawat bezeichnet wird. Auch daß Dach und Thüren aus Cedernholz, die Statue des Gottes aus Marmor mit goldener Brustplatte hergestellt waren, lernen wir aus den Inschriften. Gold, Silber und kostbare Steine waren überhaupt nirgends gespart worden, so daß das Ganze einen prachtvollen Eindruck machte. Die drei Inschrifttafeln in der Kiste waren gleichsam die Grundsteine des Tempels, in denen der König feierlich seine Nachfolger auf dem assyrischen Throne anruft. Der Schlußpassus lautet: „Wer diese Tafel sehen und viele Flüche ausrufen wird, dem soll Istar, die Herrin des Krieges und der Schlacht, seine Waffen zerbrechen, soll ihn beleidigen, berauben. Der, welcher diese Tafel sehen und sie aufheben wird, der soll sein Gesicht reinigen und Opferthiere davor erschlagen und soll sie wieder an ihren Platz stellen; Assur, der große Herr, wird seinen Gebeten sein Ohr leihen und in der Schlacht der Könige wird er ihn finden an der Stelle seines Herzens, wo der Muth anhebt."

Am östlichen Ende des Schutthügels fand Rassam einen tiefen alten Brunnen und dabei Reste von Aquäducten. Assur-nazir-pal erzählt in seiner Inschrift, daß er einen 80 Tepki tiefen Brunnen grub, um den Tempel mit Wasser zu versehen. In einer Seitencapelle des Tempels hatte der mächtige König die Trophäen niedergelegt, auf welchen Darstellungen der Kriege und Schlachten angebracht waren, in denen Adar und Istar ihn so oft zum Siege geführt.

Diese Trophäen, von denen die größte glücklicherweise vollkommen gut erhalten ist, sind ganz einzig in ihrem Charakter, und es ist schwer sich einen Begriff davon zu machen, wozu sie eigentlich gebraucht wurden. Die große ist 20 Fuß hoch und besteht aus einem soliden inneren Holzrahmen, der mit Bronzeplatten bedeckt war, auf denen die Annalen der Könige eingravirt sind. Am obern Ende ging der Rahmen in zwei hohle Bronzestücke aus, die in ihrer Form gewöhnlichen Thürgriffen sehr ähnlich sind. Auch sie haben, wie das Ganze, einen Kern von Cedernholz. Von jeder der beiden Seiten des Rahmens gehen sieben Arme aus, bedeckt mit Basreliefdarstellungen aus der Regierung des Königs, alle in der schönen Repousséarbeit ausgeführt, von der Assyrien so herrliche Beispiele liefert. Diese Schnörkelarme sind 6 Fuß 6 Zoll lang und an ihrem äußern Ende nach innen gekrümmt; an den Hauptholzrahmen sind sie mit Bronzenägeln befestigt, von denen sich noch eine große Anzahl vorfindet. Wie sorgfältig in allen Einzelheiten die Assyrier ihre Arbeiten ausführten, erkennt man noch daran, daß um jedes Nagelloch herum eine hübsch gearbeitete Kante angebracht ist. Das ganze Rahmenwerk stand auf zwei Bronzefüßen von sehr solider Arbeit. In den Basreliefs selbst findet man viele Darstellungen, welche auf den Sculpturen der Palastmauern nicht vorkommen. Die Feinheit des Werkes, bei dem alle Einzelheiten auf das Sorgfältigste ausgeführt sind, scheint anzudeuten, daß dasselbe nach Skizzen ausgeführt ist, welche die die Armee begleitenden Künstler an Ort und Stelle aufnahmen. Jedenfalls ist die Trophäe in diesem Tempel der öffentlichen Beschauung wegen aufgestellt gewesen, hervorgegangen aus demselben liberalen Sinne der assyrischen Könige, welcher diese zur Stiftung der königlichen Bibliotheken und anderer öffentlicher Werke veranlaßte. Die meisten Scenen sind mit kurzen Keilinschriften zu ihrer Erläuterung versehen.

Glücklicherweise veranschaulicht uns die Trophäe einen der wichtigsten und interessantesten königlichen Feldzüge, über den bisher anderweitige Nachrichten mangelten. Von Kalah

am achten Tage des Monats Ivar (April) im Jahre 870 v. Chr. ausziehend, begann die assyrische Armee ihren Feldmarsch gegen das nördliche Syrien. Nachdem der Tigris überschritten war, schlug der König den Weg nach Karchemisch, der Hittiter-Hauptstadt an den Ufern des Euphrat, ein, deren Lage noch heute durch die Mounds von Jerabolus bezeichnet wird. Auf einer der Trophäenplatten stellt der Künstler den Uebergang der assyrischen Armee über den Tigris dar. Der König hoch zu Rosse, sein Pferd von Eunuchen geführt, die barhäuptig vor ihrem Herrn herschreiten. Der König selbst hat Helm und Rüstung abgelegt, er trägt ein langes loses Gewand und eine leichte Mütze. Auch das Pferd gehört nicht zur Gattung der schweren Schlachtrosse. Hinter ihm schreiten wieder zwei Eunuchen, welche ihm seine Waffen, Köcher, Bogen, Keule und Schwert, nachtragen. Den Schluß bilden zwei königliche Leibgardisten in voller Rüstung. Die Wagen sind gerade bereit über den Fluß gesetzt zu werden, die Kutscher sind abgestiegen und führen ihre Rosse am Zaum; sie wie alle Soldaten erscheinen nur im leichten Marschcostüm. Ueber der Scene steht die Inschrift: „Ich überschritt den Fluß Tigris.“ Der obere Theil dieser Platte ist mit einer Darstellung des Marsches bedeckt; man sieht Wagen und Soldaten, einige tragen Standarten, andere Speere; es sind die Colonnen der Armee.

Nachdem die königliche Armee glücklich den Tigris überschritten, setzte sie ihren Marsch fort und empfing unterwegs Tribut von den meisten Fürsten Mesopotamiens; sie setzte über den Euphrat und drang in Karchemisch ein, wo der Hittiter-König gleichfalls seinem mächtigen südlichen Herrn Tribut leistete. Von Karchemisch aus ging der Weg entlang der syrischen Route und wieder sehen wir, wie Städte und Länder am obern Orontes ihre Gaben darbringen. Der König constatirt, daß er unterwegs einen Fluß Namens Apre überschritt, in welchem der moderne Afrin erkannt wird. Jetzt war die assyrische Armee am Libanon, zog demselben entlang über Baalbek und erblickte an der Mündung des Nahr-el-Kelb das „große Meer des Westens“. Mehr als zwei Jahrhunderte lang, seit den Tagen des syrischen Feldzuges unter Tiglath Pileser I. (1120 v. Chr.), hatten die Assyrer das Mittelmeer nicht gesehen, das nun wieder vor ihren siegreichen Scharen sich ausbreitete. Aus Freude über den Erfolg opferte der König den Göttern, wie eine Scene uns zeigt, auf der alle Ceremonien dieser religiösen Handlung dargestellt sind. Mit schäumenden Wellen, angefüllt mit merkwürdigen Thieren, präsentirt sich uns das Meer. Ein großes Hippopotamus, in der Darstellung ein echter Leviathan, wie er im Buche Hiob vorkommt, verschlingt das Fleisch, welches Soldaten als ein Opfer für die Meeresgötter in die Wellen werfen. In der Aufzählung der Gegenstände, welche der König als Tribut empfing, werden auch erwähnt die „Zähne des Nachiru, des Meeresproductes“, worunter wohl das hier abgebildete Thier zu verstehen, dessen Name das laut schnarchende oder athmende bedeutet. Auch ein schwimmendes Krokodil und zahlreiche Krabben und Fische sind abgebildet. Das Krokodil wurde den Assyrern schon 1120 v. Chr. zur Zeit Tiglath Pileser's bekannt, als der ägyptische König ihm ein solches zum Geschenke sandte. Es ist daher möglich, daß in den königlichen zoologischen Gärten zu Kalah sich auch ein Nilpferd befand und daß dieses der assyrische Künstler zum Modell nahm, als er nach seiner Heimkehr die Wunder der Meerestiefe darstellte. Wir sehen auf den Platten ferner zwei Soldaten, welche von einer Priestergruppe Opfergaben in Empfang nehmen und in das Meer werfen. Hinter diesen ist eine Reihenfolge religiöser Dienste dargestellt, die vor einer Königsstatue ausgeführt werden. Auf einer in den Felsen gehauenen Tafel, die ein halbkreisförmiger Bogen umzieht, ist der König, angethan mit dem königlichen Gewande, abgebildet; eine Hand erhebt er anbetend, während er in der andern ein kurzes Scepter oder eine Kriegskeule trägt. Diese Statue ist fast genau gleich jener, die im Tempel zu Nimrud gefunden wurde und nun im Besitze des britischen Museums ist. Vor dieser Königsstatue sind zwei Standarten aufgestellt, welche aus runden Metallscheiben bestehen, die mit Quasten verziert sind und göttliche Embleme zeigen. Ferner steht ein kleiner tischförmiger Altar, bedeckt mit einem Tuche, vor der Statue; auf dem Altar kleine Opfergaben, auch jene eigenthümlichen conischen Gefäße, die oft unter den Opfern sich befinden. Hinter diesen stehen an einem kleinen bronzenen Altar mit Füßen in der Form von Rinderbeinen drei opfernde Priester. Auf dem Altar steht ein mit Kohlen gefülltes Metallgefäß, in das die Priester Weihrauch streuen. Ueber dieser ganzen Scene steht geschrieben: „Ich ordnete an, daß gegenüber dem großen Meere ein Bild gemacht werde.“

Nun bestätigt es diese Bronzedarstellung der Trophäe, daß an der Mündung des Nahr el Kelb in der Nähe von Beirut noch heute sechs in den Felsen eingehauene assyrische Felsbilder zu sehen sind, auf denen dieselbe Scene dargestellt ist. Beide zusammen sind der untrügliche Beleg für die Wahrheit des Zuges, den Assur-nazir-pal vor jetzt gerade 2748 Jahren vom Tigris bis zum Mittelmeere ausführte.

Auch die Art und Weise, wie die Felsbilder ausgehauen wurden, ist auf einer der Bronzeplatten veranschaulicht. Ein Soldat oder vielleicht ein königlich assyrischer Ingenieur steht vor einem Fels, in der einen Hand einen Meißel, in der andern einen rundköpfigen Hammer haltend; hinter ihm ein Priester oder Schreiber, der ihm augenscheinlich die Worte dictirt, die er einhauen soll. Zwei herannahende Soldaten bringen einen Stier und einen Widder zum Opfer. Die Inschrift besagt: „Ich ließ Schlachtopfer darbringen; ich befahl ein Bildniß meiner Majestät einzumeißeln.“

Wieder ein anderer Theil der Platte führt uns ein Opfer in einer Schlucht zwischen Bergen vor. Unten stehen vier conische Steine, die den Baalim, den von den Syriern verehrten Figuren, gleichen. Ein königlicher Schreiber unterhandelt mit einem Priester, und der König, gefolgt von einem Eunuchen, naht sich dem redenden Paare. Vielleicht will der Herrscher den fremden Gott versöhnen, dessen Diener jener Priester ist. Links von dieser Scene sieht man, wie ein königlicher Beamter und ein paar Soldaten ein Rind schlachten; letzteres liegt auf dem Rücken, seine Füße sind mit Stricken zusammengebunden und ein Diener stößt ihm ein kurzes Schwert in den Nacken. Leider fehlt hier jede erläuternde Inschrift.

Was die übrigen Scenen dieser merkwürdigen Trophäe betrifft, so behandeln sie alle Einzelheiten des assyrischen königlichen und militärischen Lebens. Das Lager, Nachtmärsche, Belagerungen, Stürme auf Festungen, Capitulationen, Hinrichtung von Gefangenen sehen wir dargestellt; die Bewohner der Küstenstädte, die Männer von Sidon und Tyrus bringen Tribut: Gold, Silber, Kupfer, Zinn (sic), Stoffe, Zähne des Nachari (Delphin), kostbare Hölzer, namentlich Cedernholz vom Libanon — alles durch Inschriften erläutert.

Auch in den oft durchsuchten Palästen Sennacherib's und Assurbanipal's zu Kojundschik machte Rassam noch Entdeckungen; mehr als 1400 Keilinschriften brachte er von dort zurück. In der „Bibliothek Sardanapal's“ fand er einen Inschriftencylinder mit 12 000 Linien Schrift, den Bericht über die zwanzigjährige Regierung Assurbanipal's. Dieser Cylinder ist vom Jahre Schamas-danin-ani, d. i. 640

v. Chr., datirt. Er ist vollkommen gut erhalten und erzählt auch die gegen Aegypten geführten Kriege. Jedenfalls kann sich das britische Museum gratuliren, daß es zu seinen schon so großartigen assyrischen Sammlungen diese neuen Schätze hinzu erhält.

(Am 20. September gedenkt Mr. Rassam wiederum von England abzureisen, um seine Arbeiten in Nineveh, wo inzwischen sein Neffe gegraben hat, weiter zu fördern. Im nächsten März soll die Bibliothek in Kojundschik dann gründlich durchforscht werden. Etwa 400 neue assyrische Tafeln sind nach dem British Museum unterwegs.)

Aus allen Erdtheilen.

Amerika.

— Der Sutro-Tunnel, ein Riesenwerk in seiner Art, ist nach fast neunjähriger Bohrarbeit am 8. Juli vollendet und die Verbindung mit den Minen der Comstock Lode, der reichsten Silbererzader Amerikas, bei Virginia City in Nevada hergestellt worden. Der Tunnel hat eine Länge von 20 170 Fuß und bezweckt, die Minen zu entwässern und zu ventiliren sowie die Tagförderung des Erzes zu erleichtern.

— Ueber das Trinken der Indianer macht Bastian in seinem neuesten Werke „Ein Jahr auf Reisen" (S. 73) folgende interessante Angaben: „Auf der Heerstraße (bei Ambato auf dem ecuadorianischen Hochlande) trieben sich eine Menge Indianer mit ihren Frauen und Kindern umher, die, größtentheils betrunken, aus den Sonntagsschenken in ihre Heimathsdörfer zurückkehrten. Doch war die Trunkenheit keine lärmende, sondern dem unterwürfig ergebenen Charakter der Indianer gemäß eine stillvergnügte, indem sie, monoton vor sich hinschwatzend, im Trabe hinter einander herliefen und die im Rausche Taumelnden und Stürzenden mit freundschaftlichsten Dienstleistungen einander unterstützten. Besonders schien es Aufgabe der Frauen, ihre Ehemänner heimzuleiten, und suchten sie derselben oftmals mit einer, trotz der komischen, fast rührenden Zärtlichkeit gerecht zu werden.

Bereits zu Torquemada's Zeit begannen die Indianer in Mexico, wie die übrigen Stämme in Amerika und Afrika seit der Berührung mit den Europäern, sich dem Laster der Trunkenheit zu ergeben; aber er weiß noch, daß dies früher nicht der Fall gewesen, und die Begleiter Cortez' fanden sie noch als das „nüchternste Volk der Welt". Von einem Trunkenbold sagte man, wie Sahagun bemerkt, daß er „sein Kaninchen" (statt den „Affen") habe, und der Rauschtrank wurde Centzontotochtli (400 Kaninchen) genannt. — Gegen den Mißbrauch spirituöser Getränke bestanden sehr strenge Gesetze, und waren im Allgemeinen bei Festlichkeiten den Ueberdreißigjährigen nur zwei Becher erlaubt, wobei einzig in der Weinlese, wenn unter Verehrung des Gottes Izquitecatl die Maguey-Pflanze zuerst angebohrt wurde, für die Arbeiter eine Ausnahme gemacht werden mochte. Sonst konnte nur auf ärztliches Zeugniß hin Kranken oder der Stärkung Bedürftigen, wenn sie sich an die Behörde wandten, ein freierer Gebrauch des Weins erlaubt werden, ebenso bei schwerer Arbeit oder den Soldaten auf einem Feldzug, doch selten mehr als drei Becher. Dagegen durften Sechszigjährige, um sich nach den Mühen eines langen Lebens zu erholen, ungestraft trinken, und denen, die das siebenzigste Jahr überschritten hatten, war ein uneingeschränkter Gebrauch des Weins freigestellt, dessen sie sich bis zur Sinnlosigkeit bedienen mochten, wie es in den Bildererklärungen zu den Tafeln des Codex Mendoza ausgesprochen ist.

— Das peruanische Ministerium für öffentliche Arbeiten hat eine interessante Statistik veröffentlicht, wonach in demjenigen Gebiete, welches jetzt die Republik Peru bildet, im Jahre 1791 nicht weniger als 70 Gold-, 834 Silber-, 40 Zinnober- und 12 Bleibergwerke bearbeitet wurden, aus welchen in den letzten funfzig Jahren spanischer Herrschaft über 700 000 Mark Silber im Jahre gewonnen wurden. 1877 dagegen stellten sich jene Zahlen wie folgt: 10 Gold-, 34 Goldquarz-, 482 Silber-, 95 Kupfer-, 217 Kohlenbergwerke, 49 Petroleumquellen und andere von geringerer Wichtigkeit. Der Silberertrag war auf 180 000 Mark gesunken, hauptsächlich weil das berühmte Bergwerk Cerro de Pasco, das seiner Wiederbearbeitung entgegen zu gehen scheint, seit 1825 unter Wasser steht.

Australien.

— Der durch seine sibirische Reise und sonst auch unseren Lesern wohlbekannte Dr. O. Finsch gedenkt, im Auftrage der Berliner Akademie der Wissenschaften eine Reise nach Mikronesien zu unternehmen, um dort zunächst für natur- und culturhistorische Zwecke zu sammeln. Es sind ihm dazu die Mittel der Humboldt-Stiftung zur Verfügung gestellt worden.

— Depeschen von den Fidschi-Inseln berichten von einem großen Erdbeben in Tanna auf den Neuen Hebriden, wodurch die Küste um etwa 20 Fuß gehoben wurde. Millionen von Fischen wurden ausgeworfen und kamen um, und viel Canoes gingen zu Grunde.

— Das bekannte Schiff „Alert" von der letzten englischen Nordpolexpedition soll unter Befehl seines alten Capitäns, Sir George Nares, wieder in Dienst gestellt werden, um im südlichen Stillen Ocean Aufnahmen zu machen. Zunächst soll es die inneren Verbindungen der Magelhaens-Straße mit dem Busen von Peñas an der chilenischen Küste untersuchen und dann sich nach dem Fidschi-Archipel begeben, wobei es unterwegs nach Kräften die Kenntniß der Hydrographie der Gesellschafts- und der Freundlichen Inseln zu fördern suchen wird. Mehrere Monate werden sodann in der Umgebung von Fidschi und auf die Untersuchung gefährlicher Stellen zwischen Fidschi und Neuseeland verwendet werden, worauf es zum Schluß die Riffe und kleinen Inseln im Nordwesten von Australien und zwischen diesem Continente und den Häfen von Niederländisch-Indien, auf deren manchen sich in letzter Zeit ein reger Verkehr in Folge der Ausbeutung des Trepang, der Perlenbänke und Guanolager entwickelt hat, erforschen wird.

— Die Colonie Südaustralien zählte am 31. December 1877 eine Bevölkerung von 236 864, gegen 225 677 im Vorjahre, und gehörten davon 123 392 dem männlichen und 113 472 dem weiblichen Geschlechte an. Die Hauptstadt, Adelaide, hatte 33 000 Einwohner. Die Sterblichkeit unter den Kindern war wieder ungewöhnlich hoch, denn unter den Gestorbenen des Jahres (3235) fielen 48,40 Proc. auf Kinder im Alter bis fünf Jahren. Es wanderten 13 744 Personen (darunter 4988 auf Kosten der Colonie aus Europa) ein und 8170 aus. Die Aussichten für Einwanderer sind keineswegs goldene; die Verarmung in der Colonie steigert sich nach statistischen Angaben. — Südaustralien besaß am 31. März 1877 an Pferden 106 903, an Rindvieh 219 441, an Schafen 6 133 291 (gegen 6 179 395 im Vorjahre) und an Schweinen 102 295. Von den 578 361 600 Acres, welche die Colonie umfaßt, waren am Schlusse des Jahres 1877 erst 7 497 234 in Privatbesitz übergegangen. Davon befanden sich 1 514 916 unter Cultur, und zwar 1 083 732 unter Weizen mit einem Ertrage von 5 867 569 Bushels, à 60 Pfund Gewicht. —

Der Import des Jahres 1877, von dem aber wieder im Betrage von 603 569 Pf. St. reexportirt wurde, bewerthete 4 642 299 Pf. St. Der Export dagegen erreichte die Höhe von 4 526 532 Pf. St. Daran betheiligten sich als Hauptstapelproducte Wolle mit 2 196 019 Pf. St., Brotstoffe (Weizen und Weizenmehl) mit 1 203 303 Pf. St. und Kupfer mit 568 010 Pf. St. — Die Zahl der in Port Adelaide ein- und ausgelaufenen Schiffe bezifferte 1732, gegen 1810 im Vorjahre, mit einem Tonnengehalte von resp. 692 200 und 704 452. Die Colonie besaß 42 größere und kleinere Dampfer. — Die Revenue des Finanzjahres 1876/77 (von Juli zu Juli gerechnet) belief sich auf 1 415 703 Pf. St. und schloß mit einem Deficit von 53 641 Pf. St. Die öffentliche Schuld summirte auf 4 237 300 Pf. St., zu deren jährlicher Verzinsung 195 460 Pf. St. nöthig waren. — Die Colonie besaß Ende Mai 1878 fertige Eisenbahnen in der Länge von 346 Miles. An 386 Miles wurde noch gebaut und 30½ Miles, deren Bau ebenfalls parlamentarisch beschlossen war, wurden vermessen.

— In der Nähe von Millicent, einem Orte östlich von Rivoli Bay und 320 Miles südöstlich von Adelaide, ist ein Lager von Guano, welches auf mehrere tausend Tonnen geschätzt wird, entdeckt worden.

— Im Jahre 1875 pachteten die Herren Lewis, Levi and Way von der Regierung der Colonie Südaustralien ein Areal von 52 Quadratmeilen auf der Halbinsel Coburg an der Nordküste von Australien, um dort Viehzucht zu betreiben und auch den Markt von Port Darwin mit Schlachtvieh zu versorgen. Diesem Beispiele sind nun die Herren Wingfield und Robinson gefolgt. Sie haben das 16 Kilometer östlich von Port Essington, dem schönen Hafen von Coburg Peninsula, gelegene Crocker Island für gleichen Zweck in Pacht genommen. Die Insel, welche gut bewässert und fruchtbar ist, umfaßt einen Flächeninhalt von 6 deutschen Quadratmeilen, und dafür zahlen die Herren einen jährlichen Pacht von nur 64 Mark. Das Klima ist kühl und erfrischend und die Insel eignet sich zum Sanatorium für die Ansiedler im heißen Northern Territory.

— Der Reverend G. Taplin, langjähriger Vorstand der Missionsanstalt für Eingeborene am Point Macleay an der Ostküste des Lake Alexandrina (Südaustralien), hat eine Grammatik der Sprache des Narrinyeri-Stammes der australischen Eingeborenen geschrieben, welche auf Kosten der Regierung von Südaustralien in Druck erschienen ist.

— Die Regierung von Südaustralien hat unter der speciellen Aufsicht ihres Generalfeldmessers Mr. G. W. Goyder eine ausgezeichnete Karte der angesiedelten Districte von Südaustralien anfertigen lassen, welche ein Meisterstück der Photolithographie ist und in jeder Beziehung das Vollständigste leistet, was die Kartographie bisher über Südaustralien veröffentlichte. Die Karte ist 20 Fuß 9 Zoll (engl.) lang und 7 Fuß 4 Zoll breit, im Maßstabe von 4 engl. Meilen auf den Zoll. Sie verfolgt im Osten die Grenzlinie der Colonie (141° östl. L. Gr.) bis zu 26° südl. Br. Der Cooper's Creek und seine zahlreichen Seen und Nebenwasserläufe bieten hier besonderes Interesse. Die Karte verläuft dann westlich bis zu einem Punkte, welcher noch ungefähr 100 Miles (161 Kilometer) von der Ueberlandtelegraphenstation Charlotte Waters (801 Miles oder 1294 Kilometer nordnordwestlich von Adelaide) entfernt liegt. Von hier ab nimmt sie eine südliche Richtung und erreicht die See bei Lipson's Cove (34° 10′ südl. Br.) an der westlichen Küste von Spencer's Gulf. Aus technischen Gründen mußte von den angesiedelten Districten der Colonie der Theil ausgeschlossen bleiben, welcher um Port Lincoln herum liegt und den Namen des Flinders-Districtes führt.

— Die Colonie Victoria hatte im April dieses Jahres schon 967 Miles Eisenbahnen in Betrieb, gegen 762 im Vorjahre. Diese Zahl wird sich im Laufe dieses Jahres noch beträchtlich erhöhen.

— Es ist in Australien nichts Ungewöhnliches und jedenfalls nach Verhältniß viel häufiger als in Europa, daß Männer ihre Frauen oder umgekehrt böswillig verlassen oder daß der eine Theil ohne Aufklärung verschwindet. Da nun in solchen Fällen nach englischem Gesetze eine Ehescheidung nicht zu erlangen ist, so hat statt dessen das Parlament von Victoria folgende sehr eigenthümliche Aushülfe für diese Colonie substituirt. Es wird Personen, welche von ihrem Gatten resp. Gattin seit sieben Jahren nichts gehört haben, gestattet, sich wieder zu verheirathen, ohne sich der Anklage auf Bigamie von Seiten des Staatsanwalts auszusetzen. Sollte sich aber später herausstellen, daß der verschwundene Gatte (Gattin) noch am Leben ist, so wird die Heirath wieder null und nichtig und die Kinder illegitim. Solche Personen werden in die Civilstandsregister als Wittwer und Wittwen eingetragen, indem angenommen wird, daß die fehlende Ehehälfte todt sei und indem das Gesetz das Eingehen einer neuen Ehe zwar nicht verbietet, aber eine solche auch nicht förmlich anerkennt. Trotz dieser Beschränkung werden problematische Ehen dieser Art doch oft genug geschlossen.

— In Queensland ist der Parlamentsbeschluß, daß jeder in der Colonie landende Chinese mit einer Kopfsteuer von 10 Pf. St. zu belegen sei, nunmehr zur Ausführung gelangt. Diese ungerechte Besteuerung verstößt offenbar gegen alles Völkerrecht und fängt an, auch unter den Weißen Unwillen zu erregen. Die Maßregel, welche eine zu starke Einwanderung der Chinesen nach den Goldfeldern abwehren soll, dürfte wohl bald wieder aufgehoben werden.

— Der neulich zum Ritter erhobene Sir Thomas Elder, jener reiche Großkaufmann, Squatter und Minenbesitzer in Adelaide, welchen wir schon öfters Gelegenheit hatten wegen seiner ausgezeichneten Dienste um die Erforschung Australiens zu erwähnen, importirte vor etwa zehn Jahren gegen hundert Kamele aus Ostindien und placirte sie auf seinen großen Besitzungen am Lake Hope, bei Umberatana, Beltana u. s. w. im Far North, nördlich von Port Augusta. Die meisten derselben crepirten, wohl weil ihnen die neue Heimath, im Vergleich zur alten, zu gute Nahrung darbot. Der Nachwuchs acclimatisirte sich aber besser und hat sich heute schon auf 400 vermehrt. Dieselben leisten vortreffliche Dienste, nicht bloß bei Forschungsreisen und um große Lasten zu tragen, sondern auch als Zugthiere. Es ist nämlich jetzt gelungen, sie zum Ziehen zu verwenden, und werden sie dabei ähnlich wie Ochsen paarweise angejocht. Sechs Kamele sind im Stande, eine Last von sechs Tonnen auf Wegen, welche viel zu wünschen übrig lassen, weite Strecken fortzuziehen.

— Der revidirte Census der Colonie Neu-Seeland wurde Anfang Juni dieses Jahres publicirt und giebt ohne die Eingeborenen eine Bevölkerung von 414 671 an, wovon 230 898 dem männlichen und 183 773 dem weiblichen Geschlechte angehörten. Eingeschlossen sind 4300 Chinesen. Die Chatam Islands, welche zu Neu-Seeland gehören, zählten 173 Weiße, und zwar 100 männliche und 73 weibliche.

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 13, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band XXXIV. № 16.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1878.

Edouard André's Reisen im nordwestlichen Südamerika 1875 bis 1876.

VI.

Nachdem von Guataqui aus die dazu bestimmten Kisten nach Europa abgesendet waren, gab André am 1. März das Zeichen zum Aufbruch und stieg mit seinen Gefährten an den Magdalenenstrom hinab, welcher hier eine Breite von 400 Meter und eine Schnelligkeit von 5 Meilen (Seemeilen?) die Stunde besitzt. Guataqui gegenüber liegen auf dem linken Ufer des Flusses einige Fischerhütten, Guataquicito genannt, deren Insassen sich hauptsächlich damit beschäftigen, Reisende, welche sich aus dem Staate Cundinamarca nach dem Staate Tolima, nach Guamo, Ibagué oder Ambalema begeben, in Canoas über den Fluß zu setzen. Sättel, Kisten, Waffen, Instrumente u. s. w. wurden zuerst hinübergeschafft, durften aber am jenseitigen Ufer nicht eher ausgeladen werden, als bis auch die Maulthiere glücklich ihren Uebergang bewerkstelligt hatten, ein Unternehmen, welches oft von tragikomischen Zwischenfällen begleitet ist. Zwei- bis dreihundert Meter oberhalb der Stelle, wo man das andere Ufer zu erreichen wünscht, wird die Fahrt angetreten, zu welcher ein 30 Fuß langes und aus einem einzigen ausgehöhlten Baumstamme bestehendes Boot genommen wird. Dasselbe ist so schmal, daß ein Mensch kaum darin Platz findet. Gerudert und gesteuert wird es von zwei Leuten vorn und hinten; in der Mitte sitzt ein dritter und hält die Lederriemen, welche an den Köpfen der Thiere befestigt sind. Letztere werden dann in das Wasser getrieben, während das Boot stromaufwärts von ihnen mit aller Kraft über den Fluß gerudert wird und so die Strömung etwas abschwächt. Mit aller Anstrengung schwimmen die Thiere, von denen man nur die Köpfe, oft nur die Nüstern über dem Wasser erblickt, während die Arrieros schreien, toben, mit Steinen werfen, kurz einen Höllenlärm vollführen. Aengstlich ist besonders der Augenblick, wenn die Thiere in die volle Strömung gelangen, sich darin überschlagen, die Leinen durch einander wirren und alles mit sich hinabzuziehen drohen.

Dieses Mal ging die Ueberfahrt ohne Unfall ab, und André hatte so die Gewißheit, mit seinen immerhin schon arg mitgenommenen Thieren Flüsse, Seen und Ueberschwemmungen passiren zu können. Während sich dieselben im Sande wälzten oder in der Sonne trockneten, nahm er einige geodätische Beobachtungen vor, um die genaue Breite des Flusses zu ermitteln. Eine ganze Schar schwarzbrauner Kinder unterbrachen sofort ihre Schwimmübungen im Flusse und umringten ihn im Nu. Gegen Mittag endlich saß die Gesellschaft im Sattel und schlug den Weg westwärts nach Piedras ein. Hier hatten sie zunächst die Ebene des Flußthales zu überschreiten, welche sich in völliger Oede und Trockenheit, voller Staub und Unfruchtbarkeit weithin bis an den Fuß der Central-Cordillera erstreckte. Nur hier und da unterbrachen fleischige Pflanzen, Opuntien, Plombagineen und dergleichen die traurige Fläche, und nur wo sich Flüsse ihr Bett tief eingeschnitten hatten, verriethen einzelne grüne Laubkronen die Anwesenheit des belebenden Elementes. Sie befanden sich auf dem Gebiete, welches am 12. Mai 1595 die Mesa de Herveo mit einem Schlammstrome von 10 bis 30 Meter Dicke überschüttet hatte. Es wurden damals 25 Myriameter Landes begraben; spätere Alluvionen haben den Boden geebnet und mit leichtem Sande bedeckt. Beim Uebergange über den Rio Opia fand André eine tiefe Senkung in der Savane. Der Fluß hatte sein linkes Ufer, welches 80 Meter senkrecht abstürzte, bloßgelegt, so daß man

an diesem natürlichen geologischen Durchschnitte deutlich die Geschiebeformationen erkennen und die Entstehung jener langen Hügelreihen studiren konnte, welche mit einer Höhe von höchstens 100 bis 150 Meter der Axe der Central-Cordillere parallel laufen und durchaus von den erratischen, hauptsächlich trachytischen Blöcken, die von den Hochgipfeln stammen, verschieden sind.

Die Nähe des Wassers hatte hier das Auftreten von Büschen und Blumen, welche die öde Landschaft angenehm unterbrachen, zur Folge. Auch einige Gruppen von Kokosbäumen standen am Flußufer; am Fuße eines derselben zog ein sonderbares Bauwerk, eine Art verfallenden Zinnenthurmes, die Aufmerksamkeit André's auf sich. Er trat näher und fand einen — Ameisenhaufen. Derselbe war

Großer Ameisenhaufen am Rio Opia. (Nach André's Skizze.)

unbewohnt; vielleicht ist er gewaltsam erstürmt worden, und man weiß, daß siegreiche Ameisen niemals in einem eroberten Neste sich niederlassen. So lange man am Rio Opia bleibt, sieht man auch fortgesetzt Pflanzenwuchs; so wie man ihn verläßt, beginnt auch wieder die sonnenverbrannte Savane und hält bis Piedras (378 Meter) an, welches um $4^1/_2$ Uhr Abends erreicht wurde. Seinen Namen trägt es von den zahllosen Steinen, welche das Land ringsum bedecken. Dasselbe ist trocken und nur mit kurzem Grase bedeckt. Zwischen den Geschieben finden sich Trachytblöcke, welche der Tolima bei seinen Ausbrüchen bis hierher geschlendert hat. 300 Fuß müssen die Einwohner zum Rio Opia hinabsteigen, um Trinkwasser zu holen. Ihre Zahl ist ansehnlicher, als die wenigen Straßen des Ortes vermuthen lassen. Uebrigens war das Quartier der Reisenden im Hause von Don Daniel Terreros das erste auf dieser ganzen Reise, welches geschmackvoll und reinlich eingerichtet war.

Am selben Abend veranstaltete André noch eine ergiebige

Jagd auf Vögel, welche es auf den Savanen in Menge giebt. Die Zahl ihrer Species ist größer als selbst im Innern der großen Urwälder, denn Luft und Sonnenlicht sind für sie Hauptbedingungen. In Piedras war eines jener reizenden Geschöpfe mit Rubinfedern, der Pyrrhocephalus rubineus, bis zur Unklugheit zutraulich. André schoß ein Pärchen davon und erbeutete selbst ihr niedliches Nest mit den darin befindlichen Eiern.

Für den nächsten Tag war Cuatro Esquinas, ein Wegeknotenpunkt in der Ebene, als Ziel bestimmt, da es unmöglich war, Ibagué zu erreichen. Der Boden war der denkbar einförmigste; er bestand aus leicht zerreibbarem Tuff, zwischen welchem einzelne Glimmerblättchen blitzten. Wo sich ein Wasserlauf sein Bett tiefer eingegraben hatte, trat Sandstein in mächtigen Bänken oder großen gerundeten Blöcken auf und zeigte sich je näher den Bergen um so häufiger.

Als sich die Reisegesellschaft einer Hütte, Cerca de Piedras genannt, näherte, wo auf einzelnen Wassertümpeln sich niedliche Seerosen und eine kleine blau- und weißblühende Pontederiacee ausbreiteten, erhoben sich vor ihren Füßen einige merkwürdige Vögel. Den einen nannten die Peone clo-qui, ein Name, der sein Geschrei nachahmen soll; er hat die Größe einer Gans, weiß und rothes Gefieder und einen langen krummen Schnabel und läuft langsam. Ein zweiter, pelaronzo geheißen (Vanellus Cayennensis), ist größer als

Jagd auf der Savane von Piedras. (Nach einer Skizze von André.)

unser Regenpfeifer und läßt den Menschen nahe an sich herankommen, so daß André in kurzer Zeit mehrere erlegte. Diese belustigende Jagd zog sich mehrere Kilometer weit hin, bis die Vögel im Grase verschwanden und die nackte, kahle Ebene wieder in ihr Recht trat.

In dem ärmlichen Rancho Cerca de Piedras noch jenseit des bestimmten Zieles übernachteten sie, so gut es eben anging; in der Umgebung sammelte André vierzehn Gramineen, fast alle vom Genus Deyeuxia, eine hübsche kleine Malvacee mit großen orangefarbenen Blüthen, und zahlreiche kleine Pflänzchen, welche man nur kniend einheimsen kann. Eisen ist in jener Gegend so weit verbreitet, daß es mit Erfolg ausgebeutet werden könnte. Weiterhin steigt das Land an; die Gewässer, Zuflüsse des Rio Chipalo, beginnen rascher zu fließen; die Hügel rücken näher. Immer mehr Pflanzenspecies treten auf, immer mehr Schmetterlinge, und zuletzt erreichten sie Ibagué, früher Hauptstadt der Provinz Tolima, einen Rang, den sie vor langer Zeit an Guamo hat abtreten müssen. Damals gerade aber hatte sie denselben wiedererlangt; General Cordova, der Präsident des Staates, war eben mit seinem Personal eingetroffen.

Ibagués Gründung datirt aus den ersten Zeiten der Conquista und geschah durch Galarza in dem kleinen Thale de las Lanzas, von wo es schon im folgenden Jahre auf seinen jetzigen höher gelegenen Platz zwischen den Flüssen Chipalo und Combeima verlegt wurde. Der Boden ist dort wellig; die Häuser sind, diejenigen am Marktplatze ausgenommen, von ärmlichem Aussehen, die Straßen uneben, ohne Pflaster und deshalb schmutzig. Dem Cultus dienen eine Kirche und zwei Capellen; in dem ehemaligen Dominikaner-

kloster befindet sich jetzt die öffentliche Schule. Die Bevölkerung zählt etwa 10 000 Seelen und treibt außer Ackerbau Karawanenhandel über den Quindio nach dem Staate Cauca; denn von Ibagué geht jener schwierige Weg über die centrale Cordillere, von welchem schon so viel Reisende erzählt haben, und den jetzt André mit seinen Gefährten zurückzulegen hatte. In der Nähe finden sich warme Quellen, eine reiche Schwefelgrube, mehrere Silberadern und viel Zinnober, welcher letztere aber nicht ausgebeutet wird. Das Klima der 1320 Meter hoch gelegenen Stadt ist vortrefflich; in der Umgegend wurden auf bewässerten Feldern, namentlich auf dem Alluvium des Flusses Combeima, Reis, Cacao, Kaffee, Zuckerrohr, Mais, Pataten, Orangen und eine ganze Reihe anderer Früchte gewonnen. Möglich auch, daß die Verlegung des Regierungssitzes nach Ibagué etwas zum Aufblühen des Ortes beiträgt.

Nachdem sich die Reisenden in einem ehemaligen Verkaufsladen mit Hülfe ihrer Feldbettstellen, die sie in Guataqui gefunden hatten und nun zum ersten Male benutzten, eingerichtet, benutzten sie den folgenden Tag zu Visiten, deren erste dem Präsidenten Cordova galt. Sein Regierungspalast glich einer weißgetünchten Scheune auf ein Haar; der einzige officielle Pomp war ein wachestehender Soldat. Sonst herrschte die größte Einfachheit. Der Präsident schlief auf einer Ochsenhaut und ließ sein Essen aus der Posada Montalvo, allerdings der besten des Ortes, kommen. Mehr als

Kirche des Dominikaner-Klosters in Ibagué. (Nach einer Zeichnung von André.)

einmal sah André seine Ordonnanz mit einer rauchenden Schüssel und einer Flasche Bier von einheimischem Gebräu über den Platz schreiten. — Der Präsident war damals etwa 50 Jahre alt, groß, stark, selbst etwas beleibt, von sehr braunem Teint, trug nicht sonderlich gewählte schwarze Kleidung und sprach kalt, höflich und wenig lebhaft. Den französischen Naturforscher empfing er zuvorkommend und las die Empfehlungsbriefe der hohen Beamten in Bogotá aufmerksam durch. Das Gespräch, welches sie führten, war wenig erfreulich; der General hatte seinen Posten mit Selbstverleugnung angenommen und schien von seiner Mission wenig erbaut. „Unser Staat — sagte er — ist der ärmste in ganz Columbien; von schönen Aussichten auf hohe Berge und weite Savanen kann man nicht leben." — „Aber Sie haben doch berühmte Goldgruben, wie die von Marmato," warf André ein. „Gewiß! Aber es fehlen die Wege, welche dorthin führen, die Arme, um sie auszubeuten, und Anbau in der Nachbarschaft, um die Bergleute zu ernähren." — „Warum werden denn keine Wege gebaut?" — „Das ist eben die Sache. Die Goldminen können wir nicht ausbeuten, weil die Wege fehlen, und Wege können wir nicht bauen, weil uns das Gold fehlt. Und fremdes Capital, abgeschreckt durch unsere inneren Fehden, bleibt klugerweise daheim." Und dem konnte André füglich nicht widersprechen.

Später erkundigte sich der Präsident nach seinen Reiseplänen und wollte selbst ihm einen Peon und zwei Lastochsen aufsuchen, welche er zur Unterstützung seiner schon sehr geschwächten Maulthiere bedurfte. Denn die Ibagueños erklärten ihm mitleidig, daß er mit den seinigen niemals den

Die Wachspalmen (Ceroxylon Andicola) des Quindio. (Nach André's Album.)

Quindio überschreiten würde. Selbst mit unbeladenen Thieren wäre das schwierig. Auf solche Warnungen mußte er wohl hören und er beschränkte deshalb sein Gepäck, indem er manche schwere Gegenstände und die seit Panché gesammelten Naturalien über Guataqui und Honda nach Europa schickte. Während letztere etikettirt und verpackt wurden, durchstreifte er die Umgegend und namentlich die Ufer des malerischen reißenden Combeima, welche reichliche Gelegenheit zur Jagd auf Wasservögel, Pekaris, Tapire und Affen darbieten.

Ibagué selbst ist gut mit Wasser versehen; die vom Tolima kommenden frischen Fluthen nimmt ein Canal (acequia) auf und leitet sie unterirdisch in die Straßen der Stadt. Dort aber führen an jeder Straßenkreuzung ein paar wackelige Stufen zu der Leitung hinunter, und den ganzen Tag über schöpfen dort Frauen und Kinder aus diesen offenen Cisternen Wasser, welches sie in ihrer Unachtsamkeit ständig verunreinigen.

Ebenso guten Ruf wie das Klima der Stadt, welches durch erquickende Brisen von den hohen Schneebergen im Nordwesten und Westen abgekühlt wird, genießen auch ihre Einwohner. Schon Humboldt rühmte die unübertreffliche Ruhe, die Annehmlichkeit und die reiche Moosvegetation des Ortes. Auch Religiosität wird den Bewohnern nachgerühmt. Früher pflegten sich die Lastträger, ehe sie die lange und gefährliche Reise über den Quindio antraten, der heiligen Jungfrau zu empfehlen und nach der Rückkehr Weihegeschenke zu stiften. Sie glichen darin Seeleuten. Heute, wo eine halbwegs leidliche Straße das Thal des Magdalenenstromes mit demjenigen des Cauca verbindet, sind die Träger zwar verschwunden, aber die althergebrachte Ehrfurcht vor dem Heiligen ist geblieben und zeigt sich namentlich bei Leichenbegängnissen; im schroffen Gegensatze dazu steht freilich die wahre Wuth, mit welcher in Ibagué die blutigen und unmenschlichen Hahnenkämpfe gepflegt werden. Diese Leidenschaft, welche die mit den Kämpfen zusammenhängenden und oft sehr bedeutenden Wetten nur noch mehr entflammen, grassirt hier in so ausgedehnter Weise, daß André voller Haß gegen die entartete Bevölkerung den Ort nach vier Ruhetagen verließ.

Seine Karawane war nicht gerade glänzend, doch konnte er hoffen, daß sie an dem in der guten Jahreszeit leidlich gangbaren Passe, welchen Humboldt und Bonpland 1801 zu Fuß oder auf dem Rücken von Trägern überschritten hatten, nicht scheitern würde. Sieben Tage sollten genügen, um ihn nach Cartago zu bringen; es wurden daraus zehn.

Caballo de palo (Proscopia scabra). (Nach der Natur.)

Vor der Abreise händigte er dem General Cordova acht Piaster ein als Bezahlung für die zwei Lastochsen bis Cartago; der General und Präsident sollte sie dem Arriero, Manuel Gomez, erst nach geschehener Leistung einhändigen. Außerdem war ein Führer angenommen worden, so daß die Karawane insgesammt aus sieben Männern und acht Thieren bestand.

Am 6. März um $9^1/_2$ Uhr stieg sie die Hauptstraße von Ibagué westlich hinan. Mit Bambuspallisaden eingehegte Gärten, in welchen hauptsächlich Orangen und Brotfruchtbäume sowie der Nispero (Sapota Achras) gediehen, bildeten die liebliche Verlängerung derselben. Dann ging es hinab zum Rio Combeima und auf einer langen bedeckten Brücke über denselben hinweg. An der Spitze der hohen Bambusbüsche schaukelten sich bei dem leisesten Lufthauche die langen Nester eines hier gewöhnlichen Webervogels (Cassicus Alfredi). Wo der Weg wieder bergan steigt, zeigt sich Granit. In einer Höhe von 1780 Meter tritt wieder baumartiger Stechapfel und dann die schöne Papaveracee Bocconia frutescens auf, welche stets ein sicheres Zeichen hochgelegenen Landes ist. Von dort aus überschauten sie Ibagué und die Ebene bis zum Magdalenenstrome hin zum letzten Male. Auf schlüpfrigen Stufen ging es dann die Höhen über den Rio Coello hinauf und wieder hinab nach El Moral, wo Glimmerschiefer an die Stelle des Granits tritt. In jener Gegend hat man Goldklumpen und verschiedene andere Erzgänge gefunden.

Der armselige Rancho Mediacion, von einer mannigfaltigen, reichen Vegetation umgeben, war das erste Nachtquartier. Bis dahin hatten sich die Maulthiere wacker gehalten, so daß André sich nun dem Sammeln und Suchen hingeben konnte. Die Temperatur war hier in einer Höhe von 2000 Meter schon frisch; die Stelle der in der warmen Region so allgemein verbreiteten Gräser Guinea und Para nahm jetzt weißer Klee (Trifolium repens) ein, der hier carreton oder yerba gorda heißt, weil er das Vieh fett macht. Auch die Insecten wurden zahlreicher; große grüne Mistkäfer flogen schnurrend umher, ab und zu zeigte sich die schöne goldiggrüne Coleoptere Chrysophora chrysochlora und langsam schob das caballo de palo (Proscopia scabra) seine langen Beine und seinen graulichen Leib, der einem trockenen Zweige ähnelt, durch das Gras. Im Grunde der Quebradas standen Palmen, deren Blätter fast ohne Ausnahme ein Nest des Webervogels trugen. Seit Ibagué hatten die Vegetationszonen rasch gewechselt; nur anfangs noch bewahrten die grasigen Abhänge und Gebüsche ihren einförmigen Charakter. Hinter Mediacion trat an Stelle des Schiefers rother Straß; auf dem Wege, welcher dem Kamme des Gebirges folgte, konnte man deutlich die geologische Formation erkennen. Zu bedauern ist es, daß der Pfad nicht am Rio Coello, einem Zuflusse des Combeima, entlang führt, wo man nur an ein paar Stellen senkrechte Felsen von weichem Schiefer zu durchbrechen gehabt hätte; aber man weicht nun einmal nicht von der alten Weise ab,

jeden Weg geradeaus über Berg und Thal zu führen, was jede Reise in Columbien so halsbrecherisch macht.

Es folgten nun die Quebradas Buenavista, Aguacaliente mit einer warmen Quelle und Azufral, deren Solfatare 1827 Boussingault untersuchte. Man hat den Schwefel dort auszubeuten gesucht, ist aber wegen der schädlichen Schwefelwasserstoffgase davon zurückgekommen. Den Pflanzen dagegen schadet der dichte Qualm nicht: eine herrliche Vegetation hatte sich dort entfaltet. Hier zuerst tritt die Wachspalme auf, welche hoch über zahlreiche Baumfarnen, Tacsonien, Orchideen vom Genus Brassia mit weißen grünpunktirten Blüthen, Stanhopeen, Flechten &c. sich erhebt. In Pié de San Juan fanden die Reisenden ein schlechtes Nachtquartier und waren genöthigt, für schweres Geld zwei weitere Lastochsen auf einen Tag zu miethen, um ihre Maulthiere zu schonen. Weiter ging es, zuerst im Thale des Rio Coello, dann die Bergesabhänge hinauf und hinab nach der Stelle, welche die camellones (Kamelsrücken) oder caminos almohadillados heißt; letzteres Wort kommt von almohada = Kopfkissen. Hier führt der Weg über aufgeweichten, geneigten Boden und besteht aus einer Reihe regelmäßiger querlaufender Risse oder tiefer Furchen, welche mit erhöhten Beeten abwechseln. Letztere gleichen in der That Querpolstern und sind etwa so weit von einander entfernt, als ein Maulthier schreitet. Sind jene Gräben im richtigen Abstande ausgehoben, so kann auch ein Reitthier dort höchstens bis zum Bauche einsinken; völlig unpassirbar wird jedoch diese Strecke, wenn kurz vorher Ochsen mit ihrer langgestreckten Gangart darüber getrieben worden sind.

Endlich erschienen die Wachspalmen (Ceroxylon Andicola) in ihrer ganzen Majestät, die Wurzeln im Wasser, die Wipfel in den Wolken. Ihr Stamm ist von fern gesehen weiß wie Elfenbein und trägt eine Garbe herrlicher 6 Meter und darüber langer Blätter. Doch lichten sich die Wälder täglich mehr; denn zu Tausenden werden die schönen Jahrhunderte alten Stämme niedergeschlagen. Dann kratzt man das außen am Stamme ausschwitzende Wachs ab, verpackt es in Säcke und schickt es nach Bogotá, wo es zu Zündhölzchen verarbeitet wird. Die 60 bis 80 Meter hohen Bäume finden sich in einer Höhe von 1900 bis 3000 Meter, d. h. gehen bis an die Grenze der Paramos hinauf. In Columbien sind sie recht eigentlich die Palmen der kalten Zone. Auch sonst noch bot die Pflanzenwelt hier oben ihre Schätze dar; mitten in solcher Umgebung lag in 3000 Meter Höhe die Hacienda de las Cruces, wo ein intelligenter und unternehmender Mann, Ramon Cardénas, ihr Wirth war. Dort langten sie am 8. März um 5 Uhr Abends in einem unbeschreiblichen Zustande von Ermüdung, Unsauberkeit und Zerlumptheit an.

Dr. Carl Sachs' Reise in Venezuela[1]).

I.

Das unten mit vollem Titel angegebene Reisewerk erinnert lebhaft an Rudolf von Willemoes-Suhm's reizende „Challengerbriefe“, welche wir auf S. 367 des 32. Bandes des „Globus“ besprachen. Beidemale sind es junge Naturforscher, die voller Begeisterung im Dienste ihrer Wissenschaft über Meer ziehen und in warm empfundenen Worten das, was sie gesehen und erlebt, erzählen. Aber ehe noch ihre Bücher in die Hand des Publicums gelangen, hat schon ein mißgünstiges Geschick sie aus der Reihe der Lebenden gerissen und beidemale ein vielverheißendes Talent vernichtet; Willemoes-Suhm ruht seit dem 14. September 1875 auf dem Boden des Stillen Oceans, und Carl Sachs, Assistent am Berliner physiologischen Institute, büßte durch einen erschütternden Unglücksfall, der noch im frischen Andenken Aller ist, am 17. August dieses Jahres am Monte Cevedale bei Bormio sein junges Leben ein. Möglich, ja wahrscheinlich, daß keiner von beiden, wäre ihm ein längeres Leben beschieden gewesen, je wieder über ferne Länder und Meere uns zu erzählen gehabt hätte; die Trauer über ihren Verlust wird dadurch nicht verringert, und nur um so größer wird der Schmerz, wenn man bedenkt, in wie jungen Jahren es ihnen gelang, ihre Namen mit der Geschichte ihrer Wissenschaft auf das Engste zu verknüpfen.

Jedem Gebildeten ist es bekannt, daß Alexander von Humboldt zu Anfang dieses Jahrhunderts die ersten planmäßigen Versuche und Beobachtungen über die wunderbare elektrische Kraft des südamerikanischen Zitteraales anstellte. Seitdem sind 77 Jahre verflossen, ohne daß in der Heimath jenes Thieres neue Forschungen über dasselbe stattgefunden haben, so viel Naturforscher dieselbe auch besuchten. Die Menge ungelöster wissenschaftlicher Aufgaben, welche sich an den Organismus des Zitteraales knüpften, wurde schließlich eine so große, daß im Frühjahr 1876 die K. Akademie der Wissenschaften zu Berlin die verfügbaren Mittel der Humboldt-Stiftung für die Lösung derselben bestimmte und Dr. Sachs mit der Ausführung des Unternehmens beauftragte. Seine Reise nach Venezuela fällt in die Zeit vom October 1876 bis zum Juli 1877; ihr Hauptresultat besteht in der anatomischen und physikalischen Untersuchung des Zitteraales, worüber demnächst eine größere Monographie veröffentlicht werden soll, welche natürlich nur für Fachgenossen von Interesse ist. In dem in Rede stehenden Buche dagegen wollte Dr. Sachs nur eine einfache Schilderung des Eindrucks geben, welchen Land und Leute in den durchreisten Gebieten auf ihn gemacht haben. Wissenschaftliche Fragen hat er nur so weit in den Kreis seiner Darstellung gezogen, als er für dieselben allgemeines Interesse voraussetzen zu dürfen glaubte. Ueber spannende romantische Erlebnisse hatte er nicht zu berichten; aber bei der angestrebten Objectivität und Unbefangenheit der Darstellung wird es dem vortrefflich geschriebenen Buche an eifrigen Lesern und Freunden nicht fehlen. Sachs hält mit seinem strengen Urtheile über allerlei Gebrechen im venezolanischen — namentlich politischen — Leben nicht zurück, und offenbar liegt ihm nichts ferner, als im Lobe oder Tadel zu übertreiben. Was er sagt, scheint darum volle Glaubwürdigkeit zu verdienen, und es ist erfreulich, daß er auch von manchem edlen Zuge, von Gastfreundschaft, Muth und Tapferkeit, zu berichten weiß.

---

[1]) Aus den Llanos. Schilderung einer naturwissenschaftlichen Reise nach Venezuela. Von Carl Sachs, Med. Dr. Mit Abbildungen. Leipzig, Verlag von Veit und Comp. 1879. VII und 369 Seiten. Preis 9 Mark.

Am 21. October 1876 landete Dr. Sachs in La Guayra, der „Hölle" von Venezuela, deren mittlere Jahrestemperatur (28,1°) nur noch durch diejenige eines Theiles von Centralafrika um ein Geringes übertroffen wird, und ritt noch an demselben Tage über die Küsten-Cordillere nach Carácas, ein Weg, der einem Naturfreunde die denkbar größten Genüsse bietet. Schon Humboldt vergleicht ihn mit den Alpenpässen des St. Gotthard und des Großen St. Bernhard. Die horizontale Entfernung zwischen La Guayra und Carácas beträgt nur $1\frac{1}{4}$ deutsche Meile; auf dieser kurzen Strecke steigt man vom Meeresspiegel aus bis zum Kamme des Gebirges, der eine durchschnittliche Höhe von 5000 Fuß besitzt und von einzelnen höheren Berggipfeln überragt wird, empor, und hierauf nach dem 2700 Fuß hoch gelegenen Thale von Carácas hinab, wozu man mit guten Thieren $3\frac{1}{2}$, zu Fuß etwa 5 Stunden braucht. Während der ersten 2000 Fuß ist der Weg steil und mühsam, dabei von Felswänden beiderseits eingeschlossen; riesige, 30 bis 40 Fuß hohe Cactus, deren hier und da mannsdicke Stämme sich candelaberartig in senkrecht aufsteigende Aeste theilen, große Büsche dornig gezähnter, langblättriger Agaven umsäumten diesen Theil des Weges. Allmälig aber wurde die Steigung sanfter, indem der Weg in größeren Biegungen verlief, und das Dornengestrüpp machte freundlicheren Laubhölzern und Gebüschen Platz, die, je mehr mit der zunehmenden Höhe eine mildere, den Pflanzenwuchs nicht versengende Temperatur sich einstellte, immer üppigere, dichtere und blüthenreichere Formen aufwiesen. Endlich lenkte der Weg in eine thalartige Senkung des Abhangs ein, die, soweit das Auge reichte, im vollsten Schmucke einer jungfräulichen, nie von der Hand des Menschen angetasteten Vegetation prangte; es war die günstigste Jahreszeit, der Schluß der Regenmonate; kein trockenes Blatt hing an den Zweigen; Alles athmete Sättigung und Erquickung. Schon begannen die Schatten der Nacht sich über den Abhang zu lagern, der Vögelchor hielt sich müde in den Baumkronen verborgen, aber schönfarbige Dämmerungs- und Nachtfalter umgaukelten die blüthenprangenden Gebüsche, und, im dichtesten Laub verborgen, begann die harmlose Cicade ihr Lied.

Dort hielt Sachs sein Thier einige Augenblicke an, um die prachtvolle Fernsicht zu genießen, die erst jetzt, an einer völlig offenen Stelle des Weges, in ungemessener Weise sich darbot. Wie von einem riesenhohen Thurm glaubt man senkrecht herabzuschauen, da der bedeutende Neigungswinkel des Abhanges durch eine optische Täuschung noch vergrößert wird. Von der durch die Entfernung zum Miniaturbildchen verkleinerten Stadt und den auf der Rhede liegenden Schiffen, von dem grünen Ufersaume der Cocale des Dorfes Maiquetia und dem in duftiger Ferne verschwindenden Cabo blanco schweift der Blick über die gewaltige, tief ultramarinblaue Fläche des Cariben-Meeres, in das soeben am westlichen Horizont die Sonnenscheibe einzutauchen beginnt. Urplötzlich, fast ohne jede Dämmerung, bricht die Nacht herein und mahnt zur Weiterreise. Noch hatte er eine Stunde bergauf zu steigen; ein betäubendes Concert von Insecten in unglaublich hohen Tonlagen erfüllte die Luft, und zahlreiche Leuchtkäfer zogen ihre Funkenlinien durch das nächtliche Dunkel. Endlich war der Kamm des Gebirges erreicht; es folgte eine Strecke ebenen Weges und dann stand er am jenseitigen Abhang und erblickte tief im Thale die erleuchteten Quadras der Stadt Carácas, seines vorläufigen Reisezieles.

Gleich seine erste Umschau in der Landeshauptstadt gab ihm Mancherlei zu denken. Von der Thür seines Hôtels aus sah er das niedrige gothische Universitätsgebäude, dessen Fortsetzung eine schmale, mit einem Thurm versehene Façade bildete, welche ihm als „el museo" bezeichnet wurde. „Neugierig, etwas mehr von diesem Museum zu sehen, als die Façade, begab ich mich dorthin, wo, meiner Berechnung nach, die Seitenwand des Gebäudes sich befinden konnte; ich mußte laut auflachen, als ich mich überzeugte, daß an die Façade unmittelbar die Wohnhäuser der Straße grenzten, daß das ganze museo, ähnlich wie eine Coulisse im Theater, nur aus jener Façadenwand bestand. Man war der Meinung gewesen, daß die Universitätsfront nach dieser Seite hin einen würdigen Abschluß finden mußte und hatte zu diesem Zweck jenes „museo" aufgeführt. Ich erwähne diesen Umstand, weil er eine treffende Illustration venezolanischer Zustände im Allgemeinen giebt; wo Personen und Mittel nicht ausreichen, um einen Zustand, den man für wünschenswerth hält, factisch herbeizuführen, da setzt man einfach statt der Wirklichkeit den Schein, statt des Gebäudes eine bloße Façade. Die Selbstzufriedenheit und sogar Selbstbewunderung, in der ein großer Theil des Volks befangen ist, wird dadurch nicht im Geringsten beeinträchtigt."

Nichts anderes ist es, wenn die strengen Vorschriften der Examina so milde gehandhabt werden, daß selten, wenn überhaupt je, ein Candidat durchfällt. Häufig genug gelingt es einem solchen, der sich in einem oder mehreren Fächern unsicher fühlt, durch Connexionen den Präsidenten der Republik für sich zu interessiren, der ihn dann von der Prüfung in jenen Fächern einfach durch Machtspruch dispensirt. „Es giebt dies im Kleinen einen Begriff von dem Despotismus, der in diesen Staaten trotz der äußerlich republikanischen Formen in Wirklichkeit herrscht. Verfassung und Gesetze sind ganz vortrefflich; nur das eine ist zu bedauern, daß sie nicht befolgt werden. Der augenblickliche Machthaber steht über dem Gesetze, wie das Fatum über den Göttern; er sagt, wie einst der große Ludwig, „L'état c'est moi." Welcher europäische Monarch würde wohl im Stande sein, beispielsweise einen Candidaten der Medicin von der Prüfung in Anatomie zu dispensiren?"

Der damalige Präsident **Guzman Blanco**, welcher nach längeren Kämpfen seit 1870 als Dictator drei Jahre und darauf seit 1873 als verfassungsmäßig erwählter Präsident vier Jahre lang das Land regierte, wurde selbst von seinen Feinden den besseren Herrschern Venezuelas zugezählt. Zwar hat er sich und seine Anhänger in kolossaler Weise bereichert, ein Fehler freilich, den er fast mit allen seinen Vorgängern theilt und mit allen seinen Nachfolgern theilen wird. Es haben auch bis 1874 mehrfache Revolutionen stattgefunden; aber andererseits hat Guzman für Handel und Verkehr, für Kunst und Wissenschaft mehr gethan, als eine ganze Reihe seiner Vorgänger zusammengenommen. Er hat Carácas mit Denkmälern und öffentlichen Bauten geschmückt, die Universität gehoben, Verkehrsmittel geschaffen, die ausländische Speculation ermuntert, zwei Eisenbahnstrecken eröffnet. Seit 1874 herrschte in dem von Natur so reich begabten Lande eine kurze Ruhe, freilich mehr die Ruhe der Erschöpfung als der Zufriedenheit. Ackerbau und Handel begannen wieder aufzuleben und der Export, dieses wesentliche Kriterium der Prosperität eines Landes, hob sich in fünf Jahren (von 1870 bis 1875) auf das Zehnfache. Was müßten 50 Jahre ungestörten Friedens unter einer starken, intelligenten Regierung aus Venezuela machen!

Manche von Guzman's Verbesserungen stehen freilich einfach auf dem Papiere. Die Fahrwege, welche man zu bauen angefangen, sind meist unvollendet geblieben und befinden sich jetzt in schlechterm Zustande, als die früheren Reitwege. Ebenso verhält es sich wahrscheinlich mit den Maßregeln zur Hebung der Volksbildung. Ein Decret vom 7. Juni 1870 erklärte den Primär-Unterricht für unentgeltlich und obligatorisch; es wurden eine große

Menge Schulen gegründet, und ein 1875 dem Congresse vom Ministerium vorgelegtes gedrucktes Memoire enthält die stolze Angabe, die Zahl der Schulen sei von 100 (mit 3744 Schülern) auf 654 Schulen mit 22 669 Schülern gewachsen. „Man weiß eben in Venezuela recht gut, daß Papier geduldig ist. Während meines Aufenthaltes in Calabozo löste sich eine vom Dr. Machado geleitete Unterrichtsanstalt daselbst auf, weil die Regierung den Lehrern keinen Pfennig Gehalt auszahlte, und Aehnliches wurde mir von anderen Orten berichtet."

Den widerwärtigsten Zug in Guzman's Persönlichkeit bildet die Art, wie er sich in den Zeitungen, namentlich der officiellen „Opinion nacional", sowie sonst auf jede mögliche Weise Weihrauch streuen ließ. Die Titel „Ilustre Americano" und „Rejenerador", welche er sich vom Congresse ertheilen ließ, sind, so lächerlich sie für den Präsidenten einer Republik von $1\frac{1}{2}$ Millionen Einwohnern erscheinen müssen, keineswegs das Crasseste in diesem Gebiete. Die „Opinion nacional", unter seiner persönlichen Censur stehend, brachte Artikel, in denen der Rejenerador in eine Reihe mit Moses, Napoleon I. und Washington gestellt wurde; das Beste leistete jedoch ein Literat, der eine ganz ernsthafte Vergleichung zwischen Guzman und Jesus Christus anstellte und zu dem Resultate kam, Christus sei zwar der größte Wohlthäter der Menschheit gewesen, aber unmittelbar hinter ihn an Werth und Bedeutung sei Guzman Blanco zu stellen! Während seiner Präsidentschaft ließ sich Guzman zwei Statuen von Bronze in der Hauptstadt, sowie noch andere in verschiedenen Städten errichten. In einem Lande, wo derjenige Theil der Staatseinnahmen, welcher wirklich im Interesse des Staates verwendet wird, auch nicht zu den nothwendigsten Dingen ausreicht, zwei kostspielige Standbilder eines und desselben noch lebenden Mannes in einer Stadt! Daß man, wenn nicht vor der Entrüstung des eigenen Volkes, so doch vor dem Spott des Auslandes nicht im Geringsten bangte, als man diesen Unsinn beging, zeugt von einer beneidenswerthen Kaltblütigkeit. —

Sein Gepäck übergab Sachs zur Weiterbeförderung nach Calabozo, wo er seine Studien an den Zitteraalen anstellen wollte, einem Arriero und kaufte für sich einen hellfarbigen Macho (männliches Maulthier) für 200 Pesos (à 3,2 Mark). Der hohe Preis, in welchem die Thiere jetzt in Venezuela stehen, ist das Resultat einer Seuche, welche im Jahre 1843 ausbrach und in kurzer Zeit solche Verheerungen anrichtete, daß von den gewaltigen Herden wilder Pferde und Maulthiere, welche früher in den Llanos umherschwärmten, nur ganz geringe Reste übrig sind; vor dieser Zeit kostete ein junges noch nicht zugerittenes Pferd 3 bis 4 Thaler, ein schon gebrauchsfähiges Maulthier 15 Thaler, während jetzt für Pferde von besonderer Schönheit bis 700 Thaler und mehr bezahlt werden.

Mit Empfehlungsbriefen und der landesüblichen Ausrüstung an Bolsas (Ledertaschen) und Cobija (Poncho) versehen, verließ Sachs am 9. November Nachmittags in Gesellschaft eines einheimischen Kaufmanns nach einem Aufenthalte von 18 Tagen Carácas, das er am folgenden Morgen von der Paßhöhe des Gebirges Higuerote (die Einheimischen kannten diesen von Humboldt angegebenen Namen nicht) zum letzten Male erblickte. Es begrenzt dieses Gebirge das Thal von Carácas im Süden und Westen. Als er oben anlangte, wichen eben die Nebelmassen vor der aufgehenden Sonne. Um ihn herum lag eine Berglandschaft ausgebreitet, die wie ein in Erstarrung versetztes Meer anzuschauen war; keine schroff heraustretenden Kegelspitzen, keine jähen Abgründe, nur sanfte Wellenlinien zeigte die Formation des Gebirges. Die einzelnen Rücken waren überall von einer Unzahl kleiner, parallel verlaufender Querthäler gefurcht, welche rechtwinklig in größere tiefere Thäler einmündeten. Diese ganze nach Humboldt 25 Quadratmeilen umfassende Berglandschaft traf Sachs noch in völlig demselben Zustande an, wie der berühmte Reisende vor 75 Jahren. Dichter Urwald bedeckte jeden Fußbreit dieser schönen Thäler und Abhänge; nur in der Umgebung des Dorfes Los Teques traf er geringe Spuren von Cultur, obwohl das ganze Gebiet von großartiger Fruchtbarkeit ist und das milde Klima den Anbau europäischer Getreidearten ebenso wie den der kostbaren Tropenproducte gestattet.

Von dort senkt sich die Straße in das Thal des Rio Tuy hinab nach dem Meierhofe von Guaya und führt über eine niedrige Wasserscheide in das Thal von Aragua, wo statt des dichten Urwaldes, der bisher den Weg begleitete, unsern Reisenden ein mit allen Erzeugnissen der tropischen Agricultur aufs Reichste geschmückter, von einer dichten Bevölkerung bewohnter Landstrich empfing. Derselbe ist noch heute, wie zu Humboldt's Zeiten, der Brennpunkt der landwirthschaftlichen Thätigkeit Venezuelas, dessen durch unvergleichliche Fruchtbarkeit des Bodens und mildes Klima begünstigte Productionskraft selbst die häufigen Revolutionen, welche an anderen Orten die Bevölkerung völlig ruinirten, nicht lahmzulegen vermochten. Hier, in dem „Garten von Amerika", trifft man auf einem Flächenraume von circa 26 Quadratmeilen Culturen von Kaffee, Cacao, Indigo, Taback, Mais, Zuckerrohr, Baumwolle, Yuca und Bananen. Auch Weizen gedieh in dem milden Klima noch zu Humboldt's Zeiten, ist aber jetzt durch den leichtern und lohnendern Anbau des Kaffee ganz verdrängt.

Die Bewässerung dieses paradiesischen Thales ist eine so reichliche, daß selbst zur Zeit der größten Trockenheit der Atmosphäre überall das frischeste Grün den Reisenden entzückt. Die Gewässer fließen bekanntlich, da das Thal ein rings abgeschlossenes Becken ist, dem in der westlichen Hälfte gelegenen Valencia-See zu und bilden somit ein eigenes hydrographisches System ohne Verbindung mit dem Ocean. Die Bevölkerung des Thales betrug zu Humboldt's Zeit 52 000 Seelen und hat sich seitdem auf 130 000 gehoben.

An diesem zweiten Reisetage übernachtete Sachs in der 6500 Einwohner zählenden Stadt La Victoria, verlebte den folgenden auf der einem Deutschen gehörigen Hacienda Palmare, besuchte am dritten den Tacarigua-See und ritt bis Villa de Cura (9500 Einw.), wo er seinem Thiere zu Liebe einen Rasttag machte. Die Stadt liegt in einem umfangreichen, von niedrigen Bergen eingeschlossenen, in Folge der großen Trockenheit fast vegetationslosen Thale. Ebenso führte der Marsch des folgenden Tages nach San Juan de los Morros durch ein ödes, von losen Felsblöcken erfülltes Thal, ein Charakter, welchen das Land bis Parapara (7000 Einw., circa 800 Fuß hoch) hin beibehält. Erst auf dem Wege von dort nach Ortiz (4000 Einw., Hauptstadt des Staates Guarico) entfaltet sich, gleichsam als Scheidegruß für den in die Steppe eintretenden Reisenden, die Vegetation noch einmal in reicher und malerischer Weise. Schöne stattliche Bäume standen zu den Seiten des Weges, darunter manche als Bauhölzer hochberühmte Arten und zwei, welche durch die heilkräftigen Wirkungen der von ihnen gewonnenen Harze berühmt sind: der Copaiva-Baum (Copaïfera officinalis), der auch auf den Llanos in ungeheurer Menge vorkommt und den kostbaren Copaiva-Balsam liefert, und der Tacamajaca, dessen durch Einschneiden der Rinde gewonnenes festes citronengelbes sehr brüchiges Harz in Venezuela als Wundbalsam geschätzt ist.

Jenseits der Stadt Ortiz erstreckt sich in der Richtung von Osten nach Westen ein ziemlich breiter, aber niedriger

Hügelkamm, La Galera genannt, welcher zu etwa 200 Fuß über das Thal von Ortiz, zu 500 über das Niveau der Llanos ansteigt. Es ist das die letzte Vorbergkette der Küsten-Anden; von ihr steigt man unmittelbar in das gewaltige, 16 000 Quadratmeilen betragende Bassin der Llanos hinab. Als der südamerikanische Continent sich noch in einem Zustande geringerer Hebung befand, bildeten diese Steppen ein großes Meeresbecken; damals brandeten die Wogen des Atlantischen Oceans gegen den Abhang der Galera.

In einer auf deren Rücken gelegenen Posada (Herberge) übernachtete Sachs. Dort tauchte plötzlich eine etwa 20 bis 25 Fuß hohe Palme mit grüngelben fächerförmigen Wedeln auf, die Palma de cobija (Copernicia tectorum), auch Palma llanera oder Palma de sombrero genannt. In den Gebirgsgegenden kommt dieselbe nur ganz vereinzelt vor, und Sachs hatte sie nie vorher gesehen. Hier dagegen beginnt sie auf einem scharf abgeschnittenen Saume sofort in großer Anzahl, um dann im eigentlichen Llano, wo sie in ungeheurer Massenhaftigkeit vorkommt, eines der wesentlichsten Elemente der Vegetation zu bilden. Es dürfte schwer sein, einen zureichenden Grund für die scharfe Grenze aufzufinden, welche diesem Gewächse gezogen ist.

Sachs hatte erwartet, einen plötzlichen schroffen Wechsel zwischen dem waldigen Charakter der Gebirgslandschaft und der Steppenscenerie anzutreffen. Dem ist jedoch nicht so; der Abhang der Galera von Ortiz ist ein äußerst sanfter, ohne scharfe Grenze geht die Hügelkette in die horizontale Fläche der Steppe über. Die schönen Laubbäume, welche auf dem Rücken der Galera als dichter Wald den Weg umsäumen, bilden nach und nach immer kleinere Gruppen, welche durch grasbedeckte Lichtungen von einander getrennt sind; allmälig treten an die Stelle der höheren Bäume niedrige Büsche, welche vorzugsweise aus dornigen Mimosen mit zartgefiederten Blättern bestehen und häufig noch im schönsten Blüthenschmucke prangen, der den sie überkleidenden Rankengewächsen angehört. Auch diese Büsche werden seltener und seltener, und endlich eröffnet der frei werdende Horizont den Blick auf das unermeßliche Grasmeer, aus dem nur hier und da inselgleich kleine Gruppen der Copernicia-Palme und des krüppelhaft wachsenden Chaparrobaumes sich erheben.

Etwa eine halbe Stunde, nachdem Sachs Morrocoi am Fuße der Galera verlassen, drehte er sich zufällig um, und ein Ausruf der freudigsten Ueberraschung entfuhr seinen Lippen. Statt der sanften Abdachung der Galera, die vorher, beim Eintritt in den Llano, unterstützt durch den sehr allmäligen Wechsel der Vegetation, den Uebergang zwischen Gebirge und Ebene völlig verwischte, glaubt man jetzt in Folge der perspectivischen Verkürzung, welche durch die Entfernung bedingt ist, eine scharf und schroff aus der Ebene sich erhebende Bergkette zu erblicken. „La costa del mare!“ (die Küste des Meeres) rief sein Begleiter aus, und in der That, kein Vergleich kann treffender sein. Zwischen dem Höhenzuge und dem Beschauer breitet sich eine völlig gleichmäßige, streng horizontale Fläche aus, so daß das Ganze die täuschendste Aehnlichkeit mit einer steilen felsigen Küste erhält, die in einiger Entfernung vom Meere aus gesehen wird. Auch ist die Empfindung, mit der man aus der dicht bevölkerten und zum Theil reich angebauten Gebirgslandschaft in die öde, unwirthliche Steppe hinaustritt, durchaus verwandt mit derjenigen des Schiffers, der aus sicherm ruhigem Hafen in den weiten einsamen Ocean hinaussteuert; man fühlt sich in eine neue scheinbar unendliche Welt versetzt, alle Bedingungen des Lebens sind verändert, neue Reize und neue Gefahren stellen sich dar.

Wie vor Alters die Galera den Markstein zweier feindlicher Reiche, des Meeres und des Landes, bezeichnete, so bildet sie noch heute die Grenze zwischen zwei Gebieten, die in jeder Erscheinungsweise des Naturlebens sich diametral gegenüberstehen. Die Küsten-Anden mit ihren fruchtbaren Hochthälern sind die agriculturale Zone Venezuelas, eine zahlreiche, an Dichtigkeit zum Theil den volkreichsten Gegenden Europas (?) nahekommende Bevölkerung genießt daselbst aller Segnungen, welche der durch ein gemäßigtes Klima begünstigte landwirthschaftliche Fleiß mit sich bringt; alle die verfeinerten Lebensgenüsse, welche Civilisation und ein reger Handel mit fernen Ländern in ihrem Gefolge führen, sind dort längst eingebürgerte Gewohnheiten. Dichte Wälder, alle Reize einer üppigen Tropen-Vegetation in höchster Entfaltung aufweisend, bekleiden Berg und Thal überall, wo nicht die Hand des Menschen nützliche Culturpflanzen an ihre Stelle setzte.

Wie verschieden hiervon ist das Bild der Llanos, jener unermeßlichen Grassteppen, welche noch heute fast ausschließlich der Viehzucht dienen, in denen, abgesehen von wenigen kleinen Städten, nur eine spärliche fast halbwild zu nennende Bevölkerung in stetem Kampfe mit der Natur lebt, in denen aber bei aller Armuth des Pflanzenlebens eine reiche Mannigfaltigkeit interessanter, zum Theil dem Menschen furchtbarer Thierformen herrscht.

„Es liegt — sagt Humboldt, dessen Darstellung der Llanos von der größten Treue und plastischen Objectivität ist, und nur in Einzelheiten nicht mehr dem heutigen Zustande entspricht — etwas Imposantes, aber Trauriges und Finsteres in dem einförmigen Anblick dieser Steppen. Alles ist darin gleichsam erstarrt: selten nur mag der Schatten einer kleinen Wolke, die durch den Zenith geht und die Nähe der Regenzeit verkündet, auf der Savane gesehen werden. Ich lasse unentschieden, ob der erste Blick der Llanos nicht ebenso überraschend ist, wie der der Andenkette.“

Zur Zeit, als Sachs die Llanos betrat, waren die von April bis October dauernden Regenmonate bereits vorüber; im November pflegen nur noch einzelne Schauer zu fallen, welche die Austrocknung des Bodens durch die wiederkehrenden Strahlen der scheitelrechten Sonne nicht aufzuhalten vermögen. Dieser Austrocknung unterliegen zuerst die höher gelegenen Theile der Llanos, die sich vom Fuße der Galera von Ortiz bis zum Breitengrade von Calabozo ausdehnen und von den Bewohnern als Llanos altos unterschieden werden. Die Höhe des am Fuße der Galera beginnenden Theiles der Steppe über dem Meeresspiegel beträgt noch etwa 700 Fuß, während Calabozo 470 Fuß, San Fernando de Apure 370 Fuß hoch liegt. Der Fall der Gewässer, die vom Fuß der Galera nach dem Apure hinströmen, beträgt mithin etwa 300 Fuß. Diese geringe Höhendifferenz ist für die Lebensverhältnisse der menschlichen und thierischen Bewohner des Llano von weittragender Bedeutung. Während Sachs bei seiner Ankunft zu Rastro in der Nähe von Calabozo noch weite Gebiete überschwemmt antraf, waren die Llanos altos bereits im Zustande großer Trockenheit, und die Rinderherden waren schon nach dem Süden getrieben worden. Die ein bis zwei Fuß hohen Gräser des Llano alto, welche während der Regenzeit eine unübertreffliche Weide darbieten, waren bereits völlig vertrocknet und im Zerfall begriffen. Weit und breit war der Boden in den mattgelben Farbenton der verdorrten Grasdecke gehüllt; der über ihn hinbrausende Ostpassat riß Staubwolken auf, welche den Horizont verdunkelten und durch die das Licht der Sonne mit gelbem Schimmer hindurchdrang. Gelb in den verschiedensten Schattirungen war der Grundton der Landschaft; selbst die fächerförmigen Wedel der 25 Fuß hohen Coperniciapalme, die vom Winde bewegt ein eigenthümlich rascheln-

des Geräusch erzeugen, waren bereits gelb gebleicht. Neben diesen Palmen wuchsen jedoch andere Bäume in nicht geringer Zahl, welche zu Gruppen vereint durch das frische Grün ihrer Belaubung dem Auge einen wohlthuenden Ruhepunkt in der weiten, trübgelben Fläche gewährten.

Die Zahl der Laubbäume ist gegenwärtig bei weitem nicht mehr so gering, als sie zur Zeit von Humboldt's Reise gewesen zu sein scheint. Das Schauspiel eines freien scharfen Horizontes, eines „Oceans von Gras", wie er es beschreibt, zeigt sich erst in der Nähe des Apure. Im Uebrigen aber sind die Llanos gegenwärtig in dem Maße bewaldet, daß überall der größere Theil des Horizontes von grünen Gebüschen eingenommen erscheint, die freilich im Verhältniß zu der weiten Grasfläche nur wie Inseln im Weltmeere erscheinen.

Es ist den Llaneros selbst sehr wohl bekannt, daß hier eine Veränderung vor sich geht. Als Ursache dieser zunehmenden Bewaldung bezeichnen sie die gewaltige Verminderung in der Zahl der Rinder, welche seit etwa dreißig Jahren stattgehabt hat. Während der endlosen Revolutionskämpfe, welche diese Zeit erfüllten, wurde das Rindvieh gleichsam als öffentliches Eigenthum angesehen, das beide sich bekämpfenden Parteien um die Wette plünderten. Jede vagabondirende Tropa von vier oder fünf Mann schlachtete nach ihrem Belieben zu ihrer Mahlzeit ein Rind und überließ das Uebrigbleibende den Geiern. Ein Ersatz ward natürlich nie geleistet. Hierzu kam der Umstand, daß eine Zeit lang, in Folge der Handelsbewegung auf ausländischen Märkten, die Häute so im Preise stiegen, daß der Werth eines lebenden Rindes noch nicht den Betrag erreichte, der in den Hafenplätzen für die Haut bezahlt wurde. Die Folge davon war, daß viele Herdenbesitzer mit Freuden die Gelegenheit ergriffen, ihr durch die beständigen Revolutionen gefährdetes lebendes Eigenthum zu Gelde zu machen, das man eher durch Vergraben sichern konnte. So wurden viele Tausende von Rindern nur um ihrer Häute willen geschlachtet, und die Zahl dieser nützlichen Thiere, welche zu Humboldt's Zeiten noch auf $1^1/_2$ Millionen veranschlagt wurde, erlitt eine ganz außerordentliche Verminderung. Der Preis eines Rindes von mittlerer Größe, früher 3 bis 4 Thaler betragend, ist jetzt auf 20 bis 30 Thaler gestiegen. Während nun in früheren Zeiten durch die zahllosen weidenden Rinder die jungen, sich entwickelnden Keime baumartiger Pflanzen abgefressen oder niedergetreten wurden, können sie sich jetzt in der vereinsamten Steppe ungehindert entwickeln, und die daraus entstehende Zunahme der Bewaldung wird wahrscheinlich so lange anhalten, bis die Zahl der Rinder in den Llanos wiederum eine der frühern ähnliche Höhe erreicht haben wird.

Zwischen den Llanos altos und den tieferen Savanen, welche von den großen Zuflüssen des Orinoco durchströmt werden, bestehen nicht unerhebliche Unterschiede. Der Charakter der Natur, sowohl was das pflanzliche als das thierische Leben anbetrifft, ist in den Ebenen des Apure und Meta im Allgemeinen großartiger und wilder. Während die Gräser in den oberen Llanos selten mehr als eine Länge von 2 Fuß erreichen, schießen sie hier zu so gewaltiger Höhe empor, daß sie über dem Kopfe des Reiters zusammenschlagen. Ein Hauptunterschied aber besteht in dem Vorhandensein der „Esteros", ausgedehnter namentlich an den Ufern der großen Ströme gelegener Savannen, welche während des ganzen Jahres, auch zur Zeit der größten Trockenheit, frische Weidegräser erzeugen und daher für die Llaneros von unschätzbarem Werthe sind. Nach ihnen werden die Herden hingetrieben, wenn in der Zeit vom December bis April die Grasdecke in den höher gelegenen Llanos zu Staub zerfällt.

Die menschlichen Bewohner dieser Steppen bestehen in dem südlich vom Rio Meta gelegenen Theile ausschließlich aus unabhängigen Indianern, die den Stämmen der Guahibos, Guamos und Otomacos angehören. Nördlich davon sind es die sogenannten Llaneros, eine eigene Classe farbiger Menschen, welche durch Mischung der verschiedenen Racen des Landes, der rothen, weißen und schwarzen, entstanden sind. Ausgenommen sind nur die wenigen kleinen Städte, wie Calabozo und San Fernando, welche Handel und Gewerbe treiben und sich in ihrer aus allen Berufsclassen zusammengesetzten Bevölkerung von den anderen Städten der Republik nicht unterscheiden. Die eigentlichen Llaneros bewohnen nicht die Städte, sondern das freie Land, meist als Peone auf den Hatos oder Meierhöfen einzelner reicher Herdenbesitzer, zum Theil auch in eigenen kleinen Niederlassungen.

Ein solcher Hato, dessen Bewohnern oft die Aufsicht über mehrere Tausende von wild umherschweifenden Rindern anvertraut ist, besteht aus ein paar Hütten, welche in rohester Weise aus den Stämmen und Wedeln von Palmen errichtet werden. Die Bewohner derselben führen, auf die einfachsten Bedürfnisse beschränkt, ein sorgloses, ungebundenes Leben. Der Llanero plagt sich nicht mit Schule oder Kirche; er kennt und verehrt die Namen einiger Heiligen, welche als besonders kräftige Beschützer des Menschengeschlechts gelten; weiter erstreckt sich seine Religion nicht. Seine eigentliche Wohnung ist der Sattel, in dem er buchstäblich den größern Theil seines Lebens zubringt; wie ihr Gegenbild, die Gauchos in den argentinischen Pampas, so sind die Llaneros ausgezeichnete Reiter. Der Knabe wird als mannbar angesehen, sobald er ein ungezähmtes Roß zu bändigen und, im Carrière dahinsprengend, den wilden Stier mit dem Lasso zu fangen vermag. Von Jugend auf an den Kampf mit der Natur gewöhnt, ist der Llanero von waghalsigem, tollkühnem Charakter; er setzt schwimmend mit seinem treuen Roß über die von reißenden Krokodilen wimmelnden Ströme und betrachtet es als ein Fest, wenn er im Einzelkampfe dem Beherrscher des Waldes, dem Jaguar, begegnet. Die Lanze, mittelst deren die Herden gelenkt werden, handhaben die Llaneros mit solcher Meisterschaft, daß sie sowohl in dem Unabhängigkeitskampfe gegen die Spanier, als in den späteren Revolutionskriegen dieser Waffe halber stets als die gefürchtetste Truppe angesehen wurden. Ihr unruhiger leichtsinniger Charakter ist die Ursache, daß sie leider nur allzu schnell zu Schilderhebungen gegen die Regierung zu veranlassen sind.

Für sein Roß empfindet der Llanero eine zärtliche Zuneigung; wenn er nach anstrengendem Marsch vom Sattel steigt, rastet er nicht eher, als bis er sein Thier reichlich mit Nahrung und Trank versehen hat; in der Noth wird er sich lieber seinen letzten Vorrath entziehen, als seinen treuen Gefährten hungern lassen. Er singt im Uebermuthe.

Mi cavallo y mi zamba	Mein treues Roß und mein Mädchen,
Se me murieron á un tiempo.	Die starben zu gleicher Zeit.
Al diablo la mujer!	Zum Teufel mit dem Weibsbild!
Mi cavallo es lo que siento.	Ums Roß nur ist mir's leid.

Die Frauen und Mädchen der Llanos verbringen ihr Leben in süßem Nichtsthun; neben den häuslichen Verrichtungen, die sich auf ein Minimum reduciren, beschäftigen sie sich im günstigen Falle noch damit, ein kleines Stück Land mit Bananen oder Yuca zu bebauen. Eigentliche Ehen werden unter den Llaneros selten geschlossen, wiewohl es kaum je an Kindersegen mangelt. Als Sachs einst ein junges Mädchen, das einen niedlichen Säugling auf seinen Knien schaukelte, fragte, wer der Vater des Kindes sei, erhielt er genau dieselbe Antwort, wie Sir Head unter ähn-

lichen Umständen in den Pampas, nämlich: „Quien sabe?“ (Wer mag das wissen?). Ein Gleiches fand er im ganzen Innern Venezuelas, wo kirchliche Ehen geradezu eine Seltenheit sind. Oft war er erstaunt, wenn ihm in einem ziemlich respectabelen Hause der Hausherr seine „señora esposa“ in aller Förmlichkeit vorstellte, und er hinterher erfuhr, daß hier nur eine freie, mit gegenseitigem Kündigungsrecht eingegangene Vereinigung vorlag. Jeden Augenblick kann eine solche wilde Ehe gelöst werden und beide Theile „verheirathen“ sich aufs Neue, ohne daß man darin etwas Anstößiges findet; in die vorhandenen Kinder theilt man sich nach gütlicher Uebereinkunft. Welch' bunt gemischte Familien dadurch mitunter entstehen, ist leicht zu ermessen.

Notizen zur Handels- und Verkehrs-Geographie.

I.

Hamburgs Handel. Oesterreichs Bergbau-Production. Oesterreich-Ungarns Eisenbahnen. Großbritanniens Import von Nahrungsmitteln. Marseilles Einfuhr. Cyperns Handel. Wirthschaftliche Lage von Bosnien. Zustände in der persischen Provinz Ghilan. Einfuhr amerikanischer Baumwollwaaren in China. Der projectirte Handelsweg zwischen Assam und Jünnan. Die Straßen Jünnans.

F. R. Mittheilungen über den Handel Hamburgs in den letzten Jahrzehnten.

Zu Hamburg angekommene Seeschiffe.

Im Durchschnitt der Jahre	Schiffe	Reg. Tons	Dampfschiffe	Segelschiffe	Aus außereurop. Ländern
1821—30	2284	193,614	36	2248	(200)
1831—40	2657	260,452	239	2418	301
1841—50	3613	427,324	368	3245	361
1851—60	4649	756,099	929	3720	461
1861—70	5092	1,260,674	1712	3380	509
1871—74	5421	2,334,780	2628	2790	794
1875	5260	2,117,822	2739	2521	768
1876	5433	2,228,162	2916	2517	836
1877	5473	2,233,929	2958	2515	840

Direct von außereuropäischen Plätzen wurden nach Hamburg eingeführt (ohne Contanten):

	1875 M.	1876 M.	1877 M.
Von Häfen jenseits des Cap der guten Hoffnung und des Cap Horn	43,552,000	71,681,000	62,392,000
Von Häfen Südamerikas O.- und N.-Küste, Afrikas W.-Küste, den Mittelländischen Theilen Afrikas und Asiens	123,941,000	113,954,000	118,325,000
Nordamerikas O.-Küste	89,084,000	85,943,000	89,466,000
	256,577,000	271,578,000	270,183,000

Direct von europäischen Plätzen wurden eingeführt (ohne Contanten):

	1875 M.	1876 M.	1877 M.
Großbritannien und Irland	500,023,000	466,873,000	439,120,000
Frankreich, Belgien und Niederlande	90,463,000	87,426,000	95,304,000
Südeuropa	19,305,000	19,063,000	19,775,000
Nordeuropa	26,723,000	32,638,000	37,499,000
Dazu über Altona	78,231,000	71,690,000	68,293,000
Einfuhr land- und flußwärts	729,792,000	775,115,000	846,879,000
	1,701,114,000	1,704,383,000	1,777,053,000
Außerdem Contanten und edle Metalle	245,952,000	151,352,000	422,774,000

Gewicht und Werth der Einfuhr Hamburgs:

Im Durchschnitt der Jahre	Gewicht in Netto Centner	Werth ohne Contanten
1846—50	20,622,000	409,272,000
1851—55	28,471,000	587,040,000
1856—60	35,459,000	753,303,000
1861—65	41,947,000	894,831,000
1866—70	52,249,000	1,098,270,000
1871—74	71,734,000	1,670,478,000
1875	76,814,000	1,701,114,000
1876	85,373,000	1,704,383,000
1877	91,248,000	1,777,053,000

— Oesterreichs (ohne Ungarn) Bergbau- und Hüttenproduction in 1877 (in M.-Ctr.). Braunkohlen 71 260 192; Steinkohlen 48 858 634; Alaun- und Vitriolschiefer 1 476 613; Graphit 118 576; Braunstein 78 999; Schwefelerz 63 646; Bergöl 6080; Arsenikerz 1352. Die Hütten erzeugten in M.-Ctr.: Roheisen 2 590 362; Blei 53 140; Zink 45 192; Glätte 35 020; Quecksilber 3916. In Kilogramm: Silber 27 169; Gold 8,7. Der Gesammtwerth der Producte des Bergbaues betrug 40 715 748, des Hüttenbetriebes 22 556 034, der Salinen 22 323 814 Gulden.

Oesterreich-Ungarns Eisenbahnen betrugen Ende 1877 19 362,6 Kil. 1877 wurden in Oesterreich 477,9, in Ungarn 73,5 Kil. dem Verkehr übergeben.

* * *

— Einem Berichte des Board of Trade über die Versorgung von Großbritannien und Irland mit Nahrung von dem Ausland entnehmen wir folgende Tabellen über den Werth der Nahrungsmitteleinfuhr und das Verhältniß derselben zur Bevölkerung.

Jahr	Bevölkerung	Werth der Einfuhren in Pfund Sterling.						
		Schlachtvieh	Getreide	Verschiedenes	Summe	pro Kopf d. Bevölkrg.		
						Pfd.	Sh.	P.
1858	28,389,770	1,390,063	20,164,811	4,343,592	25,898,471	—	18	3
1859	28,590,224	1,634,766	18,044,203	4,680,629	24,359,598	—	17	—
1860	28,778,411	2,117,860	31,676,353	8,076,304	41,870,517	1	9	1
1861	28,974,362	2,211,969	34,922,095	9,151,078	46,285,142	1	11	11
1862	29,255,015	1,888,236	37,744,148	10,630,734	50,293,118	1	14	5
1863	29,433,918	2,655,072	25,956,520	10,841,324	39,452,916	1	6	10
1864	29,623,578	4,275,322	19,882,181	12,157,010	39,314,513	1	4	6
1865	29,861,908	6,548,413	20,725,483	12,667,838	39,941,734	1	6	9
1866	30,076,812	5,839,058	30,049,655	13,483,715	39,372,428	1	12	10
1867	30,334,999	4,148,382	41,368,349	12,489,331	58,006,062	1	18	3
1868	30,617,718	2,698,496	39,432,624	13,277,683	55,408,803	1	16	2
1869	30,913,513	5,299,087	37,351,089	15,189,933	57,840,109	1	17	5
1870	31,205,444	4,654,905	34,170,221	14,773,712	53,598,838	1	14	4
1871	31,513,442	5,663,150	42,691,464	16,593,668	64,948,282	2	1	3
1872	31,538,757	4,394,850	51,228,816	18,604,273	74,227,939	2	6	8
1873	32,124,598	5,418,584	51,737,811	23,854,967	81,011,362	2	10	5
1874	32,426,369	5,265,041	51,070,202	25,224,958	81,560,201	2	10	4
1875	32,749,167	7,326,288	53,086,691	25,880,806	86,293,785	2	12	8
1876	33,093,439	7,260,119	51,812,438	29,851,647	88,924,204	2	13	9
1877	33,444,419	6,012,564	63,536,822	30,144,013	99,692,899	2	19	7

— In Marseille kamen 1876 an 8746 Schiffe mit 2 645 000 M.-Tonnen und gingen ab 8654 Schiffe mit 2 590 000 Tonnen. Haupteinfuhrartikel zur See sind: Getreide (mit durchschnittlich 1 bis 2 Mill. M.-T.), Oelsamen (220 000 T.), Rohrzucker (80 000 T.), Kaffee (20 000 T.), lebendes Vieh (300 000 Häupter).

Frankreichs Handel mit den Colonien und dem Ausland hat 1867 bis 1876 einen jährlichen Durchschnittsumsatz von 8464 Mill. Francs gehabt; 1857 bis 1866 betrug derselbe jährlich durchschnittlich 6280, 1837 bis 1846 3175, 1827 bis 1836 1366 Mill. Francs.

* * *

— Für Einfuhr und Ausfuhr der Insel Cypern theilt ein in Aegypten ansässiger leitender Kaufmann der „Times“ folgende Zahlen mit:

Ausfuhren	Bestimmung vorzüglich	Werth in Pf. St.
Getreide	England, Frankreich, Oesterreich	110 000
Baumwolle	Frankreich, Oesterreich	20 000
Weine	Aegypten, Oesterreich	50 000
Salz	Türkei	11 000
Seide und Cocons	Frankreich	10 000

Häute, Wolle, Hadern und Kleinigkeiten: Unbestimmbar.

Einfuhren	Herkunft	Werth in Pf. St.
Baumwollwaaren	England, Frankreich, Oesterreich	60 000
Leder	Oesterreich, Griechenland	10 000
Tabak	Griechenland, Aegypten	16 700

Ferner giebt derselbe als mittlere Löhne der Feldarbeiter 5 Piaster für männliche, 3 für weibliche mit Ernährung, als Zins für an Landbesitzer ausgeliehenes Geld 12 bis 20 Proc. an, wobei aber zu dem letztern zu bemerken, daß der Schuldner das Darlehen in Papiergeld von etwa 55 Proc. Werth erhält und sich dagegen zur Rückzahlung in Baargeld verpflichtet. Bei Landpachtungen geht $^1/_2$ des Productes an den Eigenthümer für Pacht und $^1/_{10}$ an die Regierung für Steuer.

* * *

— Der Bericht des britischen Acting-Consul Freeman in Bosna-Serai über die wirthschaftliche Lage von Bosnien im Jahre 1877 bezeichnet die türkische Schätzung des Steuerertrages für dieses Jahr mit 52 Mill. Piaster (circa 7,6 Millionen Mark) für übertrieben, vorzüglich wegen der Unmöglichkeit, den Zehnten und die Militärsteuer in allen Theilen der Provinz einzusammeln, aber trotz eines erheblichen Deficits seien die Einkünfte noch hinreichend zur Bestreitung der Verwaltung und zur Erhaltung einer starken Militärmacht, und unter einer festen Regierung werde Bosnien nicht allein seine eigenen Kosten aufbringen, sondern sogar Ueberschüsse liefern. In erster Linie standen unter den Ausfuhren des vorigen Jahres, wie immer, die Erzeugnisse der Viehzucht. Die Pferdezucht, welche früher besonders in kleinen Gebirgspferden Hervorragendes leistete, ist durch den übermäßigen Pferdebedarf in Folge des Krieges zurückgegangen. Eine Hauptförderung derselben, die Einfuhr guter arabischer Pferde durch die Paschas und andere wohlhabende Türken, dürfte in Zukunft wegfallen. Die Ausfuhr von Hornvieh und Schweinen nach Dalmatien, von Häuten, vorzüglich Schaf- und Ziegenhäuten, nach Wien und Pesth, war nicht unbedeutend. Die Ausfuhr von Fellen wilder Thiere erreichte wegen des Aufstandes und des milden Winters nicht den Durchschnitt, als welchen man in den letzten Jahren 25 000 Hasen, 10 000 Füchse, 9000 Marder, 3500 Dachse, 3000 Iltisse, 1000 Eichhörnchen und 800 Wölfe annahm. Die Erzeugung von Wolle kann auf 250 Tonnen geschätzt werden, wovon der größte Theil nach Oesterreich geht. Von bosnischen Industrieproducten erfreuten sich nur Hufeisen und Nägel, die direct in den Eisenwerken verfertigt werden, starker Nachfrage von Seiten der Kriegführenden und wurden in erheblicher Menge ausgeführt; die übrigen Gewerbe arbeiteten fast ausschließlich nur für den sehr gesunkenen innern Bedarf.

* * *

Der Bericht des britischen Consuls Churchill schildert die Lage der Bevölkerung von Ghilan (im Jahr 1877) erheblich verschieden von den landläufigen Beschreibungen persischer Provinzialzustände. Er bezeichnet es als unrichtig, daß die Perser, wenigstens in diesem Theil des Reiches, in so hohem Grade von ihren Herrschern unterdrückt seien, daß sie unfähig würden, sich über ein niedriges, barbarisches Lebensniveau zu erheben. Elementare Bildung sei in dem Maße verbreitet, daß fast jedes Kind, Knabe wie Mädchen, zur Schule gesandt werde, wo es lesen und schreiben lerne; dabei sei ihre natürliche Intelligenz eine sehr bedeutende, so daß sie in jungen Jahren mit Europäern ähnlichen Standes den Vergleich aushalten. Vorzüglich ihre Nachahmungsfähigkeit ist hervorragend und sie sind im Stande, irgend ein Product europäischer Werkstätten, das ihnen vorgelegt wird, nachzuahmen. Dabei besteht freilich eine große Ursache von Rückständigkeit noch heute wie seit Jahrhunderten unverändert fort, nämlich die Schwierigkeit, sich aus Büchern über die neueren Fortschritte und Veränderungen der Welt und des Wissens zu unterrichten. Es giebt fast nur geschriebene Bücher, deren Zahl im Ganzen gering ist und deren Inhalt durchschnittlich um ein halbes Jahrtausend hinter dem zurücksteht, was selbst unsere elementaren Bücher verkünden. — Die Lage der Ackerbauer ist im Ganzen keine schlechte, der Boden ist fruchtbar und die Pachtverhältnisse günstig. Der Pächter erhält in der Regel die Hälfte oder ein Drittel des Products. Weideland steht seinem Vieh umsonst offen. Die Wälder sind bis zu solchem Grad allgemeines Eigenthum, daß sogar die Herstellung von Holzkohlen jedem freisteht. Die Hauptnahrung ist Reis, der in Masse gewonnen wird und billig ist. Der Preis des Hammelfleisches ist ungefähr 25, der des Ochsenfleisches 12 Pfg. per Pfund. Die Kleidung besteht aus Wollengeweben, welche die Landleute selbst anfertigen. Das Leben der Landbauer ist im Ganzen nüchtern. In vielen Theilen von Indien werden 40 Mark als durchschnittliches Jahreseinkommen eines Bauern angegeben, in Ghilan kann man 100 bis 180 rechnen. Die Steuern sind nicht wie in der Türkei verpachtet und der Steuererheber wagt in der Regel nicht, mehr als 10 bis 20 Proc. aufzuschlagen. Die öffentliche Sicherheit ist in Ghilan im Ganzen größer als in den meisten anderen Theilen des Reiches, selbst Diebstähle sind nicht häufig. Zum Theil mag dies darin beruhen, daß die Bevölkerung dieser Provinz, soweit sie landbewohnend ist, sich durch ihren Muth auszeichnet. Faustkämpfe und Jagd sind ihre beliebtesten Unterhaltungen, während die Städter allerdings wie im übrigen Persien durch ihre Indolenz und Furchtsamkeit sich auszuzeichnen scheinen.

* * *

— Aus Shanghai, 6. Juli, wird der „Times“ über das Ueberhandnehmen der Einfuhr amerikanischer Baumwollenwaaren geklagt, das man in erster Linie auf die Verfälschung (übermäßige Appretur) der Lancashire-Waaren, welche vollkommen Regel geworden zu sein scheint, außerdem aber auch auf die Ueberproduction in den Vereinigten Staaten zurückführt, welche zur Ausfuhr um jeden Preis dränge. Die amerikanische Einfuhr von Baumwollengeweben hat sich von 1870 bis 1877 von 3765 auf 36 673 Ballen gehoben, während die englische in denselben Waarengattungen zurückgegangen ist. Die Einfuhr nach Shanghai ist aber überhaupt im Rückgang, denn nur Opium zeigte im verflossenen Jahr eine leichte Steigerung, während die gesammten Zolleinnahmen von 3 465 000 Taels (zu 6 Mk. 40 Pfg.) in 1876 auf 3 269 000 in 1877 zurückgingen. Es ist jedenfalls eine bemerkenswerthe Thatsache, daß von englischer Seite selbst die Schädigung voll zugegeben wird, welche der englische Handel durch die schlechten Praktiken der Fabrikanten erfährt, und daß es gerade die Nordamerikaner sind, welche durch größere Solidität ihre cisatlantischen Vettern aus dem Felde schlagen, ist ebenso neu als interessant.

* * *

— Die Thatsache, daß Autoritäten in chinesischen Dingen, wie Sir Th. Wade, der jetzige, und Sir R. Alcock, der frühere britische Gesandte, in Peking sich mit an die Spitze des Comités für Schaffung eines großen Verkehrsweges von Calcutta durch Assam (über Sudiya) und Jünnan

nach dem Yang-tze-kiang gestellt haben, scheint dieser Unternehmung in den Augen des urtheilsfähigen Publicums in keiner Richtung größere Aussicht zu eröffnen als sie nach der Natur der Sache haben kann. Assam selbst ist noch wirthschaftlich zu wenig bedeutend, als daß die Regierung sich mit der Garantie einer Brahmaputrathal-Bahn im gegenwärtigen Augenblick belasten möchte (sie hat schon früher den Bau oder die Unterstützung einer projectirten Linie von der nordbengalischen Linie nach Dibrugpur abgelehnt); der geltend gemachte Vortheil des directen Bezuges chinesischer Kulis aus Jünnan für die assamesischen Theepflanzungen kommt bei der Entvölkerung dieser nach 20jährigem im bekannten chinesischen Stile betriebenen Aufstande erst seit 1874 pacificirten Provinz noch gar nicht in Betracht (Consul E. Baber schätzte ihre Bevölkerung in einem voriges Jahr veröffentlichten Bericht nur auf 1 Million), und an den Nachwehen dieses Aufstandes kranken Industrie und Handel der allem Anschein nach von der Natur allerdings sehr reich begabten Provinz[1]).

— Die Straßen Jünnans schildert Consul Baber in dem erwähnten Berichte folgendermaßen: „Die Straße von Jünnan-fu nach Teng-yüeh ist die denkbar schlechteste mit dem geringst möglichen Verkehr. Sie ist wirklich gefährlich auch für einen vorsichtigen Fußgänger, nicht zwar wegen der steilen An- und Abstiege, die er beständig zu überwinden hat, auch nicht in Folge der Abgründe, die ihm entgegengähnen, sondern wegen der Beschaffenheit des Weges selber. Dieser ist nach chinesischer Art durchaus gepflastert, indem rohe Blöcke ziemlich lose neben einander gelegt sind, „gut für 10 und schlecht für 10 000 Jahre“, wie das chinesische Sprichwort sagt. In diesen Berggegenden wird ein solcher Weg nie ausgebessert; es bedienen sich hingegen die Anwohner seiner Steine, um Löcher in ihren Mauern zu stopfen oder zum Bau von Einfassungen um ihre Felder; auch stürzen wohl ganze Abschnitte des Pflasters die Abgründe hinab. Für den Reisenden ist es immer ein erfreulicher Moment, wenn er eine ungepflasterte sandige Strecke erreicht, wo er sein Auge zu etwas Besserm gebrauchen kann als zur Erspähung desjenigen Steines, der am wenigsten geeignet ist, ihm den Hals zu brechen.“

[1]) Rutherford Alcock verwahrt sich in einer Zuschrift an die „Times“ gegen die Annahme, daß das Comité für die Entwickelung neuer Verkehrswege in Assam, dem er sammt Sir Thomas Wade und Anderen angehört, den „wilden“ Plan hege, einen Verkehrsweg zwischen Indien und China via Assam zu schaffen und zwar zunächst zu dem Zwecke, den Theeplantagen von Assam chinesische Kulis aus Jünnan zuzuführen. Der Hauptzweck dieses Comités sei vielmehr, die indische Regierung zur Verbesserung der Verbindung zwischen Assam und Calcutta zu veranlassen und zwar vorzüglich durch Entwickelung der Dampfschifffahrt auf dem Brahmaputra und der Anlegung einer Zweigbahn von der Northern Bengal R. R. zu irgend einem Punkt am Flusse, wo dadurch eine Hauptlinie des indischen Eisenbahnnetzes mit der natürlichen Verkehrsader von Assam in Verbindung gesetzt werde. Eine Dampferlinie zwischen Dibsugahr und irgend einem Punkte in der Nähe von Dhubsi sei im Begriffe, eingerichtet zu werden, und in Verbindung damit hege man den Plan, eine Zweigbahn von Rungpur nach Dhubsi zu bauen. An einen Verkehrsweg nach China könne man bei dem gegenwärtigen entvölkerten und verarmten Zustand der zunächst in Betracht kommenden Provinz, Jünnans, und bei den geringen Kenntnissen, die wir von dem Lande zwischen Assam und Jünnan haben, heute noch nicht denken.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Die eben ausgegebenen „Mittheilungen des Vereins für Erdkunde zu Halle a. S. 1878“ enthalten außer Vereinsnachrichten (Zahl der Mitglieder 146; Berichte über 10 Sitzungen und Verzeichniß von 120 gelehrten Gesellschaften, Vereinen 2c., mit welchen Schriftentausch stattfindet) an wissenschaftlichen Abhandlungen Folgendes: Heinrich Fritsch, Das Racenbecken und seine Messung; Karl von Fritsch, Reisebilder aus Marocco; Emil Jung, Am Cooper Creek, und A. Pissis, Bericht über die Wüste Atacama.

— Ferdinand Löwl, Aus dem Zillerthaler Hochgebirge (Gera 1878. Preis 5 Mark), beschreibt eine Reihe von Hochgebirgstouren zu Nutz und Frommen anderer Besucher eines der schönsten Theile Tyrols, und diesem Zweck zu Liebe sind oft recht eingehende topographiche Schilderungen eingeflochten, welche den gewöhnlichen Leser ermüden. Die Tendenz des Buches spricht sich in folgender Stelle aus (S. 372): „Es giebt keine anregendere körperliche Uebung als die Ueberkletterung eines schmalen, wild zerrissenen Felsgrats. Man kann sich da so recht austoben, jeder Muskel, jeder Nerv wird gespannt, das Auge strengt sich an, vor jedem Sprunge die Distanz bis auf eine Linie genau auszumessen, um jeden Fehltritt zu verhindern. Bald kommt eine scharfe Kante, über die man schwindelfreien Hauptes hinwegbalanciren muß, bald eine schräg geneigte Platte, deren Ueberschreitung einen sichern, festen Tritt erfordert, endlich ein zersägtes Geschröfe, durch das man sich mit Hülfe des Bergstocks oder mit Händen und Füßen nach Anhaltspunkten suchend hinaufarbeitet. Fürwahr, wer die Freude an dem Kampfe mit den Schrecken und Gefahren der Hochgebirgsnatur kindisch und lächerlich findet, der arme Mann hat nie empfunden, was es heißt, im Vollgenusse physischer Kraft und überschäumender Jugendlust zu schwelgen und die Hindernisse, welche die starre, todte Materie dem Andringenden entgegensetzt, im Sturm zu überwinden, der kennt den dunkeln Drang, die geheimnißvolle Sehnsucht nicht, die uns hinaufzieht zu den stolzen Höhen, die uns aufspornt, den finsteren Bergriesen, die so unnahbar, so selbstbewußt und verächtlich ins Thal herniederschauen, den Fuß auf den Nacken zu setzen und den Tribut einer unermeßlichen Rundschau von den Besiegten zu fordern!“ Angehängt ist eine kritische Besprechung der Literatur über das Zillerthaler Hochgebirge.

— Die „Times“ verzeichnen ohne Quellenangabe eine Nachricht, welche die Träumereien gewisser Archäologen in bestem Lichte erscheinen läßt. Bei Michalkow in Galizien fand eine Bäuerin beim Arbeiten auf dem Felde einen auf 100 000 Gulden Werth geschätzten Goldschatz, bestehend aus Bechern, einem Stabe, Broschen mit Drachenköpfen und einer Krone. Nach genauer Prüfung des Stils, der Ornamente und der einschlägigen Stellen der griechischen Autoren sind die Lemberger „Autoritäten“ zu dem überzeugenden Schlusse gekommen, daß der Schatz die Kroninsignien des Perserkönigs Cyrus (!) sei, welcher um 529 v. Chr. auf seinem Feldzuge gegen die Massageten umkam.

— L. Angesichts der allseitigen Beachtung, welche die Bodenveränderungen in unserm Nachbarstaate Holland, namentlich die Austrocknung des Harlemer Meeres und des Y gefunden haben, muß es billig auffallen, daß die gleichen Bestrebungen in einem andern Nachbarstaate Deutsch-

lands, und zwar in Dänemark, wenige kleine Zeitungsnotizen abgerechnet, bis jetzt so ziemlich unbemerkt geblieben sind. Vielleicht ist auch das Fehlen einer topographischen Specialkarte über den größten Theil von Jütland mit daran Schuld, daß die Kenntniß dieser Veränderungen nicht schon in weitere Kreise gedrungen ist, da die Schöpfer der betreffenden Arbeiten bisher in Wort und Schrift sich nur in landwirthschaftlichen Kreisen vernehmen ließen. Und doch sind diese Arbeiten in ihrer Mannigfaltigkeit ganz geeignet, die Aufmerksamkeit nicht nur des Finanzmannes und Nationalökonomen, sondern auch die der Geographen und Kartographen in hohem Maße zu fesseln.

Begnügen wir uns zunächst an der Hand des neuesten bis 1877 revidirten Blattes der Karte von Dänemark im Stieler'schen Handatlas uns den Umfang der Veränderungen zu vergegenwärtigen, welche der wirthschaftliche Aufschwung des letzten Jahrzehnts in diesem Lande herbeigeführt hat.

In Jütland ist auf der östlich der Linie Aarhuus-Randers vorspringenden Halbinsel der Kolind-Sund jetzt ein fruchtbares Wiesenland, umschlossen von zwei Armen des Kolind-Baches, welche, durch Dämme von den Wiesen getrennt, längs des Nord- und Südufers des frühern Sees sich hinziehen und eine halbe Stunde vor der Stadt Grenaa sich zur Grenda wieder vereinigen. Weiter westlich, nahe bei Skive an einem der südlichen Ausläufer des Liimfjord, ist der Tastum-See jetzt ebenfalls trocken gelegt und so fruchtbar, daß die Hectare Wiesenland schon mit 200 bis 300 dänischen Kronen (à 1,12 Mark) verpachtet wird. Ein kleiner Graben führt die früher in den See mündenden Bäche zu dem alten Ausfluß in den Liimfjord, während ein neuer Canal die in dem frühern See durch Regen und Berieselung sich sammelnden Gewässer ebendahin leitet. An dem dicht dabei gelegenen Flynder-See sind allerdings seit 1874 die Entwässerungsarbeiten aufgegeben und der See steht wieder voll Wasser. Weiter nördlich, ebenfalls nahe dem Liimfjord, ist der Vilsted-See durch Anlage eines Mühlgrabens auf ein Viertel seines frühern Umfanges zurückgeführt und der trockene Boden in Ackerland und Wiesen verwandelt; ein Aufwand von 100 000 Kronen wird noch erforderlich sein, um die Trockenlegung ganz zu vollenden. An der Nordseite des Liimfjord selbst ist die Insel Gjöl allerdings nur durch zwei Dämme, deren Richtung zwei auf der Stieler'schen Karte erkennbare Inseln kennzeichnen, mit dem nördlich liegenden Festlande verbunden. Weiter westlich ist der Meertheil, welcher östlich der Halbinsel Hannä weit nach Norden vorspringt, die Byghol̄m Veile, durch einen Damm vom Liimfjord getrennt und wird in seinem größern südlichen Theile im Jahre 1879 zur Cultur eingerichtet, der nördliche, durch einen zweiten Damm von dem südlichen getrennt, sieht seiner Austrocknung noch entgegen. Für den Meertheil westlich Hannä, die Veslös-Veile, wird zunächst der Bau eines Sperrdammes am südlichsten Ende dieses Busens im Jahre 1879 beginnen. Weiter westlich, nahe dem Orte Thisted am Liimfjord, ist der Sjörring-See und dicht dabei der kleinere Sjörring-See völlig trocken gelegt; auf dem Ackerboden des erstern liegen die umfangreichen Gehöfte von Rosvang und Eggebacksande. Der nördlich der Verbindung zwischen Liimfjord und Nordsee dicht an den Dünen gelegene Flad-See, dessen östlicher Theil der Oerum-See heißt, liegt trocken, der Zufluß ist in einem breiten Canal um das Südost- und Südufer des Sees herumgeführt. Auf der vom Liimfjord umflossenen Halbinsel Thyholm sind ebenfalls kleinere Trockenlegungen erfolgt und auf der Insel Mors ist der See in dem nordöstlichen Theile nicht mehr vorhanden.

Längs der Westküste der jütischen Halbinsel endlich sind folgende Veränderungen zu verzeichnen: An Stelle der versandeten Agger-Minde ist im Thyborön-Canal etwas südlich davon ein neuer breiterer Durchbruch getreten, durch welchen die Fluth der Nordsee sich bis Aalborg hin fühlbar macht. Im Nissumfjord ist die Thorsminde durch einen Damm geschlossen, dicht nördlich davon vermittelt eine zehnthorige Schleuse den nöthigen Wasserabfluß aus dem Fjord, der sich bereits ganz in einen Süßwassersee verwandelt hat. Der südliche Theil des Fjord, durch einen sieben dänische Meilen langen Damm allseitig eingeschlossen, jetzt Feldsleg-Kog geheißen, zeigt theils fruchtbare Wiesen, theils wird er für Ackerbau eingerichtet, und die weitere Austrocknung des ganzen Fjord geht nach Beendigung langjähriger Processe jetzt rascher ihrer Verwirklichung entgegen. Weiter südlich ist der Stadil-Fjord ebenfalls fruchtbares Wiesen- und Ackerland geworden mit einigen kleineren Seen in der Mitte, und die Insel, welche ihn vom Ringkjöbing-Fjord trennt, steht auf der Westseite ganz mit dem Festlande in Verbindung. Schließlich ist auch der Fiil-See, den die dänische Generalstabskarte bereits in seiner neuen Gestalt zur Darstellung bringt, durch Tieferlegen des Ausflusses in die Nordsee auf kaum ein Drittheil des frühern Umfangs zurückgeführt, eine weitere Vertiefung wird ihn bis auf ein kleines Flußbett völlig trocken legen lassen, aber auch schon der jetzt gewonnene Seeboden liefert einen überreichen Ernteertrag.

Den oben angeführten Arbeiten treten nicht weniger umfangreiche auf den Inseln, namentlich auf Seeland (Lammefjord) und Falster (Böto-See) zur Seite, aber auch die zahlreichen kleineren Anlagen zur Berieselung (namentlich längs der Karup-Aa in Jütland) und zur Bewaldung der Haiden und Dünen tragen dazu bei, dem dänischen Boden ein mehr und mehr verändertes Ansehen zu geben.

— Auf der Versammlung der französischen geographischen Gesellschaften (s. oben S. 110) wurde unter Anderm beschlossen, daß jedes Mitglied einer der verschiedenen französischen und algerischen Gesellschaften zu den Sitzungen der anderen Zutritt haben sollte. An die fremden Vereine soll dasselbe Ersuchen gerichtet und womöglich eine Mitgliedskarte einer universellen geographischen Gesellschaft eingeführt werden.

— Der berühmte französische Geograph Elisée Réclus, welcher wegen seiner Theilnahme am Commune-Aufstande zur Transportation verurtheilt und sodann zum Exile begnadigt worden war, hat durch ein Decret des Präsidenten der Republik unlängst die Erlaubniß zur Rückkehr nach Paris erhalten.

Afrika.

— Am 21. September hatten wir die Freude, den von langjährigen Reisen im Süden und zuletzt in Centralafrika nach seiner nordischen Heimath, St. Petersburg, heimkehrenden Herrn Dr. Junker in Berlin begrüßen zu können. Bekanntlich sind eine Anzahl vorläufiger Mittheilungen von ihm in Petermann's Geographischen Mittheilungen und der Zeitschrift der Berliner Gesellschaft für Erdkunde abgedruckt worden. Die letzte seiner Reisen im Gebiete westlich vom Nil, über welche noch nichts Näheres verlautet ist, führte ihn im Gefolge einer von Regierungs wegen unternommenen Ghazia noch um etwa einen halben Breitengrad südlicher in das Monbuttu-Land hinein, als seiner Zeit Schweinfurth vorzudringen vermochte. Sorgsam geführte Tagebücher und Routenaufnahmen werden den in seiner Gesundheit anscheinend ungeschwächten Reisenden befähigen, unserer Kenntniß jener Gebiete einen bedeutenden Zuwachs zuzuführen und die Karten erheblich zu verbessern.

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 13, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band XXXIV. № 17.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
Begründet von Karl Andree.
In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von
Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1878.

Skizzen aus Süd-Rußland.

(Nach dem Französischen des Herrn F. de Mély.)

I.

Auf einer Tarantasse legte Herr von Mély die 80 Kilometer von Sebastopol bis Jalta zurück. Bis an das Thor von Baidar ist der Weg sehr malerisch; plötzlich biegt derselbe kurz um, führt unter einem monumentalen Thore hindurch und — tief unter sich erblickt man das Meer und die Straße, welche in langen Windungen zur Küste hinabsteigt. Mit unglaublicher Kühnheit ist sie in die Felsen gegraben; bald läuft sie am jähen Abhange hin, bald durch Tunnels hindurch, dann wieder verschwindet sie den Blicken, um einige hundert Meter tiefer wieder zu erscheinen. Weit und breit findet man nichts Aehnliches, als die georgische Kunststraße, nur daß sich der rauhe Charakter dieser Gegend nicht mit dem Reize der Südküste der Krim vergleichen läßt. In Georgien staunt man über die dunkeln gewaltigen Felsen, während in der Krim eine üppige und entzückende Flora die riesige Felswand mit ihrem Grün überzieht. Wie geschaffen erscheint der Abstnrz, um in diesem reizenden Winkel Rußlands die ganze Kraft wohlthätiger Sonnenstrahlen wirken zu lassen.

Zur Rechten erblickt man am Meeresstrande das Schloß Alupka, das Eigenthum des Fürsten Woronzow, dann die Lustschlösser der Kaiserin Livadia und Eriklik und zuletzt im Hintergrunde einer entzückenden Meeresbucht Jalta, dessen Berge damals noch mit Schnee bedeckt waren.

Eine gewichtige Empfehlung verschaffte dem Reisenden als Führer für seine Ausflüge einen Tataren, der vollkommen französisch sprach, Kasimow, welcher nach vielem Herumreisen in Jalta eine Anstalt zur Bereitung von Kumys (gegohrene Stutenmilch) für brustkranke Personen eröffnet hatte. Gleich am nächsten Morgen nach seiner Ankunft ritt Mély in Kasimow's Gesellschaft auf unsäglich schlechten Pfaden dem Innern zu.

Die an den Abhängen gebauten Dörfer haben ein ganz eigenthümliches Aussehen und gleichen denen in der persischen Wüste sehr. Die über einander hervorragenden Häuser mit ihren flachen Dächern stellen gleichsam die Stufen einer Riesentreppe dar; von der im Grün der Bäume versteckten Moschee sieht man meist nichts als das Minareh. Evasili, das nur von armen Familien bewohnt ist, wird ohne Aufenthalt passirt. Ein Gießbach nimmt weiterhin die ganze Breite des Weges ein, auf welchem zwei Ochsen einen Schlitten zu Thale schleifen. Auch ein führerloses, mit langen Stangen beladenes Pferd begegnet ihnen; bleibt es mit seiner Last an irgend einer Ecke eines Hauses hängen, so hält es ruhig an, drängt rückwärts, wählt sich eine andere Richtung und befreit sich so ohne alle fremde Hülfe aus seiner unangenehmen Lage.

Ein reicheres Dorf als Evasili ist Dereköi, wo Mély bei Kasimow's Bruder einkehrte. Auf der Veranda, welche jedes Haus besitzt, saßen zwei junge Mädchen, die Töchter des Wirths, und webten Schleier; als sie den Fremden erblickten, ergriffen sie schleunigst die Flucht, trotzdem daß ihr vorurtheilsfreierer Oheim sie zurückhalten wollte. Durch kein Zureden ließen sie sich bewegen, wieder zum Vorschein zu kommen, und das einzige, was Mély von ihnen noch zu sehen bekam, waren ihre kleinen rothen mit Goldmünzen besetzten Fez.

Während sich Wirth und Gäste nun zum Essen niederließen, kam ein Tatar herangeritten, band sein Thier an

einen Pfeiler des Balcons und setzte sich ohne Weiteres mit an die Tafel, während der Hausherr sofort für sein Pferd Hafer holte. Niemand kannte ihn oder hatte ihn jemals in Dereköi gesehen; er kam von Alufchta, wohin er ging, sagte er nicht; nach einer halben Stunde erhob er sich, dankte und ritt davon. Das ist tatarische Gastfreundschaft, die keinem verweigert wird.

Alle Frauen, alt und jung, färben sich wöchentlich einmal Haare und Nägel roth — so schreibt es das religiöse Gesetz vor, vielleicht um ihren Besitz weniger begehrenswerth zu machen. Ihre Sittlichkeit ist übrigens tadellos; vergeht sich einmal eine, so wird sie aus dem Dorfe gejagt. Da sie nun anderswo nur unter sehr ernsten Formalitäten Aufnahme findet, so muß sie betteln gehen, und diese Aussicht läßt sie nicht vom Pfade der Tugend abweichen. Polygamie wird immer seltener; in Dereköi haben nur zwei bis drei Tataren mehrere Frauen und alle übrigen scheinen durchaus nicht geneigt, sich einen Harem anzulegen.

In jedem Garten, vor jeder Thür steckt auf einem Pfahle ein gebleichter Pferdeschädel, wie er sich ebenso bei den Tataren des Kaukasus und sonst bei vielen Völkern auf Erden vorfindet mit der Bestimmung, Haus und Hof zu schützen[1]). Die Priester dieser Tataren studiren erst in Bachtscheserai, dann in Simferopol; in jedem Dorfe findet sich einer, der dreimal täglich die Gläubigen zum Gebete ruft. Meist versammeln sich indessen nur die alten Leute, während die jungen draußen auf dem Felde bei ihrer Arbeit bleiben. Befinden sich aber letztere während der Gebetsstunde in der

Jalta, von Massandra aus gesehen. (Nach einer Photographie.)

Nähe einer Quelle, so verrichten sie ihre Abwaschungen, knien nieder, beten einige Augenblicke und gehen dann wieder an ihre Arbeit.

Um sich einen eigenen Hausstand zu gründen, braucht ein junger Mann 600 Rubel; hat er nicht so viel, so schießen die Bewohner des betreffenden Dorfes das Fehlende zusammen. Denn bei ihnen stehen alle für einen und Arme giebt es nicht. Hat ein Mädchen beide Eltern verloren, so klopft sie an eine Thür und setzt sich an den Herd; dort wird sie aufgenommen und adoptirt, und wenn ihr Adoptivvater bei ihrer Verheirathung nicht genug Mittel besitzt, um sie auszustatten, so geht er im Dorfe umher und sagt: „Ich habe eine Tochter zu verheirathen," und dann wird ihm niemand seinen Geldbeitrag verweigern.

Da alle jungen Mädchen stets verschleiert gehen, so kann ein Heirathslustiger nur verstohlener Weise seine Wahl treffen. Wenn die Mädchen Abends bei einer Freundin zusammenkommen, steigt er auf ein nahes Dach und wählt. Durch Vermittelung einer alten Frau bringt er sein Anliegen vor die Eltern; aber auch im günstigen Falle darf er seine zukünftige Frau erst nach der Hochzeitsfeier sehen. Wehe ihm, wenn seine Freunde ihn dabei antreffen, daß er als Verlobter mit ihr zu sprechen wagt! Sie schlagen ihn braun und blau und ziehen ihm die Kleider vom Leibe, die er nur gegen Erlegung von Buße wiedererhält. Indessen thun auch die Eltern der Braut, als könnten sie nicht sehen; und nur

[1]) S. Richard Andree, Ethnographische Parallelen und Vergleiche S. 127. Schädelcultus.

wenn der Bräutigam sich zu dumm benimmt, wird seine Anwesenheit bemerkt, und er muß sich schleunigst davonmachen.

Wenn der Hochzeitstag festgesetzt ist, erwählt der Schwiegervater einen „Hochzeitsmeister“, wozu er gewöhnlich den reichsten unter den Freunden seines Schwiegersohnes nimmt; denn diesem fällt es zu, bei allem der erste zu sein, das schönste Geschenk zu machen und den Werth der Gaben, welche die übrigen Eingeladenen dem jungen Paare darbringen, zu bestimmen. Bei solcher Sachlage wird die Ausrichtung einer Hochzeit, anstatt Kosten zu verursachen, ein einträgliches Geschäft. Mély lernte einen Tataren kennen, der auf der einen Seite für ein solches Fest 1200 Rubel ausgegeben, auf der andern Seite aber 3400 eingenommen hatte.

Mannigfach sind die Ceremonien bei einer Hochzeit, wie de Mély eine solche wenigstens zum Theile mit ansehen konnte. Der Vater des Bräutigams, ein reicher Tatar, hatte, als er von der Anwesenheit des Fremden hörte, ihn sofort dazu aufgefordert. Es ist hier Sitte, daß jeder dem Zuge, welcher die Braut dem Manne zuführt, sich auf der Straße entgegenstellen und die Passage verwehren kann, welche die Ehrenjünglinge durch stets vorräthige Geschenke erkaufen müssen. Der Zug bestand aus vier Wagen; in den drei ersten saß das Ehrengeleit und die Eltern, im letzten nur Mutter und Tochter, letztere ganz und gar in ein Stück Goldbrokat von herkömmlicher Färbung gehüllt und anscheinend in tiefstem Schmerze, wie es die Sitte will, auf die Mutter sich lehnend. Ihre Freundinnen dagegen sind vom Zuge

Das Tatarendorf Dereköi bei Jalta. (Nach einer Photographie.)

ausgeschlossen; auf den umliegenden Dächern hocken sie verschleiert und schauen von dort dem Treiben zu. Voran schreitet ein junges Mädchen mit einer Fahne. In dem Augenblicke, wo die Braut aus dem Wagen steigt, werfen ihr Frauen vom Dache aus Weizen und Hirse auf das Haupt als Zeichen der Fruchtbarkeit. Dann betritt sie das Haus unter den wild einfallenden Tönen der Musik, welche Tage lang ununterbrochen dieselbe Melodie zum Besten giebt. Nun sucht man den Bräutigam, der sich versteckt hat und eine Viertelstunde hindurch gesucht werden muß. Endlich hat man ihn gefunden, schleppt ihn unter Jubelgeschrei vor die Thür, setzt ihn auf einen Stuhl und dort zieht ein Barbier Seife und Rasirmesser hervor und übt an ihm seinen Beruf aus. Dabei macht er so langsam, als sei er eigens bezahlt, den Bräutigam schmachten zu lassen; alle Augenblicke schleift er sein Messer oder hält seinem gelangweilten Opfer einen Spiegel vor das Gesicht. Ist er endlich mit seiner Arbeit fertig, so führen die Freunde den Bräutigam ins Haus, bringen ihn ganz weiß gekleidet zurück und putzen ihn nun zum Hanswurst heraus; der eine zieht ihm seine Schuhe an, der andere seine Weste, der dritte seine Strümpfe und so fort und der letzte hängt ihm einen Ueberrock um, dessen Taschen mit allerlei Gegenständen, Schnupftüchern, Tabacksdosen, Geschenken seiner Braut u. s. w., vollgestopft werden. Ueber die Hände deckt man ihm ein großes rothes Tuch und Abends färbt man ihm Zeigefinger und Daumen der rechten Hand roth. Dann begann der Tanz und das Herumreichen von Getränken, während dessen Mély sich entfernte.

Das Lusthaus Eriklik. (Nach einer Photographie.)

Orianda. (Nach einer Photographie.)

Jalta ist für Rußland, was Trouville für Frankreich; durch den Schloßbau des Fürsten Woronzow ist es in die Mode gekommen, so daß heutigen Tages von Baydar an bis Ursuw eine ganze Reihe von Schlössern, Villen und Schweizerhäuschen den Meeresstrand bedeckt. Alle sind sie von dem frischesten Grün umgeben; überall ziehen sich Weingärten an den Gehängen hinauf, deren Trauben in der gegen Nordwinde geschützten Lage vortrefflich gedeihen. Die Temperatur behagt dem Weinstocke dort so sehr, daß man fast am Meeresufer alle Gewächse des Bordelais antrifft. Die Einförmigkeit dieser Felder voll Stöcke könnte man jedoch tadeln, wenn sich nicht das helle Laub immergrüner Eichen, silbern glänzende Oelbäume und dunkle Cypressen zwischen die Erdbeerbäume und Eichen mischten und vergessen ließen, daß gleich jenseits der schützenden Berge die trockene Steppe beginnt, wo die Hammel nur dürftige Nahrung finden. Um so ergreifender ist der Gegensatz, wenn man von den hohen schneebedeckten Gipfeln herabsteigt und vor sich am Strande die verschiedensten Gewächse, von der nordischen Fichte an bis zu afrikanischen Palmen, findet. In dieser herrlichen Oase sucht die vornehme Gesellschaft, das Kaiserpaar an der Spitze, zur Badezeit Entschädigung für die rauhen Winter am Ufer der Newa. Einige Tage genügen gar nicht, alle Reize zu sehen; stets neue, freilich meist steile Spazierwege öffnen sich, wo Pferd und Wagen selten von Nutzen sind.

So stürzt sich unweit Jalta in großartiger Landschaft ein Wasserfall 600 Meter hoch von den Felsen herab und hat sich ein weites Becken in das Gestein gegraben, in welchem es von Forellen wimmelt. Von dort aus überschaut man den ganzen Meerbusen und Jalta im Vordergrunde. Dicht dabei liegt, 1000 Meter über Livadia, das Lusthaus Eriklik in den Bergen, wo die Kaiserin während der größten Hitze verweilt. Die Wege, welche dorthin führen, sind vortrefflich gehalten, aber sehr steil. Das Schloß selbst ist im Innern wie im Aeußern sehr einfach; sein Hauptreiz ist seine stille einsame Lage fern vom Lärmen der Städte.

Was in Livadia stört, ist, daß man nur bergauf oder bergab steigend dorthin gelangen kann. Dem Strande parallel ziehen sich lange Alleen am Bergabhange über einander hin, welche durch schattige, aber sehr steile Pfade mit einander in Verbindung stehen. Der zugehörige Park ist sehr groß und umschließt ein ganzes Dorf, wo sich eine Schule für die Kinder der Bediensteten, Casernen, Ställe mit Zubehör, Säle für Regimentsmusiker und ein Gebäude für die kaiserlichen Adjutanten findet. Das Schloß ist mit ausgesuchtem Geschmacke nach Angabe der Kaiserin selbst ausgestattet und unterscheidet sich darin von allen seines Gleichen, Sans-souci ausgenommen. Im untern Stocke liegen die Empfangszimmer, ein Arbeitscabinet, große und kleine Salons, darüber die sehr einfachen, aber mit herrlichen Gemälden geschmückten Privatgemächer. So hängt über dem Bette der Kaiserin ein Rafael und an den Wänden Bilder des Russen Aiwasowski, welcher es verstanden hat, den Landschaften des Schwarzen Meeres ihre unvergleichlichen Farbentöne so trefflich abzulauschen. An der ganzen einen Seite des Gebäudes zieht sich eine lange, mit großem persischen Mosaik getäfelte Veranda hin, welche die an den Tragepfeilern sich emporwindenden Schlingpflanzen herrlich kühl erhalten. Von dort oben hat man den Ausblick über das Meer, die ankernden Schiffe und Jalta bis hin zum „Bären", einem Felsen weit drinnen in der See.

Orianda bewohnt der Großfürst Nikolas, Sohn des Großfürsten Konstantin. Es ist ein großes viereckiges Gebäude, eine mächtige Kaserne, welche einen innern mit Pflanzen und einem Springbrunnen geschmückten Hof umgiebt. In Wahrheit ist dort weder Geschmack noch Comfort zu finden, nur der Park am Meere ist reizend. Dort zeigt man Höhlen im Gestein, welche einst Seeräubern zur Zufluchtsstätte dienten. Interessantes ist dort sonst wenig zu sehen, ausgenommen etwa eine Miniaturdarstellung vom ganzen südlichen Rußland mit dem Schwarzen und Kaspischen Meere, dem Kaukasus und Persien.

Die Garo-, Khassia- und Naga-Völker an der indisch-birmanischen Grenze[1].

Von **Emil Schlagintweit.**

I.

Das lange und schmale Thal des Brahmaputra trennt das Gebirgssystem des Himalaya von jenem der hinterindischen Halbinsel; ein Kranz von Bergen umsäumt hufeisenförmig das Thal, verbindet den Himalaya mit den Gebirgen Hinterindiens und bildet die Wasserscheide gegen das Flußgebiet des Irawadi. Der höchste dieser Gebirgszüge ist die Barail- oder Saramethi-Kette. Gegen Süden im Staate Manipur und dem Gebiete der Luschai setzt sich diese Kette mit den in Südostrichtung streichenden hinterindischen Gebirgszügen in Verbindung, nimmt selbst von 24° bis zu 72° nördl. Br. Nordwestrichtung an, und heißt von da an Patkye- (Patkoi-) Gebirge; von dem mächtigen Gebirgsknoten im Lande der Namang Naga unter 95³/₄° östl. L. v. Gr., von welchem gegen Nordwest ein das Land der Naga von jenem der Singpho abschließender Kamm ausgeht, entsendet dieses Gebirge eine lange Kette gegen Osten und tritt mittelst dieser in Berührung mit den Gebirgen, welche östlich der Benge des Brahmaputra vom Himalaya zu den Meridiangebirgen Hinterindiens herabziehen. Der wasserscheidende Kamm bildet zugleich die politische Grenze zwischen dem englischen Kaiserreiche Indien und dem Königreiche Birma mit seinen tributären Grenzländern. In der Barail-Kette reichen die Gipfel bis über 3700 Meter empor; etwas niedriger wird die Patkye-Gipfelreihe, in ihrem Ostkamme liegt der gangbarste Paßübergang nach Birma nur 661 Meter hoch. Das Gestein dieser Ketten ist Sandstein; Granit tritt jenseits der breiten Thalsenkung auf, in welchem der Dhansiri fließt, ein stattlicher Zufluß des Brahmaputra, der an einem mächtigen Gebirgsknoten der Barrail-Kette unter 25° nördl. Br. entspringt, an dessen anderer Seite der Kul-

[1]) Hauptquelle für die hier geschilderten Gebirgsländer sind die jährlichen Verwaltungsberichte (Annual Administration Report) der Beamten für die Garo, Khassia und Dschaintya, Naga-Hill-Districts (Calcutta, Foreign Department Press), die ich, bis zum Juni 1877 reichend, der Freigebigkeit der indischen Regierung verdanke, auch sind E. T. Dalton, Descriptive Ethnology of Bengal (Calcutta 1872 mit prachtvollen Abbildungen) und zahlreiche Notizen in indischen Zeitschriften und Verwaltungsberichten benutzt.

lung seinen Anfang nimmt, gleichfalls ein Zufluß des Brahmaputra, der jedoch nordwestlich abfließt, während Dhansiri fast genau Nordrichtung hat.

Südlich dieser beiden Flüsse biegt das Gebirge schroff nach Westen um, der von diesem Gebirgsknoten gegen Westen gerichtete Kamm setzt an die Hauptachse fast rechtwinklig an; die Kammlinie behält die Richtung von Ost nach West bei und stürzt bei der Einbiegung des Brahmaputra in die bengalische Ebene steil zur Niederung ab. In dieser westlichen Hälfte ist die Höhe der Berge eine viel geringere; der höchste Punkt, der Mopatberg in der Hügelreihe nordöstlich von Tscherrapundschi, ist 2040 Meter hoch.

Zahlreiche Ausläufer senken sich von den Ketten herab; auf englischer Seite decken die Gebirgszüge mit einer durchschnittlichen Breite von 80 Kilometern und einer Länge von 800 Kilometern eine Fläche von 62,003 Quadratkilometern (1126 deutsche Quadratmeilen) nach den neuesten Berechnungen des indischen Vermessungsamtes und kommen hier an Ausdehnung ziemlich gleich den Ländern Tyrol, Kärnten und Steiermark. Politisch wird dieses Gebirgsland nach den Volksstämmen, denen es zum Aufenthalt dient, als Garo-, Khassia-, Dschaintya- und Naga-Gebiet unterschieden; erstere drei Gebiete vertheilen sich auf die kleinere Hälfte westlich des Kullung-Flusses und umfassen rund 26 000 Quadratkilometer. Landschaftlich hat das Land den Charakter einer lieblichen Mittelgebirgslandschaft; die breiten Thäler sind fruchtbar, Hochwald und schwer durchdringliches Niederholz bedecken bis zur Spitze hinauf die Bergzüge, ihre Abhänge sind stellenweise zu Feldern für Reis, Mais und Baumwolle terrassirt und künstlich bewässert. Aus Hainen und Obstanlagen blicken die niedrigen Holzhäuser der Dörfer hervor, die meist über der Thalsohle stehen, ja noch wenige Schritte unter den Bergkuppen in Höhen zwischen 1500 bis 2000 Meter angetroffen werden, und zum Schutze gegen Ueberfälle durch räuberische Nachbarstämme gern auf schwer zugänglichen Plateaux erbaut sind. Hochalpine Gebirgsnatur ist dem Grenzgebirge eigen; dieses hat sich durch seine Unwegsamkeit als Grenz- und Schutzmauer gegen die Völker auf der birmanischen Seite des Gebirgsabhanges bewährt; östlich vom Staate Manipur bis zum Passe über den Ostgrat des Patkoi-Gebirges findet sich auf länger als zwei Breitengrade kein gangbarer Paßübergang.

Das Klima zeichnet sich durch außerordentlich große Feuchtigkeit aus, insbesondere sind die vom Seewind der Bay von Bengalen getroffenen Südabhänge mit wässerigen Niederschlägen in einer Höhe bedacht, wie wenige andere Binnengebirge der Erde und bewirkten in Tscherrapundschi wie Samaguting das Aufgeben von Verwaltungssitzen der englischen Behörden, obgleich auf Herstellung von Wohnungs- und Gerichtsgebäuden bereits große Summen verausgabt waren. Auf der gegen Assam zugekehrten Seite nehmen die Niederschläge ab, bewirken aber auch hier, daß die Bevölkerung sich aus den Thälern auf die Abhänge hinaufzieht. Die durchschnittliche Regenmenge beträgt in den Garo-Hügeln, dem westlichsten und niedrigsten Ausläufer des Gebirges in Tura, dem Hauptorte des Gebietes, in 600 m Höhe 2997 mm, in den Khassia-Hügeln, dem Centrum der nach West gerichteten Bergrücken in Tscherrapundschi (1257 m hoch)), sogar 14 193 mm (und diese Regenmenge kommt so gut wie ganz in der 3 bis 4 Monate dauernden Regenzeit herab!), fällt in Schillong nordöstlich davon (1965 m hoch)) bereits auf 2160 mm und erreicht in Samaguting in den Naga-Hügeln in 1500 m Höhe nur mehr 1258 mm. Das Jahrestemperaturmittel beträgt in Tscherrapundschi 16,9° C., Maxima sind im westlichen Gebirge 32° C. Unter den Naturproducten ist aus dem Pflanzenreiche hervorzuheben das Vorkommen der wilden Theestaude und die Bevölkerung der Wälder mit wilden Elephanten.

Die Bevölkerung ist eine höchst eigenartige; sie setzt sich aus jenen Racen zusammen, die man bei den Europäern in Indien, im Gegensatze zu den Hindus und Mohammedanern, als Aborigines bezeichnet, während neuere amtliche Werke dafür richtiger den Namen „Gebirgsstämme" einführten. Nur ein verhältnißmäßig sehr kleiner Theil der Dörfer sind direct englisches Gebiet; vom Reste steht ein Theil unter englischem Schutz und ihre Fürsten lassen sich als Vasallen beaufsichtigen; die Stämme im Nordosten erfreuen sich auf einer Ausdehnung von 23 000 Quadratkilometer sogar noch voller Unabhängigkeit. Der Versuch, die englischen und Vasallengebiete nach Zahl ihrer Einwohner aufnehmen zu lassen, mußte 1872 aufgegeben werden, weil eine solche Zählung eine gefährliche Aufregung zu verursachen drohte, die mindestens das Leben der als Zähler wirkenden Personen gefährden konnte. Durch Schätzungen ist die Zahl der Einwohner erhoben auf 630 756 Personen, was auf den Quadratkilometer 10, auf die deutsche Quadratmeile 572 Einwohner ergiebt und was noch etwas niedriger ist, als die Bevölkerung der unwirthlicheren Thäler Tyrols (der Oetzthaler, Glocknergruppe ꝛc. oder der Bezirkshauptmannschaften Imst und Zell am See). Im Einzelnen vertheilen sich die Einwohner auf

120 000	Garo (davon 80 000 britische Unterthanen, der Rest Vasallen),
92 750	Khassia (davon 8372 britische Unterthanen, der Rest Vasallen),
49 088	Dschaintya (alle englische Unterthanen),
368 918	Naga (davon 14 Dörfer englisch und 68 918 unter Controle),
630 756	(davon rund 100 000 englische Unterthanen, 200 000 Vasallen, der Rest mit etwas über 300 000 noch außer Controle).

Die Garo

sitzen bis Maimensing an der Südostbiegung des Brahmaputra herab; sie sind hier in verhältnißmäßig dichten Massen (12 000 sitzen jetzt allein in Maimensing) in die Ebene herabgestiegen und sind dort als landwirthschaftliche Arbeiter geschätzt. Die Berg-Garos spalten sich in drei Gruppen: Nunya, Lyntea (wohl von Bengali, langta, nackt) und Abengya; erstere sitzen den Khassia zunächst und verstehen ihre Sprache, während die am Westrande sitzenden Garo mit ihren östlichen Brüdern sich nicht verständigen können. Was Garo-Sprache genannt wird, hat sehr viele Fremdworte aus den arischen Sprachen am Fuß des Gebirges angenommen; P. J. Keith, dem wir eine Grammatik und ein Wörterbuch des Garo verdanken, findet in der Sprache Anklänge an das Sanskrit, Robinson dagegen, ein anderer Forscher in dieser Sprachengruppe, bringt sie zum Tibetischen in Beziehung, R. N. Cust dagegen hält, und wohl mit Recht, Verwandtschaft mit dem Katschari für wahrscheinlicher, so daß die Garo am engsten an die Stämme in der östlichen Ecke der südlich vorgelagerten Ebene sich anschließen. Die Garo am Rande des Gebirges verstehen Bengali; das Garo hat keine Schrift. Von Statur ist der Garo gedrungen, von starkem Gliederbau; das Gesicht ist rund, die Stirn steht nur wenig über die kleinen aber dunklen Augen hervor; die Nase ist ungewöhnlich platt, im Profil betrachtet liegt der Nasensattel tiefer als die Augen; die Lippen sind dick und stehen weit vor, so daß der Gesichtsausdruck selbst bei jungen Leuten wenig Anziehendes hat. Die jungen Mädchen haben plumpe

aber volle Formen, die Frauen altern außerordentlich rasch, noch mehr die Männer in Folge von Ueberanstrengung, geschlechtlichen Ausschweifungen und häufigem Betrunkensein. Vom Charakter läßt sich nur Gutes sagen; der Garo ist gutmüthig, offen und ehrlich, ein Feind der Lüge — was sich von den Bewohnern der Ebene nicht behaupten läßt — und dem gegebenen Worte treu; sie sind sorgsame Hausväter und bedacht auf das Wohl der Kinder, die Mädchen geben anhängliche züchtige Frauen ab und haben den Ausschweifungen der Jugend entsagt. Der Anzug besteht bei beiden Geschlechtern meist aus einem 30 bis 40 Centimeter breiten Schurze von Baumwollenzeug, der oberhalb der Hüfte gebunden ist und die Schamtheile nur nothdürftig bedeckt; Mädchen benehmen sich züchtig, wenn sie beim Sitzen oder Knien die Füße an einander schließen. In der kalten Jahreszeit, dann im höhern Alter, bedeckt man auch die Brust. Der Kopf ist meist turbanartig mit Baumwollentüchern umwunden, vielfach ersetzt ein 10 bis 15 Centimeter breites rothes Band die Tücher. Unter den Lyntea-Garos tragen die Mädchen keinerlei Schmuck; sonst stecken sie schwere Messingringe in die Ohren und behängen Hals und Brust mit vielen Reihen von rothen Perlen aus Kornelkirschen und dergleichen. In der Nahrung sind sie gar nicht wählerisch: sie essen alle Sorten Fleisch, wie Getreide, Früchte, Beeren u. s. w., nur Milch genießen sie nicht. Beliebt ist eine Art Branntwein aus Reis und Hirse destillirt.

Die Sitten sind unter Unverheiratheten sehr frei, die Geschlechter geben sich unbedenklich einander hin, wie sie sich eben bei der Arbeit im Felde, in der Nachbarschaft und dergleichen treffen. Zur Ehe wählt sich nicht der Jüngling das Mädchen — Frauenwahl gilt sogar als unehrenhaft —, sondern das Mädchen giebt dem Manne ihren Heirathswunsch zu erkennen; dies geschieht in der Weise, daß sie ihm ein Versteck verräth und den Weg dazu angiebt, auf welchem der Mann zur bestimmten Zeit dahin gelangt. Dorthin bringt die Braut etwas Lebensmittel; das junge Paar verbringt dort einige Tage in Einsamkeit, zeigt sich dann den Seinigen und nun erst beginnen Festlichkeiten und Schmausereien. Der zur Segenspende beigezogene Priester nimmt ein Paar Tauben wie einen Hahn und eine Henne zusammen und führt mit einem Stock einen Schlag auf ihre Köpfe; bleiben sie sofort todt, so gilt dies als ein gutes Zeichen, dagegen trauert man, wenn eines der Thiere noch fortfliegt. Eigenthümlich ist dem Erbrecht, daß die Weiber und nicht die Söhne Haus und Hof erben; die Wittwe setzt den Besitz des Mannes fort und erhält vom Jüngling, den sich die Tochter zum Manne heraussucht, in wirthschaftlichen Fragen die Rechte seiner Frau eingeräumt. Die Kinder werden dem Stamme der Mutter zugerechnet, nicht jenem des Vaters. Sehr eigenthümlich ist, daß die Knaben, Jünglinge und ledigen älteren Leute nicht in der Familie wohnen. Das elterliche Haus — ein 20 bis 24 m langes bei 8 bis 10 m breites Gebäude aus Bambus erbaut — besteht aus einem einzigen offenen Wohnraume; am hintern Ende sind Zimmerchen abgetheilt als Schlafzimmer für die Verheiratheten und die Mädchen. Die männliche Jugend des Dorfes dagegen wohnt abgesondert im Dekatschang („Junggesellenhaus"), das ebenfalls aus einer großen Halle und Schlafzellen besteht. Die Häuser der Fürsten sind von gleicher Bauart, aber viel größer (80 m lang, 12 bis 15 m breit), mit geschnitzten Tragsäulen und fortlaufenden Bänken aus Bambus an den Seiten des Wohn- und zugleich Empfangraumes, auf welchen die Besucher sitzen und Nachts sich hinlegen. Viel Fleiß verwendet der Garo auf Brunnen; das Wasser wird in Bambusröhren oft weit hergeleitet, und unter den mächtigen Strahl, den der Brunnen ausspeit, stellen sich Mädchen wie Knaben, legen ihr geringes Gewand ab und nehmen ein erfrischendes Bad. Die Landwirthschaft ist in der Kindheit; man säubert jährlich $1/3$ Hectar vom Niederholz und Unkraut, wobei mit einer Lambiri genannten Art die Hauptarbeit gethan wird; mit diesem Instrument macht sich der Garo einen Zahnstocher, fällt Bäume, zieht der Maus das Fell ab oder tödtet einen Feind, wie die Umstände es gerade erfordern. Das gerodete Land dient für drei Jahresernten; es wird mit der Haue umgerissen und in der Reihenfolge Reis (Herbstreis), Baumwolle, in welche Hirse eingesäet ist, und wieder Reis angebaut. Der Bedarf an Hausgeräth und Erzeugnissen der Ebene wird auf Jahrmärkten eingehandelt, auf denen die Einkäufe noch ohne Geld im Wege des Tauschhandels bewirkt werden.

Die Religion ist offenbar den Verhältnissen angepaßt, denn in ihrer Schöpfungsgeschichte ist selbst den Feringis, den Fremden oder Engländern, ein Platz angewiesen, mit denen sie doch erst seit einem Jahrhundert in Berührung kamen. Der oberste der Götter ist Rischi Salgong; er wohnt im Himmel, verließ diesen aber einst mit seiner Gattin Apongma und stieg zur Erde hernieder; sie ließen sich in der Gegend von Tura nieder, dem Hauptorte der Garo-Berge, und erzeugten hier einen Sohn, welcher der Vater wurde vom Feuer und aller Himmelsgestirne, dann eine Tochter, welche zur Mutter der Menschheit wurde. Salgong und Apongma kehrten hierauf zum Himmel zurück. Die Welt schuf Nustu, die einem selbst erzeugten Ei entschlüpfte; ihren Sitz nahm sie anfangs auf einer Wasserlilie, fand diese Stellung aber ungemüthlich und ließ sich von Hiraman, Herrn der Unterwelt, Erde darreichen, mit welcher sie für sich und ihre Nachkommen einen Wohnplatz herrichtete. Das Wasser aus ihrem Leibe erzeugte Ströme, es entstand darin ein Krokodil. Aus dem nun befeuchteten Grunde sproßten Gräser und Sträucher empor, der Hirsch war das erste Thier, das die Dickichte bevölkerte; dann rief Nustu hervor Fische, Frösche, Schlangen, Büffel, Gänse, schuf den Priester und eine Tochter, welche nun den Priester ehelichte. Drei weiteren Töchtern wurden ihre Männer aus dem Himmel herbeigeschafft, aus ihren Nachkommen bildeten sich drei Menschenracen: die Tibeter als oberstes Volk, die Garo und als niederstes Volk die Feringi (!) an deren Stelle früher wahrscheinlich die Indier, Bengali, genannt waren. Diese Schöpfungsgeschichte bildet das Dogma des Garo. Die Geister Salgong's wachen wie über Sonne, Mond und Sterne, so über die Wälder, Flüsse und Häuser der Garo; man opfert ihnen weiße Hahnen, Reis und geistige Getränke, während die Geister niedrigern Ranges sich mit Blumen begnügen müssen. Tempel oder Bethäuser fehlen; dafür ist vor jedem Garo-Hause ein Bambu eingerammt, der mit Bändern und Blumen geschmückt ist und vor welchem man seine Gaben niederlegt. Der Priester ist hierzu nicht nöthig, wird aber in allen wichtigen Lebenslagen herbeigerufen. Priester kann jeder werden; man wirft sich hierzu selbst auf und erweist seine Begabung durch die Kenntniß des Mythenschatzes des Volkes an religiösen Ueberlieferungen und Geistererzählungen und der Opferceremonien. Das Amt vererbt nicht; der Inhaber ist verheirathet, beackert das Feld und zieht in den Krieg wie Andere. Bei wichtigen Ceremonien, wie Segensprechung an Neuvermählte, Beschwörung der Geister für Kranke, steckt sich der Priester Sandalen an die Füße und Pfauenfedern ins Haar, und hiermit ist die Amtstracht vollendet. Bei Beschwörungen von Geistern nimmt der Priester unter dem Bambu, der zum Altar dient, Platz und besingt den Geist in langathmigen Versen, während ein Gehülfe das zum Opfer bestimmte Ziegenböckchen, Huhn und dergleichen um den Bambustock langsam herumführt. In-

zwischen trägt oder zerrt man den Kranken neben den Priester; das Opferthier wird gewaschen, mit Salz bestreut und ihm unversehens mit einem Hiebe der Kopf abgeschlagen. Mit dem Blute beschmiert der Priester den Altar und die Umstehenden.

Die Todten werden verbrannt und die übrig bleibenden Gebeine in den Fluß geworfen. Der Todte bleibt offen liegen bis alle Verwandte zusammenkommen; oft liegt er acht Tage und noch länger und ist schon stark in Verwesung übergegangen, bis er dem Feuer übergeben wird. Der Holzstoß muß möglichst nahe dem Sterbehause aufgerichtet werden; man gräbt hierzu ein Loch aus, aber trotzdem ist es zu verwundern, daß keine Feuersbrunst entsteht; oben hinauf werden als Opfer für die Schutzgeister des Verstorbenen Baumwolle, Reis, Branntwein und dergleichen gelegt und das Ganze vor dem Anzünden mit dem Blute des zu Ehren der Gäste geschlachteten Thieres besprengt. Starb ein Häuptling, so sandte man früher eine Bande in die Ebene hinab mit dem Auftrage, einem Bengali den Kopf abzuschlagen, weil man damit den Göttern ein wohlgefälliges Geschenk zu machen glaubte; diesem abscheulichen Brauche machten die Engländer ein Ende.

Dr. Carl Sachs' Reise in Venezuela.

II.

Am Morgen des 19. November, am zehnten Tage nach seinem Aufbruche von Carácas, ritt Sachs in Rastro de arriba ein, welches am Südabhang einer jener flachen Bodenerhebungen liegt, welche die Llaneros als Mesas bezeichnen. Die Erhöhung dieses Plateaus über das Niveau der umliegenden Llanos ist eine so geringe, daß sie bei ihrer stets mehrere Meilen betragenden Flächenausdehnung dem Blicke des Reisenden völlig entgeht. Gleichwohl sind sie für die Hydrographie des großen Llanobeckens von Wichtigkeit, da sie die einzigen Wasserscheiden der zahlreichen Flüsse desselben darstellen. So sind es im östlichen Theile der Llanos die Mesas von Amana, Guanipa und Jonoro, welche die zum Orinoko und die nach Norden zur Meeresküste von Cumana laufenden Gewässer scheiden. Außer den Mesas finden sich im Llano noch kleinere als Bancos bezeichnete Bodenerhebungen. Die einzige bedeutendere Hügelgruppe der Llanos ist die Serrania del Baúl in der Nähe des Ortes el Baúl an der Vereinigung des Rio Tinaco mit dem Rio Cojedes.

Wie ein Lauffeuer verbreitete sich in dem abgelegenen Rastro die Kunde, daß ein „Jorungo" (Ausländer) gekommen sei, und maßlos war das Erstaunen der armen unwissenden Dorfbewohner, als sie hörten, daß Sachs „de allá" (von jenseits, d. h. von Europa) gekommen sei, um Tembladoren zu fangen und zu untersuchen. An den ironischen Blicken, welche sich die Leute gegenseitig zuwarfen, merkte er, daß sie anfingen, ihn für einen Verrückten zu halten; er griff daher zu dem Auskunftsmittel, ihnen die fabelhaftesten Dinge über den Nutzen, der von der Kenntniß des Zitteraales zu erwarten stehe, vorzulügen, um nicht von vornherein in ihrer Achtung zu verlieren.

Weltbekannt ist die Humboldt'sche Erzählung, wie er am 19. März 1800 mit Hülfe der in den Sumpf gejagten Steppenpferde in den Besitz von Tembladoren gelangte. Sachs hielt es daher für selbstverständlich, daß auch er sich desselben Mittels werde bedienen müssen, um die merkwürdigen Bewohner des nahen Caño Rastro in seine Gewalt zu bekommen, und nur der hohe Preis, in welchem gegenwärtig Pferde und Maulthiere in den Llanos stehen, schien ihm bedenklich. Er beschied also noch am Tage seiner Ankunft eine Anzahl verwegener Kerle in seine Wohnung und machte ihnen den Vorschlag, am nächsten Morgen Zitteraale mit Hülfe von billigeren Eseln zu fangen. Anfangs verstanden sie ihn gar nicht, so daß er genöthigt war, ihnen die Humboldt'sche Schilderung vorzutragen. Da sie nun begriffen, was gemeint war, brach die ganze Gesellschaft in schallendes Gelächter aus, so daß es Mühe kostete, sie wieder in ernste Stimmung zu bringen.

Niemand weder von ihnen noch von allen später befragten Leuten hatte jemals von dem Kampfe der Pferde und Fische gehört; niemals kann es in den Llanos Sitte gewesen sein, die Tembladoren oder Gymnoten auf solche Weise zu fangen; es müßte sich sonst bei den Bewohnern der Gegend eine Spur von Erinnerung daran erhalten haben. Eine sonderbare Verkettung von Umständen hat dazu geführt, daß ein einzelnes Erlebniß zu einer Sitte und Gewohnheit, zu einem hervorstechenden Zuge im Naturcharakter eines Landes gestempelt worden ist.

Zuletzt ließen sich die Leute in der Aussicht auf eine gute Belohnung herbei, in jenem Caño es mit Angeln und Netzen zu versuchen, gaben es aber nach mehrstündigen erfolglosen Bemühungen auf, weshalb Sachs sein Standquartier nach der nur 2½ Stunden entfernten Stadt Calabozo am Rio Guárico verlegte. Der Fluß, dessen Ufer wie diejenigen aller Llanoflüsse beiderseits von einem Streifen schönen Waldes eingefaßt sind, war noch sehr wasserreich und reißend, obwohl er bereits zwei Monate im Fallen begriffen war. In der Regenzeit, die von den Eingeborenen Invierno oder Winter genannt wird, obwohl sie in die Sommermonate von April bis October fällt, ist er ein gewaltiger Strom, der selbst von kleineren Dampfschiffen befahren werden könnte. In der Trockenzeit dagegen sinkt sein Spiegel dermaßen, daß in der Gegend von Calabozo nur einzelne Lagunen oder Charcos zurückbleiben, welche durch scheinbar völlig trockene Strecken des Strombettes getrennt sind. Selbst in diesem Zustande besteht freilich, wie man sich leicht überzeugen kann, noch eine Strömung des Wassers. Es ist das dieselbe Erscheinung, welche im äquatorialen Afrika an Flüssen von viel bedeutenderer Größe auftritt. Das Wasser unterliegt bei seinem Vordringen im Flußbett zwei großen Ursachen der Verminderung, der Verdunstung und Filtration. Von ersterer ist es bei den enormen Graden der Lufttrockenheit, die Sachs während der Wintermonate im Llano beobachtet hat, schon schwer, sich eine Vorstellung zu machen, und doch wird sie vielleicht noch übertroffen durch die Wirkungen der Filtration, welche nirgend gehindert ist, da alle Llanoflüsse, so viel Sachs deren gesehen, in einem sandigen, permeablen Bett dahinfließen. In Folge des Abnehmens der Quellen und der erwähnten beiden Ursachen sinkt nun der Wasserspiegel des Flusses und es erheben sich zuerst Inseln und Uferbänke, sogenannte

Playas, über denselben. Je mehr aber das Wasser sinkt, desto mehr wird an den seichteren Stellen des Flußbettes die oberirdische Strömung eingeengt, bis sie endlich ganz verschwindet. Nur an den tieferen Stellen hält sich das Wasser und bildet sogenannte Charcos, welche durch scheinbar trockene Strecken des Bettes getrennt sind. Aber das Wasser in denselben stagnirt nicht, sondern wird in Folge des Flußgefälles (300 Fuß vom Fuße der Galera bis zum Apure) von Charco zu Charco durch den sandigen Boden der Playas hindurchfiltrirt. Der Wasserspiegel des Flusses ist also im Gebiete einer Playa unter dem Boden zu suchen, wovon man sich leicht überzeugen kann, wenn man dort ein Loch gräbt. Genau in der Höhe, welche dem Spiegel des nächsten Charco entspricht, stößt man auf feuchten Sand, und sofort füllt sich das Loch bis zu dieser Höhe mit Wasser. Auf niedrig gelegenen Stellen einer Playa genügt es, einen Stock in den Sand zu stoßen, um diese Erscheinung zu beobachten. Die Eingeborenen machen davon Gebrauch, indem sie aus solchen Löchern Wasser schöpfen, welches in Folge der Filtration krystallklar geworden ist, während das der Charcos von trüber schlammiger Beschaffenheit ist. Die Charcos sind übrigens das Elysium der Fischer, da es für die darin eingeschlossenen Fische kein Entrinnen giebt. Solchen unterirdischen Lauf haben sämmtliche Caños und alle kleineren Rios des Llano; ausgeschlossen davon sind der Rio de la Portuguesa, der Apure, Arauca, Meta und die südlich davon gelegenen Ströme. Auch bilden sich Charcos und Playas nur im mittlern Laufe der Ströme; denn in ihrem obern Theile ist der Wasserverlust noch nicht so beträchtlich, daß das Niveau unter den Grund sinken könnte, während sie dort, wo sie in den Apure oder Portuguesa münden, meist ziemlich tief und gleichmäßig mit Wasser erfüllt sind, was vielleicht auf der Nachbarschaft jener größeren Ströme beruht.

Als Dr. Sachs in Calabozo anlangte, konnte er durch den Guarico hindurchreiten, während er im Winter nur in großen Canoas (Bote ohne Kiel, welche aus einem einzigen großen, mit Axt und Feuer ausgehöhlten Baumstamme bestehen) passirt werden kann. Das jenseitige linke Flußufer erhebt sich zu einer Höhe von 40 bis 50 Fuß; es bildet den scharf abfallenden nördlichen Rand der Mesa de Calabozo, welche den bis hierhin in südlicher Richtung strömenden Guarico nach Westen abdrängt. Am Nordrande dieses Plateaus, welches eine Ausdehnung von mehreren Meilen hat, dicht am linken Flußufer ist die Stadt Calabozo erbaut; durch ihre hohe Lage ist sie gegen Ueberschwemmungen trefflich geschützt, auch machen sich die in einem heißen Klima so wohlthätigen Passatwinde hier besonders kräftig fühlbar. Calabozo gilt für den gesundesten Ort der Llanos, was Sachs aus eigener Erfahrung bestätigen kann; der Grund dafür ist wohl hauptsächlich in der durch seine relativ hohe Lage bedingte gute Drainirung des Bodens zu suchen.

In Calabozo gab Sachs zunächst seine vom Präsidenten Guzman Blanco erhaltenen Empfehlungsbriefe ab, so bei dem jovialen Pfarrer Sarmiento, mit welchem er während seines Aufenthaltes um so bessere Freundschaft hielt, als religiöser Fanatismus in Venezuela überhaupt nicht zu Hause ist. Der zweite Besuch galt dem Licenciado Dominguez, dem ersten Advocaten des Ortes, der wie alle seine dortigen Standesgenossen sich auch aufs Feldmessen verstand. Denn die großen Grundbesitzer (Hateros) der Llanos bemühen sich gegenwärtig, ihre Territorien gegen einander abzugrenzen und ihre Größe festzustellen, was bei der Ausdehnung derselben kein geringes Unternehmen ist. Es giebt Hateros in Calabozo, deren Grundbesitz einem souveränen deutschen Fürstenthum gleichkommt, die aber bei der gegenwärtigen Reduction des Viehbestandes weniger Einkünfte daraus beziehen, als mancher Bauer der Weichselniederungen aus seinen wenigen Morgen Landes. Der letzte Besuch geschah bei dem Jefe politico (oberster Beamter), einem schwarzen Zambo Namens Bolivar, der natürlich den unvermeidlichen Titel General führte. Der lächerliche Mißbrauch, der mit diesem Titel getrieben worden ist, bildet einen charakteristischen Zug in der neuern Geschichte des Landes. Namentlich unter der Falcon'schen Regierung, aber auch späterhin, wurde jeder Angestellte und jede sonstige Privatperson, die man an das Interesse der Regierung fesseln wollte, zum General ernannt. Mit diesem Titel ist sogar ein ziemlich bedeutendes Gehalt verbunden, das natürlich nur in einer verschwindenden Minorität von Fällen ausgezahlt wurde. Der Staat Carabobo besitzt nach dem officiellen Ausweise unter 110 000 Einwohnern 448 Generäle; selbst an Frauen wurde dieser Titel verliehen.

Sachs konnte für 5 Pesos (16 Mark) monatlich ein geräumiges, an dem Hauptplatze und neben dem Regierungsgebäude gelegenes Haus miethen; der hintere Theil desselben war zwar eingestürzt, in den vorderen Räumen konnte er sich jedoch noch wohnlich einrichten, wobei die wohlhabenden Einwohner der Stadt förmlich wetteiferten, ihn mit den nöthigen Einrichtungsgegenständen, wie Stühlen, Tischen, Spiegel, Trink- und Eßgeschirr, Leuchtern und Petroleumlampen, zu versehen; auch ein großes weitbauchiges thönernes Standgefäß, Tinaje genannt, fehlte nicht. Die Eingeborenen sind sehr geschickt in der Anfertigung solcher Gefäße mit poröser Wandung, zu denen ihnen die lehmigen Flußufer reichliches Material bieten. Das Trinkwasser erhält sich in ihnen auch während der größten Hitze kühl und frisch, und einzelne Gefäße, die man theurer bezahlt, besitzen diese Eigenschaft in besonders hohem Grade. Calabozo ist, auch zur Zeit der größten Trockenheit, mit vortrefflichem Quellwasser versorgt, das innerhalb einiger rißartiger Vertiefungen des Bodens aus der Wand derselben hervorsickert. Eine derselben, Sanjonote genannt, bietet einen hübschen Durchschnitt der Bodenformation. Auf eine kaum fußdicke Humusschicht folgt eine 15 Fuß mächtige Schicht eines röthlichen Conglomerates, darauf eine 10 Fuß starke Schicht weißen fetten Thones, endlich in einer Dicke von 15 Fuß ein in horizontalen Schichten angeordneter farbiger Thon, bald in gelben, bald in schön rothen Nüancen. Aus letzterer Schicht entspringen, etwa 35 Fuß unter dem Niveau der Stadt, die Quellen, deren Wasser von Frauen und Mädchen, welche die weitbauchige Tinaje auf dem Kopfe tragen, sowie von braunen Peones, welche es auf Eseln zur Stadt führen, beständig geschöpft wird. Jener farbige Thon wird unter dem Namen „Carniz" von den Einwohnern als Anstrichfarbe für ihre Häuser benutzt. Die über ihm gelegene Conglomeratschicht ist es, welche mit einer merkwürdigen Gleichmäßigkeit den Boden des weiten Beckens der Llanos überkleidet und von Humboldt nicht sehr treffend als „Rothsandstein" der Llanos bezeichnet wird. Abgerundete, meist aus Quarz bestehende Gesteinsfragmente sind durch ein feinkörniges, eisenhaltiges Bindemittel zu einer ziemlich festen Masse von bald röthlicher, bald gelblicher Farbe vereinigt; das Ganze ist offenbar eine recente Bildung, durch Zersetzung des Materials umliegender Gebirge entstanden. Trotz alles Suchens vermochte Dr. Sachs keine organischen Einschlüsse darin zu entdecken. Häufig tritt diese Schicht nackt zu Tage, wo dann ein Pflanzenwuchs unmöglich ist. Sonst findet man sie von einer verschieden dicken Humusschicht bedeckt, welche in sich alle Bedingungen der Fruchtbarkeit trägt und nur des Wassers bedarf, um Alles in Hülle und Fülle hervorzubringen, was die tropische Natur dem Menschen bietet.

Sobald Dr. Sachs in seinem Hause einigermaßen wohn-

lich eingerichtet war, empfing er die Gegenbesuche der Notabilitäten des Ortes und einer größern Anzahl anderer Einwohner und wurde von den weltmännischen Manieren, den freisinnigen Anschauungen und der allgemeinen Bildung dieser, einen so ablegenen Erdenwinkel bewohnenden Leute höchlichst überrascht. Unter den besseren Classen ist die Kenntniß der französischen Sprache fast allgemein, die der englischen nicht selten; gegenwärtig aber lernt die heranwachsende Generation in den Schulen vorzugsweise Deutsch.

Calabozo war bis vor wenigen Jahren die Hauptstadt des Staates Guárico, der unter den 21 Staaten der Republik seiner Einwohnerzahl nach (191 000) die erste Stelle einnimmt. Noch 1868 zählte sie über 13 000 Einwohner und war in ganz Venezuela wegen ihres Reichthums, ihrer stattlichen Häuser und Kirchen, ihrer gebildeten, liebenswürdigen und gastfreundlichen Einwohner berühmt. Armuth war daselbst eine unbekannte Sache; die den Calaboceños (Einwohner von Calabozo) gehörigen Herden sollen die ungeheuere Zahl von einer Million Köpfe erreicht haben, was ein Fünftel des gesammten Viehstandes der Republik repräsentirte. Aber ein großer Theil desselben ging während des Krieges der Gelben und Blauen (1868 bis 1870) und durch den Sieg der ihr feindlichen Gelben verloren; viele Einwohner waren gefallen, andere wanderten aus und ihre Zahl sank auf 5618, worauf auch der Sitz der Regierung von Calabozo nach dem viel unbedeutendern Ortiz verlegt wurde.

Dieser Rückgang im Wohlstande der Stadt war jedoch den Einwohnern keineswegs anzumerken; sie besitzen ein gewisses savoir vivre, wie keine zweite unter den kleinen Städten des Innern. Der Creole ist von Natur lebenslustig und versteht es, sich über Unglücksfälle hinwegzusetzen; so leben auch die Calaboceños nach wie vor auf vergnügtem Fuße und versäumen keine von ihren gewohnten Lustbarkeiten. Auch gehört die Stadt trotz ihrer Unglücksfälle noch immer zu den besser situirten des Landes, und Sachs war erstaunt, dort inmitten eines weiten uncultivirten Steppenlandes einen großen Theil der verfeinerten Lebensgenüsse anzutreffen, welche Handel und Civilisation dem Menschen gewähren. Das beliebteste, fashionabelste Getränk bildet z. B. Berliner Tivoli-Bier; ebenso gelangen Weine und allerhand Conserven in Blechbüchsen dorthin, und die Posadas der Stadt, in denen sich namentlich bei Gelegenheit der mit Leidenschaft getriebenen Hahnenkämpfe ein reges Leben entwickelt, sind mit guten Billards versehen, an denen Sachs sich oft genug überzeugte, daß die rauhe Hand manches Llaneros das Queue ebenso geschickt zu führen weiß als den Lasso.

Die Straßen der Stadt sind schnurgerade, genau nach den Himmelsrichtungen orientirt und schneiden sich in rechtem Winkel; die Häuser bestehen, wie in Carácas, aus einem Erdgeschoß mit großem Hofraum; in den besseren Quartieren sind sie durchweg aus Ziegelsteinen aufgeführt, welche am Orte selbst gebrannt werden. Die Stadt besitzt mehrere große Plazas mit hübschen Kirchen; die an der Plaza principal gelegene Hauptkirche rührt noch von den Spaniern her, ist aber durch einen nachträglich hinzugefügten häßlichen viereckigen Thurm verunstaltet worden.

Die ersten Tage seiner Anwesenheit benutzte der Reisende, um die Stadt und ihre Umgebungen ein wenig kennen zu lernen, bestieg mit dem Pfarrer den Thurm der Hauptkirche, deren Plateforme einen weiten eigenthümlichen Rundblick auf die Llanos gewährt, und besuchte die den wohlhabenderen Einwohnern gehörenden Fruchtgärten in der Umgebung und das Dorf Mision de abaxo mit seinen auf dem Grunde von Erdspalten befindlichen natürlichen kalten Bädern, zu welchen die Calaboceños in den heißen Monaten Ausflüge in großer Gesellschaft unternehmen. Dann wandte er sich wieder mit Eifer seiner Hauptaufgabe, der Erlangung von Tembladoren, zu. So viel Leute sich aber auch bei ihm meldeten, um die von ihm ausgesetzte Belohnung zu verdienen, so gelang es doch keinem ein solches Thier zu fangen, und schon dachte er daran, seinen Wohnsitz nochmals weiter südlich an den Apure zu verlegen, als er die Bekanntschaft des Generals Guancho machte, welcher ihm das Gewünschte zu verschaffen versprach.

Notizen zur Handels- und Verkehrs-Geographie.

II.

Neue Linie des österreichischen Lloyd. Auswanderung aus der Schweiz. Canadische Schiffahrt, Fischerei und Einwanderung. Bevölkerung und Export von Oregon. Baumwollernte 1878 und Eisenbahnen der Vereinigten Staaten. Eisenbahnen in Argentinien. Aus- und Einfuhr Guatemalas. Verschiedenes aus Japan. Wirthschaftliche Lage von Ceylon in 1877. Schiffsverkehr von Singapur, Takau und Taiwan.

F.R. Oesterreich-Ungarn. Der neue Vertrag der Lloyd-Gesellschaft mit der österreichischen Regierung setzt eine Ausdehnung der Fahrten durch den Suez-Canal nach Indien fest, welche von jetzt an die Dampfer jener Gesellschaft bis Singapore und wahrscheinlich bald nach Hongkong führen wird. Die Linie Triest-Bombay, welche 1872 aufgenommen wurde, hat sich hauptsächlich durch die Rückverfrachtung der indischen Baumwolle nützlicher und lohnender gezeigt als man erwartete. Es werden nun jährlich folgende Fahrten gemacht werden: Triest-Bombay, dreimal; Triest-Bombay-Singapore, sechsmal; Triest-Calcutta, sechsmal. Sollten aus dieser Ausdehnung innerhalb der nächsten vier Jahre keine Schädigungen für die Gesellschaft erwachsen, so verpflichtet sie sich zu einer weitern Ausdehnung bis Hongkong. Die zu berührenden Punkte sind: Port Said, Suez, Aden, Ceylon, und, wenn nöthig, Dschidda und Hodeida. Nach diesem Vertrage, der bis 1887 währen soll, empfängt die Gesellschaft von der Regierung eine Subvention von 437 022 Gulden, außer 210 000 für die Suezcanal-Taxen — 277 000 Gulden mehr als früher für die Bombay-Linie bezahlt wurde.

Schweiz. Nach einer Zusammenstellung des schweizerischen Statistischen Bureaus betrug die Auswanderung aus der Schweiz 1877 (ohne die Cantone Genf, Waadt, Freiburg, Solothurn und Uri) 1691 Köpfe, von denen 1027 nach Nord-, 335 nach Mittel- und Südamerika, 167 nach Afrika, 117 nach Australien, 11 nach Asien gingen. In den zehn Jahren seit 1868 betrug die Auswanderung aus der Schweiz 35 158, also 3516 pro Jahr.

Canada hatte am 31. December 1877 7362 registrirte Schiffe mit einem Tonnengehalt von 1 310 468. In dem vorangehenden Jahr waren 430 Schiffe mit 118 986 Tonnen gebaut worden. In demselben Jahr betrug die Ausfuhr von Fischereiproducten aus Canada 7 000 402 Doll., wovon nach den Vereinigten Staaten $1/3$, nach Großbritannien $1/6$ ging. — 1877 ließen sich 27 082 Ansiedler in Canada nieder.

Oregon. Dem Berichte der Handelskammer von Portland (Oregon) entnehmen wir, daß die Bevölkerung des Staates, die nach der Zählung von 1870 91 000 betrug, in dem Jahre vom 1. August 1877 bis 31. Juli 1878 um circa 20 000 zunahm. Der Staat führte in diesem Jahre um mehr als 3 Mill. Doll. mehr aus als im vorhergehenden. Hauptgegenstände der Ausfuhr sind Weizen, Lachs und Holz. Vom erstern (sammt Mehl) wurden 180 000 Tonnen ausgeführt und auf eben so viel hofft man in diesem Jahre. Die Lachsausfuhr ist seit einigen Jahren in Abnahme begriffen; sie bewerthete 1876/77 2 370 000, 1877/78 nur 1 800 000 Doll. und der diesjährige Fang war weniger ergiebig als seit Jahren.

Vereinigte Staaten. Die gesammte Baumwollernte dieses Jahres wird auf 4 811 000 Ballen gegen 4 485 000 im vergangenen Jahre veranschlagt. Der Consum im Lande selbst wird auf 1 546 000 Ballen gegen 1 435 000 im Vorjahre veranschlagt. — Die Eisenbahnen der Vereinigten Staaten, deren Gesammtlänge 1871 44 614 engl. Meilen betrug, waren Ende 1877 auf 74 112 angewachsen. Das darin angelegte Capital betrug 1871 223, 1877 435 Mill. Doll., an Zinsen wurden 1871 56, 1877 58 Mill. Doll. bezahlt. Gar keine Zinsen zahlten die Eisenbahnen folgender Staaten: Arkansas, Colorado, Florida, Kansas, Louisiana, Mississippi, Missouri, Nebraska, Oregon, Texas, Vermont. Auch die californischen, mit Ausnahme der Central Pacific R. R., und die meisten Linien in Jowa und Minnesota waren in demselben Falle.

Argentinien. Die Eisenbahnen der Argentinischen Republik hatten Ende 1877 eine Gesammtlänge von 1409 engl. Meilen. Das für ihren Bau aufgewendete Capital wurde auf $12^{4}/_{5}$ Mill. Pf. St. beziffert. Die längste Linie ist Cordoba-Tucuman mit 341 Meilen.

Guatemala. 1877 betrugen die Ausfuhren 3 773 183 Doll., wovon auf Kaffee 3 358 956, der Rest vorzüglich auf Cochineal, Wollenwaaren, Häute und Muscovada entfällt. Nach England gingen von diesen Werthen 1 073 977, nach Californien 1 037 531, nach Deutschland 819 910, nach Frankreich 311 870, der Rest (in der Reihenfolge der Beträge) nach Newyork, Belize, Central- und Südamerika. Die Einfuhren betrugen in dem gleichen Jahr 2 571 677 Doll., wovon aus England 1 208 894, Frankreich 458 162, den Vereinigten Staaten 378 753, Deutschland 317 397 Doll. stammen. Seit 1874 hat der Werth der Ausfuhren um 410 122, der der Einfuhren um 579 847 Doll. zugenommen. Bemerkenswerth ist der geringe Betrag der Einfuhren aus dem angrenzenden Mexico, welche zu nicht mehr als 236 Doll. im Jahre 1877 aufgeführt sind.

Japan. Die Regierung vereitelte die Bemühungen peruanischer Agenten um Gewinnung japanesischer Kulis. Das Schiff, das bereits gechartert war, um eine Ladung davon nach Callao zu bringen, mußte ohne dieselbe absegeln. Ein neuer Handelsvertrag mit den Vereinigten Staaten, welcher diesen größere Vortheile einräumt (?) als anderen Handelsmächten, ist am 24. Juli in Washington unterzeichnet worden. — Eine Handelskammer aus japanesischen Kaufleuten und Banquiers hat sich in Tokio gebildet. — Das erste einheimische Anlehen der japanesischen Regierung, $12^{1}/_{2}$ Mill. Doll., am 1. Mai aufgelegt, war Mitte Juli vollständig gezeichnet.

Wirthschaftliche Lage von Ceylon in 1877. Das Budget der Insel für 1877 schwankte in Ein- und Ausgaben zwischen 15 und 16 Mill. Rupien (zu 2 Mark). An Eisenbahnen war die Linie Colombo-Panadura am 1. September eröffnet worden, während Navalapittiya-Ouvah noch in der Vorarbeit sich befand. Colombo hatte einen Schiffsverkehr von 1634 ein- und 1536 ausgehenden Schiffen mit 606 222 beziehungsweise 539 073 Tonnen. Die Perlfischerei ergab 6 849 720 Perlmuscheln, von denen $^{3}/_{4}$ im Werth von 190 000 Rupien der Regierung zufielen. In Folge der in Indien herrschenden Hungersnoth war die Einwanderung von Kulis eine ungewöhnlich große; es wanderten 177 581 ein und 88 609 aus und waren rund 300 000 in den Kaffeepflanzungen beschäftigt. Man sah sich gezwungen, durch Verschärfung der Quarantäne-Vorschriften und Aehnliches diesen Zufluß zu verringern, und auf der andern Seite durch öffentliche Bauten, Herabsetzung von Löhnen und Arbeitszeit soviele von denselben als nur möglich zu beschäftigen. Der Reisbau fährt fort sich zu heben durch Wiederherstellung der alten Bewässerungsteiche, wodurch manches brachliegende Land wieder der Cultur gewonnen werden konnte. Das ganze mit Reis bebaute Areal ist auf circa 700 000 Acres zu schätzen. Die Kaffee-Ernte betrug 943 047 Centner, wenig im Vergleich zu der wachsenden Ausdehnung des Areales. Die Blätterkrankheit des Kaffeebaumes ist noch immer ein großes Hinderniß reicherer Erträge. Es wird sich zu zeigen haben, ob die großen Neuanlagen im Kaffeebau durch übermäßigen Capitalzufluß aus England hervorgerufen, sich unter diesen ungünstigen Verhältnissen lohnen werden. Seit 1871 sind die Preise der Plantagen um das Doppelte und Dreifache gestiegen. Der Anbau des liberischen Kaffees ist noch im Versuchsstadium. Die Bodenfläche des Theebaues hat sich seit 1872 von 10 auf 2720, die der Chinarinde von 500 auf 5578 gehoben. Auch dem Cacao wird vermehrte Aufmerksamkeit zugewendet. Chinarinde wird bereits bedeutend ausgeführt, während Thee dem Localverbrauch dient. In der Ausfuhr erscheinen neben Kaffee besonders Zimmet, Kokosöl und -Faser (Coir) und Graphit. Unter den Einfuhren nimmt Reis (1876 nahezu 6 Mill. Bushels = $4^{1}/_{2}$ Mill. Centner) den ersten Platz ein. Die bedeutendsten Abnehmer ceylonischer Producte sind in Europa außer England Triest (79 482 Centner Kaffee, 43 000 Centner Zimmet), Marseille und Venedig.

(Preuß. Handels-Archiv.)

Schiffsverkehr von Singapur. Im Jahre 1877 kamen in Singapur 1123 Dampfer und 896 Segelschiffe an und gingen 1174 Dampfer und 743 Segelschiffe ab. Der gesammte Tonnengehalt ankommender Schiffe betrug 1 338 537, der abgehender 1 257 456 T. England war unter den ankommenden Schiffen mit 1355 (872 067 T.), Deutschland mit 129 (86 227 T.), die Niederlande mit 128 (56 500 T.), Frankreich mit 117 (151 167 T.), Siam mit 76 (32 892 T.), Spanien mit 52 (41 299 T.), Sarawak mit 42 (8785 T.), Italien mit 37 (30 415 T.), Nordamerika mit 35 (26 893 T.) vertreten.

Der Schiffsverkehr in Takau und Taiwan (Formosa) bezifferte sich 1877 auf 284 Fahrzeuge mit 84 461 T., wovon 149 mit 44 709 T. auf englische, 118 mit 35 190 T. auf deutsche und 15 mit 4194 T. auf dänische, der Rest auf niederländische Schiffe entfallen. Die deutschen Schiffe nehmen also 41,6 Proc. oder über $^{2}/_{5}$ des hier in Frage kommenden Tonnengehaltes in Anspruch.

Aus allen Erdtheilen.

Asien.

— Das englische Foreign Office hat den durch seine Aufnahme Palästinas bekannten Lieutenant Kitchener (s. „Globus" XXXI, S. 367, XXXII, S. 320) zum Chef der Aufnahme von Cypern ernannt.

— „Cyprus" ist der Titel eines neuen Wochenblattes für Landbau und Handel, wahrscheinlich der ersten je auf Cypern veröffentlichten Zeitung, deren erste Nummer am 29. August in Larnaka erschien, und die den alten Satz bestätigt, daß, wo immer Engländer sich niederlassen, eines der ersten Resultate dieses Factums das Erscheinen einer Zeitung ist. „Cyprus" enthält vier Seiten zu je vier Columnen, ist halb in englischer, halb in griechischer Sprache geschrieben und kostet trotz seines geringen Umfangs 40 Pfennig pro Nummer.

— Prof. H. Grätz veröffentlicht in der August-Nummer seiner „Monatsschrift rc." eine wichtige Abhandlung über die Lage des Sinai oder Horeb. Nachdem er aus Bibelstellen den Beweis geführt, daß man den Sinai nicht auf der gleichnamigen Halbinsel suchen und nicht mit dem Serbal oder Dschebel Musa identificiren kann (Prof. Ebers' Bestimmungen der verschiedenen Stationen in der Wüste nennt er „topographische Träume"), kommt er zu dem Schlusse, daß Sinai in der Nähe von Edom und der Wüste Pharan, bei Kadesch, gelegen haben muß. Dieser Gedanke ist nicht neu, aber Grätz' Beweise aus der Bibel sind schlagend, und es ist zu verwundern, daß der verstorbene Dr. Beke, welcher dieselben Stellen anführt, sie nicht richtig verstanden hat. Alle Geographen und Bibelforscher, sagt Prof. Grätz, haben sich bei der Ansetzung Sinais zwischen Suez und Akabah durch mönchische Traditionen irreführen lassen. Grätz' Identification des Sinai mit dem Berge Araif, welcher nach Prof. Palmer etwa 20 engl. Meilen von Ain-Gadis (Kadesch) nach Aegypten zu entfernt ist, ist sehr annehmbar. (The Athenaeum.)

— Die Behörden des „British Museum" haben jetzt für Mr. H. Rassam einen Firman erlangt, welcher nicht wie die früheren sich darauf beschränkt, gewisse Stellen, wie Kojundschik, Nimrud und Ballawat, zu Nachgrabungen freizugeben, sondern die ganzen Paschaliks von Mosul und Baghdad einschließt und die bisher unerforschten Gebiete des südlichen Babyloniens zu durchsuchen gestattet. Orientalisten dürfen also hoffen, über kurz oder lang die großen Bibliotheken von Sippra, Cutha und Agane und auch die wichtige Stätte von Karchemisch in Syrien in Angriff genommen zu sehen. Nordost-Syrien, das alte Hittiter-Reich, ist noch ganz unerforscht und verheißt wichtige geographische Resultate.

— Der letzte orientalische Krieg hat, wie er aus nationalen Gründen seinen Anfang nahm, so auch wieder zur Verschiebung der nationalen Grenzen geführt, und die politische wie die ethnographische Karte Kleinasiens und der Balkanhalbinsel erlitt durch ihn große Veränderungen. Die Lage der Armenier ist durch die Unthaten der Kurden, Tscherkessen und entlassenen türkischen Soldaten so unerträglich geworden und die Pforte zeigt sich so wenig geneigt, diesem Unwesen zu steuern, daß eine Auswanderung der Armenier aus türkischem auf russisches Gebiet in großem Maßstabe begonnen hat, und zwar zunächst aus Erzerum selbst, aus Chnis und aus dem Districte Alaschgerd, welcher im Vertrage von S. Stefano an Rußland abgetreten, in dem von Berlin aber der Türkei zurückgegeben wurde. Da der armenische Winter schon gegen Ende September beginnt, so beeilen sich die Auswanderer so viel als möglich, um noch vor Eintritt desselben das russische Gebiet zu erreichen. Die Gesammtzahl der Ausgewanderten wird schon auf 200 000 geschätzt.

— Der Generalgouverneur der chinesischen Provinz Kan-su, Tso Tsung-tang, richtet jetzt seine Anstrengungen auf die Pacification des „Neuen Gebietes", wie Kaschgarien und Dsungarien genannt werden. Mit anscheinend gutem Erfolge sucht man durch Landschenkungen Leute aus den 18 Provinzen Chinas zu bewegen, sich dort niederzulassen. Tso hat der Regierung als das beste Mittel, dort dauernde Ruhe zu erzielen, anempfohlen, das Land in Präfecturen und Districte wie China selbst einzutheilen. Die Andidschanis, welche mit Jakub Beg einst in das Land kamen, hat er gründlich ausgerottet, so daß von dieser Seite sein Plan keine Hindernisse zu gewärtigen hat. Um jene Eintheilung durchzuführen, ist nach seiner Ansicht eine sorgfältige Aufnahme des Landes nöthig, um die Fruchtbarkeit des Bodens, die ökonomische Lage der verschiedenen Districte und deren Steuerfähigkeit zu ermitteln. Namentlich letzterer Umstand liegt der Regierung um so mehr am Herzen, als die Unterwerfung Kaschgariens dem Reiche so unendliche Kosten verursacht und seinen innern Handel so lange geschädigt hat. (Mail.)

— Die Ausstellungswuth hat auch Innerasien ergriffen: in Taschkend soll nunmehr eine landwirthschaftliche und industrielle Ausstellung stattfinden, wobei die Regierung Prämien an goldenen und silbernen Medaillen und — Ehrenkaftane vertheilen wird.

— Die Petersburger Geographische Gesellschaft läßt jetzt im Vereine mit der Gesellschaft der Naturforscher einen Plan zur wissenschaftlichen Erforschung der wenig bekannten Theile des Kaukasus ausarbeiten.

— Prschewalski rüstet sich schon jetzt wieder zu seiner zweiten Reise nach Tibet, welche er bekanntlich aus Gesundheitsrücksichten und wegen der unsicheren diplomatischen Beziehungen zwischen Rußland und China zu Anfang dieses Jahres hatte aufgeben müssen (s. oben S. 46).

Afrika.

— Daß Italien in Tunesien nicht unerhebliche nationale Interessen zu schützen hat, ergiebt sich aus folgenden Daten, welche eine römische Correspondenz der „Allgemeinen Zeitung" mittheilt: Die Anzahl der in Tunis angesessenen Italiener beträgt 30 000, während alle anderen europäischen Nationen zusammengenommen dort nur 15 000 Köpfe zählen. Die Handels- und Verkehrssprache ist die italienische. Die italienische Colonie besitzt eigene Spitäler und Schulen und dominirt durch Vermögen und Intelligenz dort entschieden über die anderen Nationen. Die Zahl der italienischen Schiffe, die alljährlich in den Hafen von La Goletta einlaufen, beträgt 1300 bis 1500. Um alle diese Interessen hat sich bisher aber die italienische Regierung so gut wie gar nicht gekümmert, während Frankreichs Einfluß ein ungleich bedeutenderer ist.

— Gerhard Rohlfs gedenkt im October seine projectirte Expedition nach Innerafrika anzutreten, allerdings nicht in so zahlreicher Begleitung, wie früher (s. „Globus", laufenden Band S. 48) gemeldet wurde. Es soll ihn, wie „Athenaeum" meldet, nur der Zoologe Dr. Stecker begleiten. Derselbe wird gleich beim Beginn Gelegenheit finden, die nie genau erforschte und gesammelte Fauna von Tripolis, welche sich weit von derjenigen Tunesiens und Aegyptens unterscheidet, kennen zu lernen. Rohlfs wird von Tripolis über Kufara nach Wadai gehen, wo er auf eben so freundliche Aufnahme hofft, wie sie Nachtigal zu Theil wurde, will dann

womöglich die Quellen des Binuë und Schari aufsuchen und in das Gebiet zwischen ihnen und dem Ogowe und Congo eindringen. Am 5. October hat er sich durch einen Vortrag in der Berliner Gesellschaft für Erdkunde von seinen dortigen Freunden verabschiedet.

— Von dem in A. Hartleben's Verlag erscheinenden Werke: „Die Sahara oder Von Oase zu Oase, Bilder aus dem Natur- und Volksleben in der großen afrikanischen Wüste", von Dr. Josef Chavanne (20 Lieferungen à 60 Pfg.) (s. „Globus" Bd. XXXIII, S. 272) sind soeben Lieferung 13 bis 20 erschienen und ist damit das Werk zum Abschluß gelangt. Der Verfasser führt in diesen Lieferungen den Leser durch die bisher kaum ihrem Namen nach bekannten Gebiete der westlichen Sahara, wir durchziehen das fruchtbare Draaland, durchqueren die schreckensreiche Dünenregion der Igidi und die öde Tanesruft und gelangen durch die „Leib der Wüste" genannte Landschaft nach der Wüstenstadt Timbuktu. Von hier aus unternehmen wir Ausflüge in das Bergland Aderer, an die Dünenküsten des Atlantischen Oceans, und an den Senegal, und brechen hierauf nach Osten auf, um durch das Land der Auelimmiden-Tuareg und die Fellahtastaaten das an Naturschönheiten überreiche Alpenland der Wüste Aïr zu erreichen. In rascher Folge begleiten wir Dr. Nachtigal in ein zweites hochinteressantes Alpenland der Sahara, nach Tibesti, und nach Südosten weiterziehend durchqueren wir die unermeßlichen Weidegründe der Nomadenstämme im Norden Wadais, um später all' die Gefahren und Mühsalen der Durchkreuzung des libyschen Sandmeeres kennen zu lernen. Die Ankunft in der großen an Alterthumsbauten so reichen Oase Chargeh versetzt uns in einen ganz neuen Abschnitt der Sahara. Wir durchziehen die Libyschen Oasen und besuchen die im Alterthume berühmte und geheiligte Stätte des Orakels, des Jupiter-Ammon-Tempels in der Oase Sinah, wandern in der großen Depression Nordafrikas nach Westen, um über die Oasen Audschila und Maradeh wieder an den Ausgangspunkt unserer großartigen Wüstenreise nach Tripoli zu gelangen. — Was der Verfasser sich zur Aufgabe gestellt hat — eine lebensvolle und richtige Vorstellung über die Sahara zu vermitteln, den vielgestaltigen Naturcharakter der einzelnen natürlichen Regionen derselben, das Leben, die Sitten und Gebräuche ihrer Bewohner, den Lesern in lebendiger Schilderung vor Augen zu führen —, hat er mit seinem Werke erreicht. Doch auch der Fachmann wird im Anhange interessante Daten und Notizen zu weiterer Verwendung finden. Ein umfangreiches alphabetisches Register ist zum Schlusse dem interessanten Buche beigegeben.

— Am 2. September nahm die Pariser Geographische Gesellschaft Besitz von ihrem neuen Hôtel, Boulevard St. Germain Nro. 134. Dabei verlas der Unterrichtsminister Bardoux einen Brief des französischen Consuls in Zanzibar, wonach von dem französischen Entdeckungsreisenden Abbé Debaize, der sich nach dem Tanganjika-See unterwegs befindet, vortreffliche Nachrichten daselbst eingelaufen sind.

— Aus einem in der „Mail" vom 16. September abgedruckten Briefe eines in ägyptischen Diensten stehenden Herrn, d. d. Chartum, 4. August, an Sir Samuel Baker entnehmen wir Folgendes: „Die interessanteste Neuigkeit, seit ich Ihnen zuletzt schrieb, ist die glückliche Ankunft von sechs Elephanten in Dufli (am obern Nile). Vor einigen Jahren erhielt der Chedive fünf Elephanten aus Indien zum Geschenke, und da dieselben fast unbenutzt in Kairo ihr Futter verzehrten, so ließ sich Oberst Gordon dieselben nebst einem kleinern afrikanischen Elephanten aus den Gärten von Dschezireh nach seiner Aequatorialprovinz schicken. In der Obhut einiger Indier marschirten die Thiere nach Assuan, von wo Mr. Rosset sie über Halfa, Dongola und die Bajuda-Steppe nach Chartum brachte. Bei Mudurman schwammen sie durch den Weißen Nil und belustigten dann einige Monate lang die Bevölkerung von Chartum. Als Oberst Gordon zuletzt hier war, beauftragte er Herrn Marco, einen Dalmatiner, welcher sich schon am Sobat als ein Mann von großer Thätigkeit und Brauchbarkeit bewährt hatte, die Elephanten nach Lado zu schaffen. Vor einigen Tagen ist Marco hierher zurückgekehrt und hat eine sehr interessante Beschreibung seiner Expedition gegeben. Mitte Februar verließ er Chartum in Begleitung von ein paar Indiern und einigen schwarzen Soldaten, welche schon hier in der Abwartung der Thiere unterwiesen worden waren. Der Zug ging am östlichen Ufer des Weißen Nil bis gegenüber von Hellet Kaka hinauf, wo er durch den Fluß schwamm ohne mehr Anstrengung, als nöthig gewesen wäre, ein Boot hinüber zu rudern; die Leute saßen dabei auf den Elephanten. Von dort ging es nach Faschoda, wo sie 27 Tage blieben, weil die Indier vom Weißen Nil genug hatten. Nachdem die schwarzen Soldaten hier ihren Unterricht in der Pflege der Thiere zu Ende erhalten, zog die Expedition am westlichen Ufer durch das Land der Schilluk bis gegenüber der Sobat-Mündung, durchschwamm dort nochmals den Fluß und landete etwas südlich von der Stelle, wo sich der Sobat mit dem Nil vereinigt.

Nun begann der große Marsch zu Lande vom Sobat nach dem Bahr, den noch kein Araber oder Europäer ausgeführt hat. Er dauerte 31 Tage und war mit vielen Leiden verbunden. Man hatte nur für 10 Tage Lebensmittel mitgenommen und war auf die anzutreffenden Eingeborenen angewiesen. Diese Berechnung erwies sich jedoch als falsch, da alle Eingeborenen beim Anblick von Menschen, die auf Elephanten ritten, davonliefen in der Meinung, glaube ich, daß der Teufel selbst in ihr Land gekommen sei. Manches Chor und mancher See wurde durchschwommen und zuletzt Bahr erreicht, wo man frische Lebensmittel erhielt. Von dort nach Lado waren weitere 10 Tage erforderlich und dann ging es nach einiger Rast weiter nach Dufli, wo die Elephanten jetzt allerlei schwere Lasten schleppen müssen.

Diese ganze Sache ist nicht nur sehr interessant, sondern auch sehr wichtig und sollte in den für afrikanische Geographie sich interessirenden Kreisen gebührende Beachtung finden, weshalb ich bitte, von diesem meinem Briefe jeden geeignet erscheinenden Gebrauch zu machen. Drei Dinge stehen jetzt fest: erstens kann der indische Elephant in Afrika leben; zweitens braucht er nicht in derselben kostspieligen Weise, welche in Indien unumgänglich nöthig ist, gefüttert zu werden, und drittens braucht man keine indischen Diener für ihn. Das hauptsächlichste Hinderniß für Afrika-Reisende ist die Beschaffung von Trägern; aber wer wird nach solchen verlangen, wenn er über 15 bis 20 Elephanten verfügt? Ich mag etwas zu enthusiastisch sein, aber nach Allem, was ich von Herrn Marco höre, bin ich wirklich der Meinung, daß man mit Hülfe von indischen Elephanten Afrika ein Jahrhundert früher hätte erforschen können. So viel wenigstens kann man behaupten, daß bei Expeditionen, wo Geld keine große Rolle spielt, wie z. B. bei denen von Lucas, Stanley u. s. w., in Zukunft Elephanten verwendet werden müßten.

Emin Effendi (Dr. Schnitzler) ist von Oberst Gordon zum Gouverneur der Aequatorialprovinzen ernannt worden, und zwar sehr vernünftiger Weise, da Emin Effendi vollständig mit dem von ihm zu verwaltenden Lande bekannt und auch sonst in jeder Hinsicht für seinen Posten befähigt ist.

Einige Leute von M'tesa sind jetzt hier, um Oberst Gordon zu sehen, und ich glaube sicher, daß nach ihrer Rückkehr M'tesa sich von den freundlichen Absichten der ägyptischen Regierung gegen ihn überzeugen lassen wird. Einige boshafte Leute scheinen ihm allerlei Unsinn über Aegyptens Absichten in den Kopf gesetzt zu haben. Die jetzt nach Uganda unterwegs befindlichen Missionäre (der Church Missionary Society, s. „Globus" XXXIV, S. 48) werden in ein oder zwei Tagen hier anlangen und dann in Gesellschaft eines

deutschen Photographen Buchter und von M'tesa's Leuten in etwa einer Woche nach Lado aufbrechen.

— Auf S. 16 dieses Bandes gaben wir die absprechende Aeußerung eines Engländers über die elenden Zustände in der Delagoa-Bay nach dem „Natal Mercury" wieder. Jetzt verzeichnet die „Mail" das von demselben Blatte gebrachte Gerücht, daß zwischen England und Portugal Verhandlungen wegen Abtretung jenes Gebietes schweben. Sollte dasselbe englisch werden, so würden die Angelegenheiten Südafrikas dadurch eine ganz andere Gestalt gewinnen. Welchen Eindruck jene verrufene Bay auf weiterblickende Männer macht, erhellt am besten daraus, daß Herr Ernst von Weber (Vier Jahre in Afrika, II, Cap. 25) seiner Zeit der deutschen Regierung den Erwerb derselben vorschlug, um von dort aus die holländischen Bauernrepubliken gegen englische Uebergriffe moralisch zu schützen, der Anglisirung Südafrikas vorzubeugen und dessen Germanisirung einzuleiten. Sind das nun auch fromme Wünsche geblieben, so haben doch Weber's Angaben über die Delagoa-Bay, wenn sie auch schon aus dem Jahre 1875 datiren, augenblicklich ein gewisses Interesse (a. a. O. S. 299 ff.). Die Mittheilungen, welche er von einem Deutschen und anderen dort ansässigen Geschäftsleuten erhielt, gaben ihm die Ueberzeugung, daß es nur wenige Plätze auf der Erde giebt, wo ein Kaufmann sein Capital mit solchem Gewinn um- und umwendet wie dort. Der Handel ist theils Import nach den 70 Stunden entfernten Goldfeldern von Transvaal, theils Tauschhandel mit den in einem weiten Umkreise im Innern des Landes wohnenden Kaffernstämmen, den Amatongas, Amaswasis und Zulus. Die Haupteinfuhr für diese schwarzen Völker bilden Schießbedürfnisse: Flinten, Blei und Schießpulver. Ein einziger Kaufmann von Durban verkaufte in den letzten drei Jahren in Delagoa-Bay 7000 Flinten, alte ausrangirte europäische Gewehre, die ihm selbst das Stück von Europa her bis zur Bay nur 20 Mark kosteten, während er dafür von den Kaffern für je eine Flinte jederzeit ein Stück Rindvieh erhielt, so daß er im Ganzen 7000 Rinder bekam, die er zu Lande durch Zululand nach Natal trieb und dort zu 100 bis 120 Mark das Stück verkaufte. Der Bruttogewinn an diesem Geschäft betrug also 560 000 bis 700 000 Mark und der Nettogewinn wird nur eine verhältnißmäßig geringe Summe weniger betragen haben. Bei solchem kolossalen Geschäftsgewinn ist es denn sehr natürlich, wenn alle hier ansässigen Händler den neuen Ankömmlingen und den Leuten in der Ferne das Dortbleiben resp. das Dorthinreisen zu verleiden suchen; denn eine lebendige Concurrenz würde bald diesem commerciellen Paradiese ein Ende machen. Das Klima bietet natürlich dazu den bequemsten Vorwand, und die durch zahlreiche von Zeit zu Zeit an große Zeitungsblätter eingesandte Correspondenzartikel verfolgte Politik, Delagoa-Bay als ein Batavia, Saigon oder Neu-Orleans darzustellen, wo es nur wenigen auserwählten und löwenkräftigen Naturen vergönnt sei, die Früchte ihres Fleißes noch bei Lebzeiten einzuheimsen, hat bis jetzt noch viele speculative europäische Kaufleute zurückgehalten, hier ihr Comptoir aufzuschlagen. Factum ist, daß allerdings der Platz, wo die bisherige Niederlassung Lorenzo Marques steht, der allerungünstigste ist, der nur überhaupt ausgesucht werden konnte. Er wurde bei der ersten Errichtung einer portugiesischen Handelsfactorei im Jahre 1544 mit Absicht auf einer auf drei Seiten von Sümpfen umgebenen Landzunge gewählt, weil diese Sümpfe zur Fluthzeit mit Wasser bedeckt sind und daher den ersten Ansiedlern gegen die Angriffe der damaligen wilden und räuberischen Kaffernstämme der Küste einen werthvollen Schutz boten. Aber man hat nur einige Schritte bergan zu steigen und sein Haus auf der allmälig bis zu 200 Fuß ansteigenden Berea, d. i. dem hoch und luftig gelegenen Uferbergrücken, aufzubauen, um dort eine gegen alle Bedrohlichkeiten des Fiebers vollständig gesicherte und gesunde Wohnung zu haben.

Lorenzo Marques hat jetzt 3000 Einwohner, die in 70 Häusern von Stein und 40 halb von Stein und halb von Lehm aufgeführten Gebäuden wohnen. Die Stadt ist in raschem Zunehmen begriffen, seitdem die Goldfelder von Transvaal entdeckt sind, da sie für dieselben den nächsten Handelsstapelplatz abgiebt. Wie sich seitdem der Handel gehoben hat, beweisen die folgenden Zahlen:

	Import und Export zusammen		Zollertrag
1866	164 550 Mark	1856/57	8859 Mark
1871	286 095 „	1870/71	31 137 „
1874	?	1874/75	399 000 „

Im Tauschhandel mit den Eingeborenen wird eine Flinte = einer Kuh = 10 wilden Katzenfellen gerechnet. Die letzteren sind grauschwarz getigert und dienen den Zulus zur Bekleidung ihrer Hüftengürtel (a. a. O. S. 304). Der hohe Werth der Delagoa-Bay besteht hauptsächlich darin, daß sie auf der ganzen 220 deutsche Meilen betragenden Küstenstrecke vom Cap der Guten Hoffnung bis nach Lorenzo Marques der einzige vollständig sichere Hafen ist, denn alle übrigen an der Küste von Süd- und Südostafrika gelegenen Häfen sind entweder nur offene Rheden oder haben durch Sandbarren gefährdete Einfahrten. Die Delagoa-Bay ist den Schiffen zu allen Jahreszeiten gleich zugänglich und groß genug, um die mächtigsten Kriegsflotten in sich aufzunehmen. Die beiden Winkel der Bay bei Lorenzo Marques und westlich von der Insel Inyak (Port Melville) sind tief genug für die größten Schiffe (bei Hochwasser 21 Faden und bei Ebbe 16 Faden tief), und wenn eine reichere Regierung als die portugiesische den herrlichen Hafen besäße, so würden rasch Piers, Docks und Kais entstehen und die bis jetzt so schwierige Ausladung und Befrachtung der Schiffe dann außerordentlich erleichtert werden. Bis jetzt fehlt es sogar an einer Landungsbrücke; alle Waaren müssen eine Strecke weit auf dem Rücken von Trägern durch das denselben bis an die Brust reichende Wasser nach den Booten getragen und in diesen dann nach den weiter draußen ankernden Schiffen geführt werden. Allerdings hat der neue (1875) Gouverneur, Senhor Augusto di Castilho, bereits den Bau einer Landungsbrücke, eines neuen Zollgebäudes und eines Regierungspalastes in Angriff genommen und will auch in nächster Zeit auf der hohen Berea auf Point Reuben einen eisernen Leuchtthurm erbauen sowie auf der Sandbank Cockburn Shoal in der Bay ein Leuchtschiff placiren.

Arktisches Gebiet.

— Die schwedische Expedition, welche unter Führung des Professor Nordenskjöld die Fahrt in das Eismeer um Sibirien herum zur Beringstraße unternimmt, verließ am 4. Juli Gothenburg. Die Expedition lief zunächst Tromsoe an, um den Kohlenvorrath zu ergänzen, passirte das Nordcap bei Sturm, berührte dann noch den kleinen norwegischen Hafen Vadsö und steuerte darauf zur Jugorstraße.

— Mr. Bennet (s. oben Nro. VI, S. 96) beabsichtigt, außer der „Pandora" noch die Yacht „Dauntleß" auf der Spitzbergen-Route zu einer Entdeckungsreise im Arktischen Meere auszusenden.

— Durch den Unternehmungsgeist von Mitgliedern der Bremer Geographischen Gesellschaft, welche sich zu dem Zweck mit russischen Kaufleuten in Verbindung gesetzt haben, werden in diesem Sommer von deutschen Seeplätzen Dampfer mit Gütern sowohl nach dem Ob als nach der Mündung des Jenisei expedirt. Der Dampfer „Luise", von 700 Tons Tragfähigkeit, Capitän Burmeister, Rheder Baron Knoop, hat am 21. Juli mit verschiedenen Waaren (namentlich russischen Producten) befrachtet, Cuxhaven verlassen, um die Fahrt nach dem Jenisei anzutreten, wobei die norwegischen Häfen Bergen und Vardö angelaufen werden sollen. Diese Reise machen ein Bremer Kaufmann, Herr Schmidt, als Inspector der dortigen Deutschen Ver-

sicherungsgesellschaft, und ein Beamter des kaiserlich russischen Finanzministeriums, Herr Ehlertz, mit. Es schlossen sich dieser Expedition ein kleinerer Dampfer, „Moskau", geführt von Capitän Dahlmann, und drei von dem Dampfer „Luise" zu schleppende eiserne Leichterfahrzeuge an. Die letzteren und der Dampfer „Moskau" sind bestimmt, die aus Europa mitgebrachten Güter den Jenisei aufwärts ins Innere von Sibirien zu bringen und sollen auch für die Zukunft diesen Dienst versehen. Die zweite Unternehmung geht von Hrn. Kaufmann O. Bartning in Hamburg und Hrn. Funck in Barnaul aus, und hat die Erreichung des Nadym im Obmeerbusen zum Ziel. Der zu diesem Zwecke ausgerüstete Dampfer „Neptun" (420 Tons Tragfähigkeit), Capitän Rasmussen, hat Hamburg bereits am 14. Juli verlassen. Derselbe ist mit verschiedenen Kaufmannsgütern beladen. Die Rückfracht dieses Dampfers nach Europa, bestehend in Getreide und sonstigen sibirischen Producten, ist unter der Leitung des Herrn Funck und eines Agenten des genannten Hamburger Hauses jetzt auf dem Ob unterwegs nach der Mündung des Nadym. „Neptun" ist bereits am 31. Juli Vardö passirt und dürfte seinen Bestimmungsplatz gegen Mitte August erreicht haben (s. u.) Der Dampfer „Luise" dagegen ist leider im Beginne seiner Reise nach dem Jenisei mit einem norwegischen Lootsen an Bord auf einer in den Karten nicht verzeichneten Klippe in der Nähe des kleinen Ortes Brönö an der norwegischen Küste während der Nacht vom 29. auf den 30. Juli gestrandet. Die „Luise" ist allerdings später durch Hülfe der „Moskwa" und eines von Drontheim requirirten Schleppdampfers abgekommen, mußte indeß nach Bergen zur Reparatur zurückkehren und somit die Weiterreise nach dem Jenisei der vorgerückten Jahreszeit wegen unterlassen. Um die Expedition für dieses Jahr nicht aufgeben zu müssen, haben sich die Betheiligten sofort entschlossen, durch die Charterung eines andern Dampfers Ersatz zu schaffen, und hat der norwegische Dampfer „Zaritza", Capitän Brunn, von 313 Registertons, bereits am 17. August mit dem nicht beschädigten Theile der Ladung aus der „Luise" und in Begleitung der „Moskwa" die Reise von Brönö aus fortgesetzt. Nach den letzten Nachrichten waren die Schiffe am 21. August Hammerfest passirt und beabsichtigten die Capitäne dann aus dem Porsanger Fjord nach See zu gehen, so daß sie die Mündung des Jenisei vermuthlich in den ersten Tagen des September erreichen werden. Es steht zu hoffen, daß diese, trotz des unglücklichen Zwischenfalls der Strandung der „Luise", mit anerkennenswerther Energie aufrecht erhaltene Expedition glücklich zu Ende geführt und der Dampfer „Zaritza" im Herbste wohlbehalten mit sibirischen Gütern nach Europa zurückkehren werde. (Mittheilung der Bremer Geographischen Gesellschaft.)

— In den Vereinigten Staaten erwartet man nach „Nature" den Capitän Tyson mit der „Florence" zurück, in welcher er voriges Jahr eine vorläufige Nordfahrt unternahm, um der größern polaren Ansiedelung des Capitän Howgate in Lady Franklin Sound den Weg zu bahnen (s. „Globus" XXXII, S. 176 und 271). Letzterer Plan ist nicht aufgegeben, sondern nur um ein Jahr verschoben worden, weil der Congreß sich vertagte, ohne die dafür geforderte Geldbewilligung zu machen. Die Bitte soll 1879 erneuert werden, unterstützt durch einen Bericht, welcher auf den wissenschaftlichen Beobachtungen des Capitäns Tyson und seiner Begleiter fußt.

— In Holland sind interessante Briefe von der holländischen Nordpolarexpedition (s. oben S. 95) eingetroffen, wonach dieselbe am 9. (?) Mai in Jan Mayen und am 27. Juni bei Amsterdam-Insel eintraf und daselbst den dort begrabenen holländischen Seefahrern ein einfaches Denkmal errichtete. Dann wurden die übrigen Hauptpunkte von Spitzbergen besucht und nach Vardö in Norwegen gefahren, von wo man Mitte August Nowaja Zemlja zu erreichen hoffte.

— Wie die Schiffsnachrichten gemeldet haben, ist der am 14. Juli von Hamburg nach dem Ob-Meerbusen (Mündung des Nadym, auf 72° östl. L., 66½° nördl. Br.) expedirte Dampfer „Neptun", von 420 Tons Ladefähigkeit und 12 Fuß Tiefgang, Capitän Rasmussen, bereits am 6. September nach Hammerfest mit voller Ladung sibirischen Weizens zurückgekehrt. Es ist dies die erste in einem Sommer mit Hin- und Rückfracht glücklich vollführte Handelsfahrt nach Nordsibirien, und letztere daher für die Eröffnung jener Seeverbindung von hoher Bedeutung. Die erste Anregung zu dieser Unternehmung ging von einem in Sibirien lebenden deutschen Landsmann, Herrn Funck in Barnaul, aus. Schon bei der Anwesenheit der Mitglieder der Bremer westsibirischen Expedition in Barnaul begrüßte derselbe die Idee, durch diese Forschungsreise zugleich dem deutschen Seehandel neue Bahnen zu ebnen. Im vorigen Winter kam derselbe nach Bremen, wo sich später leider die Verhandlungen mit einer hiesigen Rhedereigesellschaft behufs Aussendung eines Dampfers nach dem Ob zerschlugen. Herr Funck trat sodann mit einem Hamburger Kaufmann, Herrn O. Bartning, in Verbindung, und kam eine Vereinbarung zu Stande, deren Folge die Fahrt des „Neptun" gewesen ist. Der „Neptun" war mit Kaufmannsgütern aller Art beladen. Der „Neptun" traf am 13. August am Nadym ein und hatte auf der Fahrt dahin keinerlei Schwierigkeiten durch Eis. Der Verabredung gemäß waren hier bereits die Herren Funck und Kühn mit der auf Leichterfahrzeugen, die von Dampfern geschleppt, angebrachten Ladung sibirischen Weizens, um diese an den „Neptun" abzuliefern und die aus Europa mitgebrachten Güter in Empfang zu nehmen. Obwohl Einrichtungen für Löschen und Laden im Ob-Meerbusen schwerlich vorhanden, wurde dieses Geschäft in verhältnißmäßig kurzer Zeit beendigt, und konnte der „Neptun" bereits am 24. August seine Rückreise antreten. Nach dreizehn Tagen traf derselbe in Hammerfest ein. Vielleicht wird die Reise künftig, wenn erst die sehr ungenügend bekannten Fahrwasserverhältnisse des Ob-Meerbusens genauer ermittelt, in noch kürzerer Zeit gemacht werden können. Ja, wenn man Depôts in den nördlichen norwegischen Häfen errichtet, wird es vielleicht zu ermöglichen sein, in der eisfreien Hochsommerzeit zwei Reisen hin und her zu machen. Schließlich mag noch darauf aufmerksam gemacht werden, daß unter den sibirischen Stromgebieten das Obgebiet für den Seehandel das wichtigste ist. Der Schifffahrtsverkehr auf dem Ob ist schon ziemlich entwickelt, denn es fahren auf demselben über dreißig Dampfer. Das Ob-Gebiet ist der productivste und bevölkertste Theil von Sibirien. Es ist sehr erfreulich, daß sich zur Eröffnung der Fahrt sowohl nach dem Ob als nach dem Jenisei deutscher Unternehmungsgeist bethätigt und daß somit das Programm, welches die hiesige geographische Gesellschaft bei Aussendung ihrer westsibirischen Expedition aufstellte, nämlich neben den allgemein wissenschaftlichen Zwecken auch die Interessen des deutschen Handels zu fördern, seiner Erfüllung mehr und mehr entgegengeht. (Mitth. der Geogr. Gesell. in Bremen.)

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 13, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band XXXIV. №18.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
Begründet von Karl Andree.
In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von
Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1878.

Skizzen aus Süd-Rußland.

(Nach dem Französischen des Herrn F. de Mély.)

II.

Reichern Glanz als Orianda verheißt Alupka, wenn man es auf der Straße von Baidar nach Jalta von oben erblickt, wie sich das imposante Gebäude, von tatarischen Häusern umgeben, aus dem Blättergrün erhebt. Bei jeder

Schloß Alupka. (Nach einer Photographie.)

Windung der Straße kommt man bei einem Hause mit flachem Dache vorbei, auf dessen Schwelle gewöhnlich ein Tatare sitzt und die Vorübergehenden betrachtet, während seine Frau, wenn sie noch jung ist, schleunig sich hinein flüchtet. Vor

der dem Gebirge zugewandten Seite des Schlosses liegt ein schmaler Hof, der aus dem Felsen heraus gearbeitet ist und von einer monumentalen Halle abgeschlossen wird. Herrliche Cypressen, die ersten, welche in der Gegend gepflanzt wurden und von denen alle jetzt dort vorhandenen herstammen, überragen ihn. Die beiden ganz aus grauem Granit erbauten Façaden des Schlosses gleichen sich durchaus nicht; die nach der Landseite gekehrte zeigt anglo-maurésken, die nach der See hinschauende ganz orientalischen Stil. Das Ganze soll 14 Millionen Franken gekostet haben; Stein für Stein wurde eigens dazu ausgewählt, so daß jeder genau dieselbe graue Tönung zeigt und keiner aus einem andern Blocke als wie sein Nachbar geschnitten erscheint. Die Zimmer sind von etwas überladener Pracht. Großartig ist das Vorzimmer, nur daß eine Marmorschale mit einem Springbrunnen schlecht zu dem gebohnten Parquetfußboden paßt.

Alupka, vom Meere aus gesehen. (Nach einer Photographie.)

Zur Rechten tritt man in einen Komödiensaal, durchschreitet einen langen Wintergarten und erreicht den riesigen Speisesaal, wo eine mit Fayence belegte Nische, in welcher klares frisches Wasser sprudelt, die Stelle des Kamins einnimmt; vier große Gemälde von Hubert Robert und zwei 6 Fuß hohe chinesische Vasen von Cloisonné-Arbeit vollenden die Ausschmückung des Raumes. Unstreitig das reizendste Gemach des Schlosses ist das mit Kunstgegenständen angefüllte Arbeitszimmer der Fürstin in chinesischem Stil mit Verzierungen aus dunklem auf hellem Eichenholze; eine Thür führt in einen kleinen Garten, wo Weinreben einen plätschernden Marmorbrunnen beschatten. Der sogenannte Waffensaal in einem Nebengebäude verdient eher den Namen einer Geräthkammer; seine einzig interessanten Stücke sind der mit dem Bildnisse des Königs geschmückte Marschallsstab Philipp's von Orléans, ein Säbel Peter des Großen und der Katha-

Nowo-Tscherkask. (Nach einer Photographie.)

rina's. Das Sehenswertheste von Alupka ist jedoch das maurische Thor auf der Seeseite und die löwengeschmückte Treppe, deren Stufen auf eine geräumige Plateforme führen, welche nach vorn und nach beiden Seiten eine ebenso schöne Aussicht gewährt, wie umgekehrt den Blick vom Meere aus nach dem orientalischen Wunderbau hinauf entzückt.

Am nächsten Tage erreichte de Mély über Simferopol die Eisenbahn und auf ihr mit weitem Umwege und in langer Fahrt über Alexandrowsk, Lozowaja und Rostow Nowo Tscherkask, die Hauptstadt des Landes der donischen Kazaken. Das vornehmste Bauwerk derselben ist der Palast des Hetman, dessen eine Seite auf die große die ganze Stadt durchschneidende Straße, dessen andere auf eine lange Allee von Linden schaut, die freilich klein sind, aber doch angenehm gegen die weite, den ganzen Horizont einnehmende Steppe absticht. Nowo Tscherkask ist eine ganz junge Stadt; sie wurde erst 1805 angelegt. Weder Pflanzen noch Bäume wuchsen auf dem Hügel, den sie jetzt einnimmt, und mit großen Kosten wurde der nöthige Humus für wenige Vegetation herbeigeschafft. So hat man ein ganz kleines, erbärmliches Gehölz geschaffen, wo sich Abends nach einer Hitze von 35° bis 40° die gute Gesellschaft versammelt, um frische Luft zu schöpfen, welche in den Straßen bei all' ihrer Breite nicht zu finden ist. Um so mehr ist der Ort selbst aufgeblüht, besonders seitdem er im Jahre 1863 mit den sehr nöthigen Wasserleitungen versehen und durch Eisenbahnen mit Woronesh und Taganrog am Azowschen Meere verbunden worden ist. Am Ende der Promenade liegt das Gerichtsgebäude und die Bibliothek, wo die Archive der schon im 15. Jahrhundert auftretenden Kazaken, d. h. ihre Urkunden und Gerechtsame, die Stäbe ihrer Hetmane, ihre Kriegstrophäen und die ihren Großwürdenträgern verliehenen Ehrensäbel aufbewahrt werden.

Da der Hetman der donischen Kazaken, an welchen Mély Empfehlungsbriefe überbrachte, verreist war, so benutzte er seine freie Zeit zunächst zu einem Ausfluge nach den Kohlengruben von Schatnaja 30 Kilometer nördlich von Tscherkask. Eine Eisenbahn verbindet beide Orte. Vom Bahnhofe führte

Nowo-Tscherkask von der Steppe aus gesehen. (Nach einer Photographie.)

ihn eine Telega nach der Wohnung des Directors, einem reizenden Hause inmitten der öden Steppe. Unweit davon erheben sich einige hohe rauchende Schornsteine; auf kleinen Eisenbahnen wird die Kohle fortgeschafft, kurz ein ungewöhnliches Leben herrscht auf der sonst so stillen und ruhigen Ebene. Neben dem Hause stehen in kleinen schlecht umzäunten Gärten einige Strohhütten, wo Bergleute wohnen; auf der andern Seite liegt ein kleiner Park mit Wasser und Bäumen, der den Aufenthalt dort erträglicher macht.

Angenehm war der Franzose überrascht, daß ihn die Gattin des abwesenden Directors mit vollendeter Gastfreundschaft empfing und in seiner Muttersprache ihm Rede und Antwort stand. Dort, wo noch vor wenigen Jahren nur Pferdeherden herumschweiften, arbeiten jetzt zwei Dampfmaschinen an der Förderung der Kohlen, ist eine Art Dorf entstanden und wachsen Bäume. Etwa 900 Arbeiter finden daselbst Beschäftigung; nach russischer Sitte verlangen sie am Abend eines jeden Sonnabend ein russisches Bad, um den Tag des Herrn würdig feiern zu können, und die Grubenverwaltung hat ihnen die dazu nöthigen Einrichtungen herstellen lassen.

Der dort gewonnene Anthracit ist von außerordentlicher Härte, so hart, daß man, um ihn in den Häusern brennen zu können, an den Oefen besondere Umänderungen hat vornehmen müssen. Er gleicht so sehr dem Marmor, daß Mély einige Tage später eine prachtvolle Vase im Palaste des Hetman, welche ganz einfach in Schatnaja aus Anthracit geschnitten worden war, für marmorn hielt. Die Eisenbahngesellschaft hat mit der Bergwerksverwaltung einen Vertrag dahin geschlossen, daß erstere täglich 40 Waggons zur Abfuhr der Kohle stellt, damit sich die Arbeiter in den unterirdischen Gängen frei bewegen können. Allein sie kommt ihren Verpflichtungen schlecht nach, so daß mitunter zehn Tage vergehen, ohne daß sie einen einzigen schickt und dann plötzlich eines Morgens ihrer 200 auf einmal ankommen. In Folge dessen häufen sich die Hunde in den Gruben zu sehr an und beengen die Arbeiter, welche gezwungen sind, bald ihre Arbeit zu unterbrechen, bald Hals über Kopf zu

arbeiten. Die russischen Eisenbahnen stehen eben noch im Beginn der Entwickelung; später wird diese Gegend am Don unzweifelhaft, wenn richtig angegriffen, von großer Wichtigkeit werden. Hier zeigt die Steppe, welche Schätze sie umschließt; aber ihr fehlen, damit dieselben erschlossen werden können, fleißige und intelligente Ansiedler.

Nach Tscherkask zurückgekehrt, verwendete Mély einen Theil des nächsten Tages zum Besuch der Kazaken-Stanitza Kridanskoje, welche zwischen Neu- und Alt-Tscherkask, der frühern Hauptstadt der donischen Kazaken, liegt. Eine einstündige Bootfahrt auf dem Flusse brachte ihn dorthin. Das Dorf stand seit Beginn der Ueberschwemmung mit der

Die Moskowaja-Straße in Nowo-Tscherkask. (Nach einer Photographie.)

Der Palast des Hetman in Nowo-Tscherkask. (Nach einer Photographie.)

übrigen Gegend nur durch Boote in Verbindung und hatte schon vorher seine Rinder- und Pferdeherden unter Aufsicht einiger Leute in die Steppe geschickt. Die mit gelbem Ocker angestrichenen Holzhäuser sind trefflich gehalten und reinlich und zeugen von einem gewissen Wohlstande. Im Schlafzimmer brennt eine kleine Lampe vor einigen Heiligenbildern und in einer Ecke stehen die von Generation zu Generation vererbten Truhen, welche die Staatskleider, Kappen und pelzbesetzten Brokatmäntel enthalten.

Man sollte glauben, daß beim Sinken des Flusses Sumpffieber entstehen müßten. Das ist aber nicht der Fall. Sobald der Fluß wieder seinen gewöhnlichen Wasserstand erreicht hat, sproßt überall das Gras in Fülle hervor und gewährt den Pferden reiche Nahrung.

Inzwischen war der Termin, zu welchem der Hetman in seine Residenz zurückkehren sollte, herangekommen; Mély bestieg also wieder sein Boot, welches ihn nach Nowo-Tscherkask zurückführte. Nur von Weitem sah er, nicht ohne Bedauern, daß er aus Mangel an Zeit vorbeifahren mußte, die Thürme und vergoldeten Kuppeln von Stara- (Alt-) Tscherkask über das überschwemmte Land emporragen. Seit der Gründung von Nowo-Tscherkask ist dessen Bedeutung sehr herabgegangen; seine Einwohner sind es müde geworden, an einem Orte zu leben, dessen Straßen sich vier Monate in jedem Jahre in Canäle verwandeln, und zogen es vor, in der neuen Hauptstadt zu wohnen, deren höhere Lage es wenigstens gestattet, daß man dort stets zu Fuß gehen kann.

In Nowo-Tscherkask angelangt, gab der Reisende seine Empfehlungsbriefe im Palaste ab und erhielt einige Stunden darauf durch einen Adjutanten die Nachricht, daß ihn General Krasnokutzki am nächsten Vormittage empfangen werde. Als er sich zur angegebenen Stunde pünktlich einfand, traf er in dem Vorzimmer zwei roth und gelb gekleidete Priester von mongolischem Typus, mit stumpfen Nasen, schief stehenden Augen und unglaublich barocken Mützen auf dem Kopfe: es waren der kalmückische Bakschai Archad-Schubanow und sein erster Stellvertreter, welche in Begleitung ihres Dolmetschers ihrem Vorgesetzten, dem Hetman, einen Besuch abstatteten. Sie wichen von Allem, was Mély bisher gesehen, so ab, daß er ein lebhaftes Verlangen empfand, diese Leute in ihrer Heimath aufzusuchen. Das war so leicht nicht; aber es gelang ihm durch Vermittelung des Hetman, einige Tage später ihren Kurul, der mitten in der Steppe zwischen Aksai und Astrachan liegt, besuchen zu können. Der General, welcher ihn in der liebenswürdigsten Weise empfing, gab ihm einen seiner Adjutanten zur Seite, welcher den Führer abgeben, seine Fragen beantworten und ihn auf hunderterlei Einzelheiten, die ihm sonst entgangen wären, aufmerksam machen sollte. Immerhin mußte man so lange warten, bis der Bakschai heimgekehrt sein würde, und da er noch einen ganzen Tag in Tscherkask bleiben wollte, so wurde beschlossen, erst zwei Tage nach ihm abzureisen, damit er Zeit hätte, alles zum Empfange seiner Besucher vorzubereiten. Die Zwischenzeit wurde mit einem interessanten Ausfluge nach dem Krongestüte Prevalje ausgefüllt. Für den Besuch des Kalmükendorfes stellte der General Herrn de Mély seine eigene Tarantasse zur Verfügung; eine zweite schaffte der ihm beigegebene Adjutant zur Stelle, der sich von seinem Diener, einem Kazaken, begleiten ließ, und für Mundvorräthe sorgte der Besitzer des Gasthauses, in welchem Mély abgestiegen war. So mit allem Nöthigen wohl versehen, traten sie ihre Reise an, welche zuerst auf der kaukasischen Straße bis Olginski und dann in der Richtung des 47. Breitengrades nach Osten führte. Gewöhnlich gehen die Beamten auf ihren Dienstreisen über Stara-Tscherkask; aber die Stadt war damals gerade unzugänglich: die übergetretenen Wasser des Don zwangen die Reisenden zu einem großen bogenförmigen Umwege, so daß sie auf einer Entfernung von funfzig Kilometer die zwischen dem Grün der Bäume hervorleuchtenden Kuppeln, die sich in der Ueberschwemmung wiederspiegelten, fortwährend zur Seite hatten.

Stara-Tscherkask.

Die Garo-, Khassia- und Naga-Völker an der indisch-birmanischen Grenze.

Von **Emil Schlagintweit.**

II.

Die Khassia.

Die Khassia wohnen den Garo zunächst; ihre Nachbarn sind die Dschaintya, an welche nordöstlich die Mikir sich anschließen. Politisch waren diese Stämme jederzeit getrennt, aber ethnographisch bilden sie ein Volk. Die Khassia sind die civilisirtesten von allen; sie sind zwar einem Zustande der Wildheit noch sehr nahe geblieben, aber stehen doch nicht mehr ganz niedrig, der Einfluß des Verkehres mit Europäern macht sich bereits bemerkbar. Als Race sind Khassia wie Dschaintya ein schöner Menschenschlag mit auffallend gut entwickelter Fuß- und Armmusculatur, die in Indien in der Ebene gar nicht angetroffen wird und unter Gebirgsvölkern selten ist; sie sind dabei geistig geweckt und lieben kriegerische Künste; man sieht sie nie unbewaffnet, hier tritt auch der fast mannslange Schild auf, der zugleich zum Schutz gegen Regen dient. Kinder gehen nackt, bei Erwachsenen ist die Bedeckung des Körpers aber voller als bei den Garo. Die Sprache ist besser als von jedem andern Stamme dieser Gruppe erforscht; wir besitzen vorzügliche Grammatiken vom Missionär Pryse, von Robinson und dem Berliner Gelehrten W. Schott; auch der verstorbene H. C. von der Gabelentz beschäftigte sich damit und Missionär Roberts verdanken wir ein ausführliches Englisch-Khassia Wörterbuch. Die Sprache gehört zu den einsilbigen und bildet ein Glied der großen Thai- oder Schan-Familie, die aus nördlichen Ursitzen nach Hinterindien einbrach und hier in schmalem Streifen bis zum Meerbusen von Siam hinabreicht. Schriftzeichen fehlen, der Mangel einer Schrift erschwert die englische Verwaltung fühlbar. Als Nahrung dient Fleisch in jeder eßbaren Form, Fische, die getrocknet verzehrt werden, Früchte, Reis und Mehlspeisen. Eigen ist das Kauen von Betel in fauligem Zustande, welcher das Email der Zähne schwarz färbt und hierdurch den sonst angenehmen Gesichtsausdruck unschön verändert. Die Sitten sind jenen der Garo ähnlich; auch hier zieht nicht der Mann die Frau zu sich hinüber, sondern dieser tritt als neues Mitglied in Familie und Besitz der Gattin ein. In religiösen Fragen neigen Khassia wie Dschaintya dem größten Aberglauben zu; früher waren Menschenopfer üblich zur Beschwichtigung der erzürnten (Natur-) Gottheit; dieselben gaben aber 1834 den Engländern berechtigten Anlaß, dem Fürsten des betreffenden Stammes der Dschaintya die Landesverwaltung abzunehmen [1]. Der Khassia wie Dschaintya ißt nicht, geht nicht auf die Reise, tritt keinen wichtigen Abschnitt seines Lebens an, ohne nicht den Geistern zu opfern — beim Trinken und Essen taucht man die Finger dreimal ein und besprengt den Boden — und die Zeichen zu befragen; insbesondere spielt das Aufschlagen von Eiern eine große Rolle, und deren werden oft viele verbraucht, da man den Versuch so lange fortsetzen muß, bis sie ein günstiges Gebilde ergeben, denn bis dahin gilt der Geist als feindlich und ist erst durch die Beharrlichkeit des zu ihm sich wendenden Gläubigen umzustimmen. Auf das Gottesurtheil des Wassers wird häufig erkannt; als unterlegen im Rechtsstreit gilt, wer am wenigsten lange unter Wasser bleibt. Bei dieser Probe kann man sich durch einen Beistand vertreten lassen, so daß auch unter diesem Naturvolk ein mit guter Lunge versehener Anwalt im Vortheil ist. Ein Familienfest, das bei Wohlhabenden zum Volksfest wird, ist die Begräbnißfeier. Der Todte wird verbrannt, und da in der Höhe der Regenzeit Feuer im Freien nicht in Brand zu setzen ist, so wird der Leichnam in einen hohlen Baumstamm gelegt und durch Uebergießen von Honig bis zum Ende der Regenschauer vor Verwesung bewahrt. Schwer empfunden wurde 1854 das Auftreten von Cholera während der Regenzeit; die Aufspeicherung der vielen Todten erwies sich als unthunlich, und man entschloß sich, die Leichname ausnahmsweise nach Sitte der Hindus der Ebene dem Wasser zu übergeben; unter fortgesetzten Opfern und Beschwörungen warf man sie in die tief ausgewaschene Erosionsschlucht eines Gebirgsbaches zum großen Entsetzen der im unterhalb liegenden Tscherrapundschi wohnenden englischen Beamtenfamilien.

Als Landwirthe sind Khassia wie Dschaintya äußerst träge, der sehr fruchtbare Boden, der bedeutende Erträgnisse an Reis liefern könnte, ist nur zu einem sehr kleinen Theile angebaut. Ebenso wenig entwickelt ist das Gewerbe; ihre Frauen weben nicht, und das Einzige, was an Fabrikaten gerühmt wird, ist der aus Magneteisen hergestellte Stahl in der Form von Aexten und Messern; doch wird auch von diesen Geräthen nichts zur Ausfuhr, sondern nur zum Hausbedarf hergestellt. Im Handel kauft man auf Märkten gegen Tausch wie gegen englisch-indisches Geld (Rupien).

Weltbekannt, wenigstens im Kreise der Archäologen, wurden die Khassia und ihr Gebiet durch die bis in die Gegenwart geübte Sitte der Aufrichtung gewaltiger Steinmonolithen in senkrechter Lage, wie wir sie in Form und Zweck in den Dolmen, Cromlechs und Stonehenges Europas wiederfinden. Hier in den Khassia-Bergen war diese Art Denkmäler zum ersten Male aus Indien gemeldet worden; seither sind sie auch im mittlern und südlichen Indien aufgedeckt worden, besonders ausführlich ist die Beschreibung aus Tschota Nagpur am Nordrande Centralindiens [1]. An allen diesen Fundorten bestehen die Denkmäler aus aufrechtstehenden unbehauenen Bruchsteinen von mehr als Mannshöhe, viele Centner schwer, ohne Inschrift; vor ihnen liegen gleich-

---

[1] Ein bei solchem cannibalischen Anlasse gebrauchtes Opfermesser ist der ethnographischen Sammlung meiner Brüder einverleibt; es läßt sich am besten einem vergrößerten Büttnermesser jener Art vergleichen, mit welchem die Holzspunde eingetrieben und dann glatt, dem Fasse eben, abgeschnitten werden. Das Messer ist an der Spitze breit, wuchtig und vorn scharf schneidig, der Rücken breit; nach dem Griffe zu verjüngt es sich; die Klinge ist an 40 Centimeter, der Griff 25 Centimeter lang; am breiten Ende der Klinge ist ein Auge eingravirt und gelb eingelegt.

[1] E. T. Dalton, Rude Stone Monuments in Chutia Nagpur and other places, Journal of the Asiatic Society of Bengal 1873, Part. I, p. 112, mit drei photographischen Ansichten. Von allgemeinem Interesse ist, daß ihre Beschreibung vollkommen auf die Dolmen der Krim paßt. Vergl. W. Köppen, Streifzüge in der Krim, Russische Revue Bd. V, S. 545. Für die Khassia berichte ich nach Aquarellen meines Bruders, Hermann von Schlagintweit-Sakünlünski.

falls unbehauene und noch gewichtigere Steinplatten, auf kurzen steinernen Tragsäulen ruhend. Die Khassia bringen diese Steine oft aus weiter Ferne auf Holzschleifen herbei, vor die sich Hunderte von Menschen spannen; wo es angeht, wird die Reibung durch untergelegte Rollen überwunden. Die horizontal liegenden Platten sind als Grabstätten, auch Opfertische, gemeint, die senkrecht stehenden sind dagegen Erinnerungs- und Gedenksäulen. So werden Verträge durch Aufrichtung solcher Steinsäulen gleichsam besiegelt, selbst einem beliebten englischen Beamten wiederfuhr 1873 die Ehre der Aufrichtung einer solchen Denksäule. Diese Säulen und Grabtische stehen nie allein, sondern gruppenweise beisammen; sie werden mit keinerlei Inschrift versehen. Der Einsenkung des Steines an der bestimmten Stelle folgt ein großes Volksfest.

Der Mikir-Stamm im Dschaintya-Land erfuhr erst in der neuesten Zeit aus administrativen Ursachen Beachtung. Derselbe soll ursprünglich südlich davon in Katschar gelebt, dann vor Bedrückungen Zuflucht im Dschaintya-Lande gesucht haben; hier fanden sie nicht die Aufnahme, die sie erwartet hatten, begaben sich deshalb unter den Schutz des Radschas von Assam und bewohnen in den Districten Naugong und Goalpara das Land hinab bis zum Brahmaputra. Die Könige von Assam entwaffneten die Mikir; dadurch wurden sie aus unruhigen Nomaden friedliebende Ackerbauer und sind als Taglöhner gesucht. Ihre ethnographische Stellung im Gewirre der Völker der Ostgrenze Indiens bedarf noch endgültiger Feststellung; im Aeußern, Anzug und Sitten haben sie jedenfalls viel mit den Khassia gemein, eigenthümlich ist ihnen aber ein ärmelloses Wams aus roth gestreifter, an beiden Enden aufgefranster Baumwolle, das geradezu das Wahrzeichen der Stammeszugehörigkeit ist. Das Haus ruht wie bei den Khassia auf einem hohen Rost aus Pfählen, zu welchem man auf einem eingekerbten und schief angelehnten Baumstamme emporsteigt; die Behendigkeit, mit welcher die Eingeborenen solche Einbaumtreppen selbst mit schweren Lasten auf- und absteigen, ist staunenswerth. Der Mangel an Scham geht noch weiter als bei den Khassias; in einem nicht abgetheilten Raume schlafen Verheirathete, Ledige und Kinder neben einander. Die Ehe wird ohne große Förmlichkeit geschlossen, die Neuvermählten geben den Verwandten ein Fest. An indische Vorurtheile erinnert, daß die Mikir kein Rind schlachten und sich selbst der Milch enthalten. Wittwen können sich wieder verheirathen. Der ganze Stamm lebt in gedrückten Verhältnissen und zählte 1872 59 798 Seelen [1]).

Die Naga-Völker.

Unter allen Völkern, welche südlich von Assam wohnen, sind die Nagas der Zahl wie dem bewohnten Gebiete nach das stärkste; die letztjährigen englischen Expeditionen haben festgestellt, daß sie über die Wasserscheide zwischen Brahmaputra und Irawadi hinauswohnen und jedenfalls noch das Quellgebiet des Kaindwēn- oder Namtonai-Flusses bevölkern, des großen westlichen Zuflusses des Irawadi. Die Erklärung des Namens war zunächst aus dem Sanskrit Nâga (Schlange) versucht worden; Andere führten es zurück auf Bengali nangta (Hindostani nanga), nackt, während eine dritte Theorie das Katschari-Wort Naga herbeizieht, was einen jungen Mann, dann einen Krieger bedeutet; die Frage ist noch eine offene, letztere Erklärung aber die annehmbarste. Die Naga selbst haben für ihr Volk keinen gemeinsamen Namen, sondern, wie sie in zahlreiche Stämme gespalten sind, so nennen sie sich auch nach dem Dorfe ihres Wohnsitzes oder mit dem Namen, der für eine Gruppe von Dörfern, deren Insassen sich als ein Stamm fühlen, in Gebrauch kam. Nach Dutzenden, ja nach Hunderten zählen die Stämme; einige beschränken sich auf ein einziges Dorf. Der Race nach liegt hier kein einheitliches Volk vor; Lieutenant Butler, der als Beamter Jahre lang unter ihnen lebte, und Peal, Inhaber einer Theepflanzung in Nordkatschar, welcher ihr Land ebenfalls wiederholt besuchte und dauernd in Geschäftsberührung mit ihnen blieb, unterscheiden zwei Volkstypen, die ganz deutlich als verschiedene Racen sich abheben: „eine schöne, kräftige, muntere, geweckte und hellfarbige Race, die ihre meist terrassirten Felder mit vielem Fleiße bebaut; Hauptrepräsentant dieser Gruppe sind die Angami-Naga. Die andere Race ist dunkler, schmutziger und drückt sich mehr, ein gutes Beispiel ist der mürrische Lhota; besonders hervorzuheben ist, daß diese Race jedesmal zurückweicht, wenn sie mit dem stärkern Volke in Berührung kommt.“ Für einen andern ausgezeichneten Forscher auf diesem Gebiete, Oberst E. T. Dalton, ergab sich die tiefe Spalte des Dhangsiri-Flusses und seines östlichen Nebenflusses, des Doyang, als ethnographischen Markstein; er faßt die östlich von diesem Nebenflusse sitzenden Stämme, die im Aeußern, in Sitten und Sprache große Uebereinstimmung zeigen, als Ostrace zusammen, und setzt dieser gegenüber eine westliche, aber weniger einheitliche Gruppe, in welche verschiedene Völkerreste verschmolzen seien. Das Auftreten zahlreicher Dialekte ist ein weiterer Beweis dafür, daß wir es bei den Naga mit verschiedenen Volksstämmen zu thun haben, die unter einem gemeinsamen Namen gehen; so groß ist die Sprachverwirrung, daß die englische Verwaltung, die sonst von ihren Beamten Kenntniß der Provinzsprache verlangt, davon absah, dagegen jedem Stamme, den sie unter ihre Controle bringt, die Abordnung eines Dolmetschers an den Amtssitz des Beamten auferlegt, damit dieser sich in dem Bischen Assamesisch, dessen er schon mächtig ist, vervollkommne und die Aufträge an seinen Stamm in ihre Sprache übersetze. Bei den Schwierigkeiten, welche die Herstellung eines genauen und zu Sprachvergleichungen brauchbaren Vocabulares macht, fehlt es noch an genügendem Materiale, um aus der Sprache zur Bestimmung der ethnographischen Stellung der einzelnen Volkstheile gegen einander wie zu den Nachbarvölkern zu gelangen; die vorliegenden Sprachproben, welche Robinson mit Missionär Brown zu einer Grammatik des Naga zu verarbeiten unternahm, behandeln nur bestimmte räumlich eng begrenzte Dialekte, die über die Wohnsitze des Stammes hinaus nicht verstanden werden. Es fehlt jedoch nicht an anderen Merkmalen der Zusammengehörigkeit; so ist allen Naga eigenthümlich die Sitte des Tättowirens, dann eine Haarfrisur, wobei das Haupthaar auf dem Hinterkopfe in einen Knoten geschürzt wird. Diese Haartracht kommt auch im centralen Theile Indiens vor, aber findet sich dort nur unter einzelnen Resten der vorarischen Bewohner Indiens vor; hier dagegen ist sie allen Gebirgsstämmen an der Grenze gegen Hinterindien eigen und wird geradezu zum Wahrzeichen des das Grenzgebirge gegen Birma bewohnenden Volkes [1]). Ganz eigenartig ist das Tättowiren. Kein anderes indisches Volk ritzt Zeichen in die Haut, während hier jeder Stamm seine eigenen Zeichen hat. Diese Sitte weist auf einen Zusammenhang der Naga mit den in Jünnan und am Nordrande von Birma und Siam wohnenden Völkerstämmen hin, von denen diese Unsitte gleichfalls berichtet wird.

[1]) Eine ausführliche Beschreibung eines Wohnhauses für Junggesellen, die auch bei diesem Stamme abgesondert schlafen, giebt mit Abbildungen Brownlow in den Proceedings der Asiatischen Gesellschaft von Bengal, Calcutta 1874, S. 17.

[1]) Vergl. Th. H. Lewin, The Lushai Dialect of the Dzo or Kuki Language, Calcutta 1874.

In der folgenden Beschreibung ist eine Schilderung der Angami-Naga gegeben, eines der größten Stämme westlich des Doyang-Flusses; wir besitzen über diese durch ihren langjährigen, am 25. September 1875 leider durch einen Naga-Speer getödteten Aufsichtsbeamten, Lieutenant C. Butler, ausführlichere Nachrichten als über jeden andern Stamm. Wo im Folgenden wörtlich citirt wird, geschieht es nach Butler.

Die Angami-Naga zählen in 46 Dörfern 6367 Häuser; zu je fünf Bewohnern gerechnet, gelangt man zu einer Stammesstärke von 31 835 Seelen. Die Dörfer erstrecken sich 50 Kilometer in der Länge, 30 Kilometer in der Breite, so daß rund 1500 Quadratkilometer (28 deutsche Quadratmeilen oder ein Areal von der Größe des Herzogthums Sachsen-Altenburg) ihr Gebiet bilden; die Bevölkerung wohnt sohin unter ihnen dichter als bei ihren Nachbarn. In der äußern Erscheinung sind diese Naga kriegerische Gestalten; sie haben athletische Formen, die Muskeln sind an Armen und Waden stark entwickelt, an Größe überragen sie im Durchschnitt die anderen Stämme. Die Hautfarbe ist verhältnißmäßig hell, doch finden sich unter ihnen wie unter allen Stämmen der indo-chinesischen Gruppe Schattirungen ins Braune, die vom olivenfarbenen und röthlichen Tone bis ins Indianerroth und Dunkelbraun spielen. „So schwarze Menschen wie in Bengalen traf ich nur einen und von diesem ergab sich, daß er ursprünglich ein assamesischer Gefangener war, dem eine Tochter des Landes zu heirathen erlaubt worden war." In der Gesichtsform ist auch Wechsel, breite Backenknochen herrschen jedoch vor; die schönsten Leute werden in den höheren Thälern angetroffen. Unter den Weibern findet man einzelne, die man ganz hübsch nennen kann, „aber ich weiß nicht, ist es die freimüthige Schaustellung ihrer Reize oder die Gelegenheit der ungehinderten Vergleichung mit den vor Augen tretenden Formen der Männer, Thatsache ist es, daß ich vergebens nach den weichen Formen und schöngezogenen Linien suchte, welche den Frauengestalten anderer Racen Ansehen und Schönheit verleihen. Diese Reize fehlen zwar auch den Indiern von Kaschmir bis zum Meerbusen von Bengalen; hier aber war ich erstaunt, wie schnell Frauen unter harter Arbeit ungeschützt vor Sonnenbrand in Verbindung mit frühzeitiger Mutterschaft altern; in wenig mehr als sechs Jahren sah ich wahre Kinder in niedliche Mädchen und diese wieder in kräftige Mütter verwandelt, während ich andererseits Mütter und Frauen, an deren jugendlichem Aussehen ich mich erfreut hatte, in wenigen Jahren in alte Weiber zusammengeschrumpft sah mit kaum einer Spur ihres frühern guten Aeußern. Die Frauen sind züchtig, treu, vergnügt und, ganz im Gegensatz zu den Männern, nie müssig; sie tragen Holz aus dem Walde, das Wasser von den Brunnen herbei, kochen die Mahlzeiten, brauen den Reisbranntwein, weben im Hause und behacken den Acker. Wenn ich von Züchtigkeit spreche, so ist das Wort nicht in unserm Sinne zu nehmen, sondern nach den Vorstellungen eines Naga auszulegen. Die Beziehungen der beiden Geschlechter zu einander und die Feststellung des Standpunktes, den sie einnehmen sollen, war jederzeit in der Welt einer der heikelsten Probleme, und gerade die fortgeschrittenen Nationen haben am meisten erprobt, wie schwierig es ist, zwischen der Scylla puritanischer Enthaltsamkeit, welche die Geschlechter nahezu gänzlich von einander hält, und der Charybdis der Zügellosigkeit hindurchzusegeln. Hier unter den Nagas befinden wir uns in einer urwüchsigen Gesellschaft; sie straft Untreue in der Ehe mit dem Tode, aber dachte niemals daran, daß von den Ledigen oder sagen wir freien Mitgliedern des Stammes Enthaltsamkeit verlangt werde oder bei ihnen auch nur wünschenswerth sei. Junge Mädchen und Männer vermischen sich mit der vollen Freiheit, welche das Naturgesetz ihnen möglich macht; was sehen wir als Folgen? Prostitution und alle schlimmen Krankheiten in ihrem Gefolge sind unbekannt, keine öffentliche Dirne treibt hier ihr Geschäft; ein Naga-Mädchen würde sich schämen, ihren Körper anzubieten, und wehe dem Burschen, der seinen Zweck auf anderm Wege als durch Liebe erreichen will. Die Eltern mögen die Kinder in ihrer Wahl berathen, haben aber kein Einspruchsrecht. Das ganze Sittengesetz gipfelt in Ehe und Ehescheidung; leider muß man sagen, daß sie sich in einem Jahre folgen, ohne daß daraus ein Gerede entsteht; Unverträglichkeit der Anschauungen genügt schon zur Trennung." Die Hochzeit wird mit einem ergiebigen Mahle und Festlichkeiten gefeiert, wobei der Bräutigam, wenn er es vermag, den Eltern der Braut ein Geschenk macht. Die Ehescheidung macht eine Theilung alles beweglichen Vermögens nöthig; die Frau erhält ein Drittheil und lebt dann entweder allein in einem Häuschen oder kehrt zu ihren Eltern zurück, bis sie wieder heirathet. Bei einem Todesfall erben nicht die Töchter, sondern die Söhne mit Ausschluß der Töchter und der Wittwe, das Haus fällt dem jüngsten Sohne zu. Die Wittwe und Töchter behalten ihre persönlichen Anzüge und werden von den Söhnen und Brüdern bis zur Verehelichung oder auf Lebenszeit erhalten.

Der Anzug des Naga ist schreiend und auffallend. Hauptkleidungsstück der Männer ist ein dunkelblauer oder schwarzer Schurz aus selbstgemachtem Baumwollenzeug, von 1 bis 1,25 Meter Länge, 40 bis 50 Centimeter Breite, mit drei oder bisweilen vier Reihen kleiner weißer Muscheln benäht. Dieser Schurz wird um die Lenden gegürtet, an das vordere Ende ist ein Bindfaden genäht, der zwischen die Beine hindurch gezogen und hinten befestigt wird; die Schamtheile sind dadurch vollkommen bedeckt. „Ich kenne keine andere Art sich zu kleiden, welche alle Theile, die einen Mann bilden, in ihrer vollen Schönheit oder in ihren Mängeln sofort beurtheilen lassen." Bei schlechtem Wetter wirft der Mann eine Art Shwal über die Schultern. In den Ohren stecken mächtige Gehänge, zuweilen aus Jagdtrophäen, wie einem Eberzahn, bestehend; das Originellste sind aber Bündel aus gebleichter Baumwolle hinter den Ohren zu Ballen von einer Mannesfaust gepreßt und mittelst einer Rosette, von welcher lange Fäden auf den Hals herabhängen, an das Ohrlid befestigt. Um den Hals liegt ein Baumwollenband, an welchem hinten eine mächtige Muschel hängt. Arme und Füße sind mit Ringen aus Elfenbein, Messing oder bunt bemaltem Flechtwerk verziert. Das Haupthaar wird im Gesicht gerade abgeschnitten und glatt über die Stirn gebürstet, so daß es diese bis auf wenige Centimeter oberhalb der Augenbrauen bedeckt; einige theilen dieses Haar ab und bürsten es nach den Seiten zu hinaus. Das übrige Haupthaar läßt man lang wachsen und schlingt es zu einem eigenthümlichen Knoten, „nicht unähnlich dem vor Kurzem getragenen Chignon." Rund herum sind weiße Baumwollenbänder gewunden und an Festtagen steckt man Vogelfedern hinein, am liebsten Schwanzfedern vom Hornvogel, welcher die dichten Waldungen nach Tausenden bevölkert. Die Gewänder der Frauen sind durchweg weniger farbenreich als bei den Männern; man muß bei ihnen zwei Trachten unterscheiden: eine vollere und die ursprüngliche. Die eigentliche Nagatracht entspricht dem Urzustande des Volkes. Bis zur Pubertät und noch darüber hinaus gehen einzelne ganz nackt; dann wird an einem Baumwollenstricke mit verzierten Enden ein schön polirter länglicher Messingschild mit rechtwinkligen Ecken gehängt, innen wattirt; manche tragen darunter noch eine Schürze, aber viele entschlagen sich derselben und bedecken die Scham mit nichts als diesem Messingschild,

der bei schnellem Gehen auf die Seite gezogen wird. Der volle Anzug ist decent; er besteht aus einer langen um Hüfte und Füße geschlungenen Schürze, die bis unter die Wade reicht; nach aufwärts setzt sich daran ein spitzzulaufendes Tuch, das durch ein um den Hals laufendes Band bis über die Brüste hinaufgezogen wird und diese noch bedeckt; die Schulter bleibt unbedeckt. Alle Frauen sind mit Geschmeide dicht behangen; am beliebtesten sind Halskette und Armringe, welche oft den halben Arm entlang laufen. Die Schenkel und Waden sind zuweilen mit Längslinien tättowirt.

Eine interessante Figur ist der Krieger. „Es giebt kaum eine Erscheinung, die malerischer wäre als ein Angami-Krieger in voller Ausrüstung, der in seinem Gala-Kriegsaufzug umherstolzirt, die Berge von seinem eigenthümlichen Kriegsgeschrei wiederhallen läßt, das, von einigen hundert Kehlen ausgebracht, von außerordentlich durchdringender Wirkung ist und bald zu tiefem Baßton herabsteigt, bald in ein ungewöhnlich wildes, jackalartiges Gellen übergeht.“ Das Gesicht des Mannes ist tättowirt, um Auge, Nase und Mund laufen je nach Stamm- oder Familienverbindung spitz oder rund sich verbindende Linien, dazwischen Punkte, alles dunkelfarbig eingeätzt; „das Ganze giebt dem Gesichte eine unnatürlich tiefe Schwärze und macht den Ausdruck so furchterregend, wie wenn ein Weißer sein Gesicht schwärzt.“ Auf den Kopf hat der Krieger einen phantastischen mit Federn und Bändern verzierten Helm gestülpt oder auch nur ein Band eingeflochten und dies mit aufrechtstehenden Federn geschmückt; von den Ohren stehen Federn ab und Baumwollenfransen fallen auf den Nacken herab. Der Hals hängt mit Zierrath dick voll, noch dichter sind die Arme umwunden, Waden und Knöchel sind mit Schmuck und Bändern geziert. Um den Unterleib und die Hüfte sind Tücher gewunden, die bald in einer in lange Fransen auslaufenden farbenreichen Schürze oder in einem breiten um die Oberschenkel und die Hinterbacken gezogenen reich verbrämten Bande enden. Die Waffen sind der Spieß, deren jeder Krieger zwei führt, der Dao und der Schild. Der Speer hat eine lange eiserne Spitze und ist, wenn aus der Nähe geführt oder einem nahen Hinterhalte geworfen, eine gefährliche Waffe; man darf ihn nie anlehnen, sondern er muß stets frei und senkrecht stehen, weshalb das untere Ende auch mit einem Eisen bewehrt ist. Der Dao ist Streitaxt und zugleich Holzbeil wie Küchenmesser, dessen vorn 46 Centimeter breites gegen den Schaft sich verjüngendes Eisen in der Richtung der Längsaxe an einen Griff von 50 Centimeter befestigt ist; der Naga steckt es rückwärts in den Gurt. Zum Schutze gegen Angriffe dient ein Schild fast von Manneshöhe und 50 bis 60 Centimeter Breite; das Gestell ist von Bambu, den Ueberzug bildet außen die Haut eines wilden Thieres mit den Haaren, innen ein dünnes Brett; die oberen Enden sind mit Federn und dergleichen geziert. Neuerdings kommen Feuerwaffen in Gebrauch. Die Engländer verbieten zwar den Verkauf von Gewehr und Munition an die Naga, diese aber holen diese stark begehrte Waffe in Birma, wenn es nicht gelingt, eine englische Polizei- oder Militärwache anzuschleichen, sie zu ermorden und ihr die Waffen abzunehmen. Originell ist die Kriegserklärung; an Anlaß fehlt es nicht, da Blutfehde noch Stammesgesetz ist. Der mit Krieg bedachte Stamm erhält vom Angreifer ein Stück verkohlten Holzes, eine Schote des Cayennepfeffers und eine Flintenkugel (früher einen Speerspieß) zugesandt; diese Insignien bezeichnen Niederbrennen der Dörfer, die Hauptangriffswaffe und den beißenden Schmerz, welchen den Angegriffenen der Racheact bereiten wird. Eigenthümlich ist, daß diese Kriegszeichen dem bedrohten Stamme nicht direct zugehen, sondern von Dorf zu Dorf weiter gereicht werden. Unterwürfigkeitserklärung wird durch Darreichung eines Hundehalsbandes, an welchem ein Strick hängt, verständlich ausgedrückt.

Die Dörfer und Häuser stehen nach Art der Khassia und Garo auf Rosten und nicht in der Tiefe, sondern möglichst nahe den Berggipfeln. Der steten Fehden wegen sind sie stark befestigt; die Hindernisse der Annäherung bestehen in starkem Pfahlwerk und massiven Steinmauern; hierzu kommen in Kriegszeiten tiefe mit Reisig und Gras dünn bedeckte Gruben und Pandschies oder scharf zugespitzte Bamburohre, die mit Stricken an einander gereiht sind und in Gruben über den Weg, wo er von Gras überwachsen ist, hinter einander aufgestellt werden; der Feind tritt hinein und verletzt sich entweder beim Eintreten — alle Naga gehen barfuß — oder beim Niederfallen. Die Engländer lernten diese unscheinbaren Pandschies als Ursachen sehr schlimmer Verletzungen kennen; daß die Spitzen vergiftet seien, wie bei anderen Völkern dieser Gebirge, wurde nicht beobachtet.

Ueber ihre Herkunft haben die Nagas folgende Legende. „Vor langer Zeit, als die Welt noch jung war und Götter, Menschen und Thiere noch friedlich neben einander wohnten, lebten ein Gott, eine Frau und ein Tiger bei einander. Die Frau starb und der Tiger machte sich daran, ihren Körper sich zur Mahlzeit zu nehmen: dies machte dem glücklichen Zusammensein ein Ende und die Familie trennte sich. Einige Zeit später entstand zwischen zwei Brüdern, den Söhnen des großen Fürsten der Menschen, Streit; beide verließen die Heimath, wo ihre Wiege stand, auf verschiedenen Wegen; dabei machten beide Zeichen, der eine in den Tschombu-, der andere in den Tschemu-Baum. Einschnitte im Tschombu-Baum bleiben Tage lang weiß, im Tschemu werden sie sofort schwarz; die größere Menge der Nachfolgenden zog den Weg der weißen Marken, die Minderzahl folgte den schwarz gewordenen Wegzeichen; erstere führten in die Ebene, letztere in die Gebirge von Assam und daher die größere Ueberlegenheit der Tephrimas, d. i. Leute von Assam, oder der Weißen.“ Ueber Religion und Zukunft nach dem Tode ist sich der Naga gänzlich unklar. „Einige antworteten auf meine Frage nach diesen Dingen, daß ihre Geister in die höheren Regionen hinüberfliegen werden, wenn sie hienieden ein tugendsames Leben führten und jedes Uebermaßes in Speise und Trank, insbesondere des Genusses von Fleisch, sich enthielten; andere waren aber über die Frage ganz erstaunt und antworteten: Nach dem Tode beerdigt man uns, unsere Leiber verwesen und damit hat das Leben ein Ende; wer kann mehr wissen? Bedenken wir jedoch, daß der Todte mit seinen Kleidern, seinen Waffen und einem Huhn begraben wird, so folgt daraus doch, daß sie eine unbestimmte Idee vom Leben nach dem Tode haben, dessen Einzelnheiten sie jedoch nicht beunruhigen. Ihre Religion läßt sich in das einzige Wort Furcht fassen; alle religiösen Ceremonien, Gebete, Beschwörungen und Opfer, werden in dem Glauben vorgenommen, daß man damit ein bevorstehendes Uebel abwende; dagegen ist der Naga unfähig des Gefühles der Demuth, der Verehrung und der Anbetung gegen eine allesvermögende Gottheit. Ich traf einst einen Häuptling, welcher aus Anlaß des Absterbens seines geliebtesten Sohnes am Fieber in Folge Erkältung auf der Jagd in voller Kriegsrüstung ins Freie rannte, den Kriegsruf ausstieß, den Gott, der ihm seinen Sohn raubte, zum Zweikampf herausforderte und diesem dann schließlich fürchterliche Flüche nachsandte wegen seiner Feigheit, sich nicht mit ihm zu messen.“

C. Favre's und B. Mandrot's Reise in Kilikien 1874.

III.

Einzelheiten von der Reise [1]).

Die Straße von Missis nach Adana soll für die landesüblichen Karren fahrbar sein; die Entfernung kann in fünf bis sechs Stunden zurückgelegt werden. Favre und Mandrot gingen jedoch nicht direct nach Adana, sondern nordwärts am rechten Ufer des Dschihan in $2^1/_2$ Stunden nach Shilan Kalessi. Der Fluß läuft hier zwischen dem Fuße des Dschebel Missis und dem einer Hügelmasse, deren höchster Punkt nördlich am Sihun liegt, und deren letzte Ausläufer eben am Dschihan zwischen Missis und Shilan ersterben. Wie alle übrigen Denkmäler derselben Art in Kilikien liegt das Schloß Shilan oder die Schlangenburg auf dem Gipfel eines Kalkfelsens, welcher das nördliche Ende des Dschebel Missis bezeichnet. Aber anstatt daß der Fluß um denselben herumfließt, bricht er durch eine Art Engpaß und trennt dadurch den Kalkfelsen von der übrigen Kette, so daß zwischen Fluß und Berg nur ein schmaler Pfad übrig bleibt.

Von hier braucht man vier Stunden quer über die Ebene nach Tumlo Kalessi; anfangs geht der Weg nordwestlich längs der Hügel, fällt eine Stunde vor dem Ziele in die directe Straße von Missis nach Sis und überschreitet gleich darauf einen Bach, dessen breites Bett die Annahme, daß er einst bedeutender war, rechtfertigt. Dies Factum stände in Kilikien nicht allein da, wo zahlreiche Flüsse an Wasserreichthum verloren haben, seitdem das Land in der Ebene und einem Theile des Gebirges seinen Baumwuchs eingebüßt hat. Tumlo Kalessi liegt, wie Shilan, auf einem Berge über einem Dorfe. Von dort ging es in zwei Stunden ostwärts über die kahle Ebene nach dem Dorfe Kastall unweit des Dschihan; rings um dasselbe dehnen sich Sümpfe aus, deren Wasser den Pferden bis an den Bauch reicht. Zwischen Dorf und Fluß steht dichtes Gebüsch, in welchem zahlreiche wilde Schweine hausen. Die Bewohner von Kastall genießen im Lande eines schlechten Rufes. Von dort an wendet sich der Weg nach Anavarza nach Nordnordosten und bleibt vom Flusse, der nicht sichtbar ist, etwas entfernt. Bald wird der Boden wieder fester; man überschreitet zwei Nebenflüsse des Dschihan und zuletzt einen dritten größern, welchen die Eingeborenen für einen Arm des Dschihan ausgeben, der aber in Wahrheit durch den Zusammenfluß des Deli Tschai oder Flusses von Sis und des Sauran Tschai — zwischen beiden liegt der Felsen von Anavarza — gebildet wird. Ehe man jene Ruinen, welche zu den interessantesten des Landes gehören, erreicht, überschreitet man den Deli Tschai auf einer kleinen Brücke und reitet dann nordwärts an den Hügel hin.

Anazarbus, heute Anavarza genannt, hieß im Alterthume auch Justinopolis und Justinianopolis nach den beiden Kaisern, denen es seinen Wiederaufbau verdankte. Im Mittelalter diente sie den ersten Rupeniern zur Residenz, und seit Leo II. wurde sie durch einfallende Feinde und Erdbeben völlig zerstört. Mitten aus der Ebene erhebt sich ein fast nach allen Seiten steil abfallender Felsen zu 200 bis 300 Meter Höhe; er ist etwa 5 Kilometer lang und an zwei Stellen so schmal, daß es von einem Abhange bis zum andern nur 15 Meter sind. Oben liegt eine sehr alte, zuletzt von den Armeniern wiederhergestellte Burg. Von dort genießt man eine weit ausgedehnte Aussicht, vorzüglich gegen Osten, wo sie den ganzen Antitauros umfaßt. Besonders gegen Nordosten, zwischen Kars-Bazar und Sis, sind die Berge niedrig und erscheinen wie ein Haufen mäßig hoher Hügel ohne ausgesprochene Hauptrichtung, während weiter südwärts das Gebirge bedeutend ansteigt. Am Fuße der Anhöhe liegen die Reste der antiken Stadt nebst einer byzantinischen Ringmauer in Hufeisenform, deren beide Enden sich an den Fuß des Felsens anlehnen. Außer dem Schlosse und der Umfassungsmauer, den beiden einzigen Denkmälern, welche nebst einem römischen Thore noch aufrecht stehen, lassen sich noch ein Theater, ein zur Hälfte in den Felsen gearbeitetes Stadium, Untermauerungen christlicher Kirchen, Wasserleitungen, Gräber u. s. w. unterscheiden. Die einzigen Bewohner des Ortes sind einige Familien, welche den Raum innerhalb der Ringmauer bebauen und ihr Wasser sehr weit her holen müssen.

Von Anavarza bis Sis sind es $4^1/_2$ Stunden. Der Weg führt durch die ziemlich angebaute Ebene, zuerst an einem Aquäducte hin, welcher einst Wasser nach Anazarbus brachte, dann über einen kleinen Fluß, den Hali-Poa oder Alapor, welcher einst eine zweite, westlicher gelegene Wasserleitung speiste, um wenige Kilometer weiter die ersten Vorhöhen des Tauros zu erreichen. Dann steigt der Weg zwischen zwei Höhenrücken in einer Art cultivirten Thales mit großen Bäumen empor, in welchem der Hali-Poa zu entspringen scheint.

Die Stadt Sis selbst liegt auf einem geneigten, öden und felsigen Plateau am Fuße eines hohen, weißen, kahlen Felsens, welcher in dieser Richtung den Anfang des Antitauros bezeichnet. Sein Kamm zieht sich in nordsüdlicher Richtung etwa zwei Kilometer hin und wird fast ganz von einem langen Gürtel zerstörter Befestigungen eingenommen, welche sich genau der launenhaften Configuration des Felsens anschließen. Es ist das von den armenischen Königen erbaute Fort und ihre Residenz nach Anazarbus. Im Norden bilden die Berge in einiger Entfernung einen dunkelen Halbkreis, welcher auf beiden Seiten nach Süden und nach der Ebene zu niedriger wird. Westwärts erblickt man bei klarem Himmel die schneebedeckten Spitzen des Allah-Dagh. Auf derselben Seite fließt am Fuße des Felsens der Deli Tschai, um sich dann im weiten Bogen südöstlich nach Anavarza zu wenden. Man sieht ihn am Nordende des Burgberges aus einem von Norden kommenden Engthale heraustreten, in welchem einige Stunden oberhalb Sis das Schloß Turris Kalessi, noch weiter aufwärts das von Andil und wenig östlicher das Kara Sis Kalessi sichtbar ist.

Die Stadt Sis mag höchstens 4000 bis 5000 Seelen zählen; ungleich den meisten orientalischen Städten hat sie in ihrer Umgebung keine Gärten, und Bäume sind dort sel-

[1]) S. „Globus" XXXIV, S. 71 und 231 und Karte auf S. 233.

ten. Die Sonnenhitze wird durch die Ausstrahlung der Felsen wahrhaft unerträglich; obendrein ist das Wasser schlecht, so daß der Ort für ungesund gilt und im Sommer vollständig verödet. Sis ist Residenz eines Paschas, welcher unter dem Vali von Adana steht. Früher wohnte dort auch ein armenischer Patriarch, bis er durch einen Aufstand vertrieben wurde und nach Aïntab flüchtete. Sein verlassenes Kloster fällt jetzt in Trümmer. Einige Reste des alten Tarbas oder armenischen Königspalastes sind nebst einer Kirche und der Burg die einzigen Denkmäler der Stadt; unweit davon liegt eine zum Theil römische Brücke, auf Grund deren Texier (wohl mit Unrecht) in Sis das antike Flavias erblickt hat.

Von Sis nach Adana rechnet man zwei Tagereisen in südöstlicher Richtung. Zuerst überschreitet man nördlich von der Stadt den Deli Tschai, dann eine unbebaute Ebene und erreicht nach zwei Stunden im Dorfe Bjik-köi wieder Hügelland, welches sich westlich zum Sihun hin erhebt. Nachdem er die verschiedenen Quellflüsse des Paltala-Tschaï, eines Nebenflusses des Pyramos, überschritten, steigt der Weg bedeutend an und erreicht acht Stunden hinter Sis bei Butsch el Kandel einen sehr schmalen Gebirgskamm, welcher zwischen dem Gebiete des Pyramos und des Saros die Wasserscheide bildet, und an dessen Westfuße der hier einen starken Bogen nach Osten bildende Sihun fließt. Diese Kette, welche nach der Stadt Sis benannt wird, ist nicht sehr hoch; von der Ebene aus kann man ihren Kamm nicht sehen. Auch giebt Texier, welcher sie weiter nördlich überschritt, an, daß ihr Gipfel mit Wäldern von Cedern und Fichten bedeckt sei, was darauf schließen läßt, daß sie 1600 Meter Höhe nicht übersteigt. Gegen Süden wird sie niedriger und ist an dem Punkte, wo sie Favre und Mandrot überschritten, noch keine 500 Meter hoch.

Von Butsch el Kandel bis Adana ist der Weg noch $7\frac{1}{2}$ Stunden lang und führt meist längs der Wasserscheide über sehr gebirgiges Terrain, welches zum Dschihan allmälig, zum Sihun aber, der übrigens nicht sichtbar ist, sehr steil abfällt. Bald ist der Kamm sehr schmal, bald verbreitert er sich zu kleinen Felsplateaus, welche mit Gebüsch und stellenweise auch mit einzelnen Bäumen bewachsen sind. Bei dem Chan Deressi passirte man einen kleinen Begräbnißplatz, wo die in den Kämpfen Derwisch Pascha's gefallenen Gebirgsbewohner bestattet sind. Von dort an nimmt der Kamm, welcher die Fortsetzung der Kette von Sis bildet, eine südliche Richtung an und wird zusehends breiter und flacher, bis er an den Ufern des Dschihan verschwindet. Bald verläßt man die Berge, der Weg wendet sich nach Westen, und nach mehrfachen Auf- und Abstiegen befindet man sich plötzlich in der reich angebauten Ebene von Adana, dessen üppige Gärten und Minarets in einer Entfernung von wenigen Kilometern vor einem liegen.

Adana steht auf dem rechten westlichen Ufer des Sihun, welcher einige Kilometer nördlich der Stadt aus den Bergen heraustritt; auf dem linken liegt nur eine Vorstadt, an welche sich Begräbnißplätze anschließen, zwischen denen alle Reisenden ihr Lager aufschlagen. Die Stadt mag 40 000 bis 50 000 Einwohner von den verschiedensten Racen und Religionen zählen. Schon Xenophon kennt sie; Hadrian erbaute die dortige 16 Bogen zählende Brücke über den Strom, Justinian und seine Nachfolger besserten sie aus. Schloß und Ringmauer dagegen sind verschwunden. Oberhalb der Brücke ist der Fluß mit kleinen Schiffsmühlen bedeckt, deren knarrende Räder die heftige Strömung unaufhörlich dreht. Am linken Ufer hin führt ein anscheinend sehr belebter Weg nach Norden, die Straße nach Basandara ins Gebirge, welche wahrscheinlich im Sihun-Thale hinauf nach Hadschin führt. Sie müßte man einschlagen, um den so ungenügend bekannten Lauf des Flusses zu erforschen.

Adana ist eine blühende Stadt, der Baumwollmarkt und im Großen und Ganzen der Mittelpunkt aller Handelsbewegungen in Kilikien. Ringsum ist die Ebene vortrefflich bestellt und mit prächtigen Getreidefeldern bedeckt. Selbst Weingärten sieht man. Im Mai kommen von allen Seiten Arbeiter dorthin, um sich für die Ernte zu vermiethen. Adana ist auch Niederlage für alle Waaren, welche aus dem Innern Kleinasiens kommen, sei es von Osten über Marasch, sei es von Südosten über Aïntab, Kilis und Missis. Lange Reihen von Kamelen ziehen auf der Straße von Mersin hin, welches in gleicher Weise für Adana wie für Tarsus Hafenstadt ist. Es giebt dort viel Christen, namentlich Armenier, in deren Händen der Reichthum und das Gedeihen der Stadt liegt. Einen eigentlichen Bazar findet man in Adana nicht, aber zahlreiche Läden, welche den Straßen ein europäisches Ansehen verleihen. Im Sommer ist das Klima verhältnißmäßig gesund, und während der Fieberzeit wandern auch nicht alle ihre Einwohner aus, wodurch sie sich zu ihrem Vortheile von Tarsus unterscheidet.

Auf dem rechten Ufer des Sihun sieht man drei Wege, von welchen zwei nach Norden in das Gebirge führen, der dritte westwärts nach Tarsus und Mersin. Schon lange geht man mit dem Plane um, letztere fahrbar zu machen, hatte auch damals (1874) den größten Theil der Erdarbeiten fertiggestellt, die Kunstbauten dagegen noch kaum in Angriff genommen, weshalb die Reisenden den Unebenheiten der in Bau befindlichen Straße den glattern Boden der Ebene vorzogen. Mahmud Pascha, der letzte Großvezir des Sultans Abdul-Aziz, war damals in Ungnade gefallen, zum Statthalter von Kilikien ernannt worden und schien die Straßenarbeiten recht lebhaft betreiben zu wollen; aber wahrscheinlich haben seine Zurückberufung nach Konstantinopel und das Mißgeschick des Reiches nochmals die Vollendung jenes Baues verzögert.

Da Favre und Mandrot das Land nicht verlassen wollten, ohne den berühmten Engpaß des kilikischen Thores gesehen zu haben, so schlugen sie von jenen drei erwähnten Wegen den östlichsten ein und ritten zwischen Feldern und Weinbergen hin gerade nach Norden. Unweit der Stadt beginnt der Pfad anzusteigen und erreicht nach zwei Stunden den Rand eines felsigen, nach Westen zu ansteigenden Plateaus. Ostwärts dagegen fällt es rasch zu dem tiefen, etwa 2 Kilometer entfernten Thale des Saros ab, der hier seinen Hauptnebenfluß, den von Nordwesten kommenden Tschakit, aufnimmt. An letzterm führte ihr Weg nach Westnordwesten hin aufwärts. Sein Thal ist eben und theilweise angebaut, obgleich es wenig Dörfer enthält; einförmige kahle Höhen schließen es auf beiden Seiten ein.

Nach $1\frac{1}{2}$ Stunden erreichten sie die Stelle, wo er sich aus zwei fast gleich großen Quellflüssen bildet; der, welcher den Namen Tschakit führt, hat hier dieselbe Richtung, wie der vereinigte Strom, sein Nebenfluß Kütschük Su kommt von Norden. Beide Flüsse entspringen weit im Norden und durchbrechen die Tauros-Kette in tiefen Schluchten; von dem wasserreichen Tschakit ist bekannt, daß er längs der Straße von Koniah nach Tarsus hinfließt, wogegen der Lauf des Kütschük Su viel weniger sicher und bekannt ist. Unsere Reisenden vermuthen, daß es der Korkün der Fischer'schen „Karte von den Nordabhängen des Bulghar und Allah Dagh“ ist.

Oberhalb jener Confluenz wurde der Tschakit zum ersten Male in einer sehr tiefen Fuhrt gekreuzt, vier Stunden später ein zweites Mal und dann sein Thal verlassen. Der Weg stieg nun im Thale eines kleinen Nebenflusses hinauf

und trat bald in die Region des Hochgebirges, wo jeder Anbau verschwand. Steil und steinig folgt er den Windungen der Schlucht genau so wie in der Zeit der Römer; aber obwohl er seitdem nicht ausgebessert wurde, so wird doch aller Verkehr zwischen Adana, Tarsus und Kaisarieh auf ihm mit Kamelen vermittelt. Vier Stunden nachdem sie das Tschakit-Thal verlassen, erreichten sie den zerstörten Menzil Chan, wo nur ein alter türkischer Zaptieh mit seinem Sohne lebt. Sonst ist das Land weit und breit verödet, und zwei Stunden in der Runde findet sich nicht ein Grashalm für die Pferde. Alles ist Fels, aber mit üppigem Gebüsch und Strauchwerk bedeckt, das fast die Größe gewöhnlicher Bäume erreicht und zahlreichem Wilde zum Aufenthalt dient. Die Berge werden allmälig höher und bedecken sich mit Wald; doch sind ihre Gipfel noch abgerundet. Bald hinter dem Chan verließen sie das Thal und stiegen über einen Sattel in das Stromgebiet des Flusses von Tarsus (Kydnos) hinüber, welches sie beim Sarisch Chan erreichen, der halbwegs zwischen dem Menzil Chan und dem Schlosse Külek (Gülek) liegt. Dort wächst ein Taback, der vortrefflich wäre, wenn er nicht so grün gepflückt würde; sonst ist der Chan der einzige Ort weit und breit, wo man Gerste für die Pferde findet. Es vereinigt sich hier der von Adana kommende Weg mit einem andern, welcher von Tarsus heraufführt und der Telegraphenleitung folgt, und tritt alsbald in den Engpaß des Kilikischen Thores, heute Külek (Gülek) Boghaz genannt. Das Thal ist gerade für den Bach (Külek Tschaï) breit genug und zu beiden Seiten von mächtigen Abhängen eingefaßt, welche theils mit Gebüsch bedeckt, theils felsig und mit großen karamanischen Fichten, Tannen oder kleineren Cedern bestanden sind. Humus findet sich aber so wenig, daß man nicht begreift, wovon sich die großen schlanken und starken Stämme, aus denen man Schiffsmasten macht, nähren.

Ein sehr steiler Anstieg brachte die Reisenden auf einen Gebirgskamm zwischen zwei Thälern, welchen nördlich das Schloß Külek überragt, das Guglag der Armenier, eines der wichtigsten Lehen ihres einstigen Königreiches, weil es den Engpaß beherrscht, der zu allen Zeiten eine der bedeutendsten Militär- und Handelsstraßen der alten Welt gewesen ist. Heute ist es nur noch eine Ruine auf einem 1600 Meter über den Meeresspiegel ansteigenden Felsen, welcher von Westen und Süden zugänglich ist, während er nach Norden und Osten 600 Meter senkrecht in das Thal abstürzt. Er oder seine nördliche Fortsetzung bildet den einen Pfeiler des Kilikischen Thores, den andern der ihm gegenüberliegende, ebenso hohe Gipfel Kara Kutur. Die Schlucht zwischen beiden ist so eng, daß Weg und Bach zusammenfallen, und die Felsen an der engsten Stelle nur 10 Meter von einander entfernt sind. Und doch, wie viel Eroberer sind von den Zeiten der Pharaonen bis herab auf Ibrahim Pascha hier hindurchgezogen! Noch sieht man griechische Stelen und verwischte Inschriften, Reste der römischen Straße und anderer Arbeiten am Flusse und vielleicht noch Spuren von der einstigen Anwesenheit der alten Aegypter.

Nördlich vom Thore wird der Paß etwas breiter, dann öffnen sich die Berge, und man betritt ein welliges Plateau, welches der 2 bis 3 Stunden oberhalb des Thores entspringende Fluß von Külek mit der Richtung N.-O. — S.-W. in einer tiefen Spalte durchfließt. In derselben Richtung läuft die Straße nach Koniah über einen niedrigen Sattel nach dem Thale des Tschakit hinüber; 5 Kilometer vom Kilikischen Thore wird sie durch eine Reihe von Schanzen gesperrt, welche Ibrahim Pascha angelegt hat und die vom Schlosse Külek aus deutlich sichtbar sind. Nördlich vom Schlosse liegen jenseit dieses Plateaus bewaldete Bergabhänge, welche die Basis des nördlichen Endes des Bulghar Dagh bilden, während im Westen und Süden abgerundete Höhen oder langgestreckte Kämme die Thäler von einander scheiden. Leider verhüllte ein dichter Nebel den Hauptstock des Bulghar Dagh und schnitt den Reisenden zeitweilig die Aussicht gänzlich ab; kaum daß er ihnen einen kurzen Durchblick auf Meer und Ebene gestattete, während dessen sie die Lage von Tarsus und Sarisch Chan fixiren konnten.

Der Gipfel von Külek ist der höchste Punkt in der dortigen Gegend, wenn nicht sein Nachbar Kara Kutur ihn um einige Meter übertrifft; bis zu dieser Höhe (1600 Meter) scheinen in diesem Theile des Tauros die großen Wälder hinaufzureichen. Dicht bei dem Schlosse liegt ein Sommerdorf (Jaïla), das den Leuten von Tarsus und Adana wohlbekannt ist; damals im Mai war es freilich noch unbewohnt. Die einzigen bewohnten Orte in der Umgegend waren das Dorf Külek in halber Höhe des östlichen, und ein kleines Gehöft am Fuße des westlichen Abhangs des Berges, wo sich eine jetzt in Trümmern liegende Anstalt zur Verarbeitung silberhaltigen Bleies befindet.

Von dort führt der Weg nach Nimrun im Allgemeinen südwestlich über verschiedene Zuflüsse des Kydnos und die sie scheidenden Kämme, so über den Kirkitli Tschaï, durch die malerische mit üppiger Vegetation bedeckte Schlucht Dschehenna-Deressi (Höllenthal), in welcher der 10 Kilometer von hier entspringende Kydnos selbst fließt, dann über einen Kamm in das kleine Thal von Fakülar Köi, wo die meisten der in der Ebene verkauften Holzgeräthe, Flinten- und Pistolenschäfte verfertigt werden, endlich zum vierten Male über einen Kamm hinab nach Nimrun.

Nimrun, in der Geschichte bekannter unter dem Namen „Lampron", ist wie Külek zugleich ein zerstörtes Schloß, ein elendes Dorf und eine Jaïla, welche im Mai noch leer steht, aber vom Juni an von den Bewohnern von Tarsus sehr stark besucht wird. Im Mittelalter gehörte das Schloß der mächtigen Familie der Hethumier, Barone von Lampron, welche nach den Rupeniern den Thron Kleinarmeniens bestiegen. Seine Ruinen krönen den Gipfel eines einzelnen schroff aufsteigenden Felsens. Von dort hat man eine weite Aussicht gegen Norden auf die Hauptkette des Bulghar Dagh, die als hohe kahle, stellenweise mit Schneegipfeln besetzte Mauer erscheint. Die Höhe der letzteren, deren höchster der nicht sichtbare Metdesis ist, wechselt von 2900 bis 3550 Meter. Halbwegs zwischen Nimrun und der Hauptkette verläuft eine zweite, der ersten parallele, aber niedrigere Linie von Gipfeln. Anscheinend werden beide durch eine starke Depression von einander getrennt, in welcher der Kydnos und dessen verschiedene Nebenflüsse entspringen. Zu der niedrigern Kette gehören der Tschan Dagh, der Berg von Külek, der Kara Kutur und Ak Dagh; sie bildet zwischen dem Bulghar Dagh und der gleichfalls ziemlich scharf ausgeprägten Kette, welche das Gebirgs- vom Hügellande trennt, eine merkliche Zwischenstufe.

Nach Kotschy liegt Nimrun 1250 Meter hoch, also bedeutend niedriger als Külek. Darum ist auch die Jaïla unterhalb des Schlosses von einem wahren Walde von Obst- und namentlich Kirschbäumen umgeben, deren Früchte in der Ebene hoch geschätzt werden. Von dort bis Tarsus rechnet man $1\frac{1}{2}$ Marschtage oder etwa 13 Stunden. Anfangs führt der Pfad im Thale des Kalaa Tschaï (d. i. Schloß-Fluß) hinab, welcher östlich bei Nimrun vorbeifließt. Dann überschreitet er ihn und steigt am linken Ufer gegen Südosten hinan, während das immer tiefer werdende Thal mehr sich nach Süden zu entfernt. Hinter der Brücke Kaselbikin, welche über den Kalaa Tschaï führt, werden die Berge wieder kahl, und an Stelle der Bäume treten graue Felsen und

Gestrüpp; die Abhänge werden weniger schroff und man gelangt in die Region der Hügel. 2 Kilometer stromaufwärts von der Brücke tritt der Fluß schäumend aus einer wilden malerischen Engschlucht heraus, macht eine scharfe Biegung und fließt dann, plötzlich beruhigt, in großen Windungen über eine kleine ganz mit Rhododendren bestandene Ebene hinweg. An dieser Stelle kann er leicht durchfuhrtet werden, aber unmittelbar darauf tritt er wieder in eine Schlucht, deren Wände allerdings niedriger sind, als die der ersten, vereinigt sich dann in der Ebene mit dem östlichen Arme des Kydnos und bildet den berühmten Fluß von Tarsus (Tarsus Tschaï oder Mezarlik Tschaï). Von Kaselbikin bis Tarsus rechnet man noch $4^1/_2$ Wegstunden über zerrissenes, ödes Hügelland; erst 2 Kilometer vor der Stadt beginnt die Ebene und erst dann erblickt man ihre in Gärten halb versteckten Gebäude.

Texier hat behauptet, daß die Lage des antiken Tarsos heutigen Tages sich nicht auffinden lassen könnte, und führt als Beweis dafür an, daß der Kydnos, welcher einst die Stadt durchfloß, dreiviertel Stunden von der jetzigen Stadt entfernt fließe. Und dennoch hat Tarsus seine Stelle nicht gewechselt, wie außer anderen Resten auch zwei byzantinische Thore beweisen, welche den von der alten, jetzt verschwundenen Ringmauer umschlossenen Raum im Westen und Nordosten begrenzen. Der Kydnos aber durchfloß in der That, wie die alten Autoren berichten, die Stadt, während heute sein Hauptarm eine viertel Stunde nach Osten von den Ruinen des Schlosses und dem einen eben erwähnten Thore entfernt ist. Aber außerdem wird die Stadt noch von einer Menge kleiner Flußarme durchströmt, welche sie mit Wasser versorgen und den schönen Pflanzenwuchs ihrer Gärten nähren; ja der von Nordwesten kommende Reisende muß, ehe er die Stadt erreicht, einen solchen Arm überschreiten, und so ist man berechtigt zu sagen, daß der Kydnos noch heutigen Tages Tarsos durchfließt. Ferner weiß man aus den Erzählungen der Reisenden, daß der Lauf des Flusses durch die Stadt sich vielfach geändert hat, was Angesichts der viel größeren Veränderungen an seiner Mündung nichts Erstaunliches hat. Es kann mithin sehr wohl möglich sein, daß früher einmal irgend einer der Nebenarme der Hauptarm gewesen ist, während das heutige Kydnosbett jener Kanal wäre, den Kaiser Justinian zur Ableitung der Fluthen bei Hochwasser graben ließ. Da schließlich die alte Stadt viel größer als die heutige war, welche nach Langlois nur 7000 Einwohner zählt, so kann sie sich leicht ostwärts bis an, ja über den Fluß hinweg ausgedehnt haben. Eine genaue Untersuchung der Localität würde diese Fragen ohne Zweifel lösen; immerhin steht es fest, daß Tarsos noch heute auf derselben Stelle liegt, wie einst.

Merkwürdiger ist die fortschreitende Entfernung der Stadt vom Meere. Zu Strabon's Zeiten lag sie 5 Stadien oder höchstens 1 Kilometer von der Mündung des Kydnos in die Lagune, welche als Hafen diente; heute trennen sie 20 Kilometer festen Landes von der See, und die Seestadt Tarsos ist eine Landstadt geworden. Dieser Umstand im Verein mit der Ungesundheit des Sumpfbodens erklärt den Verfall des Ortes, welchem Mersin und Adana täglich mehr von seinem Verkehre rauben.

Nordöstlich von Tarsos liegt der berühmte Wasserfall des Kydnos, bei welchem der Tradition nach Alexander sein bekanntes unheilvolles Bad nahm. Der malerische Sturz über eine Felsbank hat aber keineswegs, wie behauptet worden ist, 10 Meter Höhe, sondern höchstens die Hälfte. Sieht man dort, wie wenig Wasser der Hauptarm des Flusses zu Thale führt, so begreift man schwer, wie einst die Galeeren Kleopatra's bis nach Tarsos hinauffahren konnten. Er erreicht hier noch lange nicht eine Breite von 160 Fuß, welche ihm Beaufort an seiner Mündung giebt, geschweige denn die 200 Fuß, welche er nach Xenophon in Tarsos selbst maß; bei Niedrigwasser soll man ihn wenig oberhalb des Falles leicht durchwaten können. Man muß also eine beträchtliche Abnahme des Wassers seit dem Alterthume hier annehmen, welche wahrscheinlich mit dem Verschwinden der Vegetation in der Ebene und im Tauros ursächlich zusammenhängt. — In den Hügeln nördlich von Tarsos entspringt der Karasu, ein unbedeutender Bach, dessen weniges Wasser aber nach Angabe der Eingeborenen hinreicht, den Kydnos zu vergiften und dadurch zahlreiche Krankheiten hervorzurufen. Nach Kotschy haben ihn die Alten canalisirt, damit sich sein unreines Wasser nicht mit dem des Kydnos vermische.

Die Bauwerke von Tarsos sind in sehr schlechtem Zustande; zu nennen sind nur das kleine byzantinische Schloß, auf welchem vielleicht einst Tankred sein Banner aufpflanzte, die Moschee Uli Dschami, früher eine armenische Kirche, und der berühmte Dunuk-Dasch, der die Phantasie der Archäologen schon so viel gereizt hat und nach Langlois möglicher Weise das Grab Sardanapal's ist.

Von Tarsos bis Mersin sind es circa 30 Kilometer, zu welchen die Reisenden noch keine fünf Stunden brauchten. In westsüdwestlicher Richtung zieht sich die unvollendete Fahrstraße über die kahle und fast unbebaute Ebene hin. Die Hügel im Norden treten derselben immer näher und werden schließlich beim Dorfe Jascha Köi und den Ruinen eines kleinen armenischen Schlosses erreicht, welche jetzt beim Ausbau der neuen Straße als Steinbruch dienen. Dann treten die Berge wieder in einem Halbkreise weit zurück und berühren das Meer erst bei Mersin wieder. 3 Kilometer vor diesem Orte trifft man ein zweites kleines Schloß auf einem hohen Hügel und so noch mehrere auf der Linie Adana-Tarsus-Gorighos, von denen die Geschichte weder den Namen noch sonst etwas zu berichten weiß.

Mersin, angeblich auf der Stelle des alten Zephyrion erbaut, ist eine kleine ganz moderne Stadt, welche zusehends an Bedeutung wächst; es ist der Hafen für Tarsus und Adana, Merasch, Kaisarieh und andere Städte des innern Kleinasiens, trotzdem es südwestlichen Winden sehr exponirt ist. Schlimmer als das ist aber das schädliche Klima, in Folge dessen alle Einwohner, welche es nur irgend vermögen, gegen Ende Mai ins Gebirge ziehen. Etwa 10 Kilometer südwestlich von Mersin liegt an der Küste die jetzt verlassene Stätte des antiken Soloi, des Pompejopolis der Römer, welche hier kilikische Seeräuber zwangsweise ansiedelten. Eine von Säulen begrenzte Straße, welche, von dem elliptischen Hafen ausgehend, die Stadt durchschnitt, ist noch erkennbar, ebenso der Zug der Ringmauern, dagegen schwer das Theater. Die Ruinen führen jetzt den Namen Hakmun.

Theils in einem elenden Boote, theils zu Fuß legten Favre und Mandrot die Entfernung von Mersin bis Gorighos zurück. Von Hakmun an wird die Ebene am Meere, welche zwischen den Felshügeln des Tauros und hohen Sanddünen eingeschlossen ist, zusehends enger. Jenseit des Sorkun Su erreicht man Lamas an der Mündung des gleichnamigen Flusses, welcher im Alterthume die Grenze zwischen Kilikia Tracheia und der Pedias bildete. In der That hört die Ebene bei Lamas vollständig auf, und es beginnt eine Reihe felsiger völlig kahler Vorgebirge, welche ins Meer abstürzen und durch kleine trockene Schluchten und Buchten von einander getrennt sind. Da findet sich weder Wasser, noch Pflanzenwuchs, noch menschliche Wohnstätten; es läßt sich kein traurigerer und öderer Anblick denken, und derselbe wird noch durch die Ruinen verschlimmert, welche etwa 15 Kilometer weit bis Gorighos fast ohne Unterbrechung

auf einander folgen und dieser Küste das Aussehen einer stillen Nekropole verleihen. Auch die Entwaldung hat das ihrige dazu beigetragen. Auf dieser öden Küste sind alle Epochen vom griechischen Alterthume an bis zu den letzten Tagen türkischer Thätigkeit hin vertreten; heidnische und christliche Grabmäler fassen den Weg in ununterbrochener Folge ein, dann Kirchen, Capellen und Klöster aus dem Mittelalter, Häuser, Wasserleitungen, Wachthürme und Schlösser, welche die Zeit und Erdbeben zerstört haben. Denn dies jetzt so verlassene Land war einst mit Städten, Eleusa-Sebaste, Korykos und anderen, bedeckt und noch im Mittelalter beschatteten grüne Wälder die jetzt nackten Klippen. In Gorighos existiren noch unter einer Menge anderer Ruinen zwei Schlösser, eines am Ufer, das andere auf einer davorliegenden Insel, welche im Mittelalter hochberühmt waren. Zuerst Lehen der armenischen Grafen von Gorighos, kamen sie später an die Lusignans, waren einer der letzten Zufluchtsorte der Kreuzfahrer auf dem asiatischen Festlande und fielen erst 1448 endgültig den Türken in die Hände. Im Alterthume war Korykos, dessen Name sich so vortrefflich erhalten hat, ein Schlupfwinkel der kilikischen Seeräuber; in seinem Hafen zwischen beiden Schlössern vernichtete Pompejus ihre Flotte. Heute wohnt dort nur eine einzige Fischerfamilie, und auch nur, weil sich dort Wasser findet, welches man sonst auf der ganzen Küste bis Lamas hin vergeblich suchen würde.

In rein geographischer Hinsicht bietet dieser für Archäologen so interessante Strand weniger; das Meer ist freilich herrlich, aber die gleichmäßig abstürzenden Felsen im Norden versperren jede Aussicht auf den Tauros. Und einen Ausflug in das Innere verwehrte unseren Reisenden der Mangel an Zeit. In Gorighos endete ihre Tour durch Kilikien: am 29. Mai brachte sie ihr Boot in wenigen Stunden bei einer sehr starken westlichen Brise, welche glücklicherweise erst am folgenden Tage zum Sturme anwuchs, nach Mersin zurück und zwei Tage später schifften sie sich nach Smyrna ein und verloren die Schneegipfel des Tauros bald aus den Augen.

Die Wahrsagekunst der Chaldäer.

Die Inschriften, welche die großen Forscher auf dem Gebiete der Assyriologie, Botta, Layard, Rawlinson, Hincks, Oppert und Andere, zu Tage gefördert hatten, verewigten meist die Kriegszüge der Könige von Babel und Assur oder zählten die von ihnen erbauten Tempel und Paläste auf. Wohl werden auch die Götter genannt, hier und da sehen wir religiöse Ausrufungen, Gebete; aber Mythen, Legenden, Dogmen fehlen und das Wesen der chaldäisch-babylonischen Religion konnte nicht constatirt werden. Erst neuere Forschungen, namentlich die Ausbeutung der Bibliothek Asurbanipal's mit ihren Schriften über Religion, den Listen von Gottheiten mit ihren Titeln, Eigenschaften, an sie gerichteten Hymnen, den Beschwörungen gegen böse Geister, Mythen und Legenden der verschiedensten Art, brachten uns den Stoff, auf welchem die Religionsgeschichte des alten Mesopotamiens sich aufbauen ließ.

Unter denen, welche die neu aufgespeicherten Schätze am schnellsten auszubeuten verstehen, verdient François Lenormant in erster Reihe genannt zu werden. In seinem neuesten Werke [1]), dessen deutsche von ihm selbst revidirte und stark bereicherte Ausgabe soeben erschienen ist, behandelt er zunächst die Magie und Zauberei der Chaldäer, stellt er einen Vergleich derselben mit der ägyptischen an und giebt uns dann einen Ueberblick der chaldäisch-babylonischen Religion und ihrer Lehren. Wie bekannt ist Lenormant ein sehr eifriger Verfechter der turanischen Abkunft des ältesten Culturvolkes von Mesopotamien, der sogenannten Akkader mit agglutinirender Sprache, eine Ansicht, die vom ethnographischen Standpunkt scharf anfechtbar ist. Auch im vorliegenden Buche geht Lenormant wieder auf dieses Lieblingsthema ein, ohne, wie wir glauben, neue entscheidende Gründe ins Gefecht zu führen. Im zweiten Theile behandelt er die Wahrsagerei und Weissagekunst der Chaldäer, und dieser ist es, den wir hier specieller besprechen möchten, da er ethnologisch von besonderm Interesse ist und Gelegenheit zu vergleichenden Betrachtungen giebt.

Unter Chaldäern versteht Lenormant, wie die alten Griechen, jene zahlreiche Priesterkaste, welche seit dem 20. Jahrhundert sich über Babylonien und Chaldäa verbreitet hatte und mit ihrem alles umfassenden Wissen auch die Assyrer der Civilisation zuführte. Astrologie war ihre Hauptbeschäftigung und sie bildete auch den Hauptruhm derselben unter allen Völkern des Alterthums. Die Neigung zur Astrologie erwuchs den Chaldäo-Babyloniern schon frühzeitig aus der Eigenart ihrer religiösen Anschauungen. Indem sie den Himmel, die wunderbare Harmonie der Gestirne und den Einfluß der Sonne auf die Pflanzenwelt genau beobachteten, waren sie schließlich dahin gelangt, alle Erscheinungen in der Natur mit den glänzenden Gestirnen in Verbindung zu bringen. Sie verehrten diese Gestirne, führten systematische Beobachtung derselben ein und brachten es dahin, daß ihre Astrologie in gewisser Beziehung auf wissenschaftliche Genauigkeit Anspruch machen konnte. Stellung und Erscheinungsphasen der Gestirne hatten bei ihnen eine bestimmte Bedeutung, welche die Priester erläuterten. Die Weissagungen der Sterndeuter beeinflußten die gesammte Lebensthätigkeit, alle öffentlichen und privaten Unternehmungen, und zwar in einem Maße, wie dies bei keinem andern Volke der Fall war. Geradezu waren sie, wie Lenormant sich ausdrückt, dadurch in eine grenzenlose geistige Knechtschaft gerathen; denn sie waren der festen Ueberzeugung, daß die Geschicke der Menschen von einem bestimmten, unwandelbaren, durch die Sterne geoffenbarten Gesetze geleitet wurden. Ihr ganzes Sinnen und Trachten zielte demnach lediglich darauf hin, alle Erscheinungen zu erfassen, die das Herannahen der durch himmlische Einflüsse bedingten Ereignisse ankündigten, um danach ihr ganzes Leben einzurichten und drohendes Unglück zu vermeiden.

Für die Chaldäer war alles Nothwendigkeit und nach dieser Anschauung konnte natürlich auch der geringste, unbedeutendste Umstand nur vermöge der allgemein herrschenden Wechselwirkungen eintreffen. Man brachte nun historische Begebenheiten und menschliche Geschicke mit Naturerscheinungen jeglicher Art, welche als Vorzeichen galten, in Verbindung und schuf ein förmliches System mit gründlichen Regeln zur Erforschung der Zukunft, ein System, das eben so consequent durchgeführt wurde wie ihre berühmte Sterndeuterei. So steht denn ihre Wahrsagekunst als ebenbürtige Schwester neben der letztern.

Schon der Prophet Hesekiel (XXI, 21) erwähnt die Wahrsagerei der Chaldäer mit Pfeilen: „Denn der König

[1]) Die Geheimwissenschaften Asiens. Die Magie und Wahrsagekunst der Chaldäer. Zwei Theile in einem Bande. Jena. H. Costenoble 1878.

zu Babel wird sich an die Wegscheide stellen, vorn an den zween Wagen, daß er ihm wahrsagen lasse, mit den Pfeilen um das Loos schieße." Diese Belomantie war auch den Arabern bekannt und blühte zur Zeit des Mohammed besonders zu Mekka. Pfeile, mit den Namen der Gegner bezeichnet, wurden im Köcher geschüttelt, um an dem zuerst herausspringenden den Namen der Stadt zu erkennen, die man zuerst angreifen sollte. Auf den babylonischen und assyrischen Cylindern sieht man die Loospfeile noch häufig in der Hand der Gottheiten der Planeten Jupiter und Venus abgebildet, welche die arabischen Astronomen noch heute das große und kleine Glück nennen. Nach Lenormant ist diese Belomantie akkadischen Ursprungs, „sie übertrug sich sogar auf China." Dies zu beweisen unterläßt unser Autor freilich, welcher allzuviel auf die bequeme Entlehnungstheorie giebt, statt die einfachere und natürlichere selbständige Entstehung solcher Gebräuche bei verschiedenen Völkern anzunehmen. Er fühlt dies wohl auch selbst, wenn er hinzusetzt: „Freilich ist immerhin einzuwenden, daß ein so einfaches und unentwickeltes Verfahren nicht als charakteristisches Merkmal einer Völkerschaft betrachtet werden könne. Denn nach Herodot war dasselbe auch bei den europäischen, also arischen, Skythen vertreten, ebenso wie es nach Tacitus den Germanen, nach Ammianus Marcellinus den Alanen und auch im alten Italien bekannt war." Neben der von Hesekiel beschriebenen Belomantie kannten die Chaldäer noch ein anderes, damit verwandtes Verfahren, bei dem die Pfeile abgeschossen wurden, um aus der größern oder geringern Entfernung, in welcher sie niederfielen, die Zukunft zu erkennen. Man vergleiche damit die Erzählung vom Besuche des Königs Joas beim sterbenden Elisa (2 Könige, XIII, 14 bis 19).

Die Weissagekunst der Chaldäer ging Hand in Hand mit der Astrologie und die Regeln beider Wissenszweige sind in exactester Form redigirt, in einer langen Reihe von Werken niedergelegt. Vorhanden ist ein darauf bezügliches aus 25 Tafeln bestehendes Werk aus Ninive wenigstens dem Inhaltsverzeichnisse nach. Unter den Titeln findet man da: „Der Herr des Geldes, der Erklärer der Regengüsse." Offenbar handelt es sich hier um die Deutungen, die man dem Regen entnahm (Brechomantie). Der Titel eines andern Capitels lautet: „Wird das Aussehen eines Hauses alterthümlich, so ist dies für die Bewohner ein verhängnißvolles Zeichen." Wir haben hier also etwas, was an die sogenannte Oekoskopie der Griechen erinnert.

Interessant ist, daß der „Stern, welcher vorn einen Kern, hinten einen Schweif hat," also der Komet, nach chaldäischer Anschauung lehrt, „daß die Stadt des Landesfürsten in die Gewalt des Feindes gerathen wird." Wäre nun die Entlehnungstheorie Lenormant's richtig, so müßten alle Völker, bei denen der Komet als ein Warnungszeichen und Unglücksbote gilt, diese Anschauung aus Mesopotamien geholt haben. Nun dachten aber die alten Mexicaner genau so; wir haben den gleichen Aberglauben bei den Abiponern (nach Dobrizhoffer), bei den Australiern, ganz zu schweigen von den europäischen Völkern der Gegenwart und des Alterthums [1]). Es ist nichts mit der Entlehnungstheorie.

So ist es auch mit der Deutung des Vogelfluges bei den Chaldäern, über den schon Diodorus Siculus (II, 29) berichtet und die in der ganzen Welt bekannt ist, und kaum anders verhält es sich mit der Weissagerei aus den Eingeweiden der Thiere, die in den Keilschrifttexten eines großen auguralwissenschaftlichen Werkes des Königs Sargon I. in vier Fragmenten behandelt wird. Das erste Fragment erzählt von einem leider nicht näher angegebenen Anzeichen, welches man in den Herzen junger Hunde, Füchse, wilder und zahmer Schafe, Widder, Pferde, Esel, Rinder, Löwen, Bären, Fische und Schlangen beobachten könne; jedoch hatte die betreffende Erscheinung bei einem jeden dieser Thiere eine besondere Vorbedeutung. Das zweite Fragment bezieht sich auf Wahrzeichen, die man aus der Färbung und äußern Erscheinung der Eingeweide von Opferthieren, speciell des Esels und Maulthiers, entnehmen kann. „Sind die Eingeweide des Esels auf der rechten Seite schwarz, — auf der rechten Seite bläulich, desgleichen ihre Windungen, — auf der rechten Seite dunkelfarben, — auf der linken Seite dunkelfarben, — auf der rechten Seite kupferfarben, — auf der linken Seite kupferfarben," so sind diese Erscheinungen eben so viel Vorbedeutungen für die Jahreszeiten und das Schicksal des Landes und des Landesfürsten. Dieselben Erscheinungen, die auf der rechten Seite günstig waren, sind ungünstig auf der linken und umgekehrt. „Die Kunst, aus den Eingeweiden der Opferthiere zu weissagen, verbreitete sich unzweifelhaft von Babylonien aus über alle benachbarten Länder, im Norden über Armenien und Kommagenen, im Westen über Phönicien bis Karthago und zwar über Palästina, wo ihre Ausübung den Hebräern ausdrücklich verboten war. In Kleinasien, wo sie vorzugsweise betrieben wurde, waren besonders die Einwohner von Telmessos wegen ihrer großen Gewandtheit in dieser Wahrsagerei berühmt."

Ob das nun so „unzweifelhaft" ist, wie Lenormant erzählt, möchte ich billig bezweifeln. Denn auch die Augurien gehören zu jener Art von Weissagungen, die über die ganze Erde ziemlich gleichmäßig verbreitet sind. The principal sacrifice of the Sakarang Dayaks is killing a pig and examining its heart, which is supposed to foretel events with the utmost certainty, berichtet Spenser St. John (Life in the forests of the far east I, 63). Ehe die Battas auf Sumatra in den Krieg ziehen, schlachten sie einen völlig weißen Ochsen oder Vogel und schließen aus der Bewegung der Eingeweide auf das Glück oder Unglück, welches sie haben werden (Marsden, Sumatra, Leipzig 1785. 399). Die Kimbunda in Westafrika lassen ihre Wahrsager aus den Eingeweiden der Kriegsgefangenen wahrsagen (Ladislaus Magyar I, 275). Der Luba oder Priester der Galla in Ostafrika weissagt aus der Farbe der Eingeweide von Ziegen, ob Sieg oder Niederlage die Galla im kommenden Jahre begleiten solle (Krapf, Reisen in Ostafrika, I, 99). Und auch in der neuen Welt: Bei dem Feste von Raymi opferte der peruanische Priester ein Lama und suchte, nachdem er den Leib des Opfers aufgeschnitten, in den Eingeweiden die geheimnißvolle Zukunft zu lesen. Waren die Prophezeiungen ungünstig, so wurde ein zweites Opfer geschlachtet, in der Hoffnung, daraus eine tröstlichere Zusicherung zu erlangen (Prescott, Eroberung von Peru, I, 81). Man wird wohl einsehen, daß man mit der unzweifelhaften Ausbreitung der Augurien von Babylon aus über alle Mittelmeerlande vorsichtig verfahren muß.

So macht uns Lenormant weiter bekannt mit den Vorbedeutungen der atmosphärischen Erscheinungen, den Prophezeiungen aus Feuer, Wasser und Edelsteinen, aus Pflanzen, Thieren, Mißgeburten, aus Träumen und geometrischen Figuren. Alles ungemein reiche Capitel, die für den Ethnographen, Culturhistoriker und Bibelforscher ein unerläßliches Studium bilden.

Richard Andree.

[1]) Ich erinnere an Lucan:
Ignota obscurae viderunt sidera noctes,
Ardentemque polum flammis, coeloque volantes
Obliquas per inane faces, crinemque timendi
Sideris, et terris minitantem regna cometem.

Inhalt: Skizzen aus Süd-Rußland. II. (Mit sieben Abbildungen.) — Emil Schlagintweit: Die Garo-, Khassia- und Naga-Völker an der indisch-birmanischen Grenze. II. — C. Favre's und B. Mandrot's Reise in Kilikien 1874. (Schluß.) R. Andree: Die Wahrsagekunst der Chaldäer. (Schluß der Redaction 9. October 1878.)

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 13, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Hierzu als Beilage: Literarischer Anzeiger Nr. 9.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band XXXIV. № 19.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig — Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. — 1878.

Skizzen aus Süd-Rußland.

(Nach dem Französischen des Herrn F. de Mély.)

III.

Bei Akfaï wurde der Don auf einer festen Schiffbrücke überschritten, welche in sehr ingeniöser Weise so eingerichtet ist, daß der Verkehr niemals durch Hochwasser unterbrochen werden kann. Acht große, im Strome verankerte Fahrzeuge dienen als Brückenbogen, während die Klappe an beiden Ufern eine Art Sprungbrett ist, welches mit dem Wasserstande sich hebt und senkt. Damals waren die Wasser sehr hoch, so daß beide Klappen sehr steil geneigt und für die

Kurul Kalmuk.

Pferde schwer zu überwinden waren. Wenn Schiffe die Brücke passiren wollen, läßt man einfach den mittelsten Ponton treiben und bringt ihn dann mittels eines Blockes wieder an seinen frühern Platz.

Während in der Nachbarschaft von Aksaï, einer ziemlich großen, reinlichen und gut gehaltenen Stadt, noch einige Dörfer lagen, werden sie weiterhin seltener und kleiner und hören schließlich ganz auf. Die kaukasische Straße, welcher die Reisenden noch immer folgen, läuft nun auf einem schmalen Damme durch überschwemmtes Land; der Verkehr auf demselben war überaus schwierig, denn weil in Aksaï gerade Markt gehalten wurde, bewegten sich lange Reihen von Karren, große Rinderherden und Karawanen dorthin und drängten sich auf engem Raume zusammen.

Auf der ersten Station wollte Mély mit der Cigarre im Munde das Haus des Postmeisters betreten; aber ein Wink seines Begleiters hielt ihn davon ab. Erst auf der Weiterfahrt gab ihm dieser die Erklärung seines Benehmens: es wohnten dort Altgläubige, Nachkommen jener Leute, welche sich gegen die Reformen Peter's des Großen erhoben und die Neuerungen, welche er in Rußland eingeführt hatte, verdammt hatten. Darunter befand sich auch der Tabak; sie sähen ihre Wohnungen für besudelt an und wären in ihrem Fanatismus im Stande, dieselben für immer zu verlassen, wenn jemals darin geraucht würde. Im Uebrigen sind sie aber freundlich, und ihre entgegenkommende Gastfreundschaft lernt der Reisende in diesem öden Lande um so mehr schätzen. Jenseit Patpolny, wohin die Station von

Fangen eines Hengstes mit dem Lasso.

Alt-Tscherkask zeitweilig verlegt war, beginnt die Steppe in ihrer ganzen Einsamkeit und Großartigkeit. Ganz in der Ferne kann man gewöhnlich den Ort, wohin man reist, erspähen, häufig aber rufen Luftspiegelungen die seltsamsten Täuschungen hervor. Man glaubt Wiesen mit schönen Strömen, schroffen Klippen am Meere, selbst Häuser und Windmühlen zu sehen, bis plötzlich der ganze Spuk verschwindet. Bei einiger Erfahrung ist es übrigens nicht schwer, eine solche Spiegelung an der Wasserlinie, welche sie von der Erde zu trennen scheint, zu erkennen.

Unterwegs wurden viele kleine Schluchten gekreuzt, in denen die Verdunstung eine dünne Lage Salz zurückgelassen hat und das Gras herrlich gedeiht. Die einzelnen Gestüte werden durch kleine vom schmelzenden Schnee genährte Bäche von einander geschieden; dort löschen die Pferdeherden (Tabune) ihren Durst; und wenn jene Wasserläufe im Sommer austrocknen, so finden sie doch immer noch an tieferen Stellen das nöthige Naß.

Spät in der Nacht erreichten die Reisenden das Gestüt Orlow (Orlowka), wo sie nur dürftige Unterkunft fanden, so daß sie schon früh am andern Morgen die Fahrt nach Iwanow fortsetzten. In dem Ocean von Grün, der sie umgab, war die Natur sehr belebt: Trappen flogen auf, Silberreiher schauten von fern herüber und glichen, durch den Morgennebel gesehen, Straußen, kleine Regenpfeifer ließen den Wagen dicht an sich herankommen und an den Bächen tummelten sich Schnepfen. Um Mittag war Iwanow erreicht; zwei Stunden von dort führt eine Holzbrücke über einen kleinen

Fluß, der in den Sal sich ergießt. Das ist die Kalmüken-Grenze, und bald zeigt sich auch in der Ferne etwas, was an die bunten hölzernen Häuschen erinnert, wie sie im Schwarzwald fabricirt werden. Eine von kleinen bunt angestrichenen Häusern umgebene Pagode, zwei Kibitken (kalmükische runde Zelte), große Pferdeherden, ein Teich, an welchem neun verkrüppelte Bäume, die ersten seit Aksaï am nördlichen Ufer des Don, stehen, das ist der Kurul der dritten Centurie des südlichen Departements. Am Ende des Dorfes stehen ein paar mit gelbem Oker angemalte Häuser, welche sich schon durch ihre Farbe als Wohnungen von Kazaken ankündigen: sie stellen das seßhafte Element dar, welches allmälig in den Kuruls sich festsetzt. Straßen giebt es nicht; die auf Pfählen stehenden Bäume sind an den ersten besten Ort hingepflanzt und sehen aus, als könnte man sie jeden Augenblick aufheben und an eine andere Stelle verpflanzen. Der Oberpriester aber begnügt sich nicht mit seinem Holzhause; die beiden Kibitken in der Mitte der Ansiedelung sind die für ihn und seinen ersten Stellvertreter bestimmten Sommerwohnungen. In dem Kurul giebt es nur Priester, ehelose Leute, welche keine Frau unter sich dulden; um eine Kalmükenfamilie zu sehen, muß man ein weit entferntes Lager besuchen.

Vor dem Hause des Oberpriesters hielt Mély's Wagen an; schon lange war er dort erwartet worden und schon von weitem erkannten die Reisenden das intelligente Gesicht des Mannes, dem sie vor wenigen Tagen im Palaste des Hetmans in Nowo-Tscherkask begegnet waren. Das Haus selbst besaß nur drei Zimmer, rechts eines, in der Mitte ein Speisezimmer, hinten ein drittes; das mittelste war den Gästen zur Wohnung eingeräumt. Die Priester hatten schon auf ihr Erscheinen gewartet, um ihnen zu Ehren eine Musikaufführung zu veranstalten; aber die Fremden zogen es vor, dieselbe verschieben zu lassen und die Pferdeherden, welche ihretwegen an dem Dorfteiche zusammengetrieben worden waren, zu besuchen. Denn es sollten mehrere davon mit dem Lasso gefangen werden, ein Schauspiel, das sie nicht versäumen wollten. Sie stiegen also zu Pferde, während etwa funfzig Priester, die ganze Einwohnerschaft des Kurul, ihnen zu Fuße folgten.

Es waren da etwa 2000 stämmiger, gut gebauter Pferde versammelt, welche bei den Fremden vorübereilten. Während dessen galoppirten drei Kalmüken, Wächter der Tabune, in die Ebene hinein und ließen ihren Lasso, damit er sich aufrolle, hinter sich herschleifen; für gewöhnlich hängt er zusammengerollt an einem Ringe, der hinter ihrem rechten Schenkel am Sattel befestigt ist. Es ist eine starke Leine von geflochtenem Roßhaar, etwa 15 Meter lang und an dem einen Ende mit einem Schiebering aus Birkenholz versehen, während das andere, welches der Reiter in der Hand hält, ganz glatt ist, dafür aber im Augenblicke, wo man den Lasso schleudert, rasch um den rechten Schenkel gewickelt wird, so daß selbst die wüthendsten Sätze dem gefangenen Pferde nichts helfen. Das Verfolgen, Fangen und Bändigen des Thieres geht im Uebrigen nicht anders vor sich als etwa in den argentinischen Pampas.

Nach etwa $1^1/_2$ Stunden ließ der Oberpriester, der seine Gäste nicht begleitet hatte, denselben anzeigen, daß die Zakuski (d. i. Naschwerk oder Vorspeise, welche die Russen vor der Mahlzeit genießen) sie in seiner Kibitka erwarteten. Auf dem Wege dorthin kamen sie bei einer Gebetswindmühle vorbei. Sie bestand aus vier kleinen Flügeln auf der Spitze einer circa $1^1/_2$ Meter hohen Pyramide, in deren Innerm Litaneien zu Ehren des letzten im Geruche der Heiligkeit verstorbenen Bakschaï, dessen Gebeine unter einem Grabmale daneben ruhten, durch den Wind in Bewegung gesetzt wurden. Diese Art Gebetmühle scheint für besonders wirksam zu gelten, weit mehr als eine kleinere Sorte, welche mit der Hand gedreht werden muß.

Gebetmühle.

Noch am selben Tage wurde auch die Pagode besucht, ein großes viereckiges Gebäude, in welche das gemeine Volk keinen Zutritt hat. Seine Wände sind mit Gemälden auf Reispapier bedeckt, welche von den Bewohnern des Kuruls selbst angefertigt wurden und an Feinheit Miniaturen gleichen. Im Typus ähneln sie den indischen, wie ja die Kalmüken als die einzigen europäischen Repräsentanten des weit verbreiteten Buddhismus, der die größere Hälfte Asiens beherrscht, auch in diesem Zweige des Cultus die Erinnerungen an die asiatische Heimath bewahrt haben. Für Götterbilder aber „hat der vom äußersten Schablonenwesen getragene tibetische Buddhismus ganz genaue Normalmaße und Verhältnißzahlen vorgeschrieben, Zeichennetze und Constructionsformeln entworfen, durch welche eine erstaunliche Gleichförmigkeit in den Figuren, Stellungen und Attributen einer jeden Gottheit erzielt wurde“ (E. Schlagintweit, „Globus“ XXXIII, S. 168). Als sich aber am Ende des 17. Jahrhunderts die Kalmüken von den Mongolen abtrennten und den Buddhismus mit sich nach Europa brachten, erkannten sie die geistliche Oberhoheit des Dalai Lama an und gehörten zu seinen eifrigsten Verehrern. Erst seitdem sich die größere

Die Pagode in Kurul Kalmuk.

Hälfte unter Ubachech 1771 wieder auf chinesisches Gebiet zurückgezogen, haben sich die russischen Beamten bestrebt, die Beziehungen mit Lhassa in Tibet möglichst zu unterbrechen und unter den Kalmüken ein ganz selbständiges Kirchenregiment einzurichten.

Von der Decke der Pagode hing ein großer rother Baldachin herab und von dessen vier Ecken ebenso viele schwarze Schirme; zur Linken steht ein hübscher in Fächer getheilter schwarzer Schrank zur Aufbewahrung der heiligen Bücher, die theils auf Pergament geschrieben sind, theils in langen

Der Bakschaï und seine Stellvertreter. (Nach einer Photographie.)

mit Goldbuchstaben beschriebenen Seidenstreifen bestehen. Gegenüber der Thür liegt das Allerheiligste, eine Art Alkoven, der durch eine Thür mit rautenförmigen Glasfenstern abgeschlossen ist. Darin stand eine kleine Pagode aus vergoldetem Holze und in dieser drei goldene Götzenbilder und auf ihr eine goldene, in Seide gehüllte Göttin, die schon durch ihre Stellung ihre Herrschaft über die anderen bewies. Der Bakschaï gestattete seinen Gästen, diese Götterbilder nach Belieben zu betrachten; ihre Namen zu nennen konnte er sich aber nicht entschließen. An den Wänden hingen die beim Gottesdienste verwendeten musikalischen Instrumente, vier große Trompeten, zwei von Bronze, zwei von Silber und

Gold, vier große mit einem Busch von Straußenfedern gezierte Tamburins, Flöten, darunter eine, welche aus einem menschlichen Schienbein bestand und mit Silber verziert war, Klingeln, Becken, kurz ein ganzes Orchester, das die Fremden am folgenden Morgen zu hören bekommen sollten.

Von der Pagode begaben sie sich in die Kibitka des Bakschaï, wo Kaviar, Kumys, Champagner vom Don u. s. w. als Vortisch ihrer wartete. Das Zelt war das landesübliche von dickem, grauem Filz, der über ein Gestell von biegsamem Holze gespannt ist. In der Decke gewährt eine Oeffnung, welche sich durch Anziehen von Schnüren beliebig vergrößern und verkleinern läßt, dem Lichte Zutritt. Ein persischer Teppich vertritt die Stelle der Thür. Sonderbar aber nahm sich in der innern Ausstattung ein kleines Polisanderbureau und ein Cretonnezeug mit rothgedruckten Bildern im Stile Ludwig's XV. aus, während Tisch, Bett u. s. w. durchaus asiatisch waren, und im Hintergrunde ein kleiner tragbarer Altar mit dem Bilde des letzten Bakschaï stand. Davor waren 21 Untertassen mit Reis, Oel, Lichtstümpfchen, zerschnittenen Pfeffernüssen, Hirse u. s. w. als Nahrung für die Götzen aufgestellt. Mitternacht kam heran, ehe das schlechte Abendessen, bestehend aus Ziegelthee, der mit ranziger Butter, Salz und Pfeffer gekocht wird, Hammelsuppe, Hammelfleisch mit Reis, gehacktem Hammelfleisch und gekochtem Hammelfleisch, beendet war, und die Reisenden sich ermüdet auf die kubanischen Teppiche ausstrecken konnten.

Ihr erstes Geschäft am folgenden Morgen bestand im Anhören der Tempelmusik. Alle Instrumente waren jetzt von den Wänden herabgeholt und befanden sich an ihrem Platze; es waren 15 Musikanten, welche in zwei Reihen einander gegenüber aufgestellt werden. Hinten vor dem

Musikinstrumente der Kalmüken beim Gottesdienste.

Allerheiligsten hatten die vier Trompeten, jede verschieden gestimmt, ihren Platz; sie waren so schwer, daß sie vorn von Schnüren, die an der Decke befestigt waren, gehalten werden mußten, und tönten so laut, daß es vor ihrer Schallöffnung kein Priester aushalten kann, ohne der Gefahr ausgesetzt zu sein, taub zu werden. In der Mitte zur Linken steht der erste Stellvertreter des Bakschaï mit blauer Brille und leitet bald mit einer kleinen Glocke, bald mit Becken die Musik, welche mit einem rasch anschwellenden dumpfen Brummen beginnt. Nach vier, fünf Takten fallen die Becken und Flöten ein, das Tempo wird schneller, die Klingel tönt dazwischen und die Tamburins werden geschlagen; allmälig läßt der Lärm wieder nach, um bald von Neuem zu beginnen. Eine sonderbare, tolle Musik!

Nach einer Viertelstunde waren die Musikanten erschöpft, freilich die Hörer nicht minder, und so besuchten nun letztere eine zweite vorhandene Pagode von kleineren Dimensionen, aber derselben Anordnung, in welcher die Gewänder des verstorbenen Bakschaï aufbewahrt werden und sein Hut der Verehrung der Gläubigen ausgestellt ist.

Nach einem flüchtigen Besuche eines Lagers profaner Kalmüken trat Mély seine Rückreise nach Tscherkask an, wobei ihm seine neuen Freunde bis an die Grenze ihres Gebietes zu Rosse das Geleit gaben.

Die Garo-, Khassia- und Naga-Völker an der indisch-birmanischen Grenze.

Von **Emil Schlagintweit.**

III.

Sämmtliche Stämme standen vor Einmischung der Engländer und stehen noch heute, soweit englische Controle nicht reicht, unter keiner einheitlichen Obrigkeit. Jeder Stamm, ja jedes Dorf bildet seinen eigenen politischen Bezirk, und der Vorstand, Dorfältester (Lakhma oder Laschar bei den Garo, Wahadar bei den Khassia und Dschaintya, Penma bei den Naga) ist der erste unter Gleichberechtigten; sein Ansehen beruht rein auf den persönlichen Eigenschaften, auf dem Auftreten und Wohlstand des Mannes. „Jedermann folgt den Eingebungen seines eigenen Willens; wir haben eine Form der einfachsten Demokratie vor uns, von welcher man glauben sollte, sie würde sich keinen Tag erhalten können, und dennoch ist es Thatsache, daß sie besteht." Blut kann nur durch Blut gesühnt werden; theoretisch ficht jeder Mann seine eigene Fehde allein aus, praktisch artet aber jede persönliche Feindschaft in eine solche zwischen Familienverbänden aus, und wenn auch ein Dritter zwischen den Streitenden ruhig soll hindurchgehen können, so sind doch die einmal erregten Leidenschaften eine Gefahr für die Uebrigen. Gegenüber den angrenzenden Bewohnern der Ebene ist der Anspruch auf Land eine ständige Quelle von Zwist, und schließlich von blutigen Angriffen. Die Gebirgsbewohner erachten Culturland, das jene in Besitz nahmen und bebauen, als ihr Eigenthum, und es kommt schließlich dazu, daß die anstößigen Gehöfte überfallen und niedergebrannt, die Insassen niedergemacht und die Felder verwüstet werden.

Solche Raubzüge brachten die Engländer zuerst mit den Garo in Berührung. In das Jahr 1822 fällt der erste englische Verwaltungsact; damals wurden die Ländereien am Fuße der Berge gegen den Rangpur-District (an der Südbiegung des Brahmaputra) von den Grundsteuergesetzen für Bengal ausgenommen, weil durch diese Zwistigkeiten entstehen könnten. 1824 wird Unterassam dem englischen Besitze einverleibt; sofort entstehen dieselben Schwierigkeiten am Nordfuße des Gebirges. Es gelang die Ansprüche der Garo zu befriedigen, und ein nicht unbedeutender Tauschhandel von Baumwolle gegen Manufacte der Ebene kam in Gang; aber hungrige bengalische Zemindare oder Besitzer des Rechtes auf Abgaben vom Grund und Boden verpachteten bisher unbestrittenes Garo-Land und die Ruhe war nun gestört. Einfälle in größerm Maßstabe machten 1861 eine größere militärische Expedition in ihr Land nöthig; nach Niederbrennung einiger Dörfer zogen die Truppen jedoch wieder ab und das alte Spiel erneuerte sich. Erst 1866 entschloß sich die Regierung, im Gebirge selbst, in Tura, ein militärisch organisirtes Polizeicorps zu stationiren. Dorf um Dorf unterstellte sich der Jurisdiction des dort residirenden Beamten und die Einwohner führten willig die geringen Abgaben ab, welche ihnen zum Zeichen der Anerkennung englischer Oberhoheit auferlegt wurden. Nur ein kleiner Kern hielt seine Unabhängigkeit hoch und bewies sein Nichteinverständniß mit der Unterwerfung ihrer Stammesbrüder durch fortwährende Einfälle auf britisches Gebiet; die Regierung beschloß „diesem Räubernest von Wilden mitten in britischem Gebiet mit Gewalt ein Ende zu machen und Wege durch das Gebirge zu ziehen, längs welcher unsere Polizei patrouilliren kann." Im November 1872 brach eine Macht von 500 Polizisten und drei Compagnien indischer Infanterie auf, hatte im Januar auch das letzte renitente Dorf besucht und neben Einsetzung von Dorfältesten und Regulirung einer Haustaxe insbesondere auch darauf bestanden, daß alle Trophäen an Schädeln Erschlagener ausgeliefert wurden. Seither genügte die an drei Orten vertheilte Polizeimacht zur Aufrechthaltung der Ordnung, die Grenzen der Garo-Markungen gegen die Ebene wie gegen die Khassia-Berge wurden durch hohe, weit sichtbare Grenzsteine bezeichnet und gute Saumwege, die zum Theil schon zu Karrenwegen erweitert sind, angelegt. Die Ruhe ist seither nicht gestört worden, Einfälle fanden nicht mehr statt und die Blutfehde fordert kein Opfer mehr.

Die Khassia und Dschaintya hatten die Wildheit, unter welcher die Garo noch leiden und es zu Staatenwesen nicht bringen, bereits vor längerer Zeit abgestreift; als die Engländer 1824 von Katschar und Unterassam Besitz ergriffen, fanden sie, daß diese Völker mit der Ebene einen lebhaften Handel unterhielten, dessen Werth mehrere Millionen Mark im Jahre werthete, und daß überall feste Regierungen eingesetzt waren. Die Khassia waren damals wie heute in 25 kleine demokratisch organisirte Staaten zersplittert[1]. Die sogenannten Fürsten, die meist nicht den Namen Radscha (Fürst), sondern Wahadar oder Obere führen, werden als solche vom Volke auf Lebenszeit gewählt; sie konnten wegen schlechten Verhaltens abgesetzt werden, ein Fall, der jedoch seit der englischen Einmischung nicht mehr vorkommt. Ein gemeinsames Oberhaupt fehlte; 1826 schlossen die Engländer mit dem Radscha (über 6924 Unterthanen) von Rongkhlan einen Vertrag ab, in welchem dieser die englische Oberhoheit anerkannte. Der Fürst übernahm auch für kleinere Nachbaren Verbindlichkeiten, diese aber bewiesen ihre Nichtzustimmung 1828 durch Niedermetzelung zweier englischer Offiziere und ihrer ganzen Escorte. Die Engländer machten kurzen Proceß; der Fürst, der sich zu viel herausgenommen und während der Züchtigungsexpedition gegen die Thäter seinen Beistand verweigerte, wurde abgesetzt und auf Lebenszeit im Zuchthaus zu Dakka eingesperrt, die Fürsten mit Geldstrafen belegt und gezwungen Verträge zu unterzeichnen, die einer Bitte um Verzeihung gleichkamen. Ihre Ohnmacht wurde ihnen hierdurch klar, und seitdem herrscht Ruhe; die Aufstände von 1859 und 1861 waren nicht mehr das Werk der Oberen, sondern beutelustiger Banditen, welche die Absicht, das Land von der Fremdherrschaft zu befreien, nur zum Vorwand nahmen. 1830 ließen sich die Engländer Land zur Station Tscherrapundschi abtreten und 1840 (bekräftigt 1857) gegen Jahrgelder das Ansiedelungsrecht zusprechen; Schillong, die Hauptstadt der 1873 von Bengal abgetrennten und gebildeten Provinz Assam, liegt in 1965 Meter Höhe, im Gebiete der Khassias. Die Dschaintya hatten die geordnetste Regierung unter allen Stämmen die-

[1] Ihre Namen, Bevölkerung, Einnahme, waffenfähige Mannschaft und Producte sind ausführlich behandelt in Bengal Administration, Report for the year 1872/73, Part II, p. 170 (Calcutta 1873).

ser Gebiete. Als die Engländer mit ihnen 1824 zuerst in Berührung kamen, fanden sie an der Spitze des Volkes einen Fürsten mit großem Vermögen an Grundbesitz und Hausgeräth, dem alle Theile des Volkes gehorchten; ihre Brahmanen standen bei jenen der Ebene im Geruche wirklicher Hindus, jedoch nur vom Range der Sudras oder untersten Kasten. In der Absicht ihre Besitzungen diesseits des Gebirges mit jenen nördlich am Brahmaputra auf dem kürzesten Wege zu verbinden und eine Militärstraße hindurchzulegen — die jedoch noch Jahrzehnte auf sich warten ließ und schließlich westlicher über Tscherrapundschi und Schillong geführt wurde —, veranlaßte die Ostindische Compagnie den Fürsten 1824, sich unter ihren Schutz zu stellen; 1835 entdeckte man, daß der Vasall seit Jahren das Wegfangen von Hindus der Ebene begünstigt, wenn nicht gar angeordnet hatte, um sie seinen Göttern als Opfer zu schlachten. Der Fürst willigte gegen eine Pension und den Genuß seines Vermögens in die Abdankung, und das Land wird seitdem als englische Provinz verwaltet. Sitz der englischen Gebietsverwaltung ist Dschowai (Jowai); dasselbe ist durch einen Saumweg mit Dschaintyapur und Silhet verbunden.

Die Naga machten die erste Bekanntschaft mit den Engländern 1831, in welchem Jahre drei Beamte mit einem großen Gefolge, darunter 700 Soldaten, den Auftrag erhielten, von Katschar aus einen Weg quer durch ihr Land nach Sibsagar am Brahmaputra zu erzwingen. Jedes Dorf stellte sich ihrem Vordringen entgegen, die Naga verbrannten lieber ihre Vorräthe, ehe sie zugaben, daß die Eindringlinge sich ihrer bemächtigten. Seit dieser Zeit stehen die Naga zu den Engländern auf dem Kriegsfuß; volle vierzig Jahre hindurch ließen sie sich eine lange Reihe von Einfällen, kühnen Angriffen wie heimlichen Ueberfällen und offenen Verhöhnungen der Gegner zu Schulden kommen; ein Vordringen der Engländer wußten sie durch heldenmüthige Vertheidigung ihrer Dörfer stets abzuwenden oder sie griffen zu Betheuerungen guten Verhaltens für die Zukunft, wenn der Anprall zu ungestüm war. So folgten sich Einfälle, militärische Expeditionen und Unterwürfigkeitserklärungen in bunter Reihe; in der Sache aber änderte sich nichts und die Beziehungen der Engländer zu den Naga blieben so schlecht, wie vor vierzig Jahren. Endlich brach England mit seiner Politik „meisterhafter Unthätigkeit, die sich theoretisch so sehr empfiehlt, praktisch aber zu Niederlagen führt“. 1867 wurde das Dorf Tschimukedima zum wiederholten Male gestürmt und als Niederlassung und Sitz englischer Beamten wie einer starken Polizeistation bestimmt; die Station wurde Samaguting benannt und liegt auf einem Hügel rechts vom Oberlauf des Dhangsiri-Flusses. Mit Durchführung dieser Maßregel beginnt die wirksame Beschützung der Ansiedler der Ebene vor Einfällen; alle feindlichen Ueberfälle sind von nun an in das Innere der Gebirge verlegt. In diese inneren Thäler drangen nun in Folge der Unterwürfigkeitserklärungen benachbarter Stämme, die von dahinter liegenden mit Krieg bedroht wurden oder zur Vermessung der Grenzen des britischen Schutzgebietes, endlich zu Erkundigungen über die Stimmung und politischen Zustände unter den Eingeborenen, wiederholt Colonnen vor. Man kann es diesen Naturvölkern nicht verdenken, wenn sie, wie 1875 zweimal, über solche Abtheilungen herfallen und sie niedermetzeln; denn eine solche Expedition tritt ganz militärisch auf, hat reguläre Soldaten oder Polizisten mit Gewehren bei sich, erläßt Proclamationen, fordert die Dorfältesten zu sich und droht Strafe an für Beschädigung der von und für sie angelegten Wege, Grenzzeichen und dergleichen. So bestand die am 1. Februar 1875 angegriffene Abtheilung aus 267 Mann, darunter 42 Sipahi und 22 Polizeisoldaten, 80 Mann wurden durch die Angreifer beim Ueberfalle getödtet. Jedem solchen Unfalle folgte eine Züchtigungs-Expedition; diese hatte jedesmal Erweiterung des Controlbezirkes zur Folge, und so konnte 1876 das Hauptquartier der englischen Verwaltung von dem zu niedrig gelegenen und ungesunden Samaguting nach Wokha in 1828 Meter Höhe, 87 Kilometer südlich von Golaghat, verlegt und um 124 Kilometer weiter nordostwärts, nur 20 Kilometer vom Doyang-Fluß entfernt, vorgeschoben werden.

Die englische Verwaltung sorgt für Befestigung der öffentlichen Sicherheit durch eine militärisch organisirte Polizeimacht (83 Mann unter den Garos, 50 Mann unter den Khassias und Dschaintyas, 163 Mann unter den Nagas [1877]) und durch Eröffnung des Landes durch Wege. In letzterer Beziehung sind ganz besonders große Fortschritte zu verzeichnen. Der Bau macht noch jetzt große Schwierigkeiten; die Arbeiter müssen von einer stattlichen Bedeckungsmannschaft begleitet sein; während der Regenzeit reißt das hoch angeschwollene Wasser die Brücken weg, die Regengüsse überschwemmen die Wege; im Sommer macht das aus dem Weguntergrund üppig hervorschießende Unkraut und Unterholz die Weglinien wieder dem Dickicht gleich, von dem sie mit Mühe gereinigt worden waren. Dadurch, daß man die anwohnenden Stämme zu ihrer Unterhaltung verpflichtete, gelang es jedoch, die Hauptorte mit Assam wie Bengalen durch gute Saumwege zu verbinden, die stellenweise sogar schon in Karrenwege umgewandelt werden konnten. Unter den Nagas wurde die Weganlage unerwartet Ursache zu Erpressungen; wiederholt wurden von noch nicht erreichten Stämmen vorliegende Dörfer, sobald das sie bisher vom Hinterlande abschließende Walddickicht gelichtet und ein Weg hindurchgelegt war, mit Ueberfällen bedroht, wenn sie sich jetzt, wo ihr Dorf leicht zu erreichen sei, nicht mit einer Gabe abfinden. Mit Schulen befreunden sich diese Gebirgsbewohner wenig, nur unter den Garos zeigen die von Beamten und Missionären eingerichteten 24 Schulen Zuwachs (Gesammtschülerzahl 405). Allgemeiner gewinnen englische Aerzte Vertrauen, besonders überraschte die Wirkung des Impfens als Mittel gegen Verbreitung der Blatternkrankheit, die sonst zahlreiche Opfer forderte.

Unter der englischen Verwaltung ist überall Ruhe eingezogen und eine Civilisation angebahnt, wie sie aus dem Volke heraus sich nicht entwickelt hätte; nur die Nagas sind ungeachtet mancher befriedigender Ergebnisse der englischen Einwirkung noch eben so bereit wie früher, unter sich in Hader zu gerathen und die inneren Wirren auf die Bewohner der angrenzenden Culturländer zu übertragen. „Es gehört geringe Voraussicht dazu, um die Möglichkeit, ja geradezu die Nothwendigkeit zu behaupten, daß wir früher oder später gezwungen sein werden, einen Schritt weiter zu machen im unvermeidlichen Vorwärtsmarsch, in jener edlen Friedensmission, die unser Loos zu sein scheint, wo immer der Anglosachse seinen Fuß hinsetzt.“ (Worte des langjährigen Aufsichtsbeamten unter den Nagas, Lieutenant J. Butler.) Die ethnographische Wissenschaft zieht von solcher Ausdehnung des englischen Controlgebietes nicht den geringsten Nutzen. Nur wenige hundert Kilometer trennen die vorderste Spitze der hier beschriebenen Gebirgsländer und das Thal von Assam von den Radschmahalbergen, dem nordöstlichsten Ende der Kette, welche die Halbinsel Vorderindiens durchzieht; diese Entfernung ist so gering, daß es denkbar ist, Indien möge in weit zurückliegender Zeitperiode durch vorarische Einwanderer, die aus dem Thale des Brahmaputra hervorbrachen, bevölkert worden sein. Noch bedarf es aber der Aufschließung der birmanisch-tibetischen Grenzländer Assams, einer Durcharbeitung der Sprachen, einer eingehenden Ver-

gleichung der Körperformen unter diesen Grenzvölkern, ehe die so vorschnell ausgesprochene Behauptung den Anspruch auf Wahrscheinlichkeit erheben kann, daß die sämmtlichen Aboriginer Vorderindiens, die dunklen Bewohner seiner Waldgebirge, wirklich Einwanderer aus dem Innern Ostasiens seien.

Dr. Carl Sachs' Reise in Venezuela.

III.

Don Guancho war das Ideal eines Llanero, ein Meister in allen Künsten des Leibes, dabei offen, edelmüthig und gastfreundlich, eine wahre Siegfriedsnatur; im Reiten, Schwimmen, Fechten, in der Jagd und im Fischfang suchte er seinesgleichen. Im Galopp dahinsprengend riß er den wilden Stier der Llanos am Schweif zu Boden oder fesselte ihn aus weiter Entfernung mit seinem nie fehlenden Lasso. Ein gefeierter und gefürchteter Kriegsheld, stürmte er im Jahre 1868 an der Spitze eines Häufleins von 200 Lanzenreitern die von 2000 Mann besetzte Stadt Calabozo; seine Lieblingsbeschäftigung aber war die Jagd der Jaguare, deren er einst in den Wäldern des Apure drei in gleichzeitigem Kampfe erlegte. Dabei war er weit entfernt von jener eitlen Prahlerei, welche so häufig den Creolen auszeichnet; ein Mann der entschlossenen That, hielt er treulich, was er versprach, ungleich der Mehrzahl seiner Landsleute. Es fiel Dr. Sachs nicht schwer, den intelligenten Mann für sein Vorhaben zu interessiren, und er erfuhr von ihm, daß seine in einiger Entfernung südöstlich von Calabozo gelegene Besitzung los Tamarindos der geeignetste Punkt für ihn sei, da der unweit davon strömende Rio Orituco, ein linker Zufluß des Guárico, nebst den zahlreichen, in ihn mündenden Caños überreich an Tembladoren sei. Dorthin, an den von dichtem Walde eingefaßten Orituco begaben sich also beide in Begleitung dreier Peone und bemerkten auch alsbald an der Mündung des Caño Merecuritu den ersten Temblador, ein dunkles schlangenartiges Geschöpf, das gegen sechs Fuß Länge zu haben schien. Unter einem überhängenden Copaivabaum gelagert, hielten sie einen kurzen Rath. In den Fluß selbst einzudringen wäre Tollkühnheit gewesen; denn der Orituco ist eines der gefährlichsten Gewässer der Llanos. Neben den großen besonders wilden Alligatoren, denen bei der Höhe und Steilheit der Ufer im Falle eines Angriffs schwer zu entkommen sein dürfte, sind es die Stachelrochen oder Rayas (Trygon hystrix Müll. Henle), die zahlreichen Tembladoren und vor allem jene Pest aller Gewässer des tropischen Südamerika, der Caribenfisch, welche dem Eindringling Verderben drohen. Die Raya ist eine platte rundliche Scheibe mit einem dünnen, spitz auslaufenden Schwanze, der nahe dem hintern Ende einen mit Widerhaken versehenen, langen, aufrichtbaren Stachel trägt; vor demselben befinden sich noch 1 bis 2 kleinere, zum Ersatz dienende. Dieser Stachel ist eine furchtbarere Waffe, als es den Anschein hat. Im Sande vergraben und dadurch fast unkenntlich, schleudert der Fisch sein sicher treffendes Geschoß auf den sorglos Nahenden, und die so erzeugte Wunde ist von einer schwer zu erklärenden Bösartigkeit.

Viel gefährlicher, weil in weit größeren Massen vorkommend ist jedoch der gefräßige Caribenfisch, der sich nicht scheut, trotz seiner Kleinheit (er mißt selten über 7 bis 8 Zoll) selbst über den Menschen mit furchtbaren Bissen herzufallen. Die Kraft seines Gebisses, das wie eine scharfe Säge geformt ist, übertrifft alle Vorstellung; ein fingerdicker Stecken festen Holzes, den Sachs einem schon erschöpften Exemplar vorhielt, war im Nu durchgebissen; auch dicke stählerne Angelhaken widerstehen ihren Zähnen nicht. Menschen und Thiere, welche beim Ueberschreiten eines Flusses noch weit vom Ufer entfernt von Caribenfischen überfallen werden, sind unrettbar verloren, da selbst im Falle die zugefügten Verletzungen nicht tödtlich sind, der Blutverlust sie am Schwimmen hindert; Fälle dieser Art ereignen sich jedoch nicht gerade häufig. Denn trotz dieser Gefahr werden viele Flüsse, welche notorisch von den Fischen wimmeln, fortwährend überschritten; auch werden große Fischzüge in ihnen veranstaltet, wobei eine bedeutende Anzahl von Menschen für geringen Lohn mehrere Tage lang nackt im Wasser arbeitet.

Da jedoch der Orituco selbst von den Eingeborenen wegen seiner gefährlichen Bewohner gemieden wird, so beschränkte sich das Jagdgebiet des Don Guancho und Dr. Sachs auf die Mündung des Caño Merecuritu. Ersterm gelang es bald, mit Hülfe eines starken Angelhakens einen Zitteraal gleichsam zu harpuniren; aber die dabei entstandene Verletzung war so bedeutend, daß geringe Aussicht vorhanden war, so erbeutete Thiere für die nöthigen Experimente am Leben zu erhalten. Don Guancho ging also zu einer andern, ebenso sinnreichen wie interessanten Fangweise über, wobei man auf die Neugierde des Thieres rechnete, eine Eigenschaft, die fast allen Fischen in hohem Grade zukommt. Es ist bekannt, daß jedes im Wasser erregte Geräusch die darin befindlichen Fische veranlaßt, sich nach der betreffenden Stelle hin zu begeben, wahrscheinlich durch die Hoffnung auf Beute getrieben. Die Gesellschaft verhielt sich also eine Zeitlang still und warf dann, hinter Bäumen versteckt, kleine Steinchen ins Wasser des Caño, um das Wild anzulocken. Wirklich glitten bald mehrere Tembladoren den Caño aufwärts, um zu sehen, was es gäbe, und wurden durch ein quer vor die Mündung desselben gespanntes Netz sofort an der Rückkehr gehindert. Mit einem zweiten Netze begaben sich zwei der Peone eine kleine Strecke weit aufwärts, stiegen ins Wasser hinab und hielten das Netz so zwischen sich ausgespannt, daß es ebenfalls den Wasserlauf quer absperrte. Nunmehr rückten sie langsam abwärts bis in die Nähe des ersten feststehenden Netzes und trieben so die Bewohner des ganzen Gebietes auf einen geringen Raum zusammen. Vergebens schleudert jetzt der zornige Gefangene seine Donnerkeile: todte Fische und Frösche, die plötzlich auf der Oberfläche erscheinen, sowie mancher Ach- und Weheruf, manches Caramba! und Ave Maria purisima! der im Wasser stehenden Fischer künden die Kraft seiner elektrischen Schläge. Er ist umringt, wird zwischen den beiden Netzen aus dem Wasser gehoben und zappelt auf dem Sande. Aber niemand getraute sich, die beiden gefangenen Gymnoten aufzuheben, um sie in das mitgebrachte Faß zu befördern, bis Sachs kurz entschlossen seinen Tuchrock auszog, ihn über die Thiere breitete, sie so

faßte und in den Behälter warf. Daß dies eine weise Vorsicht war, bewies der Umstand, daß er trotz des schützenden Tuches noch deutliche Schläge erhielt.

Unser Raum erlaubt es nicht, ausführlicher auf alles einzugehen, was der Autor über das Leben und Aussehen der Tembladoren, über seine Untersuchungen derselben und über sein Leben in Calabozo berichtet, wo er Weihnachten — ein ganzes Capitel widmet er den Vergnügungen und Festlichkeiten dieser Zeit — verlebte. Wir bitten aber unsere Leser um so mehr, das Buch selbst zur Hand zu nehmen und sich den Genuß zu verschaffen, eine der besten Reisebeschreibungen der letzten Jahre gründlich kennen zu lernen; sie werden sicher in unser Urtheil einstimmen, daß ihnen selten auf 370 Seiten mehr Genuß und Belehrung zu Theil geworden ist, als durch dieses Werk eines jugendlichen Mediciners.

Gegen Ende des Monats Februar 1877 hatte Sachs seine Laboratoriumsarbeiten zum Abschlusse gebracht. Auf einem letzten Ausfluge zum Rio Orituco versah er sich mit einer Anzahl frischer Gymnoten, um sie günstigen Falles nach Europa überzuführen (was freilich bei keinem gelang), und trat, nachdem er sich in einer Reihe von Besuchen von den ihm befreundeten Familien der Stadt verabschiedet hatte, am 6. März seine Reise nach Camaguan am Portuguesa, einem linken Zuflusse des in den Orinoco mündenden Apure, an. Drei bespannte Karren mit der gleichen Zahl von Carreteros sollten sein Gepäck, alle die benutzten Apparate, die angelegten Sammlungen und die Wasserkiste mit den Zitteraalen auf dem als gut und eben geschilderten Wege südwärts nach Camaguan schaffen. Nach wenig mehr als einer Stunde wurde das steiluferige, dort fast völlig trockene Bett des Guárico überschritten, und dann ging es weiter auf der traurig monotonen Savanne nach dem Meierhofe von Lecherito, wo sie sich mit frischem Wasser versahen. Zu diesem Zwecke führt der Reisende eine Tapara, einen mit Stricken umflochtenen Flaschenkürbiß, am Sattel hängend mit sich, und er muß die Punkte, an denen genießbares Wasser zu finden ist, genau kennen, um nicht der Gefahr des Verschmachtens ausgesetzt zu sein. Man trifft zwar im Llano überall in einer Tiefe von wenigen Fuß auf das Grundwasser, welches an allen Stellen, wo durch Zufall der Boden bis zu dieser Tiefe gespalten ist, Bassins oder Quellen bildet, die während der größten sommerlichen Trockenheit nicht versiegen, so daß die Anlage von Brunnen bei der lockern Beschaffenheit des Bodens leicht und erfolgreich wäre. Aber die Trägheit und Indolenz der Bewohner ist so groß, daß man dieses einfache Auskunftsmittel verschmäht und sich mit demjenigen begnügt, was die Natur bietet. An einigen wenigen Stellen finden sich kleine Lagunen, welche bis nahe an das Ende der Trockenheit eine geringe Menge Wassers enthalten; aber dies Wasser ist von allem möglichen Gethier verpestet und in Farbe und Geruch so abschreckend, daß nur der peinlichste Durst es genießbar finden läßt. Nur zwei Mal traf Sachs auf der 16 bis 18 deutsche Meilen langen Strecke zwischen Calabozo und Camaguan Brunnen primitivster Art an, während die Bewohner aller übrigen nicht gerade seltenen Ranchos sich mit dem schrecklichen Wasser der Lagunen begnügten, das sie oft noch aus weiter Entfernung herbeischleppen mußten. Versiegen endlich auch diese letzten Hülfsmittel in Folge der anhaltenden Dürre, so sind dieselben Leute, welche während der winterlichen Ueberschwemmungen ihre Wohnung nur in Booten verlassen können, in den Monaten März und April genöthigt, vor der Trockniß in günstiger gelegene Orte zu flüchten. Je weiter Sachs nun vordrang, desto seltener wurden die Gruppen von Fächerpalmen und Chaparro-Bäumen, welche, wenn auch nur für Augenblicke, den Weg beschatteten. Die verdorrte Grasdecke verschwand allmälig, sie war unter den sengenden Sonnenstrahlen zu Staub zerfallen oder vom Savannenbrande verzehrt. Der ausgetrocknete, gehärtete Boden hatte klaffende Spalten geworfen, die bei geringer Tiefe durch ihre große Zahl das Vordringen erschwerten. Es war eine vollkommene Wüste, welche die Reisenden umgab; nicht ein einziges lebendes Wesen war weit und breit zu schauen und die ganze Natur schien in bleiernen Todesschlaf versunken. Um so erstaunter war Sachs, bei seinem Nachtquartier, dem Rancho San Pedro, das üppige Grün eines großen Bananenfeldes zu finden, das mit halbreifen Fruchttrauben strotzend beladen war. Nicht das Geringste geschah zur Bewässerung dieser Anpflanzung, welche inmitten einer mit völlig verdorrtem Graswuchs bedeckten Steppe an einer beliebigen Stelle angelegt war. Die Wurzeln dieses prächtigen Gewächses dringen wohl tief genug in den Boden ein, um bis an die vom Grundwasser imbibirte Zone zu gelangen, so daß sie fünf Monate hindurch des Regens entbehren können.

Auch am folgenden Morgen behielt die Ebene anfangs den nämlichen monotonen, baumarmen Charakter bei, bis sie nach fast dreistündigem Ritte um 7 Uhr den Hato von Matapalito am Saume eines großen Palmenwaldes erreichten. Der Name der Ansiedelung ließ vermuthen, daß der Matapalo, der bekannte Tödte- oder Würgebaum, hier in besonderer Menge vorkomme. Die meisten Namen kleiner Ortschaften im Llano sind entweder von Gewächsen abgeleitet, welche daselbst häufig auftreten, oder irgend einem Kalenderheiligen entlehnt. Im letztern Falle wählt man gern den Namen desjenigen Heiligen, welcher den Ruf als besonderer Beschützer gegen irgend eine Calamität genießt, welche den Ort vorzugsweise bedroht. So heißen viele besonders von Schlangen heimgesuchte Orte San Pablo, weil dieser Heilige als Schutzgott gegen Schlangen gilt; andere, an denen schreckliche Gewitter häufig sind, heißen aus ähnlichem Grunde Santa Barbara und dergleichen mehr.

Naturforscher, welche tropische Länder bereist haben, haben wiederholt gegen Sachs behauptet, daß eigentliche Palmenwälder, d. h. solche, welche einzig und allein aus Palmen einer Species bestehen, nicht existiren. Der Wald von Matapalito aber beweist die Unrichtigkeit dieser Behauptung; denn mehrere Stunden weit ist das Land dort fast ausschließlich von der Palma de Cobija bedeckt, welche zum größten Theile die gleiche Höhe von etwa 25 Fuß haben. Anfangs zeigte sich nur ab und zu eine Palme, welche von dem tückischen Würgebaume umklammert war; bald aber steigerte sich ihre Zahl und in der Mitte des Waldes konnte man überhaupt nur mit Mühe eine Palme auffinden, welche davon frei war. Das Gewächs soll, wie seine Begleiter versicherten, zuerst als harmloser Gast in der Krone der Palme sich ansiedeln, um dann nach unten zu wachsen und den gastfreundlichen Wirth auf Leben und Tod anzugreifen. Ist dies richtig, so ist es das System der Luftwurzeln, welches, allmälig erstarkend, in seiner Vereinigung den Stamm bildet, der nach Absterben der Palme seine stattliche Krone in die Lüfte erhebt.

Zwei Tagemärsche weit blieb das Land ziemlich dicht bewaldet, am Anfang des dritten aber traten sie aus dem scharf abschneidenden Saume des Gehölzes heraus auf eine weite, herrlich grüne und mit weidenden Rinderherden bedeckte Ebene, el Estero de Camaguan genannt, die in schroffstem Gegensatze zu der einförmigen verschmachteten Natur stand, welche Sachs während der letzten vier Monate vor Augen gehabt hatte. Drei Fuß hohe, weiche, saftige Gräser, der Art angehörig, welche Lambedora genannt wird, weil die Rinder sie mehr zu lecken als zu kauen scheinen, bedeckten die weite

Fläche; nicht ein einziger Baum unterbrach das gleichförmige helle Grün der Savanne, welche mit Ausnahme des eben verlassenen waldigen Hintergrundes nach allen Richtungen hin einen freien, scharfen, geradlinigen Horizont darbot, ähnlich dem des Meeres. Solche Esteros oder Savannen, welche während des ganzen Jahres frische Gräser erzeugen, finden sich, wenn man von den oasenartigen Strecken in den oberen Llanos absieht, nur in der Nähe der großen Ströme. Es ist nicht mit Sicherheit zu entscheiden, ob es ein durch diese Nähe bedingter größerer Wasserreichthum des Bodens oder eine besondere Fruchtbarkeit desselben ist, was dieser Eigenthümlichkeit zu Grunde liegt. Für letztere Ursache spricht der Umstand, daß diese Esteros in der Regel diejenige Ausdehnung bezeichnen, welche die Flüsse bei ihrem Anschwellen in der Regenzeit einzunehmen pflegen. Als Sachs in den Estero de Camaguan eintrat, war er noch $1\frac{1}{2}$ deutsche Meilen vom Ufer des Portuguesaflusses entfernt; aber die Reste eines alten Bootes, das liegen geblieben war, sowie äußerst zahlreiche leere Gehäuse einer Schnecke aus der Gattung Ampullaria bezeugten die Richtigkeit dessen, was seine Carreteros behaupteten, daß nämlich zur Zeit des Invierno der aus seinen Ufern tretende Portuguesa bis an den Waldesrand reicht und die Savanne nur für Boote passirbar macht. Unzweifelhaft hinterläßt der Fluß auf den überschwemmt gewesenen Ländereien einen feinen Schlamm, der vielleicht der Grund einer besondern Fruchtbarkeit der Esteros sein könnte.

Die wenigen Ranchos dieser Gegend waren mit einem obern Stockwerke, ähnlich dem Heuboden eines Bauernhauses, versehen, wo zur Zeit der winterlichen Ueberschwemmung diejenigen Bewohner hausen, welche nicht in die Stadt flüchten können. Im unteren Raum, durch den die Wogen hindurchrollen, tummeln sich die Krokodile und Boaschlangen des Stromes; ihnen sehen wenige Fuß höher die Herren des Hauses zu, deren Lebensunterhalt während dieser trüben Zeit fast nur auf dem Fischfang beruht. Unter ihrem eigenen Dache werfen sie Angel und Netz aus, um die beschuppten Eindringlinge zu erbeuten. Ein kleines Canoe ist das einzige Mittel, um mit der Außenwelt in Beziehung zu treten. Ziehen sich endlich die Fluthen zurück, so hinterlassen sie den Boden in aufgeweichtem, morastigem Zustande; die schlimmsten Miasmen entsteigen dann dem gährenden Sumpfe, und selbst die längst acclimatisirten Bewohner leiden an den Wechselfiebern, die durch dieselben erzeugt werden. Erst im Januar werden die Esteros trocken und verlieren ihren bösartigen Charakter; doch sind Fieber auch dann hier noch häufiger als an anderen Orten.

Am vierten Tage seiner Reise erreichte Sachs das Städtchen Camaguan (2000 Einwohner) am Rio Portuguesa, verabschiedete sich dort von seinen Carreteros, miethete sich einen Bongo (langes, schmales Boot aus einem ausgehöhlten Baumstamme) und fuhr in demselben den jetzt bei niederm Wasserstande von zahllosen Caymans und Vögeln wimmelnden Strom nach San Fernando am Apure hinab, wo er am folgenden Tage anlangte. Auf dem ganzen Wege hatte er nicht einen einzigen Rancho am Ufer gesehen.

San Fernando ist Sitz der Regierung des Staates Apure und zählt 3053 Einwohner. Seine Lage ist ungünstig gewählt, die Häuserreihen stehen dicht an dem steilen, aus lockerm Lehm bestehenden Ufer, das von der Gewalt des Stromes beständig unterwühlt und losgerissen wird. Mehrere Häuser standen damals auf so unsicherm Boden, daß man während der nächsten Regenzeit ihren Einsturz erwartete, und einem großen Theile des Ortes steht im Laufe der Zeit dasselbe Schicksal bevor. Die Existenz von San Fernando beruht auf dem ziemlich bedeutenden Handel, den seine Einwohner betreiben. Die Ackerbauproducte der zum großen Theil reich angebauten Provinz Varinas, vorzugsweise in Kaffee und Taback, dem bekannten Varinasknaster, bestehend, werden mittels des schiffbaren Portuguesa hierhergeschafft, um dann behufs des Exportes nach Bolivar befördert zu werden. Einen bedeutenden Handelsartikel bilden auch Häute von Rindern und Rehen, in geringerm Maße einzelne Droguen. Andererseits ist San Fernando die Zwischenstation des Importhandels, der sein Centrum in Bolivar hat und alle Erzeugnisse der ausländischen Industrie, sowie das in den Salinen von Cumaná gewonnene Salz dem Binnenlande übermittelt. Aehnlicher Art ist der Handel, welcher in dem am obern Apure gelegenen Orte Nutrias stattfindet.

Obgleich überreich mit fruchtbaren Ländereien versehen, treibt der Staat Apure dennoch so gut wie gar keinen Ackerbau; alle Lebensmittel, abgesehen von Rindfleisch, bezieht die Stadt San Fernando von dem Orte el Baúl in den oberen Llanos; täglich gehen von dort mehrere große Boote, beladen mit getrockneten Fischen, Bananen, Mais und Cassavebrot, ab, um mittelst der Flüsse Tinaco und Portuguesa nach San Fernando zu gelangen. Die alleinige Beschäftigung der Apureños ist die Viehzucht, welche durch das ungeheuere, mit Weidegräsern von vorzüglicher Qualität bedeckte Territorium sehr begünstigt wird; freilich haben die Revolutionskriege die Zahl der Rinder neuerdings sehr vermindert. Dieselben werden vorzugsweise nach den Küstenstädten des Nordens verhandelt.

In San Fernando benutzte Dr. Sachs seine Zeit, um die Wirkungen verschiedener Gifte zu studiren, die er sich mit vieler Anstrengung zu verschaffen wußte, so das der Guachamacá-Pflanze und das des berühmten indianischen Pfeilgiftes Curare, während er sich vergeblich bemühte, des Manzanillo (Hippomane mancinilla), den Scribe's kühne Phantasie aus Südamerika nach dem Schauplatz der Oper „L'Africaine“ verpflanzt hat, habhaft zu werden. Dagegen gelang es ihm, eine Anzahl junger Gymnoten zu erbeuten. Während seines Aufenthaltes in San Fernando begann, diesmal ungewöhnlich früh, die Regenzeit und alsbald schmückte sich eine große Zahl von Bäumen und Sträuchern, welche in Folge der anhaltenden Dürre ihre Belaubung eingebüßt hatten, mit frischen Blättern und Knospen; auch was der Trockenheit Widerstand geleistet hatte, prangte jetzt in frischeren, blühenderen Farben. Am 26. März begann das Steigen des Flusses, und sofort wurde das bisher völlig klare Wasser desselben intensiv gelb, an einigen Tagen sogar förmlich braun, weil der Fluß immer neue Partien seiner lehmigen Uferwände mit sich fortspült. Diese enorme Verunreinigung des Flußwassers hält so lange an, bis der Strom das Maximum seiner Höhe erreicht hat, und während dieser Zeit müssen die Bewohner von San Fernando, welche allein auf das Apure-Wasser angewiesen sind, dasselbe durch künstliche Mittel, wie das Zusetzen von etwas gepulvertem Alaun, klären. — Zahllos war das Heer von Insecten, welche jetzt zum Vorschein kamen, Zancudos, Termiten und Ameisen, Nachtschmetterlinge, Käfer, Cicaden u. s. w. Mehrfach konnte man beobachten, wie bestimmte Arten plötzlich in kolossaler Menge auftraten, um nach einigen Tagen wieder spurlos zu verschwinden.

Weil sich keine Schiffsgelegenheit stromabwärts darbot, war Dr. Sachs länger, als er anfangs beabsichtigte, gezwungen, in San Fernando zu verweilen, bis endlich am 19. April eine Lancha, ein einmastiges, breites, bauchiges Segelfahrzeug, vom Orinoco her anlangte, um nach Einnahme neuer Ladung nach Ciudad Bolivar zurückzukehren. Da der Fluß bereits stark gestiegen war, konnte er hoffen, auf ihr eine angenehme und schnelle Fahrt zu haben.

Wenn sich einst die Llanos in den Händen einer fleißigen und zahlreichen Bevölkerung befinden werden, dürfte es unschwer gelingen, den Apure, welcher gegenwärtig der Schifffahrt einige Hindernisse bietet und für Dampfer nur während der Regenzeit schiffbar ist, durch Regulirung seines Bettes zu jeder Jahreszeit für Fahrzeuge von mäßigem Tiefgange passirbar zu machen. Unter den gewaltigen Binnenwasserstraßen, durch welche der Continent von Südamerika sich vor allen anderen Erdtheilen auszeichnet, nimmt die von den Mündungen des Orinoco durch den Rio Apure bis nahe an den Fuß der Cordilleren sich erstreckende Linie eine der hervorragendsten Stellen ein. Auf einer Strecke von etwa 200 Meilen (bis Palmarito am obern Apure hinauf) ist sie nirgends von Katarakten unterbrochen und bietet selbst gegenwärtig, ohne alle Kunsthülfe, während eines großen Theiles des Jahres eine völlig unbehinderte Fahrstraße, welche sich mittels zahlreicher Seitenlinien weit in die umgebenden Territorien hinein verzweigt. Mit der Colonisation der Llanos, deren Boden auf weiten Strichen ohne Weiteres für den Anbau geeignet ist, würde jene großartige Wasserader sofort eine unermeßliche Wichtigkeit erlangen. Die Colonisationsversuche, welche von einzelnen intelligenten Bewohnern der Llanos gegenwärtig, meist an beliebig gewählten Orten, unternommen werden, glücken ohne Ausnahme und zeigen, daß außer den Frutas menores (Früchten des täglichen Bedarfes) auch Producte wie Kaffee, Zuckerrohr, Kakao u. s. w. in ausgezeichneter Qualität gewonnen werden können. Womit keineswegs gesagt sein soll, daß nicht auch in Zukunft ein Hauptmoment der Bedeutung der Llanos in der Viehzucht liegen wird.

Sehr naheliegend dürfte die Zeit, in welcher die Llanos dem Ackerbau erschlossen werden, freilich nicht sein. Noch liegen ausgedehnte Thalgründe und Hochebenen in den gebirgigen Theilen des Landes völlig unberührt und von jungfräulichem Walde bedeckt; wenn hier die Cultur noch nicht Wurzel gefaßt hat, nachdem bereits Jahrhunderte seit dem Eindringen der weißen Race verflossen sind, um wieviel geringer sind die Aussichten für die Llanos, deren brennendes Klima gegen den ewigen Frühling der Tierra templada (gemäßigte Region zwischen 400 und 2200 Meter über dem Meere) so abschreckend contrastirt!

Nekrologe.

— Die große „Indische Aufnahme" hat, wie Sir Alcock in seinem Jahresberichte der Londoner Geographischen Gesellschaft mittheilt, kürzlich außer General Sir A. S. Waugh und Oberst Montgomerie (s. „Globus" XXXIII, S. 239) noch den Obersten D. G. Robinson und den Lieutenant J. E. Gibbs durch den Tod verloren. Oberst Robinson's Name ist eng mit einer der frühesten und besten Aufnahmen jener Behörde, der der gebirgigen und schwierigen über 10 000 engl. Quadratmeilen großen Gegend zwischen Indus und Dschelam, verbunden. Dieselbe erforderte etwa acht Jahre Arbeit, und die daraus resultirende Karte ist eine der schönsten von allen, die je in Indien ausgeführt worden sind. Zuletzt war Robinson Generaldirector der indischen Telegraphen. Lieutenant Gibbs, einer der jüngsten und vielversprechendsten Offiziere jenes Departements, erlag einem Choleraanfalle, als er im District Ahmedabad fern von jeder ärztlichen Hülfe mit Aufnehmen beschäftigt war. Die Jahresberichte des „Great Trigonometrical Survey" seit 1873/74 enthalten viele werthvolle Beiträge seiner Feder.

— Mit dem am 18. April dieses Jahres in London verstorbenen Dr. Thomas Thomson hat die Geographie einen der frühesten und eifrigsten Erforscher der Länder jenseit des Himalaya und denjenigen Mann verloren, welcher den ersten wahrhaft wissenschaftlichen Bericht über die Geographie, Geologie und Botanik des weiten Gebirgslandes zwischen dem Pendschab und Ostturkestan gegeben hat. Geboren am 4. December 1817 in Glasgow als Sohn des gleichnamigen berühmten Chemikers, studirte er dort und wurde 1839 Doctor der Medicin. Stets bezeigte er für Naturwissenschaften die größte Vorliebe, zuerst für Chemie und Mineralogie, später für Conchologie und Entomologie, schließlich für Botanik. Auf seines Vaters Wunsch studirte er anfangs in Glasgow und einen Winter auch bei Liebig in Gießen Chemie, wandte sich dann aber unter Sir W. Hooker der Botanik zu, trat nach Vollendung seiner medicinischen Studien 1840 in die Dienste der Ostindischen Compagnie und machte als Arzt den afghanischen Feldzug mit, den er als einer von den wenigen überlebte. In Ghazni belagert und gefangen genommen, wurde er mit anderen nach Kabul geschickt und sollte nach Buchara in die Sklaverei verkauft werden; es gelang ihnen aber in Bamian, ihren Herrn durch Geld und Versprechungen zu veranlassen, daß er sie zu der vorrückenden englischen Armee brachte. Früher hatte er Gelegenheit gehabt, drei Monate lang die Umgegend von Kabul und Ghazni geologisch und botanisch zu durchforschen. Bis 1847 benutzte er seine freie Zeit in Moradabad, Lahor und Firozpur, die Botanik der Ebenen und der Vorberge des Himalaya zu erforschen; dann wurde er auf Betreiben seiner Freunde zu einem der drei Commissäre ernannt, welche die Grenze zwischen Kaschmir und Tibet festlegen sollten. Im October erreichten sie Leh und gaben sich, da die chinesischen Beamten nicht erschienen, in Ladak und Kaschmir ihren Specialstudien hin. 1848 erforschte er den Schayok-Fluß bis zu seiner Quelle am Karakorum-Paß (18 200 Fuß). Ueber diese Reisen schrieb er: „Western Himalayas and Tibet", welches ihm von der Londoner Geographischen Gesellschaft eine goldene Medaille eintrug. Die nächste Zeit wurde ihm durch Fieberanfälle getrübt. 1850 und 1851 bereiste er Sikkim, die Khassia-Berge, Katschar, Tschittagong und die Sunderbunds, stetig arbeitend und forschend, so sehr er auch am Magen und von Fieber zu leiden hatte. März 1851 kehrte er mit kolossalen botanischen und geologischen Sammlungen und Beobachtungen, aber mit gebrochener Gesundheit nach Europa zurück. Alle Bemühungen, von der Ostindischen Compagnie eine Unterstützung zur Herausgabe und Verwerthung seiner Schätze zu erlangen, waren und blieben vergeblich, und die auf eigene Kosten begonnene Herausgabe seiner „Flora of British India" mußte er deshalb einstellen. — Von 1854 bis 1861 lebte er wieder in Indien als Director des botanischen Gartens und Professor der Botanik in Calcutta; dann kehrte er nach England zurück und besuchte Indien nur noch 1871 als Secretär der Expedition zur Beobachtung der Sonnenfinsterniß.

— Am 16. Juni 1878 starb in Sydney der ausgezeichnete australische Geolog und Mineralog W. B. Clarke, dessen werthvolle Schriften so zahlreich sind, daß sie eine kleine Bibliothek bilden. Er wurde am 2. Juni 1798 in der Grafschaft Suffolk in England geboren. Nachdem er seine Schul-

bildung auf der Dedham Grammar School vollendet, bezog er im Jahre 1817 die Universität Cambridge. Sein Beruf war zwar Theologie, aber mit großem Interesse hörte er auch Vorlesungen über Geologie und Mineralogie bei Prof. Sedgwick und Dr. Clarke. Nach Beendigung seiner Studien machte er viele wissenschaftliche Reisen in Europa. Im Jahre 1839 wanderte er zur Stärkung seiner geschwächten Gesundheit nach Australien aus und blieb in Sydney. Von 1844 ab bis ans Ende seines Lebens hatte er in St. Leonards, einer Vorstadt von Sydney, eine Pfarre inne. Um die geologische und mineralogische Kenntniß Australiens hat sich Clarke außerordentliche Verdienste erworben und er galt in diesem Fache als erste Autorität. Diese Anerkennung wurde ihm auch von Seiten vieler gelehrter Gesellschaften in Europa zu Theil, welche ihn zu ihren Ehrenmitgliedern zählten.

— R. Daintree, nächst Clarke der bekannteste Geologe Australiens, der sich namentlich um Victoria und Queensland Verdienste erworben hat, ist gleichfalls unlängst gestorben. Zuerst betheiligte er sich an der geologischen Aufnahme von Victoria (von 1854 bis 1864), an der Erforschung des Baß River, des Kohlenlagers von Cape Patterson u. s. w., wobei er zugleich zahlreiche Photographien zur Erläuterung der allgemeinen Geologie und namentlich der physikalischen Structur der Goldfelder anfertigte. 1864 ließ er sich als Squatter in Queensland nieder und wurde 1869 zum Regierungsgeologen für die nördliche Hälfte jener Colonie ernannt, in welcher Eigenschaft er mehrere wichtige Goldfelder entdeckte. Seine geologische Karte von Queensland basirt auf zahlreichen eigenen Reisen. Für die internationale Ausstellung von 1872 stellte er den bewunderungswürdigen Queensländer Annex zusammen; 1872 im August wurde er zum Generalagenten seiner Colonie in London ernannt, wo er erst 47 Jahr alt im Juli dieses Jahres starb.

— In Cuenca in Ecuador starb am 20. Juni dieses Jahres der deutsche Botaniker Gustav Wallis, geboren am 1. Mai 1830 in Luneberg in Detmold. 1860 sandten ihn die großen Brüsseler Horticulturisten Lindens nach Südamerika, um neue Pflanzen zu sammeln, und acht Jahre lang durchreiste er fast ohne Unterlaß Brasilien, Peru, Ecuador, Bolivia, Columbia, Panama und Costarica, wo er überall kolossale botanische Sammlungen machte. 1868 machte er im Auftrage von Veitch u. Comp. in London eine ähnliche Reise nach den Philippinen, kehrte aber 1871 nach seinem Lieblingsgebiete, dem Nordwesten von Südamerika, zurück, wo er, arm und im Dienste der Wissenschaft abgenutzt, in einem Hospitale verschied. Unter den reisenden Botanikern unserer Tage stand Wallis durch seinen Muth, seine Thatkraft und wissenschaftliche Befähigung obenan; mehr als 1000 neue Varietäten von Pflanzen hat er in Europa eingeführt, und keinen geringeren Theil der herrlichen Schätze unserer botanischen Gärten verdankt man seinem unermüdlichen Eifer. Er zählte auch zu den Mitarbeitern des „Globus“.

— Zu Anfang des Monats Juli verstarb in Wien der dortige Vertreter Brasiliens, Chevalier Adolfo v. Varnhagen, Vicomte v. Portoseguro, ein entfernter Verwandter Varnhagen's v. Ense und der Sohn Friedrich Ludwig Wilhelm's v. Varnhagen aus dem Fürstenthume Waldeck, welcher in portugiesische Dienste trat, nach Brasilien kam und dort als Ingenieur, General und Bergwerksdirector lebte, und über dessen Wirken sein Sohn Adolfo in seiner „Allgemeinen Geschichte von Brasilien“ (Historia geral do Brazil. Por un socio do Instituto Historico do Brazil, Natural de Sorocaba) ausführlich berichtet hat. Dieses Werk, das 1855 in Rio de Janeiro erschien, wurde wegen des gelehrten Fleißes, der kritischen Forschung und der ruhigen klaren Auffassung des Verfassers allgemein anerkannt. Die Geographische Gesellschaft zu Paris, deren Mitglied Adolfo v. Varnhagen war, ließ sich über das Werk einen außerordentlichen Bericht durch Herrn d'Avezac erstatten, welcher Bericht als selbständiges Buch im Druck erschien; dem deutschen Brasilier wurde darin viel Lob gespendet, sein Fleiß und Scharfsinn gepriesen, er aber auch zugleich manches Irrthums beschuldigt. Hiergegen verantwortete sich Adolfo v. Varnhagen nachdrücklich in zwei kritischen Abhandlungen. Die eine führt den Titel: „Vespuce et son premier voyage,“ und ist Alexander v. Humboldt zugeeignet; die zweite, wegen deren der Verfasser eigens nach London, Florenz und Neapel reiste, um die dort aufbewahrten Originalhandschriften sorgfältig einzusehen, heißt: „Examen de quelques points de l'histoire géographique du Brézil,“ und widerlegt die Angriffe d'Avezac's mit ehrenhafter Würde und nachdrücklicher Schärfe, so daß er den Sieg davontrug. Mit Alexander v. Humboldt stand Adolfo v. Varnhagen in brieflichem Verkehr. Die portugiesische Akademie der Wissenschaften ernannte ihn zu ihrem Mitgliede. Das erste Buch, das er herausgab, war die Biographie von Martin Alfonso de Souza, die 1839 in Lissabon erschien. (A. Z.)

— Dr. Thomas Oldham, welcher von der Gründung des Geological Survey of India im Jahre 1851 an bis 1876 an der Spitze dieses Instituts gestanden hat, ist am 17. Juli 1878 in Rugby gestorben. Geboren im Mai 1816 zu Dublin, studirte er dort und in Edinburgh, wurde 1839 erster geologischer Assistent des mit der Aufnahme von Irland betrauten Obersten Portlock, 1845 Professor der Geologie in Dublin und war von 1846 bis 1850 Director der geologischen Aufnahme von Irland. Im März 1851 ging er nach Indien und leitete die geologische Aufnahme des Landes, die Herausgabe der officiellen geologischen Karten und der dazu gehörigen Memoirs. Seit 1861 gab er auch die „Palaeontologia Indica“ heraus.

— Capitän Felix Jones, englischer Marineoffizier, starb am 3. September 1878 in Fernside. Schon als Knabe diente er unter Moresby, welcher von 1830 bis 1834 das Rothe Meer aufnahm, auf dem „Palinurus“, und lieferte einen großen Theil der erforderlichen Zeichnungen. Dann diente er als Zeichner im Golf von Manar und Palk Strait unter Lieutenant Powell, bereiste Ceylon behufs Ortsbestimmungen und Aufnahmen und begleitete 1841 Capitän Lynch zu dessen Aufnahme des Euphrat. Auf dem Dampfer „Nitocris“ in Baghdad stationirt, gelang es ihm, Jahr für Jahr irgend einen Theil des interessanten, aber von feindlichen Arabern beunruhigten Landes aufzunehmen. 1844 bereiste er mit Sir H. Rawlinson die türkisch-persische Grenze, worüber er ein Memoir mit Karte veröffentlichte, befuhr 1846 den Tigris von Baghdad bis Samarrah und nahm 1848 den alten Nehrwan-Canal und seine einst fruchtbare, jetzt wüst liegende Umgebung auf. Er schrieb dann die Geschichte des Canals von seiner Erbauung in der Zeit der persischen Sassaniden an und begleitete sie mit einer Karte. 1850 nahm er das alte Tigrisbett auf, entdeckte die Lage des antiken Opis und untersuchte die von Xenophon beschriebene medische Mauer. 1852 arbeitete er am Tigris und obern Zab und nahm die Ruinen von Ninive auf, und machte 1853 eine vortreffliche Karte von Baghdad. 1854 sandte er seine dreiblätterige Karte von Babylonien nebst Memoir nach England. 1855 verließ er das Land seiner bisherigen Wirksamkeit und ging als politischer Resident nach Buschir im Persischen Meerbusen. Als 1857 der persische Krieg ausbrach, lieferte er, damals Resident in Baghdad, der englischen Regierung einen detaillirten Angriffsplan mit Itinerarien, Wegweisern u. s. w., nahm auch zusammen mit Oberst Malcolm Green den Schatt-el-Arab und Karûn auf, wodurch Sir J. Outram in den Stand gesetzt wurde, Mohammerah anzugreifen. Für alle diese dreißigjährigen Dienste ist ihm nie eine Belohnung von der Regierung zu Theil geworden. 1858 kehrte er nach England zurück. Seine letzte Arbeit ist eine Karte der Euphrat-Tigris-Länder in vier großen Blättern, bisher nur Manuscript. Außer Zeitschriftsartikeln schrieb er „Narrative of a Journey through parts of Persia and Kurdistan in company with Major Rawlinson.“ (Bombay 1849.)

— Sir Richard John Griffith, ein bedeutender

englischer Ingenieur und Geologe, geboren am 20. September 1784 in Dublin, ist ebenda am 22. September 1878 gestorben. 1815 gab er die erste Lieferung seiner geologischen Karte von Irland heraus, welche 1855 vollendet wurde.

— Am 25. September 1878 ist der weitbekannte Kartograph Dr. August Petermann plötzlich in Gotha gestorben. Geboren am 18. April 1822 zu Bleicherode bei Nordhausen, trat er nach Besuch des Nordhausener Gymnasiums mit 17 Jahren in die von Berghaus geleitete geographische Kunstschule in Potsdam, deren hervorragendster Schüler er geworden ist. Was er hier in sechsjährigem Aufenthalte auf den Seen und Hügeln des schönen Havellandes im Lothen, Messen, Aufnehmen u. s. w. lernte, hat er niemals in fernen Erdtheilen direct verwerthen können; daß es unverwerthet geblieben ist, wer mag das Angesichts seiner zahlreichen engen Verbindungen mit den hervorragendsten Reisenden der letzten dreißig Jahre behaupten? Als Keith Johnston in Edinburgh 1845 es unternahm, Heinrich Berghaus' physikalischen Atlas, den bis auf den heutigen Tag noch unentbehrlichen und nicht ersetzten, für England zu bearbeiten, berief er Berghaus' beste Schüler, H. Lange und Petermann, zu sich, welcher letztere dann zwei Jahre später sich in London auf eigene Füße stellte. Hier war es, wo er zuerst durch die afrikanischen Reisen Heinrich Barth's und Overweg's, welche mit auf sein Betreiben der Gesandtschaft Richardson's nach Bornu (1849) beigegeben wurden, und Vogel's (1853) und die Nordpolfahrt Sir John Franklin's auf das Studium jener Erdtheile hingeführt wurde, für welche er Zeit seines Lebens eine leicht erklärliche Vorliebe bewahrt hat: Afrika und die Nordpolarländer. Als er 1854 an die Spitze von Justus Perthes' geographischer Anstalt berufen wurde, welche durch seine rastlose Thätigkeit und Sachkenntniß zu dem geworden ist, was sie heute darstellt, war er in das rechte Fahrwasser gekommen. Nicht nur, daß ihm in dem zahlreichen technischen Personale jener Anstalt allmälig die Gehülfen bei der schönen, oft mustergiltigen Herstellung seiner Kartenwerke zur Seite traten, daß er nicht wenige Schüler heranbilden konnte, an denen er später feste Stützen fand; es gelang ihm auch, in seinen „Mittheilungen aus J. Perthes' Geographischer Anstalt" (seit 1855) eine Revue zu schaffen, wie sie in ihrer eigenthümlichen Gesammtheit kein anderes Land besitzt. Gleich von vornherein errang sich dieselbe Dank den Berichten Heinrich Barth's aus Afrika und anderer einen zahlreichen Leserkreis, und erst in den letzten Jahren haben die Beiträge der Afrika-Reisenden aufgehört, in solcher Fülle wie in den fünfziger und sechsziger Jahren dort zu erscheinen.

Und wenn die Reisenden in solcher Weise ihn und sein Unternehmen unterstützten, so hat er es ihnen mit Zinsen heimgezahlt! Wie unermüdlich warb er bei Regierungen und Vereinen, bei Privaten und Fachleuten, wenn er einen unternehmenden und mit den vielerlei Eigenschaften eines Afrika-Reisenden wohl ausgerüsteten Mann gefunden hatte, den es nun zu unterstützen galt! Wie ist er da umhergereist, wie viel Hunderte von Briefen hat er geschrieben, bis er die Mittel zusammengebracht hatte, um seinen Schützling einen Vorstoß in das Unbekannte wagen lassen zu können! So rief er die Expedition von Vogel, die von Heuglin und Munzinger nach Ostafrika in das Leben, so förderte er des unglücklichen Moritz von Beurmann Reise nach dem Sudan, so gab er den Anstoß dazu, daß Rohlfs nach seiner gefahrvollen marokkanischen Wanderung sich dem Innern Afrikas zuwandte, so hat er für Karl Mauch's Reisen in Südafrika das Geld zusammengebracht, und wohl mag es wenige unter den heutigen Afrika-Reisenden geben, welche sich nicht bei ihm Raths erholt haben.

Hat sich nun auch dieses Verhältniß zwischen den Reisenden draußen und dem Geographen in der Gothaer Studirstube gelockert, seitdem die neugegründeten nationalen und internationalen afrikanischen Gesellschaften die weitere Aufhellung Afrikas mit größeren Mitteln in Angriff genommen haben, so wird das Aufhören eines andern Zweiges von Petermann's Thätigkeit um so schmerzlicher empfunden werden: seine Fürsorge für die Nordpolarforschung, für welche er seit 1865 ein unermüdlicher Vorkämpfer gewesen ist. Nicht weniger als 135 einzelne Beiträge zur „Geographie und Erforschung der Polarregionen" enthalten seine „Mittheilungen" bis auf den heutigen Tag; und seinem rastlosen Bemühen ist es gelungen, daß auch Deutschland in neuester Zeit seine drei Nordfahrten zu verzeichnen hatte. Die erste unter Werner (1865) erlitt zwar schon beim Aussegeln Havarie; die zweite aber unter Koldewey (1868) drang bis westlich von Spitzbergen vor; die dritte unter Koldewey und Hegemann (1869 bis 1870) erzielte an Grönlands Ostküste schöne Resultate. Seine Nordpolarkarten sind die besten, welche existiren — wer wird nach ihm wieder für diese wichtigen Forschungen die Lanze einlegen?

Aus allen Erdtheilen.

Asien.

— Wir unterlassen es absichtlich, über Afghanistan, welches die Aufmerksamkeit der gebildeten Welt gerade jetzt am meisten unter allen asiatischen Ländern auf sich zieht, ausführlichere Mittheilungen zu bringen, weil der „Globus" erst vor Kurzem über das Land und seine Bewohner von einer der berufensten Federn Deutschlands eine längere Abhandlung veröffentlicht hat (vergl. „Globus" XXXII, S. 43 und 55, Emil Schlagintweit, Die Besitzungen des Amir von Afghanistan: 1. Grenzen und Ausdehnung; 2. Bodengestaltung; 3. Gewässer; 4. Klima, Charakter der Landschaft und Producte; 5. die Bevölkerung Afghanistans; 6. Staatliche Verhältnisse; 7. Afghanistans Beziehungen zu England). Von anderen neueren auf das Land Bezug habenden Artikeln des „Globus" nennen wir hier nur: H. Vambery, Die Bedeutung Herats (XX, S. 81); Emil Schlagintweit, Indiens Grenznachbaren gegen Afghanistan (XXX, S. 105 und 123), und Georg Gerland, Bannu und die Afghanen (XXXI, S. 315, 331, 343, 361 und 374). Die genannten vier Arbeiten dürften genauere und eingehendere Aufschlüsse enthalten als weitaus die meisten Compendien, und vorläufig jedes Zurückkommen auf dies Thema überflüssig machen. Dagegen mag die Reproduction dreier afghanischen Typen aus einem ältern Bande (XIX, S. 85) von augenblicklichem Interesse und uns darum gestattet sein. Es sind die von H. Vambery dem „Globus" mitgetheilten Porträts des Herrschers Schir Ali, seines Vezirs Mehemmed Nur und seines Kriegsministers, welche 1869 bei Gelegenheit der Zusammenkunft Schir Ali's mit dem Earl of Mayo in Amballah aufgenommen wurden. Ueber den Amir schrieb damals Vambery:

„Schir Ali zeigt in seinen Zügen einen Ausdruck von Gelassenheit und Sanftmuth, stark untermischt mit den Spuren, welche ewige Kämpfe und Sorgen in denselben zurückgelassen haben. Trotzdem daß er von Kindheit auf in Kampf und Fehde, in Zank und Hader großgezogen worden, scheinen doch die Zwistigkeiten in den letzten Jahren ihn am meisten

in Anspruch genommen zu haben. Einmal auf der Spitze seines Glückes angelangt, stand er das andere Mal wieder, seiner sämmtlichen Ländereien beraubt, an dem Rande des Ruins seiner Größe. Daß er ein Herz voll edler Gefühle besitzt, beweist am besten der Umstand, daß er seinen herbsten Unglücksschlag in dem Verluste seines Sohnes fand, welcher in der Schlacht bei Kedisch-baz neben Kelat-i-Ghilzi fiel. Der arme Mann konnte von der Leiche seines Sohnes nur mit Mühe entfernt werden. Drei Tage lang nahm er weder Speise noch Trank zu sich, und der Trübsinn, der das Aergste

Kriegsminister. Schir Ali. Mehemmed Nur.

befürchten ließ, wollte Monate lang nicht von ihm weichen. Sein Anzug ist das bunteste Gemisch von Nationaltrachten. Sein Unterkleid ist streng afghanisch, das Oberkleid heratisch, aber nach bocharischer Art mit Galonen verziert; das Schwert besitzt eine özbegische Form, während seine Kopfbedeckung wie auch die seines Gefolges aus dem turkomanischen kurzen Telpek (Pelzmütze) besteht. Diese Kopfbedeckung ist die passendste für kriegerische Leute, ist weder schwer noch groß und verleiht dem Träger einen martialischen Anblick."

— Von ihrem Mitgliede Herrn Sibiriakoff erhielt die Geographische Gesellschaft in Bremen folgendes Telegramm: Nordenskjöld telegraphirt mir via Moskau, daß er am 27. August glücklich die Lenamündung erreichte und hoffe, mit vollem Erfolge die Reise nach der Beringstraße fortzusetzen. Bereits früher wurde gemeldet, daß der Dampfer „Lena", welcher mit der schwedischen Expedition (Dampfer „Vega") ausging, den Lenastrom aufwärts fahrend, die Stadt Jakutsk an der mittlern Lena am 22. September erreichte. Mit vollem Grunde darf man sich jetzt der Hoffnung hingeben, daß Prof. Nordenskjöld das Jahrhunderte alte Problem der Nordostdurchfahrt lösen und durch die Beringstraße den pacifischen Ocean erreichen werde. Das eben ausgegebene vierte Heft der Zeitschrift der Gesellschaft, „Deutsche Geographische Blätter", enthält ausführliche Berichte über die in diesem Sommer unternommenen Polarreisen.

— Am 18. August ist Capitän Lovett Cameron von

Portsmouth auf dem „Orontes", auf welchem ihm die Regierung freie Fahrt bewilligt hatte, nach Cypern abgereist (s. oben S. 207). Nach kurzem Aufenthalte daselbst wird er über Ladakieh, Aleppo, Urfa, Mardin, Mosul, Baghdad, Bassorah und durch Südpersien und Balutschistan nach Karatschi gehen, um zu untersuchen, ob sich zwischen dem nordwestlichen Indien und dem Euphrat-Thale eine Eisenbahnverbindung herstellen läßt. Seine Reise geschieht nicht von Regierungs wegen, sondern auf seine eigene Gefahr. Er hofft, seine Reiseroute aufzunehmen, photographiren und botanisiren zu können.

— Der Oberkommandirende der kaukasischen Armee hat befohlen, aus dem auf Grund des Berliner Vertrags mit Rußland vereinigten Theil des Sandschaks Lazistan eine besondere Provinz Batum zu bilden, welche in administrativer Beziehung in die Hafenstadt Batum und die drei Bezirke Batum, Artwin und Adscharien, jeder mit drei Districten, zerfällt. Die Localverwaltung der Provinz concentrirt sich in der Person des Militärgouverneurs von Batum.

Afrika.

— Der Nil, welcher in diesem Jahre mehr als einen halben Fuß über den höchsten Stand, dessen man sich erinnern kann, gestiegen war, begann zu Anfang October rasch zu fallen. Trotz außerordentlicher Vorsichtsmaßregeln hat aber der Arm von Damiette bei Samanud die Dämme durchbrochen, über 100 engl. Quadratmeilen überschwemmt, 20 Dörfer zerstört und über 600 Menschenleben vernichtet.

— Dr. Schweinfurth beschuldigt in einer Zuschrift an den „Esploratore" die ägyptischen Regierungsbeamten, daß sie den Reisenden im Sudan alle nur möglichen Hindernisse in den Weg legen und daß trotz aller gegentheiligen Versicherungen der Regierung der Sklavenhandel fortdauert, nicht auf den Hauptstraßen des Landes, aber auf Umwegen, wo die Unglücklichen nur um so größere Strapazen auszustehen haben.

— Die British Association hat einem Plane, die Insel Sokotora naturwissenschaftlich erforschen zu lassen, ihre Zustimmung ertheilt. Die wichtigsten vegetabilischen Producte der Insel scheinen Aloë, Drachenblut und Datteln zu sein. Die Landfauna ist arm, aber der See reich an Fischen, Amber und Perlen, welche letztere noch jetzt ausgebeutet werden.

— Der katholische Bischof Horner schreibt in anscheinend etwas tendentiöser Weise (nach der „Mail"), daß die zehn Missionäre, welche von der algerischen katholischen Mission nach Innerafrika gesendet sind (s. „Globus" XXXIII, S. 255 und 365), am 16. Juni unter Vorantragung des Banners des Heiligen Herzens Bagamojo verlassen haben. Seit Menschengedenken sei keine Karawane so rasch aufgebrochen; Dank dem Organisationstalent des Pater Charmetent konnten sie nach nur dreißigtägiger Vorbereitung abreisen, während sich die belgische Expedition nach siebenmonatlichem Aufenthalt in Zanzibar noch immer in Bagamojo befindet. Der Vorstand der Methodistenmission in Udschidschi, Mr. Price, hat, durch das totale Fehlschlagen seines Planes, Ochsenwagen zu verwenden, entmuthigt, seinen Posten und seinen Collegen, Mr. Thompson, verlassen. Derselbe Fall sei es mit Mr. Mackay, dem Vorstand einer andern englischen Mission am Tanganjika-See, welchem gar thätliche Mißhandlung von Eingeborenen vorgeworfen wird. Die belgische Expedition hat fortwährend mit Enttäuschungen jeder Art zu kämpfen, die sie zum größten Theile bei besserer Bekanntschaft mit dem Lande, d. h. eingehenderem Studium der Werke früherer Reisender, hätte vermeiden können. (Folgen Ausfälle auf die „Freimaurer", welche Afrika ohne Zuziehung der „Religion" erschließen möchten, und Beschreibungen katholischer Ceremonien in Bagamojo, bei welchen auch die zwei kleinen Kanonen (!) der Missionäre „in ihrer Weise den Ruhm Gottes verkündeten.") Der Sultan von Zanzibar zeigt mehr und mehr, wie gut ihm seine europäische Reise gethan; er bricht Straßen durch und legt Häuser nieder, um quer durch seine Stadt eine Fahrstraße zu erbauen. Dieselbe reicht noch eine Strecke weit in die Insel hinein, ist nirgends unter 8 Meter breit und gleicht stellenweise einem Boulevard, der von Orangenbäumen beschattet ist. Auch hat der Sultan kürzlich einen gewaltigen Damm errichten lassen, auf welchem man auch zur Fluthzeit von der Stadt aus die Insel erreichen kann. — Was auch jene katholischen Missionäre erreichen mögen, es ist und bleibt zu bedauern, daß die Saat religiösen, für die Schwarzen zudem völlig unverständlichen Zwiespaltes nach Innerafrika getragen wird. Schon dieser Brief läßt erkennen, weß Geistes Kinder sich die afrikanische Seenregion zum Arbeitsfelde ausersehen haben.

— Oskar Lenz, Skizzen aus Westafrika (Publication des Allgemeinen Vereins für deutsche Literatur. IV. Serie. Berlin 1878. A. Hofmann u. Comp.). Der wohlbekannte Wiener Geologe und Ogowe-Forscher giebt in diesem hübsch ausgestatteten Werkchen nicht eine fortlaufende Reisebeschreibung, deren Anfänge und Vorläufer in seinen ausführlichen Briefen im Correspondenzblatte der Afrikanischen Gesellschaft schon vorhanden waren, sondern eine Sammlung von 15 von einander unabhängigen Essays über die natürlichen und socialen Zustände jener wenig besuchten und bekannten Küstenländer. Von speciell ethnographischem Interesse sind namentlich die Abschnitte über die Ininga, die Fan-Cannibalen, die sogenannte Zwergrace der Abongo, die Osaka und Aduma und über Aberglaube und Fetieismus; ein Abschnitt handelt von Elephanten- und anderen Jagden, ein anderer von den Handelsverhältnissen in Westafrika, einer von Liberia und der Kruküste, einer von St. Paul de Loanda, während die übrigen in Form einer Reisebeschreibung gehalten sind. Alles, was der Autor bespricht, hat er selbst gesehen und erlebt, obendrein als einer der ersten Weißen gesehen; es kann darum nicht fehlen, daß seine gut geschriebenen Skizzen als das erste deutsche Buch über jene Gebiete mit wohlverdientem Interesse begrüßt und gelesen werden.

— Die „Mail" verzeichnet nach französischen Zeitungen das hoffentlich unbegründete Gerücht vom Tode des Lieutenant de Semellé (s. Bd. XXXIII, S. 15 und 365), welcher in Begleitung des belgischen Offiziers Burdo im vergangenen Frühjahre nach Westafrika aufbrach und sich am 29. Juli in Boni im Nigerdelta einschiffte, um den Fluß bis zur Einmündung des Binuë, dann diesen selbst hinaufzufahren und so in noch völlig unbetretene Gebiete einzudringen. Sein letzter Brief vom 28. Juli meldete ihre Abreise von Boni und zugleich, daß Semellé während seines Aufenthaltes daselbst heftig am Fieber gelitten habe und bei seinem Aufbruche kaum erst wiederhergestellt sei. Seitdem fehlten alle weiteren Nachrichten, bis sich plötzlich jenes Gerücht verbreitete.

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 13, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band XXXIV. № 20.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig — Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. — 1878.

Stanley's letzte Forschungsreise durch Afrika (1874 bis 1877).

I.

Stanley's Biographie. Organisation der Expedition und Marsch bis zum Ukerewe.

F. B. Mit derselben rastlosen, kein Hinderniß kennenden Energie, mit welcher Stanley seine großartige Forschungsreise von Anfang bis zu Ende siegreich durchführte, hat er die von vielen Reisenden fast noch mehr gefürchtete Aufgabe — die Beschreibung derselben — vollendet. Schon wenige Monate nach seiner Rückkehr nach England, noch körperlich leidend in Folge der außerordentlichen Strapazen und Entbehrungen der Reise, und mitten in den zeitraubenden Tagen von öffentlichen Ehrenbezeugungen, Berichterstattungen vor geographischen Gesellschaften und Entgegennahme ihrer Medaillen und Diplome [1]) vollendete er das umfangreiche Manuscript, so daß uns jetzt in zwei stattlichen, mit vielen Illustrationen und Karten geschmückten Bänden die Schilderung dieser großartigsten und an Erfolgen reichsten aller Afrika-Reisen vorliegt [1]).

Nach den Briefen des Reisenden brachte der „Globus" noch während der Expedition seinen Lesern die letzten Nachrichten über den Fortgang derselben [2]); vieles blieb aber hierbei unvollständig und ungenügend. Erst jetzt an der Hand seines Werkes ist es möglich, eine klare, zusammenhängende Schilderung dieser epochemachenden Forschungsreise zu liefern.

Vorher mögen jedoch einige biographische Angaben über den großen Reisenden, dessen ereignißvoller Lebenslauf nur wenig bekannt ist, hier Platz finden; um so mehr als dieselben ein helles Licht auf die Fähigkeiten und den Charakter dieses merkwürdigen Mannes werfen.

Henry Morton Stanley hat ein gutes Recht sich so zu nennen, obgleich sein wirklicher Name John Rowlands ist. Er wurde im Jahre 1840 bei Denbigh in Wales geboren; seine Eltern waren so arm, daß er in seinem dritten Jahre dem Armenhaus von St. Asaph übergeben

[1]) Stanley erhielt die goldenen Medaillen der geographischen Gesellschaften von London, Paris, Italien und Marseille, silberne von der Handelskammer von Marseille und der Municipalität derselben Stadt; zum Ehrenmitgliede wurde er ernannt von den geographischen Gesellschaften von Antwerpen, Berlin, Bordeaux, Bremen, Hamburg, Lyon, London (correspondirendes), Marseille, Montpellier, Wien und von der Gesellschaft der Künste in London. Von dem Könige Victor Emanuel erhielt er eine goldene Medaille, von dessen Nachfolger Humbert ein Portrait desselben mit der eigenhändigen Unterschrift: „All' intrepido viaggiatore Enrico Stanley — Umberto Re." Der Chedive von Aegypten überreichte ihm den Großstern des Medschidjé-Ordens; in Paris wurde er zum „officier de l'instruction publique" ernannt, und in Nordamerika nahmen beide Häuser des Congresses einstimmig ein Dankvotum an ihn an, eine Ehrenbezeugung, die er höher schätzt, als alle anderen.

[1]) „Through the Dark Continent; or, the Sources of the Nile, around the Great Lakes of Equatorial Africa, and down the Livingstone River to the Atlantic Ocean." (Sampson Low, London.) In autorisirter deutscher Ausgabe bei F. A. Brockhaus in Leipzig (2 Bände, 1878). Ein großer Theil der wissenschaftlichen Ergebnisse mußte, obgleich druckfertig, wegen Raummangel für einen später zu erscheinenden Supplementband verschoben werden.

[2]) „Globus" XXVII, S. 192. XXVIII, S. 373. XXX, S. 166, 183, 198, 215. XXXI, S. 277. XXXII, S. 313, 374. XXXIII, S. 10, 29, 57.

wurde, in welchem er zehn Jahre lang blieb und eine Erziehung erhielt, die ihm eine Lehrerstelle in der Schule in Mold in Flintshire verschaffte. Im Alter von 15 Jahren schiffte er sich als Cajütenjunge auf einem nach Neu-Orleans bestimmten Schiffe ein. In dieser Stadt fand er bei einem Kaufmanne, Namens Stanley, Unterkommen; derselbe adoptirte den Knaben an Sohnesstelle und gab ihm seinen Namen. Als sein Pflegevater im Jahre 1861 beim Ausbruch des großen Bürgerkrieges starb, ohne ein Testament zu hinterlassen, ging der junge Stanley in die Dienste der Südstaaten, wurde aber bald gefangen genommen. Er trat darauf freiwillig auf die Seite der Nordstaaten, und wurde bald zum Fähnrich an Bord des Panzerschiffes „Ticonderoga" ernannt. Im Jahre 1865, nach Beendigung des Krieges, entschied er sich für die Journalistenlaufbahn, auf welcher er so glänzende Erfolge erringen sollte. Zuerst bereiste er die Türkei und Kleinasien als Zeitungscorrespondent und besuchte auch wieder seine Heimath in Wales und das Armenhaus, dem er seine Erziehung und somit Alles verdankt. Im Jahre 1867 kehrte er nach Amerika zurück, wurde aber sogleich im Auftrage des „Newyork Herald" als Kriegsberichterstatter mit der englischen Armee nach Abessinien geschickt, wo er den ganzen Feldzug mitmachte. Nach dem Falle von Magdala eilte er nach Spanien, um der Revolution von 1868 als Reporter des „Herald" beizuwohnen. Im October 1869 kehrte er von dem Blutbade in Valentia nach Madrid zurück, als eine Depesche ihn nach Paris rief, wo ihm der jüngere Bennet, der Sohn des Heraldbesitzers, den Auftrag ertheilte, den seit zwei Jahren in Innerafrika verschollenen Livingstone aufzusuchen. Doch vorher sollte er noch andere Aufgaben lösen. Er eilte über Marseille nach Aegypten und wohnte der Eröffnung des Suezcanals bei, fuhr dann den Nil bis zur Insel Philä hinauf und berichtete über Baker Pascha's bevorstehende große Sudan-Expedition; zugleich schrieb er einen praktischen Femdenführer für Unterägypten. Dann reiste er nach Jerusalem, wo er die dortigen Ausgrabungen besichtigte, und hierauf über Konstantinopel nach der Krim, um die Schlachtfelder derselben zu besuchen. Von Odessa fuhr er über das Schwarze Meer nach Trapezunt, berichtete über die projectirte Euphratthal-Eisenbahn, reiste über Tiflis durch den Kaukasus bis ans Kaspische Meer, wo er Nachrichten über den bevorstehenden russischen Feldzug nach Chiwa sammelte, und eilte dann über Teheran durch Persien und Afghanistan nach Indien, wo er im August 1870

E. Ronjat.

Stanley vor seiner Reise. (Nach einer Photographie.)

ankam. Im October fuhr er über Mauritius und die Seychellen nach Zanzibar; hier landete er im Januar 1871 und trat sogleich seine Hauptaufgabe, den Zug nach dem Tanganjika, an. Am 28. October „entdeckte" er Livingstone in Udschidschi, im Mai 1872 war er wieder in Zanzibar und bald darauf in Europa, wo seine Leistung zuerst mit Mißtrauen betrachtet, ja sogar offen als amerikanischer Humbug bezeichnet wurde; erst durch die Details seiner Berichte und Livingstone's eigene Briefe gelang es ihm, die verdiente Anerkennung zu erlangen, die in der Ueberreichung der goldenen Medaille der Königlichen Geographischen Gesellschaft in London gipfelte. Er schrieb seine Bücher „How I found Livingstone" und „My Kalulu" und kehrte nach Amerika zurück, wo er über seine Expedition Vorlesungen hielt, die aber wenig Erfolg hatten. Im Jahre 1873 sehen wir ihn bereits zum vierten Male in Afrika, wo er wieder als Berichterstatter des „Herald" dem englischen Feldzug gegen die Aschantis bis Kumassie folgte. Im April 1874 nach England zurückgekehrt, wohnte er als einer der Bahrtuchträger der Beisetzung der Leiche Livingstone's in der Westminster-Abtei bei, wo er schon den Entschluß faßte, das von jenem unvollendete Erforschungswerk in Afrika fortzusetzen. Vorher vollendete er noch sein Werk „Coomassie and Magdala", den Bericht über seine beiden afrikanischen Feldzüge, machte sich dann mit mehr als 130 Reiseberichten und sonstigen Werken über Centralafrika vertraut und theilte den Besitzern des „Daily Telegraph" in London, den Herren Levy und Lawson, den Vorschlag zu einer neuen Forschungsreise mit. Eine telegraphische Depesche nach Newyork forderte Herrn Bennet zur Betheiligung an den Kosten derselben auf; binnen wenigen Stunden blitzt der Kabel die lakonische Antwort: „Yes — Bennet" unter dem Atlantischen Ocean zurück, und die anglo-amerikanische Expedition „zur Lösung der noch übrigen (!) geographischen Probleme Innerafrikas" ist beschlossen [1]).

Sultan Bargasch. (Nach einer Photographie.)

Binnen zwei Wochen nach dem Beschluß mußte Stanley alle Vorbereitungen für seine Reise treffen, Boote kaufen, und zwar ein großes und zwei kleinere, Pontons bestellen und die ganze Ausrüstung, Gewehre, Munition, Seile, Sättel, Arzneien und Lebensmittel, Geschenke für eingeborene Häuptlinge, wissenschaftliche Instrumente, Schreibmaterialien u. s. w., anschaffen. Das große Boot war seine eigene Erfindung, und wurde von dem Schiffsbauer Messenger in Teddington bei London genau nach seinen Angaben ausgeführt. Es wurde aus spanischem Cederholz von $^3/_8$ Zoll Dicke gebaut und hatte eine Länge von 40 Fuß, bei 6 Fuß Breite und 30 Zoll Tiefe; seine Eigenthümlichkeit war, daß es sich zum Transport in fünf Sectionen von je 8 Fuß Länge zerlegen ließ. Ferner engagirte Stanley drei junge Engländer als Gehülfen, nämlich Frederick Barker, einen Commis, und die Brüder Frank und Edward Pocock, die Söhne eines Fischers in Kent, die als Bootführer von Nutzen sein sollten. Alle drei boten ihre Dienste freiwillig an und blieben bei ihrem Vorsatz, auch nachdem ihnen alle Gefahren Afrikas mitgetheilt worden. Sobald übrigens Stanley's Mission bekannt geworden, liefen massenhaft Gesuche von Personen aller Stände und Gewerbe ein, die der Expedition ihre Dienste anboten; bis zu seiner Abreise lagen über 1200 Briefe vor, die natürlich unberücksichtigt blieben, da die Auswahl bereits getroffen war. Auch wurde Stanley durch die große Anzahl seiner Freunde überrascht, die ihm Geschenke aller Art „als Zeichen ihrer Hochachtung" einsandten, wie Feldflaschen, Uhren, Pfeifen, Pistolen, Messer, Cigarren, Arzneien, ja selbst Bibeln, Gebetbücher und religiöse Tractate „zur Vertheilung an die schwarzen Heiden". Auch zwei schöne Hunde wurden ihm geschenkt, zu denen er noch drei andere kaufte, meistens Bulldoggen und Jagdhunde.

Charakteristisch für Stanley ist es, daß er vor Antritt seiner Expedition noch ein Mal den Atlantischen Ocean kreuzte, um während eines fünftägigen Aufenthalts in Amerika von seinen Freunden Abschied zu nehmen. Bei zwei kleinen Abschiedsessen in London, die der Redacteur des „Telegraph" und der Vertreter des „Herald" ihm zu Ehren gaben, sagte er auch seinen Bekannten in England Lebewohl und schiffte sich mit seinen Begleitern, den Booten, Hunden und allen Vorräthen der Expedition — die von den englischen Dampferlinien zum halben Preise bis Zanzibar befördert wurden —,

[1]) Stanley's Werk ist gewidmet den Herren J. M. Levy und Edward L. Lawson, Besitzern des „Daily Telegraph", Herrn James Gordon Bennet, Besitzer des „Newyork Herald" und Herrn Edwin Arnold, Redacteur des „Telegraph".

ein; am 15. August 1874 trat er seine Reise nach der Ostküste Afrikas an.

* * *

Ehe wir Stanley weiter folgen, müssen wir einen kurzen Blick auf die damalige Kenntniß der Geographie Centralafrikas werfen. Der Tanganjika-See wurde 1858 von Burton und Speke entdeckt. Letzterer kreuzte denselben und Beide machten eine kurze Küstenfahrt ohne das Nordende zu erreichen. Livingstone erreichte den See 1867 an seinem Südwestende, folgte der Westküste und kreuzte ihn bei Udschidschi; 1871 fuhr er mit Stanley bis zum Nordende; 1874 umfuhr Cameron die ganze Südhälfte mit Ausnahme des äußersten Südendes und entdeckte den angeblichen Lukuga-Ausfluß. Der Ukerewe (Victoria Nyanza) wurde 1858 von Speke allein entdeckt, der sein Südende bei Muanza erreichte; 1862 umging er mit Grant die West- und Nordwestseite desselben und entdeckte den Victoria-Nil-Ausfluß. Er stellte den Ukerewe als Hauptquelle des Nils fest, doch blieb der Umfang desselben unbekannt, ja selbst seine Einheit wurde angezweifelt, indem spätere Karten ihn nach Angaben von Eingeborenen in fünf Theile zerfallend darstellten. Der Mwutan (Albert Nyanza) wurde 1864 von Baker entdeckt, der einen Theil seines Ostufers bis zu dem einfließenden Victoria-Nil befuhr. Der Lauf des Lualaba war von Livingstone bis Nyangwe ziemlich festgestellt, doch starb er in dem Glauben, daß dieser zum Nilsystem gehöre; auch für Cameron blieb Nyangwe der weiteste Punkt an dem geheimnißvollen Flusse, von dem kein Mensch wußte, wohin er fließe. Der höchste bekannte Punkt am Congo wurde 1816 von Tuckey's Expedition, die 400 nautische Meilen von der Mündung an hinaufdrang, erreicht, aber woher der mächtige Strom kam, blieb tiefes Geheimniß. So waren die von Stanley's Vorgängern hinterlassenen Probleme der Geographie Centralafrikas beschaffen; in wie weit es diesem gelang, dieselben zu lösen, soll die Schilderung seiner von Meer zu Meer reichenden, 2 Jahre 8 Monate und 20 Tage langen Forschungsreise klarstellen.

* * *

Am 21. September 1874 landete Stanley zum zweiten Male auf der Insel Zanzibar, 28 Monate nach seiner letzten Abfahrt von dort. Er brachte seine Begleiter und alle Vorräthe sicher unter und nahm selbst seinen Aufenthalt bei seinem langjährigen Freunde Herrn Sparhawk. Die Insel und Stadt Zanzibar selbst sind durch die Werke der vielen Reisenden, welche sie zum Ausgangspunkt ihrer Expeditionen wählten, hinlänglich bekannt. Von mehr Interesse ist der Herrscher dieses Reiches, der Sultan Bargasch bin Sayid, über den Stanley eine sehr vortheilhafte Meinung hegt. „Es ist unmöglich," sagt er, „für diesen Fürsten nicht ein freundliches Interesse zu fühlen und ihm zu den Reformen, die er jetzt in sein Land einzuführen sucht, vollkommenen Erfolg zu wünschen. Hier sehen wir einen in der strengsten Schule des Islam erzogenen, arabischen Herrscher, der gewohnt ist, die schwarzen Eingeborenen Afrikas als rechtmäßige Siegesbeute und erlaubten Handelsgegenstand anzusehen, plötzlich den Wünschen europäischer Menschenfreunde nachgeben und einer der thätigsten Gegner des Sklavenhandels werden." Besonders seit der gastfreundlichen Aufnahme, die ihm 1875 in England erzeigt wurde, darf er als befreundeter und aufrichtiger Verbündeter angesehen werden, der willens ist, sein Aeußerstes zur Unterdrückung des Sklavenhandels zu thun. Der Fürst beherrscht als unabhängiger Souverän ein Gebiet, welches außer den Inseln Zanzibar, Pemba und Mafia noch fast 1000 englische Meilen Küstenlinie umfaßt und sich über einen Flächenraum von gegen 20 000 Quadratmeilen (circa 944 geogr.) mit einer Bevölkerung von einer halben Million erstreckt.

Der Bootführer Uledi und Manwa Sera. (Nach einer Photogr.)

Für einen Forschungsreisenden wie Stanley, der seine Expedition organisirt, ist das Leben in Zanzibar voll anstrengender Arbeit. Jeder Augenblick des Tageslichtes muß zu Auswahl und Ankauf der verschiedenen Arten von Zeug, Glasperlen und Draht benutzt werden, welche bei den vielen Stämmen, deren Länder er durchziehen will, beliebt sind. Starke, halbnackte Träger schleppen große Ballen ungebleichter Baumwollzeuge, bunter und gestreifter Tücher, Taschentücher und rother Mützen herein, Säcke von blauen, grünen, rothen, weißen und bernsteinfarbigen Perlen, groß und klein, rund und oval, und Rollen auf Rollen dicken Messingdrahtes. Alles dies muß untersucht, sortirt, vertheilt und einzeln numerirt, in tragbare Ballen, Säcke, Packete oder Kisten, je nach Werth und Beschaffenheit, verpackt werden. Der Fußboden ist mit abgerissenen Verpackungen, Umschlägen und Deckeln und einem Gemisch von altem Papier und Packleinwand, Blechdeckeln und zerbrochenen Brettern, Sägespänen und anderm Abfall bedeckt. Packträger, Diener, Herren und Arbeiter gehen in diesem Wirrwarr aus und ein, rollen Ballen umher und werfen Kisten um, und vom frühen Morgen bis zur Nacht ertönt ununterbrochen das Zerreißen von Papier und Leinwand, das Dröhnen der Hämmer, Rufe nach dem Farbentopf oder den Nummern von Ballen und Kisten und das Geschrei und athemlose Stöhnen der Arbeiter. Dabei ist Alles in Schweiß gebadet; hastig wischt man sich mit dem Tuch über das Gesicht; die Neger benutzen Hände und Hemdsärmel zu demselben Zweck, denn der Thermometer steht auf 95 Grad Fahrenheit (28° R.). Mitten in dieses schreckliche Durcheinander strömt dann noch der erste Haufe von Leuten herein, die der Expedition ihre Dienste anbieten; denn überall ist bekannt geworden, daß Stanley, dessen Großmuth und Freundlichkeit auf seiner ersten Expedition in Zanzibar noch nicht vergessen ist, alle starken Männer, die eine Last tragen können, anwerben will. Da heißt

Transport des Bootes „Lady Alice". (Nach Stanley's Skizzen.)

es denn, mit Vorsicht eine Auswahl treffen, um alle körperlich Untauglichen sowie durch schlechte Eigenschaften Untüchtige zurückzuweisen; auch keine Sklaven werden angenommen, sondern nur Wangwana (freie Neger von Zanzibar) als Pagazis (Träger) angeworben. Vor Allen suchte Stanley diejenigen zu gewinnen, die sich bereits auf seiner ersten und anderen Expeditionen bewährt hatten, und wurden aus diesen die 21 Anführer ausgewählt und mit den gebräuchlichen Geschenken von Ringen, Halsketten, Armbändern u. s. w. bedacht. Zum Hauptführer wurde Manwa Sera ernannt, der schon 1860 Speke und Grant begleitete, 1871 Stanley's zweite Karawane führte und im folgenden Jahre die Abtheilung zur Unterstützung Livingstone's befehligte. Andere Anführer waren der bekannte Mabruki Speke, Tschaupereh, Simba (der Löwe), Gardner, Ulimengo (die Welt), Rodschab ꝛc., alles frühere Begleiter von Speke, Livingstone oder Stanley. Zum Bootführer wurde Uledi, ein junger kräftiger Neger, ausgesucht, von dem noch öfters die Rede sein wird. In einer öffentlichen Besprechung, Schauri genannt, theilte ihnen Stanley die Zwecke seiner Expedition zur allgemeinen Befriedigung mit.

Bald nach der Rückkehr von der Probeexpedition nach dem Lufidschi-Delta (deren Schilderung Stanley auf den Supplementband verschoben hat) kam das zerlegbare Boot „Lady Alice“ aus England an. Zu seinem großen Schrecken fand er jedoch, daß die einzelnen Theile, jeder im Gewichte von fast 300 Pfund, zum Transport zu schwer waren; doch gelang es einem geschickten englischen Zimmermann in Zanzibar, die Sectionen nochmals zu zerlegen, so daß sie bei nur drei Fuß Breite selbst auf den engsten Dschungelpfaden Afrikas getragen werden konnten. Auch einen vollständigen photographischen Apparat mit Trockenplatten führte Stanley auf der ganzen Reise mit sich, und sind die meisten Holzschnitte in seinem Werke (und danach in diesen Artikeln) nach seinen eigenen Aufnahmen in Centralafrika gezeichnet.

Das Gesammtgewicht der Waaren, Tücher, Perlen,

Die Expedition in Rosako. (Nach einer Photographie.)

Drähte, Vorräthe, Arzneien, Betten, Kleider, Zelte, Munition, Boote, Ruder und Bänke, Instrumente, Schreibmaterialien, des Photographieapparates und zahlreicher anderer Gegenstände betrug etwas über 18 000 Pfund oder 8 Tonnen, und wurde so genau als möglich in Einzellasten von je 60 Pfund eingetheilt, was somit eine Tragkraft von 300 Mann erforderte; doch wurden außerdem noch 40 Mann auf dem Festlande angeworben, um durch Schwäche oder Krankheit entstehende Lücken zu füllen. Vor dem amerikanischen Consul machten 230 Mann ihr Zeichen neben ihren Namen, wodurch sie sich für einen monatlichen Lohn, der je nach Alter und Kraft zwischen 2 und 10 Doll. wechselte, und Rationen, verpflichteten, Stanley zwei Jahre lang zu folgen, wohin er sie führe. Am Tage der Contractunterzeichnung wurden 6260 Doll. (26 000 Mark) an Vorschüssen ausbezahlt. Stanley dagegen verpflichtete sich „als ehrenwerther weißer Mann“, seine Leute freundlich zu behandeln, gegen alle Feinde zu schützen, im Krankheitsfalle nie hülflos zurückzulassen und nach beendeter Reise in ihre Heimath zurückzuführen. Wie treu er dieses Versprechen gehalten, ergiebt sich aus der Geschichte seiner Expedition.

Am 12. November 1874, am Ende des Ramadan, führte Stanley in sechs arabischen Dhaus seine ganze Expedition mit den drei Europäern, 224 Wangwana, den Hunden, Booten und allem Material nach Bagamoyo auf „den dunkeln Continent“ hinüber.

* * *

Nach mehrtägigem Aufenthalt zur Anwerbung der noch fehlenden Träger wurde am Morgen des 17. November der erste kühne Schritt ins Innere gethan. Ein Hornsignal rief alle Leute der Expedition in Reihe und Glied zusammen, damit jedem seine Last zugewiesen werde. Jeder große, kräftige Mann erhielt einen Zeugballen von 60 Pfund Gewicht, jeder kurze, untersetzte Träger einen 50 Pfund schwe-

ren Sack mit Glasperlen, jeder junge Mann eine Kiste von 40 Pfund mit Vorräthen, Munition u. s. w. Den gesetzten, älteren Leuten wurden die wissenschaftlichen Instrumente, die Thermometer, Barometer, Uhren, Sextanten, Quecksilberflaschen, Compasse, Schrittmesser, die photographischen Apparate mit den Platten, Bücher u. s. w., alles in 40 Pfund schweren Kisten übergeben, während ein durch Vorsicht und den sichersten Schritt ausgezeichneter Träger den nur 25 Pfund schweren Kasten erhielt, in welchem die drei Chronometer in Baumwollballen verpackt lagen. Die zwölf Kirangozis oder Führer, lauter junge kräftige Leute in langen hochrothen Gewändern, mit Snider-Büchsen bewaffnet, haben das Vorrecht erbeten, die Messingdrahtrollen zu tragen. Die Bootträger sind Riesen an Gestalt und Kraft, denn sie sind professionelle Hamals (Lastträger) aus Zanzibar. Für jede Bootsection sind vier Mann bestimmt, die einander paarweise ablösen; sie erhalten höhere Löhnung als selbst die Anführer, außer Manwa Sera, ferner doppelte Rationen und dürfen auch ihre Weiber mitnehmen. Auch sechs gesattelte Reitesel begleiten die Expedition, für die vier Europäer und zwei für etwaige Kranke; für letztere bilden auch sechs Träger mit drei Netzhängematten ein fliegendes Lazareth.

Gegen 9 Uhr setzte sich der Zug in folgender Ordnung in Bewegung: voran eine Vorhut von vier Anführern, auf welche in einiger Entfernung die zwölf Führer in rothen Kleidern mit den Drahtrollen folgten, dann die lange Reihe von 270 Trägern mit dem Material der Expedition und die Bootträger mit den Sectionen der „Lady Alice" an Tragstangen, hinter ihnen die Familien einiger Anführer und Bootträger, zusammen 36 Weiber und zehn Knaben mit kleinen Lasten, darauf die Reitesel mit den Europäern und ihren Gewehrträgern; den Abschluß des fast eine halbe englische Meile langen Zuges bildeten 16 Häuptlinge als Nachhut, im Ganzen 356 Seelen der anglo-amerikanischen Expedition. Edward Pocock, als ehemaliger Hornist, bläst die Signale, deren Bedeutung er dem Hauptführer Hamadi gelehrt hat; dieser trägt ein riesiges Elfenbeinhorn, das er beim Ende des Tagesmarsches oder bei drohender Gefahr ertönen läßt. Vor ihm geht ein Knabe mit einer Trommel, die er in der Nähe von Dörfern als Warnung schlägt. Nach einem,

Das Lager in Mpwapwa.

bei 140 Grad in der Sonne, sehr anstrengenden Marsch wurde die ganze Expedition in der schnell zusammengesetzten „Lady Alice" über den breiten Kingani gesetzt, wobei sich das Boot vortrefflich bewährte, und gegen Abend das erste Lager bei Kikoka bezogen.

Wir haben soweit dem Entstehen und der Organisation der Stanley'schen Expedition, ihrer Ausrüstung und dem Abmarsch eine so ausführliche Schilderung gewidmet, weil sie von der Art und Weise derartiger afrikanischer Forschungsreisen, ihren Mühseligkeiten und Schwierigkeiten, ein anschaulicheres Bild liefert, als man es in den bisherigen Reiseberichten finden kann. Da Stanley, um sein erstes Ziel, den Ukerewe See, zu erreichen, zuerst gegen 300 engl. Meilen weit auf der großen Handelsstraße nach Westen zog, die von der Küste zum Tanganjika führt, und welche schon in den Werken zahlreicher Reisender erschöpfend beschrieben wurde (vergl. Burton, Speke, Stanley [1871], Cameron „Globus" Bd. 31, Nro 20 bis 24), so kann dieser Theil der Expedition kürzer gefaßt werden.

Stanley's Zug nach Westen lief gegen 30 engl. Meilen nördlich von den gewöhnlichen Reisestraßen. Bei Rosako, dem zweiten Halteplatz, nahm er ein photographisches Gruppenbild seiner Leute mit den Europäern in der Mitte auf. Der Wamifluß wurde auf einer von den Eingeborenen geschickt aus Lianen verfertigten Hängebrücke passirt. Im Lande Nguru tragen die Einwohner runde Holzscheiben in den durchlöcherten Ohrläppchen und eine Sammlung von großen Eiperlen, kleinen Ziegenhörnern und Messingketten als Halsbänder; auch färben sie das Gesicht mit Ocker. Auf der Ebene bei Kitangeh schoß Stanley zwei Zebras und sah eine Herde von zehn Löwen. Bei Tubugwé entdeckte er ein Steinsalzlager. Am 12. December kam die Expedition, nach 25tägigem Marsch von der Küste, in Mpwapwa an, wo das Lager unter den ausgebreiteten Aesten riesiger Sykamoren, Boabab- und Tamarindenbäume aufgeschlagen wurde; hier waren bereits 50 Mann mit ihren Vorschüssen und vielen Gewehren desertirt. Am 16. wurde die gefürchtete Marenga-Mkali-Wüste im Eilmarsch ohne Verlust passirt. Am 23. begann die Regenzeit im Ernst mit einem tobenden Sturm, der die Ebene mit gelben Wasserbächen bedeckte, und während

der Feiertage wurde die Expedition durch das Unwetter in Singeh festgehalten. Bei Dschiweni oder „den Steinen" fanden sich flache Tröge in den Felsen, welche Generationen von weiblichen Kornzermalmern ausgehöhlt haben. In Mukondoku, einem Bezirk, der gegen 100 kleine Dörfer enthält, kam Stanley am 29. December an; 20 Mann standen auf der Krankenliste, fünf andere desertirten, von den aus England mitgebrachten Hunden waren schon drei gestorben.

Jetzt verließ Stanley den Pfad nach Westen und dem Tanganjika und schlug den Weg nach Norden ein, um das Südufer des 300 engl. Meilen nach Nordwesten entfernten Ukerewe zu erreichen. In Mwenna sagte ihm der Häuptlingssohn den Erfolg seiner Reise durch sein Orakel voraus, indem seine rechte Ledersandale, dreimal emporgeworfen, jedesmal umgekehrt auf den Boden fiel. Die dortigen Frauen waren ungewöhnlich hübsch, mit schmalen Nasen und feinen Lippen. Der Marsch führte jetzt über ein Hochland, 3800 Fuß über dem Meere, mit Wäldern des stattlichen Maiombo (afrik. Esche), in denen riesige Granitblöcke zerstreut lagen. Bei Muhalala begann eine pfadlose, breite Wildniß von dichtverflochtenem, niedrigem Buschwerk, Gesträuch und Reisig, durch welches gewaltsam Bahn gebrochen werden mußte. Die Führer verloren den Weg, Simba mit fünf Mann und einem Reitesel blieben zurück und kamen um, alle Lebensmittel waren verzehrt, und am 9. Januar kam die Expedition zum Stillstand. In dieser Noth sandte Stanley 40 der stärksten Leute nach Suna, dem nächsten Orte in Urimi, voraus, um sogleich mit leichten Getreidelasten zurückzukehren. Um am folgenden Tage seine zahlreichen Leute vor dem drohenden Hungertode zu schützen, nahm Stanley aus den Arzneivorräthen 10 Pfund Hafermehl und 4 Pfund Revalenta arabica, die er in einem Blechkoffer mit 25 Gallonen Wasser kochte, so daß auf jeden Kopf zwei Tassen dünner Hafersuppe zur Fristung des Lebens kamen. Am nächsten Morgen kehrten die Abgesandten mit genug Hirse für eine Mahlzeit zurück, und sogleich wurde der Marsch fortgesetzt, und am 12. Suna erreicht, wo die Expedition Lebensmittel erhielt und vier Tage zur Erholung blieb.

Die Warimi sind ein schöner, großer Menschenschlag; der Häuptling war $6^1/_2$ Fuß hoch. Sie gehen ganz nackt und tragen als Schmuck Messingdrahtgewinde um den Hals, Hüften, Arme und Beine; Federn und Zebra- und Giraffenmähnen auf dem Haupte bilden den Kriegsschmuck. Ihre Waffen sind Speere, Bogen, lange Pfeile und Schilde aus Rhinozeroshaut; sie üben allgemein die Beschneidung aus. Am 17. mußte in Folge der mißtrauischen Haltung der Eingeborenen weitergezogen werden, obgleich 30 Mann krank waren und Edward Pocock, bei dem der Typhus ausgebrochen, in der Hängematte getragen werden mußte. Am nächsten Tage wurde Tschiwju (400 Meilen vom Meere und 5250 Fuß über dessen Spiegel) erreicht, und bald nach der Ankunft im Lager starb Edward Pocock. Er wurde am Fuße einer großen Akazie begraben, in dessen Rinde der Bruder des Todten ein tiefes Kreuz einschnitt. Bei Tschiwju entspringen die ersten Bäche, die sich vereinigend den Liwumbu bilden, der später Monangah genannt wird, und schließlich als Schimiju in die Südostecke des Ukerewe mündet, und somit die südlichste Nilquelle bildet. Am 21. Januar wurde die Iturn-Grenze passirt und am Abend in dem Thalbecken von Winjata gelagert, welches von ovaler Form gegen 12 Meilen lang und 6 breit ist, und mitten von dem Liwumbu in W.-N.-W.-Richtung durchflossen wird. Eine Menge bevölkerter Dörfer bedecken es von einem Ende zum andern. Nachdem das Lager auf einer Anhöhe verschanzt worden, wurde Manwa Sera mit vier Mann zurückgeschickt, um den seit zwei Tagen vermißten Kaif Halleck, der 1871 Livingstone den Briefsack brachte, zu suchen; sie fanden seinen von 30 Wunden bedeckten Leichnam am Rande eines Waldes ein paar Meilen zurück. Die Zahl der Kranken war groß, 20 schon gestorben und im Ganzen 89 desertirt. Obgleich zuerst freundlich, sammelten die Wanjaturu bald ihre Kriegsschaaren und machten am 23. Januar mit Speeren, Bogen, Pfeilen und Schilden bewaffnet einen Angriff auf das Lager, um sich in den Besitz der Schätze desselben zu setzen. Obgleich sie durch die überlegenen Waffen der Expedition blutig zurückgewiesen wurden, setzten sie die Feindseligkeiten fort. Drei Tage tobte der Kampf in dem Thale, denn Stanley ließ zur Nothwehr Streifschaaren seiner Leute in verschiedenen Richtungen durch dasselbe ziehen, die Dörfer verbrennen und Ochsen, Ziegen und Korn als Beute mitführen. Doch zeigten sich die Eingeborenen so tapfer, daß sie der Expedition einen Verlust von 24 Todten, 4 Verwundeten und 12 Gewehren beibrachten; erst nach Einnahme der Felsenburg, auf welche sie sich zurückgezogen, konnte Stanley am 26. unbelästigt den Weitermarsch antreten. Da aber die Expedition auf 3 Europäer, 206 Wangwana, 25 Weiber und 6 Knaben, darunter 23 Kranke, zusammengeschmolzen war, mußten die Anführer und Reitesel Gepäck tragen und vieles Entbehrliche verbrannt werden.

Von jetzt an führte der Weg stetig absteigend nach Nordwesten durch die verschiedenen Bezirke des großen Landes Usukuma, das bis an das Südufer des Ukerewe reicht. Die Ebenen wimmelten von Wild aller Art: Giraffen, Zebras, Gnus, Büffel, Spring- und Wasserböcke, Kudus, Hartebeests, wilde Eber und viele Arten kleinerer Antilopen und von Vögeln aller Art: Ibisse, Feldlerchen, Fischhäher, Königsfischer, Gänse mit Sporenflügeln, Enten, Geier, Flamingos, Löffelgänse und Kraniche. Da Stanley mit Glück der Jagd nachging, war das Lager bald reichlich mit Wildpret versehen. Auch die Eingeborenen waren freundlich und verkauften Lebensmittel billig, denn auch an Bodenerzeugnissen, wie Getreide aller Art, Bohnen, Kartoffeln, Wicken, Sesam, Hirse, Gartengemüsen, Melonen und Tabak, war das Land außerordentlich reich. Die Expedition schwelgte im Ueberfluß der langentbehrten Genüsse; unzählige Ziegen und Hühner wurden geschlachtet. Herden von Rindvieh, Ziegen und Schafen bedeckten das herrliche Parkland in solcher Anzahl, daß dasselbe von ihnen oft thatsächlich weiß aussah. Durch Anwerbung neuer Träger konnte die Stärke der Expedition wieder auf 280 Mann gebracht werden, und alle Noth und Sorgen waren verschwunden.

Am 27. Februar wurde der letzte Tagesmarsch am frühen Morgen begonnen, um noch an demselben Tage den See zu erreichen. Als von der Vorhut, welche soeben einen langgestreckten Abhang hinaufgezogen war, plötzlich ein Freudengeschrei ertönte, lief Frank Pocock ungeduldig voraus. Bald kam er den Hut schwenkend und freudestrahlend zurück und rief: „Ich habe den See gesehen, und er ist großartig!" Wenige Minuten später stand auch Stanley auf der Anhöhe und sah 600 Fuß unter sich und 3 Meilen entfernt den Seespiegel wie Silber in der blendenden Sonne glänzen. Die Wanjamwesi stimmten ein Triumphlied auf sich selbst, ihren weißen Führer und den See an, und um 4 Uhr Nachmittags zog die Expedition in das kleine Dorf Kagehyi, am Südostufer des Ukerewe, ein. Der 720 engl. Meilen lange Marsch von der Küste hatte 103 Tage gedauert, was mit Abzug der Rasttage einen Durchschnitt von etwas über 10 Meilen für jeden Tagesmarsch ergiebt.

Die geographische Vertheilung des Luftdruckes[1]).

I.

Die Vertheilung des Luftdruckes über der Erdoberfläche ist eng verbunden mit Vorgängen, an welchen Jedermann Antheil zu nehmen pflegt, nämlich mit dem Wetter und seinen Aenderungen.

So sehr wir auch gewohnt sind, das Wetter als das unbeständigste aller Dinge anzusehen, so ist diese Ansicht doch nur so lange richtig, als man die Uebergänge von einem Tage zum andern betrachtet. Ueberblickt man längere Zeitabschnitte, so zeigt sich überall, daß der Wechsel der Witterung der gleichen bewunderuswürdigen Ordnung unterworfen ist wie alle Vorgänge, welche auf Naturgesetze begründet sind.

Niemanden wird es etwas Neues sein zu hören, daß der Barometerstand, der den Luftdruck angiebt, mit der Witterung zusammenhängt. Neu ist aber unsere Kenntniß der atmosphärischen Vorgänge, insoweit sie diesen Zusammenhang für größere Theile der Erdoberfläche überblicken läßt, und indem sie dadurch die Bedingungen verständlicher macht, welche unseren eigenen klimatischen Verhältnissen zu Grunde liegen. Diese beruhen auf der geographischen Vertheilung des Luftdruckes, welche ich versuchen will in ihren wichtigsten Zügen hier darzustellen.

Aus langjährigen meteorologischen Beobachtungen ergiebt sich, daß jeder Monat vom ersten bis zum letzten Tage einen bestimmten, regelmäßigen, mittlern Wärmegang besitzt, der hauptsächlich vom Sonnenstande der Jahreszeit bedingt ist. Daneben aber zeigen die einzelnen Monate unregelmäßige wärmere und kältere Perioden, deren Temperaturschwankung in Unterschieden von nahezu gleicher Größe jedes Jahr wiederkehrt.

Eine der größten ist die Schwankung des April, welche in München nach den vieljährigen Beobachtungen Lamont's einen mittlern Unterschied von 27° C. zwischen der wärmsten und kältesten Stunde des Monats aufweist. Solche Temperaturschwankungen nun sind immer mit einem bestimmten Wechsel in der Richtung des Windes verbunden, welcher während der rauhen Jahreszeit bei kälterem Wetter von einem Punkte zwischen Nord und Ost kommt, bei wärmerm von einem Punkte zwischen Süd und West. Der nordöstliche Wind bringt erhöhten Luftdruck, kältere und trocknere Luft, der südwestliche einen geringern Luftdruck mit Wärme und Feuchtigkeit; und aus dem regelmäßigen Zusammentreffen dieser Gegensätze der Witterung mit den Windrichtungen schließen wir auf einen Zusammenhang zwischen Luftdruck, Wind, Temperatur und Feuchtigkeit.

Fragen wir nach den Bedingungen dieser Zusammengehörigkeit und nach der Ursache des Wechsels, so richtet sich unsere Aufmerksamkeit zuerst auf den Wind und seine Entstehung. Wir werden sehen, daß die Windrichtung jedesmal abhängig ist von der Vertheilung der Luftdruckes auf der Erdoberfläche, und es sind hauptsächlich die Forschungen Buchan's, des Secretärs der schottischen Meteorologischen Gesellschaft, welchen wir die Vervollständigung unserer Kenntnisse darüber verdanken.

Wie entsteht nun die Bewegung größerer Luftmassen, welche wir Wind nennen?

Wir können ruhende Luftmassen auf zweierlei Weise in Bewegung setzen, durch ungleiche Erwärmung oder durch verschiedenen Druck.

Wenn man zwischen einem geheizten Zimmer und einem kalten eine Verbindungsthür öffnet, so entsteht bekanntlich eine Luftströmung. Die erwärmte Luft des einen Zimmers ist durch die Wärme ausgedehnt und deshalb leichter, die des kalten ist durch die Kälte zusammengezogen und deshalb dichter und schwerer: es wird sich nun zwischen den beiden neben einander gelagerten Luftmassen das Gleichgewicht herstellen, indem die Luft des kalten Zimmers durch den untern Theil der Thüröffnung in das warme Zimmer eindringt, die Luft des warmen Zimmers wird dagegen, weil sie leichter ist, durch den obern Theil der Thüröffnung in das kalte fließen.

Wenn unten die kalte und oben die warme Luft in beiden Zimmern gleichmäßig vertheilt sind, ist das Gleichgewicht hergestellt und die Luftströmung wird aufhören.

Würden wir aber die Luft des einen Zimmers immer von Neuem erwärmen, die des andern abkühlen, so würde die Luftströmung fortdauern, so lange Erwärmung und Abkühlung im Gange sind.

Bei Anwendung verschiedenen Druckes entsteht die Bewegung dadurch, daß die stärker gedrückte, also zusammengepreßte Luft eine größere Spannung erhält als die umgebende Luft sie besitzt, wie dies zum Beispiel in einem Blasbalge oder in einer Luftpumpe der Fall ist. Die stärkere Spannung ertheilt der Luft einen Antrieb zur Bewegung, welche sich dahin richtet, wo ihr der geringste Widerstand entgegensteht. Sie verbreitet sich also in dieser Richtung mit einer Geschwindigkeit, welche dem Verhältniß der Größe des ausgeübten Druckes entspricht.

Durch Ertheilung eines höhern Druckes kann man auch erwärmte und dadurch leichtere Luft in eine solche Spannung versetzen, daß sie eine kältere und schwerere Luft aus ihrem Platze verdrängt, und dies geschieht bekanntlich zum Zwecke der Ventilation und Erwärmung großer Räume unter Anwendung von Luftpumpen und Schaufelrädern.

In der freien Atmosphäre nun entsteht die Bewegung der Luft genau so wie wir sie künstlich hervorbringen; es wirken aber in der Atmosphäre gewöhnlich beide Ursachen, Druck und Wärmeunterschiede, zusammen.

Der Luftdruck, den wir an der Erdoberfläche finden, wird durch das Gewicht der über einander gelagerten Luftschichten hervorgebracht: je mehr Luft über einer Gegend angehäuft ist, um so größer der Druck und die Spannung in der untern Schicht an der Oberfläche. Der Luftdruck ist aber nicht gleichmäßig über die Erde verbreitet, und es ist die ungleiche Erwärmung der Luft, welche eine ungleichmäßige Vertheilung der Luftmassen vermittelt.

Denken wir uns eine Insel im Meere, auf welcher die unteren Luftschichten durch Erhitzung des Bodens am Tage stark erwärmt werden. Die Luft dehnt sich aus und steigt

[1]) Vortrag, gehalten im Geographischen Vereine zu München im April 1878 von Dr. G. von Liebig, Docent an der Universität München, Badearzt in Reichenhall. Zur Grundlage der Darstellung dienten unter den neueren Arbeiten besonders die von Wojeikof, Buchan, Hann und von den Autoren der Oesterreichischen Zeitschrift für Meteorologie. Die Isobaren sind nach Wojeikof und nach Mohn gegeben.

Isothermen

Januar

Grönland
Arktischer Archipel
Nord-Amerika
Europa
Asien
Afrika
Süd-Amerika
Australien
Polynesien
Äquator

160 Westlich 140 von 120 Greenwich 100 80 60 40 20 0 20 40 60 80 100 120 Oestlich 140 von 160 Greenwich 180

Isobaren

Januar

in die Höhe. Oben erkaltet, kann sie nicht zurücksinken, da der Strom fortdauert, und sie muß sich deshalb nach den Seiten über dem Meere ausbreiten, wo ihr hinzukommendes Gewicht den Druck vergrößert, während er auf dem Lande geringer wird. Daher entstehen nun in den unteren Schichten Luftströmungen mit der Richtung vom Meere nach dem Lande.

Bei Nacht findet eine Umkehr dieser Vorgänge statt. Indem die Luft über dem festen Boden durch dessen stärkere Wärmeausstrahlung kälter und dichter wird als über der gleichmäßig warmen Wasserfläche, zieht sich die über dem Lande ruhende Luftsäule zusammen: in den oberen Schichten wird die herabgesunkene Luft seitlich ersetzt durch Luft, welche in derselben Höhe über dem Meere lagerte.

Dadurch aber wird der Luftdruck über dem Lande jetzt erhöht und es entstehen auf dem Erdboden Luftströmungen, die nun vom Lande nach dem Meere gerichtet sind.

Es wäre nicht nöthig gewesen, hier gerade eine Insel als Beispiel zu wählen, da sich auch auf dem Festlande bei verschiedener Erwärmung die Verhältnisse in ähnlicher Weise wiederholen.

Auf der Erdoberfläche sind immer große Gegensätze der Wärme vorhanden: die Richtungen der aus ihnen entstehenden Luftbewegungen werden durch die Kugelgestalt der Erde und durch deren Lage zur Sonne bedingt. Es herrscht über den Gegenden am Aequator, welcher als größter Kreis die Erde umgiebt, das ganze Jahr über eine Wärme, die nicht unter 26° C. beträgt, und auch die Abkühlung der Nacht macht darin wenig Unterschied, denn in den Aequatorialgegenden sind etwa 7/8 der Oberfläche mit Meer bedeckt und über dem Meere ist der Wechsel der Wärme zwischen Tag und Nacht bekanntlich ein sehr unbedeutender.

Im Gegensatz hierzu herrschen in den Polargegenden gleichzeitig sehr niedrige Temperaturen, die durchschnittlich im Sommer 0° nicht übersteigen, die aber im Winter bis 40° C. unter 0° sinken können.

Die Höhe der Atmosphäre ist im Verhältniß zur Größe der Erde nicht bedeutend, sie läßt sich annähernd berechnen und beträgt 10 bis 12 Meilen. Bedenkt man aber, daß die Erde einen Durchmesser von 1700 Meilen besitzt, so würde auf einem Kreise von einem halben Meter Durchmesser die Höhe der Atmosphäre nicht größer erscheinen als die Dicke des Kreidestriches, welcher den Umfang des Kreises auf der Tafel bezeichnet. Eine Luftsäule von 10 Meilen Höhe übt immerhin durch ihre Schwere einen bedeutenden Druck auf den Theil der Erdoberfläche aus, über welchem sie sich befindet, auch wenn sie sehr verdünnt angenommen wird. Weil aber die atmosphärische Luft eine Hülle um die Erde bildet, so trifft jeden Theil der Erdoberfläche ein bestimmter Druck, welcher der über ihm befindlichen Luftmenge entspricht.

Diesen Druck können wir mit dem Barometer messen, indem wir ihn mit dem Drucke oder, was gleichbedeutend ist, mit dem Gewichte einer Quecksilbersäule vergleichen.

Wenn man eine lange Glasröhre, die an einem Ende verschlossen ist, luftleer macht und sie dann mit dem offenen Ende unter Quecksilber taucht, so daß keine Luft eintreten kann, so zwingt der Luftdruck das Quecksilber in der luftleeren Röhre aufzusteigen, bis es eine Höhe erreicht, welche dem Luftdrucke das Gleichgewicht hält. Man nennt eine so im Glasrohre eingeschlossene Quecksilbersäule ein Barometer, und das Gewicht der Säule im Barometer ist genau so groß wie das Gewicht einer Luftsäule von etwa 10 Meilen Höhe und mit einer Grundfläche, welche dem Querschnitt der Röhre gleichkommt.

Gewöhnlich benutzt man aber nicht das Gewicht des Quecksilbers, sondern der Bequemlichkeit wegen die Höhe der Quecksilbersäule, um den Druck einer Luftsäule von gleichem Durchmesser zu bezeichnen. An der Meeresfläche beträgt bei uns die mittlere Höhe des Quecksilbers im Barometer 760 Millimeter und dieses Maß entspricht also dem Drucke der Luft an der Meeresfläche.

Jedesmal wenn das Quecksilber im Barometer seine Höhe verändert, so ist dies ein Beweis für uns, daß auch das Gewicht der Luft über einem Orte sich geändert habe. Wenn das Barometer gestiegen ist, so ist mehr, wenn es gefallen ist, so ist weniger Luft über dem Orte angehäuft als vorher.

Man hat nun für zahlreiche Orte der Erdoberfläche durch mehrjährige Beobachtungen die mittleren Barometerstände ermittelt, und deren Vergleichung hat ergeben, daß über bestimmten Gegenden der Erde eine größere Luftmenge das ganze Jahr hindurch angehäuft ist als über allen anderen Gegenden in ihrer Umgebung.

Eine solche Gegend nennt man einen Ort höchsten Barometerstandes oder den Ort eines Druckmaximums.

Es giebt ferner Gegenden, über welchen der Luftdruck immer ein geringerer ist als in ihrer Umgebung, und diese nennt man Orte eines Druckminimums oder geringsten Druckes. In anderen bestimmten Gegenden bilden sich Druckmaxima oder Druckminima, welche nur während des Winters oder während des Sommers Bestand haben.

Aus dem, was ich bereits mitgetheilt habe, wird es nun erklärlich werden, wenn wir finden, daß die Winde immer von Gegenden kommen, an welchen ein höherer Druck herrscht, und daß sie nach Gegenden gerichtet sind, wo der Druck ein geringerer ist, und zwar vorzugsweise nach der zunächst gelegenen Gegend geringsten Druckes.

Es muß aber der Ausbildung der Druckmaxima und der Druckminima schon eine Bewegung in der Atmosphäre vorausgegangen sein, und der Antrieb zu dieser Bewegung, welche zu der Vertheilung des Luftdruckes führt, so wie wir sie finden, wird durch die Wärme hervorgebracht.

Es wird daher das Verständniß erleichtern, wenn wir zunächst die Vertheilung der Wärme auf der Erdoberfläche beachten.

Auf der Karte (S. 314) sind die Linien gleicher Wärme oder die Isothermen für den Januar angegeben. Der Ausdruck will sagen, daß alle Gegenden, welche eine solche Linie berührt, im Januar die gleiche mittlere Temperatur haben. Die grünen Linien der Karte geben die Temperaturen von 0° und darunter an, die rothen die höheren Temperaturen über 0°. Beachtet man die Ziffern, welche die Temperatur jeder Linie anzeigen, so ergiebt sich im Allgemeinen, daß die Aequatorialgegenden am wärmsten sind, und daß die Wärme abnimmt, je mehr wir uns den Polen nähern. Die beiden mittleren rothen Linien nördlich und südlich des Aequators verbinden beiderseits alle Orte, deren mittlere Temperatur im Januar 25° C. beträgt. In der Gegend des Aequators selbst ist sie noch etwas höher. Auf jede dieser Linien folgt eine andere, welche die Temperatur von 20° C. angiebt. Weiterhin nach Süden und Norden bezeichnet jede folgende Linie eine Temperaturabnahme um 10° C. Die erste der grünen Linien giebt also die Gegenden an, welche im Januar 0° haben, die zweite Gegenden von — 10°, die dritte von — 20°, die vierte von — 30°. Endlich ist über dem östlichen Asien die Gegend der größten bekannten Kälte auf dem Festlande durch einen Ring angedeutet, welcher die Orte von — 40° C. umschließt.

Besonders auf der nördlichen Erdhälfte bemerkt man, daß die Linien gleicher Wärme nicht als Kreise um die Erde laufen wie die Breitenkreise, sondern daß sie starke Biegungen zeigen, welche ihrer Lage nach ein verschiedenes Verhalten

des Festlandes und des Meeres andeuten. Wir sehen, daß über der Meeresfläche Ausbeugungen wärmerer Linien bis über den Polarkreis nach Norden sich erstrecken, während auf dem Festlande entgegengesetzte Ausbeugungen kälterer Linien sehr weit nach Süden reichen. Es besteht also im Winter zwischen Land und Meer ein großer Wärmeunterschied, der am bedeutendsten in hohen Breiten auftritt, denn wir finden, daß über dem Meere zwischen Island und Norwegen die Temperatur noch nicht unter den Gefrierpunkt gesunken ist, während in gleicher Breite in Ostasien eine Temperatur von — 40° herrscht.

Der Grund dieser Verschiedenheit ist darin zu suchen, daß die Temperatur der Luft immer von der Temperatur der Erdoberfläche abhängig ist. Weil nun das Land im Winter durch Ausstrahlung viel stärker erkaltet als das Meer, so ist auch die Luft über dem Lande kälter als über dem Meere. Aber es trägt noch ein besonderer Umstand dazu bei, die Temperatur im Nordatlantischen Meere und im Nördlichen Eismeere zu erhöhen, und dies ist die Zufuhr von Wärme, welche der Golfstrom jenen Gewässern bringt. Er geht von den Aequatorialgegenden des Mexicanischen Golfes aus und sein Einfluß reicht bis zur Insel Nowaja Semlja und bis Spitzbergen; eine ähnliche Strömung besitzt der nördliche Stille Ocean.

Wenden wir nun unsere Blicke der südlichen Erdhälfte zu, die im Januar auf dem Höhepunkte ihres Sommers sich befindet. Hier ergiebt sich das umgekehrte Verhalten, daß nämlich im Sommer die Festlande die höheren Temperaturen besitzen und das Meer die geringeren. Die kleinen rothen Ringe in der Mitte eines jeden südlichen Festlandes schließen Gegenden der größten Wärme ein, deren mittlere Temperatur im Januar 30° C. beträgt.

Der Grund liegt darin, daß das feste Land, so wie es bei Abwesenheit der Sonne stärker erkaltet, so auch unter der Einwirkung der Sonnenstrahlen sich höher erwärmt als das Meer.

Auch hier bemerken wir auf dem Meere eine Einbiegung der Isothermen nach Norden, ich erwähne besonders die Einbiegung der südlichen Linie von 25° C. über dem Südatlantischen Meere bis in die Nähe des Aequators. Diese zeigt eine stärkere Herabsetzung der Temperatur der Meeresoberfläche gegenüber den Festlanden von Afrika und Südamerika an, welche bewirkt wird durch ein Zuströmen kältern Wassers aus den südlichen Polargegenden.

Es ist noch hervorzuheben, daß in den Aequatorialgegenden, wo die Sonne niemals weit von ihrem senkrechten Stande abweicht, die Temperatur einem erheblichen Wechsel mit den Jahreszeiten nicht unterliegen kann, wie auch aus der Betrachtung der Karte hervorgeht. Dort zieht sich eine Zone, die etwa 10 Breitengrade umfaßt, als äquatorialer Gürtel größter Wärme rings um die Erde, und in dieser Zone herrscht das ganze Jahr hindurch eine Temperatur von 26° bis 27° C. Die Wirkung des großen Wärmeunterschiedes zwischen dieser Zone und den Polen einerseits und zwischen Land und Meer andererseits führt zu der Vertheilung des Luftdruckes, wie sie auf der vorstehenden Karte der Isobaren oder Linien gleichen Luftdruckes für den Januar dargestellt ist.

Die farbigen Linien der Karte, die Isobaren, verbinden jedesmal Orte, an welchen im Januar der gleiche Barometerstand herrscht. Die grün gefärbten bezeichnen die geringeren Luftdrucke von 760 Mm. an absteigend, die Linien rother Färbung bezeichnen die höheren Luftdrucke über 760 Mm.

Die Karte zeigt uns, entsprechend der Isothermenkarte, auf der nördlichen Erdhälfte die Verhältnisse des Winters, auf der südlichen die Verhältnisse des Sommers. Zugleich erkennen wir in der Anordnung der Linien, daß bestimmte Verhältnisse, unabhängig von den Jahreszeiten, auf beiden Erdhälften gleichmäßig das ganze Jahr über zum Ausdrucke gelangen.

An dem Erscheinen der grünen Farbe in der Aequatorialgegend sowohl wie in den höheren nördlichen und südlichen Breiten erkennen wir sogleich, daß auf der Erdoberfläche drei Gebiete geringern Druckes auftreten, welche zwei Gebiete höhern Druckes zwischen sich einschließen. Diese allgemeine Anordnung wird durch den Wechsel der Jahreszeiten nicht beeinflußt, denn sie umfaßt sowohl die nördliche Erdhälfte, wo es Winter ist, als die südliche, welche Sommer hat. Die breitere grüne Linie in der Mitte und in der Nähe des Aequators, welche zugleich dem Gürtel größter Wärme entspricht, bezeichnet den mittlern Druck von 760 Mm., der gürtelförmig die Erde umgiebt. Die ganze Anordnung begründet, wie wir sehen werden, die Anschauung, daß die Luft, welche in der heißen Zone erwärmt wird, in die Höhe steigt und zunächst in den oberen Schichten der Atmosphäre in der Richtung nach den Polen hin abfließt. In kälteren Zonen wieder abgekühlt, strömt sie dann an der Erdoberfläche dem Aequator wieder zu, um den Kreislauf von Neuem zu beginnen.

Betrachten wir zunächst die südliche Erdhälfte, auf welcher die Ausbildung der regelmäßigen Verhältnisse nicht gestört ist durch das Auftreten großer Landmassen wie im Norden.

Wir bemerken, daß der Druck über den südlichen Meeren, vom Aequatorialgürtel ausgehend, ein zunehmender ist: die rothen, ringförmigen Linien zwischen 20° und 40° südl. Br. zeigen die Druckhöhen von 762 Mm. an. Sie schließen ein noch höheres Druckgebiet ein, welches durch kleinere Ringe innerhalb der ersteren angedeutet ist. Diese kleineren Ringe bezeichnen die Orte des höchsten Luftdruckes oder Druckmaxima auf der südlichen Erdhälfte, und sie sind durch ein eingeschriebenes M näher bezeichnet. Der Luftdruck erhebt sich daselbst im Innern bis zu 768 Mm.

Wir unterscheiden auf der südlichen Halbkugel drei Druckmaxima, welche sich sämmtlich über dem 30° südl. Br. vertheilen; es ist also bis zum 30°, vom Aequator ausgehend, der Druck ein zunehmender. Von da an aber beginnt er weiter nach Süden hin wieder abzunehmen, und diese Abnahme schreitet ununterbrochen bis zu den Polargegenden fort. Auf der südlichen Seite des höchsten Druckgebietes fällt der Druck zunächst bis zum 40. Breitengrade wieder auf 762 Mm. Die nun weiterhin auf einander folgenden Linien bezeichnen jedesmal Druckabstände von 6 Mm., indem die erste den Druck von 756 Mm., die zweite von 750 Mm. und die letzte von 744 Mm. angiebt. Diese liegt in der Nähe des 60. und 61. Breitegrades.

Dieselbe allgemeine Anordnung zeigt sich nun auch auf der nördlichen Erdhälfte, wo sie indessen durch das Vorherrschen der Festlande in ihrer regelmäßigen Ausbildung gestört ist. Vom Aequator ausgehend finden wir, daß nach Norden der Luftdruck ebenfalls zunimmt, und daß die beiden rothen Linien, welche den Druck von 762 Mm. bezeichnen, auch hier Gebiete eines noch höhern Druckes einschließen. Besonders möchte ich zunächst die beiden Druckmaxima hervorheben, welche in dem nördlichen Atlantischen und dem Stillen Meere über dem 30° nördl. Br. ausgebildet sind. Die Uebereinstimmung dieser Anordnung mit der gleichen auf der südlichen Erdhälfte, wo die Maxima des Druckes über dem Meere im 30° südl. Br. gefunden werden, deutet auf eine Ursache, welche beide Erdhälften gemeinschaftlich berührt und welche von den Jahreszeiten unabhängig ist. Wir werden später sehen, daß das unveränderte Bestehen des nordatlantischen

Druckmaximums für die klimatischen Verhältnisse Europas eine wesentliche Bedeutung besitzt.

Lassen wir nun einstweilen die Druckverhältnisse des Festlandes außer Acht und verfolgen wir das weitere Verhalten des Druckes auf dem nördlichen Meere. Er beginnt, wie wir sehen, vom 30° an, ebenso wie auf der südlichen Halbkugel, abzunehmen. Es wird aber im Norden die gerade Erstreckung der Linien geringern Druckes durch weit nördlich hin reichende Landmassen unterbrochen, welche die Gegend geringern Druckes in zwei Hauptgebiete theilen, die an den grünen ringförmigen Drucklinien zu erkennen sind. Das eine liegt zwischen Europa und Nordamerika, das andere zwischen Nordamerika und Ostasien. Erst noch weiter nördlich verschmelzen diese beiden Gebiete niedern Druckes mit einander.

Scheiden wir die Verhältnisse aus, so weit sie, auf beiden Erdhälften sich wiederholend, in ihrer allgemeinen Anordnung durch den Wechsel der Jahreszeiten nicht verändert werden, so ergiebt sich zunächst, daß solche nur über den Meeren Bestand haben. Die Festlande zeigen ein mit den Jahreszeiten wechselndes Verhalten.

Der verhältnißmäßig schmale Gürtel niedern Druckes, welcher in der fast ganz dem Meere angehörigen Aequatorialzone die Erde umschließt, ist zugleich der Gürtel der größten gleichmäßigen Wärme. Zu beiden Seiten desselben nimmt in zwei sehr breiten Zonen der Druck über den Meeren auf beiden Erdhälften zu, bis er unter 30° der Breite seine größte Höhe erreicht. Er nimmt von dort an nach den Polen wieder ab.

Ich möchte hier darauf aufmerksam machen, daß der Raum zwischen 30° nördl. und 30° südl. Br. genau die Hälfte der ganzen Erdoberfläche umfaßt. Wir sehen nun aber auf der Karte, daß das höhere Druckgebiet von mehr als 760 Mm., nahe am Aequator beginnend, nördlich und südlich noch über 30° hinaus sich ausbreitet. Es folgt daraus, daß die Fläche des mittlern Erdtheiles, über welchem, mit geringen Ausnahmen, rings um die Erde die größere Luftmenge angehäuft ist, eine bedeutendere Ausdehnung besitzt, wenigstens während unserer kalten Jahreszeit, als die beiden übrig bleibenden Zonen zwischen dem hohen Druckgebiete und den Polen. Für diese bleibt daher eine verhältnißmäßig geringere Luftmenge übrig, was wir an der raschen Abnahme des Druckes jenseits der Linien von 762 Mm. in der Richtung nach den Polen erkennen.

Aus allen Erdtheilen.

Asien.

— Dr. von Horn von der Horck, durch seine anthropologisch-ethnographischen Reisen in Lappland und zu den Sioux bekannt, rüstet sich jetzt in Berlin zu einer Expedition, welche zur Lösung der Frage nach der ursprünglichen Besiedelung Amerikas durch Asiaten beitragen soll. Dieselbe soll drei bis vier Jahre dauern und längs der Ostküste Asiens nach dem arktischen Meere gehen, wobei alle größeren Inseln besucht werden, dann die Berings-Straße kreuzen und an der amerikanischen Westküste nach S. Francisco führen. Wenn auch Aufnahmen, Arbeiten mit dem Schleppnetze, Sammeln von naturhistorischen Gegenständen u. s. w. Berücksichtigung finden sollen, so wird doch der Hauptnachdruck auf Anthropologie gelegt werden.

— Generalmajor Lomakin, Commandeur der transkaspischen Militärabtheilung, theilt der „Moskauer Zeitung" mit, daß der Amu-darja in der Nähe des frühern Forts Bend (zwischen Chodscha-ili und Mangyt) in sein altes Bett wieder eingetreten sei. Dieser Vorgang ist durchaus nichts Unerhörtes und hat sich im Laufe dieses Jahrhunderts bereits mehrmals wiederholt; aber jedesmal haben die Bewohner Chiwas, Meister im Errichten von Dämmen, es verstanden, den Durchbruch zu verstopfen und den Strom wieder in sein gewöhnliches Bett zu lenken. Es ist sofort eine wissenschaftliche Expedition nach dem See Sary-Kamysch, durch welchen der alte Oxuslauf führt, abgesandt worden, um die höchst interessante Thatsache näher zu untersuchen.

— Der Wortlaut des in französischer Sprache abgefaßten, von dem Dampfer „Lena" nach Jakutsk gebrachten und von da per Post zur Telegraphenstation Irkutsk beförderten Telegrammes des Professors Nordenskjöld an Sibiriakoff (s. oben S. 303) ist der folgende: „Beide Schiffe („Vega" und „Lena") glücklich am 27. August an der Mündung der Lena angekommen, in einem fast eisfreien Meere. Dampfer „Vega" wird die Fahrt nach der Berings-Straße mit bester Hoffnung auf vollständigen Erfolg fortsetzen.". Nach einem andern von Professor Nordenskjöld an Herrn Dickson in Gothenburg gerichteten Telegramme wurde das berüchtigte Cap Tscheljuskin von der Expedition **ohne nennenswerthe Hindernisse durch Eis** passirt. Die Expedition verließ bekanntlich die Mündung des Jenisei am 9. August, brauchte demnach zu der Fahrt nach dem etwa 850 Seemeilen entfernten Mündungsdelta der Lena 18 Tage.

(Mittheilung der Bremer Geographischen Gesellschaft.)

— Die Abtretung der Nordspitze von Borneo Seitens der Sultane von Brunei und Sulu an eine englische durch Baron Overbeck repräsentirte Gesellschaft, welche auf S. 286 und 383 des vorigen Bandes besprochen wurde, ist noch keineswegs vollendete Thatsache, sondern scheint Verwickelungen hervorrufen zu sollen. Denn obwohl jene Cessionsurkunde vom Sultan von Sulu bereits am 24. Januar dieses Jahres unterzeichnet wurde und schon im April von jener Gesellschaft Agenturen an der fraglichen Küste errichtet worden sind, so ist doch am 15. August, wie die Allgemeine Zeitung berichtet, zwischen der spanischen Regierung und dem Sultan ein Vertrag abgeschlossen worden, wonach der ganze **Archipel von Sulu** und dessen Dependentien unter die **spanische** Souveränität treten und der Sultan sich als loyaler Unterthan Sr. Majestät des Königs Don Alfonso und seiner Nachfolger erklärt. Dafür erhält er eine äußerst geringe jährliche Subsidie. Es ist mithin die Nordostküste von Borneo im laufenden Jahre zweimal abgetreten worden, an eine englische Gesellschaft und an Spanien, an die erstere wohl als persönliches Eigenthum, an letzteres als unterthäniges Gebiet.

— **Der Malayische Archipel.** Land und Leute. Von **C. B. H. v. Rosenberg.** Mit zahlreichen Illustrationen und einem Vorworte von Prof. P. J. Veth in Leiden. Leipzig. Gustav Weigel 1878.

Herr von Rosenberg, ein Darmstädter, ist seit längerer Zeit als ein gründlicher Kenner des großen ostasiatischen Archipels bekannt, wofür zahlreiche naturwissenschaftliche Aufsätze in den zu Batavia erschienenen wissenschaftlichen Zeitschriften Zeugniß ablegen. Nicht weniger als dreißig Jahre, 1840 bis 1871, hat er als holländischer Beamter in Niederländisch-Indien verlebt, das er von Sumatra im Westen bis

Neu-Guinea im Osten kennen lernte. Als Beamter hatte er überall Gelegenheit, sich genau mit Land und Leuten vertraut zu machen, und von dieser Vertrautheit giebt auch sein ungeschminktes Buch auf jeder Seite uns Kenntniß. Neben allgemeiner Bekanntem wird der Geograph und Ethnograph hier vieles Neue finden. Dahin rechnen wir die Mittheilungen über die kleinen der Westküste Sumatras vorgelagerten Inseln, wie Nias und die Mentawey-Inseln, als deren erster gründlicher Schilderer v. Rosenberg anzusehen ist. Neu ist auch die Schilderung des Innern der Insel Ceram; viele Ergänzungen unserer Kenntnisse erhalten wir von den Aru-Inseln bei Neu-Guinea, deren Schilderung durch Wallace nach unserm Autor wenig genau ist. Auch der Völkerkundige wird sich durch das Studium des Buches belohnt sehen. Wenn er die Schilderung des Verpfändens der eigenen Person an Gläubiger auf der Insel Nias liest, erkennt er sofort, daß hier das gleiche System wie an der Guineaküste herrscht, wo es als Panyarren bekannt ist; es ist auf derselben Insel Brauch, daß Personen aus demselben Stamme sich nicht mit einander verheirathen dürfen — was dem Totemismus der Rothhäute und ähnlichen Gebräuchen in Australien ꝛc. entspricht. Das tättowirte dreieckige Brustschild der Mentawey-Insulaner wird erst ausgefüllt, wenn der Jüngling in die Reihe der Männer tritt, womit man einen übereinstimmenden Brauch bei den Motu an der Ostspitze Neu-Guineas vergleichen wolle („Globus“ XXXIV, S. 187). Von der Sprache der Mentawey-Insulaner sagt v. Rosenberg (S. 202), daß sie „nicht die mindeste Aehnlichkeit mit den Idiomen, die auf den umliegenden Eilanden und auf Sumatra gesprochen werden,“ habe, was wohl nicht ganz streng zu nehmen ist. Denn die Mentawey gehören doch zu den malayischen Völkern. Sehr wichtig erscheint uns auch die Schilderung der gleichfalls bei Sumatra gelegenen kleinen Insel Engano, deren Bewohner dunkelbraun bis schwärzlich sind und Bart tragen; Tättowirung findet bei ihnen nicht statt; ihre Schnitzereien haben auffallende Aehnlichkeit mit jenen der Papuas. Die Häuser haben Bienenkorbform und stehen auf Pfählen. Die Bienenkorbform wird aber sonst nirgends im Archipel angetroffen. Das alles sind Anzeichen, welche auf Ueberbleibsel der alten dunklen, den Papuas verwandten Urrace der ostasiatischen Inseln schließen lassen, wie sie in den Negritos der Philippinen, den Samangs der Halbinsel Malacca, den Kalongs auf Java (A. B. Meyer) noch vorhanden sind. Aufgefallen ist uns (S. 337), daß der Verfasser im Widerspruch zu allen neuen Forschern büschelförmigen Haarwuchs bei den Papuas annimmt.

Richard Andree.

Afrika.

— Von Ernst Marno's „Reise in der ägyptischen Aequatorialprovinz und in Kordofan“, welche wir auf S. 281 des vorigen Bandes ausführlicher besprachen, hat die Verlagshandlung (A. Hölder in Wien) eine wohlfeile zweite Auflage veranstaltet, welche wie die erste (Pracht-) Ausgabe die Reisebeschreibung selbst und die höchst originellen sudanesischen Thierfabeln sowie die Illustrationen enthält, nicht aber den wissenschaftlichen Anhang (meteorologische Beobachtungen, Itinerare, astronomische Beobachtungen, anthropologische Messungen) und die Karten.

— Eine von Herrn Matteuci aus Massaua in Rom eingetroffene Depesche berichtet von einer Seitens des Königs Johannes von Abessinien verlorenen Schlacht, welche den Krieg zu Gunsten des Königs Menelik von Schoa entschieden und diesem die Krone Abessiniens eingetragen hat. Es braucht kaum betont zu werden, von welcher Bedeutung diese Thatsache für Aegypten ist, und wie dieselbe auch für die gegenwärtig in Schoa weilende geographische Expedition der Italiener unter dem Marchese Antinori ein großes Interesse hat.

— Die Expedition, welche das Comité des African Exploration Fund nach Ostafrika abzusenden beabsichtigt (s. S. 48 dieses Bandes), soll am 14. November nach Zanzibar abgehen. Mr. Keith Johnston, der Anführer derselben, wird von Mr. Thomson begleitet werden, welchem speciell das Studium der Geologie obliegt. Erst im kommenden Frühling wollen dieselben in das Innere aufbrechen und die Zwischenzeit mit kürzeren Ausflügen, Sammeln von Nachrichten u. s. w. zubringen. — Die letzten Briefe von der belgischen Expedition datiren vom 26. August, wo Cambier sich in Kididimo circa 400 Kilometer von der Küste befand. Ein Gerücht, welches kürzlich die Ermordung der Reisenden meldete, scheint sich nicht zu bestätigen.

— Die letzte Nachricht vom See Victoria Nyanza ist vom Mai datirt. Ein Brief des Missionärs Herrn Wilson ist eingelaufen, der sich wohnlich bei König Mtesa einquartiert hat und dessen besonderer Gunst sich erfreut. Seine drei Genossen, die auf dem Nil-Weg ins Land geschickt wurden, haben zuletzt von Chartum aus von sich hören lassen, und zu dieser Zeit dürften sie alle sich wohl in Uganda zusammengefunden haben. Wie das „Athenäum“ dazu bemerkt, kann man sich nicht verbergen, daß die Dinge in Innerafrika einer Krisis entgegengehen. „Wenn die ägyptische Regierung drohende Demonstrationen gegen Süden macht, so wird Mtesa die Kriegstrommel rühren lassen, und die Folgen mögen verhängnißvoll für die friedlichen Unternehmungen der Church Missionary Society, deren Sitz Zanzibar ist, werden. Es ist ernstlich zu hoffen, daß dem ägyptischen Gebiet gegen Süden irgend eine Grenze gezogen werde. Wie ausgezeichnet die Absichten Oberst Gordon's, des ägyptischen Statthalters des Sudan, auch sein mögen, seine Amtsdauer ist nur begrenzt und er kann einen Nachfolger in einem mohammedanischen Pascha der schlimmsten Sorte erhalten. Es kann als ein Axiom betrachtet werden, daß die Ausdehnung der ägyptischen Herrschaft über den Aequator hinaus oder selbst nur bis zu dieser Linie ein schweres Unglück für Mittelafrika sein würde. — Einige Jesuitenmissionäre bereiten sich zur Abreise nach Afrika über das Cap im November vor, um eine neue Mission im Thale des obern Zambesi zu begründen. Ihre ersten Stationen beabsichtigen sie unter den Matabele und Betschuana zu errichten und später womöglich ihre Operationen bis zu der Region am See Bangweolo auszudehnen. (A. Z.)

— Soeben ist der zweite Band der von Prof. Böttger bearbeiteten deutschen autorisirten Ausgabe des Stanley'schen Werkes „Durch den dunkeln Welttheil“ (Leipzig, F. A. Brockhaus) erschienen, mit welchem dieses in seiner Form höchst anziehende und seinem Inhalte nach für die Geographie geradezu epochemachende Buch vollständig vorliegt. Nach den vielfachen und wesentlichen Ergänzungen, welche Stanley im ersten Bande in Bezug auf die Forschungen in den afrikanischen Aequatorialgegenden von 40° bis zu 30° östl. L. bot, tritt er in diesem zweiten Bande fast durchweg als der Entdecker auf, welcher mit wahrem Heldenmuth und bewundernswerther Ausdauer den dichten Schleier, welcher die circa 120 Meilen breite Aequatorialzone von 30° bis zu 14° östl. L. bisher bedeckte, zuerst gelüftet und in einer der merkwürdigsten Fahrten, von denen je ein Reisender berichtet hat, einen Hunderte von Meilen langen Stromlauf in eine bis zum Jahre 1877 fast ganz weiße und leere Fläche der Karte Afrikas zuerst genau eingezeichnet hat. Der zweite Band ist noch reicher illustrirt als der erste, nämlich durch 17 größere eine ganze Seite füllende und 91 kleinere in den Text eingefügte Holzschnitte. Außerdem bringt er Karten des Lukuga-Creek, der Stanley- und Livingstone-Fälle, als wichtigste und für die geographische Wissenschaft ungemein werthvolle Beilagen aber zwei zusammen etwa einen Quadratmeter große Karten der West- und Osthälfte des äquatorialen Afrika. Außerdem füllen die Anhänge und das Register noch ungefähr sechs Bogen. Man findet zunächst für 110 häufig vorkommende Begriffe die Ausdrücke in 54 afrikani-

schen Sprachen zusammengestellt, darauf mancherlei geographisches und statistisches Material und am Schluß sehr sorgfältig ausgearbeitete Uebersichtstafeln über Stanley's Wanderungen und Fahrten in Afrika. Ein freilich sehr kurz gefaßter Bericht über diese Reise nimmt in dieser Nummer des „Globus" seinen Anfang und ergänzt die früheren provisorischen Mittheilungen. Für jede eingehendere Bekanntschaft mit den Ergebnissen und Erlebnissen dieser Reise werden trotzdem unsere Leser genöthigt sein, zu dem Originalwerke zu greifen, welches noch durch einen dritten Band, enthaltend Capitel über Hydrographie, Ethnologie und Naturgeschichte Centralafrikas, einen Bericht über die Erforschung des Rufidschi-Flusses und einen Nachtrag von Karten und Abbildungen erweitert werden wird.

— Mrs. Finley — berichtet Ernst v. Weber (Vier Jahre in Afrika, II, S. 131) — erzählte mir von einer merkwürdigen Puppe, Fingo Doll genannt, die bei den Eingeborenen (um Thaba-Nchu östlich von Bloemfontein im Oranje-Freistaate) eine große Rolle spielt. Ein jedes Fingomädchen erhält, sobald sie mündig erklärt wird, eine solche Puppe, welche sie so lange behält, bis sie heirathet und ein Kind bekommt. Darauf giebt ihr die Mutter eine neue Puppe, welche sie wieder bis zum zweiten Kinde behält und so fort. Diese Puppen werden sehr heilig gehalten, und um keinen Preis möchte sich ein Mädchen oder eine Frau davon trennen.

— Der Gouverneur des Caplandes, Sir Bartle Frere, hat durch Proclamation jüngst den Häuptling des Pondo-Landes in Frei-Kaffraria (zwischen Natal und dem Caplande am Indischen Ocean gelegen) abgesetzt und sein Gebiet zu beiden Seiten des St. John River für englisches Kroneigenthum erklärt. Seit 1844 hat die britische Regierung die verschiedenen Pondo-Stämme gegen die Zulus und andere Feinde beschützt und dafür verlangt, daß sie den Engländern Treue hielten, deren Feinde nicht bei sich aufnähmen und flüchtige Verbrecher auslieferten. Diesen Vertrag hat der vorige Häuptling, Faku, getreulich ausgeführt, aber nicht so sein Sohn und Nachfolger Umquikela, welcher in seiner feindlichen Gesinnung gegen England bis zu offener Gewaltthätigkeit gegangen ist. Sir Bartle Frere hat also zwei Residenten im Pondo-Lande ernannt, den Major Elliott für die Stämme westlich vom St. John's River und den Reverend J. O. Oxland für die östlich davon, und wird an der Mündung des Flusses Zölle erheben lassen, wie in der Capcolonie. Es ist damit eingetreten, was wir auf S. 64 des vorigen Bandes voraussagten: Frei-Kaffraria ist von der Landkarte verschwunden, das Land der Ama-Pondos ist annectirt und südlich vom 28. Breitengrade giebt es keine freien Kaffern mehr. Die nächste englische Erwerbung in Südafrika wird naturgemäß der rings von englischem Besitze umgebene Oranje-Freistaat sein, wenn nicht schon vorher Portugal die Delagoa-Bay verkauft (s. oben S. 271).

— Das „Journal de Rouen" veröffentlicht Nachrichten von Paul Soleillet, welcher unlängst seine Reise quer durch Afrika von Senegambien nach Algerien angetreten hat (s. oben S. 15). Ehe er St. Louis verließ, erhielt er vom Colonialrath eine Unterstützung von 5000 Frcs. bewilligt und erklärte in einem stark besuchten Vortrag im April, daß er zwei Jahre später „die Ufer des Mittelmeeres zu begrüßen hoffe." Am 19. April trat er seine Reise nach Bakel am Senegal, 850 Kilometer von St. Louis, an in Begleitung des Scheich Ahmadu, eines stattlichen Negers, der die Wallfahrt nach Mekka gemacht hatte, Timbuktu kannte und fließend arabisch sprach. Am 12. Mai erreichte er, am 3. Juni sein Gepäck Bakel. Am 8. Juni brach er nach dem Dorfe Kuniakoro (1250 Kilometer von St. Louis) auf und erreichte es am 23.; unterwegs hatte er unter heftigen Regengüssen zu leiden und Sümpfe zu passiren, die ihm bis an den Hals reichten. Trotzdem war er bei guter Gesundheit und voll Hoffnung, obwohl ihm bei Tage die Fliegen und bei Nacht die Moskitos arg zusetzten. Freilich befand er sich bis dahin noch im Bereich des französischen Einflusses und hatte wohl Strapazen, aber keine Gefahren zu bestehen gehabt. Ueber Kuniakoro hinaus ändert sich aber die Lage: das Land ist wenig bekannt und wird zeitweilig von Räubern durchzogen. Doch weiß Soleillet, was ihm bevorsteht, und ist guten Muths nach Jarnina am Dscholiba, 50 Kilometer von Segu, wo er den Winter zubringen will, aufgebrochen. Hoffentlich befindet er sich jetzt schon längst in Segu und hat Unterhandlungen mit Tidiani, dem Sultan von Massena, angeknüpft, damit er ihm die Thore von Timbuktu öffne.

(„Mail".)

Amerika.

— Aus Hayti berichtet der amerikanische Generalconsul in Port-au-Prince, daß die Finanzen der Negerrepublik in geordnetem Zustand seien, die Schuld an Frankreich fast abbezahlt, und die Gründung einer Nationalbank bevorstehe. Die Marine, wenn auch klein, ist in gutem Zustand, für die Armee sind neue Waffen und Uniformen nöthig. Dem Erziehungswesen wird große Aufmerksamkeit gewidmet; es existiren 370 Schulen, darunter 202 Landschulen, mit 673 Lehrern. Die Ernte war gut ausgefallen, Nahrungsmittel sind billig, und die Einwanderung, hauptsächlich aus Italien, dauert fort.

— Wie bereits auf S. 143 dieses Bandes erwähnt, kam die nordamerikanische Corvette „Enterprise" unter Commander Selfridge am 24. Mai dieses Jahres vor Para an und erhielt von den brasilianischen Behörden, trotzdem ihre Papiere merkwürdiger Weise nicht ganz in Ordnung waren, in liberalster Weise die Erlaubniß zur Weiterfahrt. Außer gewöhnlichen Booten hatte sie auch ein kleines Dampfschiff an Bord, welches auf dem obern Madeira, der zur Sommerzeit sehr flach wird, zur Anwendung kommen sollte. Am 3. Juni verließ sie Para, begann sofort in diesem wohlbekannten Gebiete ihre Arbeit und lief am 7. in den eigentlichen Amazonenstrom ein. Trotz zweier Unfälle an der Maschine, welche das Schiff gleich zu Beginn seiner Unternehmung trafen, lief es doch schon am 17. Juni in den Madeira ein und fuhr denselben bis zum 24. aufwärts, wo man gezwungen war, den kleinen Dampfer zum weitern Fortkommen zu benutzen. Derselbe wurde für einen Monat ausgerüstet, unter Lieutenant Blocklinger weiter stromaufwärts geschickt und hat seine Aufgabe glücklich gelöst, eine wenn auch keineswegs exacte, doch brauchbare Karte des Stromes mit seinen Sandbänken, Felsen, Wirbeln u. s. w. herzustellen, welche den nordamerikanischen Handelsschiffen bei ihren geplanten Fahrten nach dem Innern Brasiliens zu Gute kommen soll. Am 26. September war die „Enterprise" wieder in Neuyork und konnte berichten, daß der Wasserweg auf dem Amazonenstrome und Madeira bis zu den Fällen bei San Antonio hinauf neun Monate im Jahre der Schifffahrt zugänglich und nur im August, September und October für beladene größere Fahrzeuge nicht passirbar sei.

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 13, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Hierzu als Beilage: Literarischer Anzeiger Nr. 10.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band XXXIV. № 21.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
Begründet von Karl Andree.
In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von
Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig | Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. | 1878.

Stanley's letzte Forschungsreise durch Afrika (1874 bis 1877).

II.

Die Umschiffung des Ukerewe[1]).

F. B. Das Dorf Kagehji im Bezirke Utschambi des Landes Usukuma, wo Stanley am 27. Februar 1875 den Ukerewe-See (Victoria-Nyanza) erreichte, liegt am Süduser einer großen Bucht, die den Südosttheil des Sees bildet, ein paar Meilen westlich von dem Orte Muanza, wo Speke am 3. August 1858 denselben zuerst entdeckte und sich drei Tage lang aufhielt. Von dem Häuptling von Kagehji, Namens Kaduma, und seinem Verbündeten, dem dort ansässigen arabischen Händler Sungoro, wurde Stanley gastfreundlich empfangen und ihm eine conische Strohhütte von 20 Fuß Durchmesser, die jedoch von Ratten wimmelte, als Quartier angewiesen, während seine Begleiter sogleich den Bau eines Lagers aus Grashütten begannen. Die ersten Tage nach der Ankunft wurden der so nothwendigen Ruhe gewidmet, die neu angeworbenen Träger aus Usukuma sämmtlich entlassen und ein großer Festschmaus von den Wangwana- und Wanjamwezi-Trägern gefeiert, zu dem Stanley sechs junge Ochsen und 20 Gallonen Pombé (einheimisches Bier aus gegohrenem Korn oder grobem Mehl) lieferte, und als weitere Geschenke für ihre Treue und Ausdauer drei ganze Ballen Zeug und 120 Pfund Glasperlen an sie vertheilte, so daß er, wie schon vor drei Jahren, wieder den Beinamen erhielt: „Huju Msungu n'u fungua mikono" (der weiße Mann mit der offenen Hand).

Die Wanjamwezi-Träger zeichnen sich durch ihr in Locken geflochtenes langes Haar aus, welches sie zum Schmuck mit Kupferstücken und den großen rothen und weißen Samsamperlen behängen; das Gesicht wird oft tättowirt, und zwar bei den Männern mit schwarzer, bei den Frauen dagegen mit blauer Farbe. Stanley nennt sie die besten aller Pagazis.

Die Nachricht von der Ankunft einer Expedition mit drei weißen Männern hatte sich bald weithin verbreitet und zog eine große Anzahl von Händlern aus einem Umkreis von 20 bis 30 Meilen nach dem sonst einsamen Dorfe herbei. Fischer von der Insel Ukerewe, deren Hügel nach Norden die Aussicht auf den See begrenzen, kamen mit ihren Canoes voll getrockneter Fische, die Einwohner von Magu und Sima, östlich von dem Lager, brachten Cassave oder Maniok und reife Bananen; die Hirten von dem 30 Meilen südlich gelegenen Usmau trieben ihre Ochsen herbei und die Bewohner der historischen Muanza im Westen brachten ihre Hacken, Eisendraht und Salz sowie süße Kartoffeln und Yams in Menge. Stanley's tägliche Nahrung bestand zu dieser Zeit aus Hühnern, süßen Kartoffeln, Milch, Thee und Kaffee, während seine beiden weißen Gefährten noch Reis und Mais- oder Hirsebrot hinzufügten.

Während Stanley das zerlegbare Boot für die Seefahrt in Stand setzen ließ, wurden seine Leute durch die abergläubischen Märchen der Eingeborenen über den See in Schrecken versetzt; da sollten geschwänzte Menschen an seinen Ufern leben, auch Menschenfresser und ein Stamm, der riesige wilde Hunde zum Kriege abrichtete; auch sollte der See so groß

[1]) Vergl. die Karten „Globus" XXVIII, S. 376, und XXX, S. 167.

sein, daß seine Umschiffung viele Jahre lang dauern müßte, und wer würde dann noch am Leben sein? Nach sieben Tagen war das Boot segelfertig und die Vorräthe von Mehl und getrockneten Fischen, Zeugballen und Perlensäcken und den unzähligen anderen nothwendigen Gegenständen an Bord gebracht. Als aber Stanley nach Freiwilligen rief, die ihn auf der Seefahrt als Bootsmannschaft begleiten wollten, meldete sich trotz angebotener Geschenke und höherer Löhnung kein einziger, aus Furcht vor den angeblichen Gefahren des Sees, so daß er sich gezwungen sah, durch Befehl seine Gefährten selbst zu bestimmen. Katschetsche, sein Oberconstabler, sagte ihm, daß die in Bagamojo zu Kirangosis ausgesuchten jungen, kräftigen Männer die Seeleute der Expedition seien, worauf Stanley aus denselben eine Bootsmannschaft von zehn Matrosen und einem Steuermann wählte, darunter Saseni, den Bootsführer, Zaidi Mganda, den Steuermann, Baraka, Sarboko, Robert Ferusi von der Zanzibar-Mission, Kirango u. s. w. Die beiden Weißen blieben mit vollen Instructionen zur Aufsicht des Lagers zurück, und am 8. März trat Stanley an Bord der „Lady Alice", dem ersten europäischen Boot auf den Wellen des Ukerewe-Sees (den die Wasukuma „Niandscha" nennen), die erste Umschiffung desselben an.

Stanley hatte beschlossen, der Küstenlinie in ihrer ganzen Ausdehnung zu folgen; er fuhr deshalb zuerst nach Osten am Ufer jener großen Bucht entlang, welche die Südostecke des Sees bildet, und die Stanley zu Ehren des Entdeckers Speke-Golf nannte. Bei Igusa, dem ersten Halteplatz, wurde ein eingeborener Fischer Namens Saramba, der schon mehrere Fahrten auf dem See gemacht, als Führer und Dolmetscher angeworben. Am nächsten Tage überfiel ein heftiger Sturm das Fahrzeug und trieb es bis in die äußerste Südostecke des Golfs an der kleinen Insel Natwari vorbei, bis in die Mündung des Schimiju-Flusses. Stanley fuhr eine Strecke weit denselben hinauf; zur Rechten erheben sich die dürren, kahlen Hügel von Magu, zur Linken die mit Buschwerk bedeckten Mazanza-Höhen. Das Flußbett verengert sich bald auf 400 Yards Breite, durch welches die braunen Gewässer der vereinigten Flüsse Monangah, Luwamberri und Duma als Schimiju in den Golf strömen. Dieser Fluß, die südlichste Quelle des Nils, hat einen Lauf von 300 Meilen (englische, wie alle in diesen Artikeln), was dem Nil eine Gesammtlänge von 4200 Meilen giebt und ihn somit zum zweitgrößten Strome der Welt macht. Eine Landung an den Ufern von Manassa wurde durch eine große Heerde wilder Nilpferde verhindert, die mit aufgerissenen Rachen das Boot angriffen. Am 11. März mußte den ganzen Tag gegen einen starken Ostwind gerudert werden, um das östliche Ende des Speke-Golfs zu erreichen. Dasselbe verengt sich hier auf 7 Meilen und wird von den niedrigen, bewaldeten Ufern des Landes der wilden Wirigedi abgeschlossen, durch welches der Ruana-Fluß sich in zwei schmalen Armen in den See ergießt. Auf der Nordseite des Golfs liegen die kahlen Berge von Schaschi, die nach Westen allmälig in eine niedrige braune Ebene auslaufen, die am Ufer von Mimosen eingefaßt ist. Das Westende des Golfs bildet ein nach seiner Form Pyramidenspitze genanntes Vorgebirge, der südwestliche Ausläufer einer Bergkette. In der Nähe desselben liegt eine Anzahl kleiner Inseln, welche aus Gruppen riesiger Felsen bestehen, die aber von üppiger Vegetation bedeckt sind. Die größte derselben heißt Kitaro, auf welcher Rinder und Ziegen weiden. Ihre Bewohner haben sich vor den langen Messern und breiten, schweren Speeren der Wirigedi dorthin geflüchtet. Am Abend campirte Stanley auf einer kleinen Insel in der Mitte der Bay von Ukerewe, östlich von der schönen Insel Nifuah, die von Colonisten der großen Insel Ukerewe bewohnt ist. Am nächsten Morgen machte er die Entdeckung, daß Ukerewe keine Insel im eigentlichen Sinne des Wortes ist, da sie mit der gegenüberliegenden Spitze des Festlandes durch eine sehr niedrige, buschbewachsene Landenge von einer Meile Breite verbunden ist, welche freilich von einem 6 Fuß breiten, seichten Canal, der an manchen Stellen nur 3 Fuß Tiefe hat, der sogenannten Rugedzi-Straße, durchschnitten wird.

Am 13. fuhr das Boot vor einer Brise mit sechs Knoten Geschwindigkeit am Südufer der „Insel" Ukerewe entlang, deren dicht bebaute und zahlreich bevölkerte Gestade sich 300 Fuß über den See erheben. In der Nähe der Westspitze liegt die Gruppe der kleinen Kirigi-Inseln, deren Schilfrohr die Heimath einer ungeheuern Anzahl von Krokodilen ist, von denen Stanley in einem Neste 58 Eier fand. Auch Warneidechsen bis zu 7 Fuß Länge und andere kleinere Gecko- und Eidechsenarten bewohnen die Eilande in enormer Zahl. Nachdem er die bewaldeten Hügel am westlichen Ende von Ukerewe bei Wiru passirt und zwischen den Kuneneh-Inseln, welche 4 Meilen zur Linken blieben, und der Insel Irangara zur Rechten durchgesegelt war, lag die unermeßliche, oceangleiche Fläche des N'janza vor ihm (so nannte Speke den See nach der Aussprache der Araber und Wangwana, während alle an seinen Ufern lebenden Stämme den Namen entweder Nihjandscha oder Nihjanza aussprechen).

Mujamwezi-Träger.

Im Norden von Ukerewe liegt die große Insel Ukara, deren zahlreiche Einwohner voller Aberglauben sind und an Zauberer und Hexerei glauben. Indem Stanley an derselben vorbei nach Osten rudern ließ, sah er den Tafelberg Madschita auf dem Festlande (den Speke von Muanza aus für eine Insel hielt) aus den ihn umgebenden Ebenen emporsteigen. Am 16. März campirte er auf einem Vogelfelsen, der gegen 3 Meilen vom Fuße des Madschita entfernt im See lag, während jener sich steil 2000 bis 3000 Fuß über denselben erhebt. Von hier führte die Fahrt an den Ufern des großen Landes Ururi auf der Ostseite des Sees entlang nach Norden weiter. Die ganze Küste ist gut angebaut und mit zahlreichen Dörfern dicht bevölkert. Die Ufer sind mit tiefen Buchten und Einfahrten eingekerbt, und steigen, besonders bei den Vorgebirgen, schroff aus dem Wasser empor; doch an manchen Stellen ziehen sich wellenförmige Abhänge 3 bis 4 Meilen weit ins Innere. Viele unbewohnte Felseninseln liegen in der Nähe des Festlandes. Während des Nachtlagers an den Dobofelsen hätte ein sich plötzlich erhebender Sturm fast das Boot zertrümmert. Die Inseln sehen meistens kahl und felsig aus, doch finden sich auf vielen derselben große Strecken üppigen Graswuchses, die unzähligen Nilpferden als Weideplatz dienen. Diese Thiere sind im Ukerewe von äußerst wilder Natur und griffen oft das Boot mit Wuth an. Von der 150 Fuß hohen Spitze einer kleinen Insel besichtigte Stanley die Mori-Bay, in welche ein unbedeutender Fluß aus S.-O. einmündet. Dieses Eiland, obgleich nur ein paar hundert Yards lang, ent-

Bemannung der „Lady Alice". (Nach einer Photographie.)

hielt eine außerordentlich reiche Vegetation, darunter Ananas, Mimosen, Akazien, Weißdorn, Gummibäume, Weinreben, Euphorbien, Aeschimomenen, Lianen, Wasserrohr und Speergras in größter Ueppigkeit. Die Eingeborenen in dem nun folgenden Utiri geriethen über die Ruder und das Steuer des Bootes in großes Erstaunen; als aber das Segel aufgezogen wurde, entflohen sie voller Schrecken. Gruppen grauer Felseneilande liegen bei Mohuro längs der Küste, die sich als kahle, unbewachsene Ebene 5 bis 6 Meilen weit bis zu den unregelmäßigen Höhenzügen im Innern erstreckt. Dann folgt die tief ins Land schneidende Kavirondo-Bay, in welche der Gori, ein bedeutender und starker Strom während der Regenzeit, einmündet. Derselbe bildet die Nordgrenze von Ururi; auf seinem rechten Ufer beginnt das gebirgige Land Ugeseja. Weit im Innern soll hier das Land eine große Ebene bilden, und gegen 15 Tagereisen vom See sollen nach den Berichten der Eingeborenen „niedrige Hügel stehen, welche Rauch und zu Zeiten Feuer aus ihren Spitzen ausstoßen." Diese Gegend heißt Susa und ist ein Theil des Masai-Landes. Auf 20 Tagereisen fallen alle Gewässer in den Ukerewe; jenseits dieser Strecke soll ein kleiner See sein, der einen Fluß nach Osten sendet — vielleicht der Ozi oder Dana.

Am 21. März fuhr die „Lady Alice" durch die Meerenge, welche die Insel Ugingo von der Küste trennt. Zur Rechten auf dem Festlande stiegen die dunkeln Vorgebirge des Goschiberges gegen 900 Fuß steil aus dem See empor, um dann, etwas zurückweichend, 2000 bis 3000 Fuß Höhe zu erreichen, zur Linken thürmte sich die hohe, mit Bäumen bewachsene Ugingo-Insel auf. Leichte Rauchsäulen, die aus den Wäldern aufstiegen, verriethen die Anwesenheit von Menschen; der größte Theil des Festlandes schien unbewohnt. Am Abend campirte Stanley auf der Brücken-Insel, die ihren Namen einer natürlichen Brücke aus Basaltfelsen verdankt, die einen unregelmäßigen Bogen von 24 Fuß Länge und 12 Fuß Tiefe bildet, unter dem man von einer Seite der Insel zur andern hindurchgehen kann. Dichtes Buschwerk, hohes Gras und einige schöne Mangelbäume bedecken die Insel, die gegen 50 Fuß Höhe hat.

Am nächsten Tage passirte das Boot eine große Anzahl Inseln, die unter dem Aequator liegen, und fuhr in die Nakidimo-Bay ein, deren dunkelbraunes Wasser die Einmündung des bedeutenden Ugoweh-Flusses verrieth; auch hier waren die Nilpferde sehr zahlreich, und wie gewöhnlich äußerst wild. Ein günstiger Wind trieb das Boot dicht an der Küste von Mahata entlang, auf der Stanley eine dichtere Bevölkerung und zahlreichere Gruppen großer Dörfer bemerkte, als bisher irgendwo anders. Die Eingeborenen, welche Armbänder von kleinen Landmuscheln über dem Elbogen und Kränze derselben um den Kopf trugen, suchten vergeblich das Boot in einen Hinterhalt ihrer mit Speeren und Schleudern bewaffneten Krieger zu locken. In der Nacht wurde wie gewöhnlich auf einer kleinen, vom Festlande entfernten Insel campirt. Am 23. fuhr das Boot durch eine zwei Meilen breite Straße in die Bay von Manjara ein, die im Osten von den Hügeln dieses Landes, im Norden von der Ugana-Ebene, im Westen von dem langen, schmalen Tschaga-Vorgebirge und im Süden von der großen hohen Insel Usuguru eingeschlossen wird. Diese Bucht bildet den nordöstlichsten Theil des Ukerewe, aber der Reisende, der sich ihr zu Lande nähern würde, müßte sie für einen separaten See halten, da die Vorgebirge von Manjara und Tschaga gänzlich durch die Spitzen der Insel Usuguru verdeckt werden. Bei dem Dorfe Muiwenda auf dem Festlande tauschte Stanley von den Eingeborenen Lebensmittel gegen blaue Perlen ein. Die Kleidung beider Geschlechter besteht dort allein aus einem Gürtel von Bananenblättern; bei den Männern fehlen die oberen und unteren Schneidezähne, auch rasiren sie den Kopf bis auf einen Haarkamm über der Stirn kahl. Am 25. fuhr Stanley durch den $^3/_4$ Meilen breiten Canal zwischen Usuguru und Tschaga aus der Bay hinaus, mußte aber vor einem wüthenden Nordwester bei der Insel Ugewi, $1^1/_2$ Meilen vom Festlande, Schutz suchen. Bald näherte sich ein großes Ugamba-Canoe von rothbrauner Farbe mit 20 Ruderern und eben so vielen Kriegern mit Schilden und langen Speeren. Von dem langen emporgekrümmten Vordertheil bis zum Bug des Canoes wehte eine Reihe feiner Grasbüschel an einer straffen Schnur wie eine Mähne. Die zum größten Theil berauschten Eingeborenen wurden äußerst zudringlich, bis ein abgefeuerter Pistolenschuß sie etwas einschüchterte; als aber noch fünf andere, ähnliche Canoes herbeikamen, ließ Stanley das Segel aufhissen, so daß jene weit zurückblieben. Am Abend brach ein schreckliches Gewitter über dem Boot los, welches mit doppelten Seilen an dem Steinanker in 75 Fuß tiefem Wasser lag. Donner und Blitz waren ungewöhnlich stark, die Temperatur sank plötzlich auf 62° F. und große Hagelkörner fielen in Menge; dabei stürzte der Regen in solchen Massen herab, daß zwei Mann in jeder Section des Bootes unausgesetzt schöpfen mußten, um das Boot über dem Wasser zu halten. Am nächsten Morgen dagegen schien die Welt wie neugeboren, der Himmel war ein blauer Krystall, die

Die Brückeninsel.

Ufer leuchteten in frischem Grün und der See glänzte wie polirter Stahl. Im Nordosten erhob der Masawa-Berg seinen 3000 Fuß hohen Gipfel. Bei der Insel Namungi tauschten die friedlichen Eingeborenen Bananen, Hühner, Eier und süßen Marambawein aus Bananen in Menge mit Stanley ein und begleiteten ihn mehrere Meilen weit mit 30 Canoes, die das Boot ins Schlepptau nahm.

Am 26. März fuhr die „Lady Alice" an der Südküste der Insel Uwuma entlang, deren baumlose Grasflächen sich 300 Fuß hoch steil über den See erheben. Heerden von Rindern und Ziegen weiden auf denselben; die zahlreichen Dörfer aus Kegelhütten sind nicht eingezäunt. Bei einem Vorgebirge machten die wilden Eingeborenen mit großen Steinen und Schleudern einen Angriff auf das Boot, doch trieb ein Revolverschuß sie zurück. Am folgenden Tage wurde Stanley sogar von einer Flotte von 13 großen Canoes voller Krieger angegriffen, die sich erst zur Flucht wandten, als die Kugeln seiner großen Büchse mehrere der Canoes zum Sinken gebracht hatten. Am 28. fuhr Stanley in den von Speke 1862 entdeckten Napoleon-Canal, den Ausfluß des Sees, hinein und campirte bei den Riponfällen, deren ausführlichere Schilderung mit photographischen Ansichten später folgt, da Stanley sie im Ganzen drei Mal besuchte.

Auf der Westseite des Canals beginnt das Reich Uganda, dessen Herrscher Mtesa Stanley besuchen wollte. Auf der Insel Kiwa empfing ihn der Häuptling gastfreundlich, und dort wohnte er zum ersten Male seit Verlassen des Lagers mit Eingeborenen zusammen. Auch in der Buka-Bay gab der Mtongoleh (Unterbefehlshaber) ein Festmahl von Milch, Bananen, Ziegenfleisch, süßen Kartoffeln und Eiern ihm zu Ehren und sandte einen Boten mit der Nachricht von der Ankunft eines Weißen an Mtesa. Das ganze Land vom Ufer bis zu den Hügeln ist mit grünen Weiden und Hainen von Feigenbäumen, Tamarinden und Pisang bedeckt. Am 2. April kamen sechs große Canoes voller Leute in der Kadzi-Bucht Stanley entgegen. Ihr Befehlshaber Magassa mit einem Kopfschmuck von Perlen und weißen Hahnenfedern, einem schneeweißen langhaarigen Ziegenfell und einem rothen Kleide kniete vor Stanley nieder und überbrachte ihm in des Kabakas (Kaiser oder König von Uganda) Namen eine Einladung, Uganda zu besuchen, die mit der gewöhnlichen Höflichkeitsformel Ugandas schloß: „Twijanzi-janzi-janzi!" (Dank, Dank, Dank.) — Am 4. fuhr die „Lady Alice" mit ihrer Canoe-Escorte an der kuppelförmigen Linant-Insel vorbei durch die 4 Meilen breite Einfahrt in die Murchison-Bay, die gegen 10 Meilen breit und 14 Meilen lang ist. Am folgenden Tage landete Stanley bei Usawara, des Königs Jagddorf, im obern Theil der Bucht.

Empfang durch die Leibgarde des Kaisers Mtesa in Usawara.

Schon von Weitem sah er Tausende von Eingeborenen auf dem Abhange versammelt und als das Boot sich näherte, formirten sich zwei lange Reihen von Gewehrträgern, an deren Ende mehrere Männer in rothen, schwarzen und weißen Kleidern bei einer Flaggenstange standen. Als Stanley ans Land stieg, wurden mehrere Hundert Gewehre abgefeuert, Trommeln und Pauken vermehrten den Lärm, Fahnen und Flaggen wurden geschwenkt, die Soldaten präsentirten das Gewehr und das Volk erhob einen lauten Zuruf. Stanley schritt zwischen den Reihen auf die Hauptfahne zu, wo ein junger Mann in rothem Rock mit weißem Unterkleid ihn in

Mtesa und seine Würdenträger. (Nach einer Photographie.)

Uganda willkommen hieß. Dies war der Katekiro, der Stellvertreter oder Premierminister des Kabaka; derselbe wies ihm und seinen Leuten ein Quartier an und übersandte ihm in Mtesa's Namen 14 fette Ochsen, 16 Ziegen und Schafe, 100 Bündel Bananen, drei Dutzend Hühner, vier Holzkrüge voll Milch, vier Körbe süßer Kartoffeln, 50 Kolben Mais, einen Korb Reis, 20 frische Eier und 10 Töpfe Maramba-wein. Der Ueberbringer dieses königlichen Geschenkes kniete nieder und bat Stanley, dasselbe anzunehmen, da der Kabaka seinen Freund, der so weit gereist, um ihn zu besuchen, nicht eher sehen könne, als bis derselbe gegessen habe und satt sei. „Twijanzi-janzi-janzi.“ Am nächsten Morgen holten ihn zwei Pagen in langen weißen Hemden mit Gürteln zur Zusammenkunft mit Mtesa ab, zu der er sich, umgeben von seinen Leuten in ihren Festkleidern und mit Snidergewehren bewaffnet, begab. Am Ende einer kurzen, breiten Straße stand eine Hütte, vor welcher der Kabaka auf einem Stuhl saß, während eine große Anzahl Häuptlinge, Wakungu (Generale), Watongoleh (Obersten), Leibwächter, Fahnenträger, Trommler, Pfeifer, Henker, Pagen u. s. w. zu beiden Seiten in Reihen saßen oder knieten. Als Stanley sich näherte, schlugen alle Trommler einen betäubenden Wirbel, worauf Mtesa sich erhob, und mit ihm sein ganzes Gefolge, und beide sich warm die Hände schüttelten.

Mtesa, der 35. Kabaka von Uganda, ist ein großer, über 6 Fuß hoher Mann im Alter von etwa 30 Jahren, mit schlanker, hagerer aber kräftiger Figur, einem glatten, runzellosen Gesicht von dunkelrothbrauner Farbe und großen glänzenden Augen. Seine angenehmen, intelligenten Gesichtszüge ähneln denjenigen der großen ägyptischen Steinbilder, wie auch die gewöhnlich auf dem Knie ausgestreckte Linke an die Stellung des Ramses in Theben erinnert. Seine Kleidung bestand aus einem dickwollenen, schwarzen Kaftan über einem weißen goldverzierten Hemde; den glatt abrasirten Kopf deckte ein türkischer Fez. Sein Sitz, ein Armsessel einheimischer Arbeit, stand auf einem viereckigen Leopardenfell, auf dem seine mit Strümpfen und rothen Pantoffeln bekleideten Füße ruhten. Sein nächstes Gefolge war ähnlich gekleidet; hinter ihm stand Pokino, der Premierminister, neben diesem Sekebobo, der Häuptling von Tschagwé, zur Linken Tschambarango und im Hintergrunde andere Wakungu und große Häuptlinge wie Kangau, Mkwenda, Sabagansi u. s. w. Fast alle sprechen außer ihrer eigenen Sprache auch Kisuaheli (Küstensprache von Zanzibar).

Zwei Tage später ließ Mtesa vor seinem Freunde „Stamlih“, wie er dessen Namen aussprach, eine Flottenrevue von 40 prächtigen, braunangestrichenen Canoes mit gegen 1200 Mann ausführen. Die Capitäne derselben, welche weiße Baumwollhemden und eine Art Turban trugen, während der Admiral sich durch eine rothe, goldverzierte Jacke und einen rothen Fez auszeichnete, führten mit Speer und Schild einen Kriegstanz aus. Bei dieser Gelegenheit sah auch Stanley 200 der königlichen Weiber, die im Ganzen gegen 500 zählen, und bemerkte unter denselben mehrere von sehr heller rothgelber und ein paar sogar von fast weißer Farbe.

Am 10. April kehrte der Kabaka mit seinem Gefolge und 200 Musketieren nach der Hauptstadt zurück, wohin ihn Stanley begleitete. Der breite Weg führte über Hügel und Thäler, durch Dschungeln und Gärten, Wälder und Felder voll üppigster Vegetation, in denen kegelförmige Hütten mit kleinen Vorhallen in dichten Pisanghainen versteckt lagen. Nach dreistündigem Marsche wurde Rubaga, die Hauptstadt, erreicht. Auf einem abgerundeten Hügel steht der Kibuga oder Palast, ein großes, hohes Gebäude aus Rohr und Gras, umgeben von Gruppen kleinerer Hütten und Höfe, während hohe Pallisaden aus Wasserrohr und eine breite Ringstraße den ganzen Hügel umgeben. Von dieser laufen gerade, glatte Heerstraßen bis zu 100 Fuß Breite strahlenförmig aus und kreuzen die den Hügel umgebenden Sümpfe als Corduroy-Straßen [1]). Alle Wege sind ebenfalls von geraden Reihen hoher Matete eingefaßt, zwischen denen die Hütten, Höfe und Gärten der Eingeborenen in Bananen- und Feigenhainen liegen. Stanley erhielt für sich und seine Leute mehrere geräumige Hütten in einem Pisangwalde als Wohnort.

Eine Woche lang blieb er in Rubaga und hatte täglich Zusammenkünfte mit Mtesa, über welchen er eine sehr günstige Meinung faßte, da er sah, daß der noch von Speke als heidnischer, blutdürstiger Barbar geschilderte Herrscher, seit seiner Bekehrung zum Islam durch den arabischen Händler Muley bin Salim, sich und seine Umgebung fast civilisirt hat und für Cultur und Fortschritt empfänglich ist [2]). — Am 11. April hielt plötzlich unter Trompetengeschmetter ein anderer Weißer seinen Einzug; es war dies der ägyptische Oberst Linant de Bellefonds, der als Gordon Pascha's Gesandter an Mtesa von Gondokoro herkam, und mit welchem Stanley während ihres mehrtägigen Zusammenseins viele angenehme Stunden verlebte. Am 15. kehrte er nach Usawara zurück, um die Weiterfahrt auf dem See an der Westküste entlang fortzusetzen; Linant versprach ihm, seine Rückkehr in Rubaga abzuwarten [3]). Am Morgen des 17. verließ die „Lady Alice“ die Murchison-Bay, begleitet von zehn Canoes unter des Häuptlings Magassa Befehl, welche zur Ueberführung der ganzen Expedition von Kagehji nach Uganda dienen sollten. Am nächsten Tage campirte er bei Dschumba nahe der 400 Yards breiten Mündung des Katongo-Flusses, der mit seiner schwachen Strömung die Südgrenze des eigentlichen Uganda bildet; auf seinem rechten Ufer beginnt Uddu, das bis an den Kagera reicht. Am 21. passirte Stanley die Straße zwischen dem Festlande und der Insel Sessé. Bei einer Länge von 42 Meilen und einer Breite von 20 ist dies die größte Insel im Ukerewe; von ihren kohlschwarzen, schüchternen, abergläubischen und unreinen Bewohnern bezieht Mtesa die meisten seiner Canoebauer und Seeleute. — Das Festland bildet große, halbmondförmige Bayen, die von dichten Wäldern eingefaßt sind. Am nächsten Tage fuhr das Boot in den Kagera ein und 3 Meilen weit denselben hinauf, bis die Stärke der Strömung die Ruderer überwäl-

---

[1]) Eine in Nordamerika gebräuchliche Art Weg zum Passiren von Moräften, der hergestellt wird, indem Baumstämme dicht neben einander quer über die Straße gelegt werden, und nicht, wie der Uebersetzer der deutschen Ausgabe in Folge einer Wortverwechselung annimmt, „eine mit dickem gerippten Baumwollzeug belegte Straße.“

[2]) Anders urtheilt ein Deutscher, Dr. Schnitzler (Emin Effendi), über den innerafrikanischen Potentaten, den er zu Ende des vorigen Jahres besuchte. Er schreibt (Petermann's Mittheilungen, 1878, S. 375): „Ein Todesschweigen liegt über dem Lande (Degéa, nur 20 Kilometer nördlich von Mtesa's Hauptstadt Rubaga). Auf dem enormen freien Platze vor Muambia's Hauptort Degéa wächst kniehohes Gras und seine weiten Höfe und Häuser sind menschenleer. Mtesa's Leute haben auf seinen Befehl Nachts das Land überfallen und Leute und Vieh, Vorräthe und Hausgeräth fortgeschleppt, ihres Herrschers Gelüsten zu fröhnen. Vor einzelnen Häusern liegen noch Stücke frisch gearbeiteten Rindenstoffes, halb vollendete zierliche Bastmatten — von ihrem Werke wurde die Hausfrau fortgeschleppt, als Sklavin des Königs Haushalt zu mehren. Wahrlich ein Schauspiel, um Mtesa's civilisatorische Befähigung und Stanley's hochtönende Tiraden darüber deutlich und klar zu veranschaulichen.“

[3]) Als Stanley nach sechs Wochen noch nicht erschienen war, kehrte Linant nach Gondokoro zu Gordon's Hauptquartier zurück. Auf einer zweiten Mission wurde er am 26. August bei Lahore von den Baris mit 36 Soldaten niedergemetzelt.

tigte. Dieser Strom ist an der Mündung 150 Yards breit, zwei Meilen höher gegen 100; eine Messung ergab 85 Fuß Tiefe, so daß er ohne Zweifel der stärkste Zufluß des Sees ist. Südlich von seiner Mündung beginnen die langen Klippenreihen des Usongora-Plateaus, aus dessen erstem Dorf Makongo die Feindseligkeit der mit Speeren, Bogen, langstieligen Hackmessern und Rohrschilden bewaffneten Eingeborenen Stanley nach der 3 Meilen entfernten, 130 Fuß hohen Insel Musira hinübertrieb. Mittlerweile hatten die begleitenden Uganda-Canoes unter Magassa sich allmälig unter verschiedenen Vorwänden entfernt, so daß Stanley sich entschloß, nach der 30 Meilen östlich, draußen im See gelegenen Alice-Insel zu fahren, um von dort den kürzesten Weg nach dem Lager einzuschlagen. Diese Insel, welche das Boot erst spät am Abend erreichte, besteht aus 400 Fuß hohen Basaltfelsen und wird von 40 Wakerewe-Fischerfamilien bewohnt. Mangel an Lebensmitteln zwang Stanley nach Süden weiterzufahren; nach einer bei Regen und Kälte schlaflos zugebrachten Nacht auf der Barker-Insel trieb ihn der Hunger nach der Bumbireh-Insel. Dieselbe ist gegen 2 Meilen breit und 11 lang und besteht aus einer grasbewachsenen Hügelkette mit steilen, aber angebauten Seiten, auf welchen auch Rinderheerden weideten; in 50 kleinen Dörfern in Pisangwäldern leben gegen 4000 Einwohner. Trotzdem die Eingeborenen den centralafrikanischen Kriegsruf: „Hiju-a hijuuuu!“ erhoben, fuhr Stanley am 28. April in eine kleine Bucht am Südostende der Insel ein. Kaum war er aber auf die freundliche Einladung der Eingeborenen hin gelandet, als mehrere Hundert derselben ins Wasser stürzten und das Boot mit der Mannschaft und allem Inhalt 20 Yards weit über das felsige Ufer ans Land schleppten und die Ruder fortnahmen. Dann entstand eine schreckliche Scene um das Boot, Wälder von Speeren, Keulen und Knotenstöcken wurden geschwungen, 30 bis 40 Bogen gespannt und mit Pfeilen gezielt, während Stanley mit gespannten Revolvern bereit stand, sein Leben so theuer als möglich zu verkaufen. Endlich gelang es Schekka, dem Häuptling von Bumbireh, seine Leute zur Berathung zurückzuziehen, worauf Stanley die Gelegenheit ergriff und seine Leute mit größter Kraftanstrengung das Boot ins Wasser schieben ließ. Sogleich stürzten die Wilden, gegen 300 Mann stark, im vollen Kriegsanzug, mit schwarz und weiß bemalten Gesichtern und den eigenthümlichen Usongora-Schilden herbei; doch Stanley schoß die beiden vordersten mit einer Kugel seiner Elephantenbüchse nieder und half seinen Leuten ins Boot, worauf sie sogleich mit den losgerissenen Bodenbrettern fortruderten. Mehrere nachsetzende Canoes wurden durch die Explosivkugeln der Büchse zum Sinken gebracht. Mit zwölf halbverhungerten Leuten im Boot wurde die ganze Nacht bei Windstille mit den schwachen Brettern weitergerudert; gegen Morgen trieb ein heftiger Südwestwind die „Lady Alice“ an einer Insel vorbei. Erst am Nachmittag des 30. April nach dreitägigem Fasten gelang es die unbewohnte Zufluchts-Insel zu erreichen, wo Stanley ein paar fette Enten schoß und grüne Bananen und kirschartige Früchte gefunden wurden. Nach einem Ruhetag, der zur Anfertigung von Rudern benutzt wurde, fuhr Stanley an der unbewohnten Singo-Insel vorbei nach Ito, deren mit Schleudern bewaffnete Einwohner ihn zurücktrieben, so daß er nach der Insel Ukerewe hinübersteuerte. In dem Wiru-Hafen gelang es endlich Fleisch, Kartoffeln, Milch, Honig, Eier und Hühner einzutauschen, die an Bord des Boots gekocht und verzehrt wurden. Noch denselben Abend fuhr Stanley weiter, um sein Lager auf der andern Seite des Speke-Golfs zu erreichen, aber gegen 3 Uhr Morgens erhob sich wieder ein schrecklicher Sturm aus Nordnordost mit Blitz und Donner, haselnußgroßen Hagelkörnern und haushohen Wellen, doch bewährte sich das Boot ausgezeichnet. Gegen Morgen fand sich Stanley gegen 30 Meilen im Nordwesten von Kagehji, worauf er mit aufgehißtem Segel vor günstigem Winde an der Usukuma-Küste entlang direct auf das Lager zusteuerte. Freudengeschrei und Gewehrschüsse tönten ihm schon von Weitem aus demselben entgegen, und als der Kiel des Bootes auf den Sand lief, stürzten 50 seiner Leute ins Wasser, hoben Stanley auf ihre Schultern und trugen ihn singend, tanzend und händeklatschend durch das ganze Lager. Denn 57 Tage lang war er fortgewesen, und das Gerücht seines Todes hatte sich schon verbreitet. Frank Pocock kam ihm freudig entgegen; als aber Stanley fragte, warum Frederick Barker nicht käme, erwiderte er, traurig auf einen niedrigen Hügel am See deutend: „Weil er vor zwölf Tagen starb und dort begraben liegt!“

Die geographische Vertheilung des Luftdruckes.

II.

Den Schlüssel für das Verständniß dieser Anordnung giebt uns die Vertheilung der Wärme, welche wir vorhin kennen gelernt haben, wenn wir zugleich die Richtung der Winde und einige andere Wahrnehmungen zu Hülfe nehmen.

Die hohe Wärme des äquatorialen Gürtels erzeugt dort einen aufsteigenden Luftstrom, welcher Tag und Nacht nicht unterbrochen wird. Er wird beschleunigt durch die Vermischung der Luft mit Wasserdampf, denn in der Aequatorialgegend ist die Erdoberfläche zu $^7/_8$ vom Meere bedeckt, und der Wasserdampf, mit der Luft vermischt, erhöht ihren Auftrieb, weil er leichter ist als Luft von gleicher Temperatur. Man nennt den Aequatorialgürtel auch die Gegend der Windstillen, denn dort hört jede regelmäßige oder stärkere horizontale Luftströmung auf, weil die seitlich zuströmende Luft schon während ihrer Annäherung erwärmt wird, wobei sie allmälig ihre Geschwindigkeit verliert, und zuletzt in die aufsteigende Bewegung hineingezogen wird.

Der mit in die Höhe geführte Wasserdampf giebt in den Aequatorialgegenden Veranlassung zu immer erneuter Bildung von Wolken, welche wie ein großer Ring die Erde umgeben, und bedingt so das häufige Auftreten der großartigen Gewitter, für welche jene Gegenden bekannt sind.

Was wird nun aus der in die Höhe gestiegenen Luft? Dieselbe kann auf dem gleichen Wege nicht wieder zur Erde zurücksinken, weil immer neue Luft nachdrängt. Sie muß sich, wie oben schon an dem Beispiele der Insel gezeigt wurde, wenn erkaltet, in der Höhe zu beiden Seiten des Aequators

ausbreiten, und indem sie seitlich abfließt vermindert sich der Luftdruck unter dem aufsteigenden Luftstrome.

Die aufgestiegene Luft muß aber nun durch neuen seitlichen Zufluß an der Erdoberfläche ersetzt werden und für diesen Zweck wird die Luft über weiten Gebieten in Bewegung gesetzt. Man trifft auf den zum Ersatze nach dem Aequator strömenden Wind auf allen Meeren und sein Fließen erleidet ebensowenig eine Unterbrechung, als der aufsteigende Luftstrom selbst, der ihn veranlaßt. Dieser Wind ist bekannt unter dem Namen des Passatwindes.

Wie stark und wie regelmäßig die Wirkung des aufsteigenden Luftstromes ist, das erkennt man an den weit gesteckten Grenzen der Passatzone, an dem gleichmäßigen Fließen und an der unveränderten Richtung des Windes. Die Grenzen des Passatwindes reichen bis zum 30° nördlicher und südlicher Breite, und wie sein ununterbrochenes Wehen die ersten Seefahrer überraschte, das zeigt die Besorgniß um die Rückkehr, welche, wie man erzählt, die Begleiter des Columbus erfüllte, als sie von dem Passatwinde den Gestaden Amerikas entgegengeführt wurden.

Der Passatwind, aus kälteren Gegenden in wärmere fließend, ist verhältnißmäßig trocken und der Himmel über der Passatzone ist deshalb auf dem Meere unbewölkt und regenlos.

Wir haben die über der äquatorialen Zone aufsteigende Luft verfolgt, bis sie sich nach ihrer Abkühlung in größerer Höhe seitlich auszubreiten begann. Ihre Ausbreitung ist nur möglich in der Richtung der Pole, nach Süd und Nord, denn in den Richtungen nach Ost und West steht ihr andere aufgestiegene Luft entgegen, welche gleichfalls das Bestreben hat sich auszubreiten. Sie fließt also nun in der Richtung nach den Polen weiter, und weil diese der Richtung des Passates entgegengesetzt ist, wird der obere Luftstrom Antipassat genannt.

Je weiter man sich vom Aequator entfernt, um so mehr erkaltet die ganze Atmosphäre, wobei sich die aus den wärmeren Gegenden kommende Luft zusammenzieht und verdichtet. Da nun der unten fließende Passat dem obern Strome einen dessen Zufluß entsprechenden Abfluß nicht gestattet, weil er ihn verhindert den Raum bis zur Erdoberfläche einzunehmen, so wird die Luft über der Passatzone sich stauen, und wegen der zunehmenden Verdichtung wird ihre Ansammlung nach der äußeren Grenze hin wachsen. Dazu kommt nun noch der Umstand, daß der Umfang der Erde, wie ein Blick auf den Globus zeigt, im Kreise des Aequators ein größerer ist, als in den Breitekreisen, welche den Polen näher liegen, und daß also die Luftmenge, welche die oberen Regionen in der Aequatorialzone anfüllte, auf ihrem Wege bis zum 30. Grade auf immer kleineren Kreisen sich zusammendrängen muß. Wir erkennen diese Vorgänge an der zunehmenden Erhöhung des Luftdruckes bis er an die Grenze der Passatzone im 30° der Breite.

Auf den Meeren erreicht der Luftdruck auf beiden Seiten des Aequators unter dem 30. Grade der Breite seinen Höhepunkt und nimmt von diesen Gegenden aus sowohl nach dem Aequator als nach den Polen hin ab. Ich habe schon erwähnt, daß von den Orten höchsten Druckes aus die Luft an der Erdoberfläche nach solchen Richtungen vorzugsweise in Bewegung gesetzt wird, in welchen ihr der geringste Druck entgegensteht. Vom 30. Grade ausgehend vermindert sich der Druck hauptsächlich nach zwei Seiten, die einander entgegengesetzte Lagen haben, nämlich nach dem Aequator und nach dem Pole hin: in der polaren Richtung aber stärker. Es nehmen daher vom 30. Grade aus an der Meeresoberfläche zwei Luftströmungen ihren Ursprung, deren Ziele entgegengesetzte sind; die eine ist der schon besprochene Passatwind, die andere ist der jetzt zur Erdoberfläche herabgestiegene Antipassat. Dem letztern steht jenseits der Grenze der Passatzone kein Hinderniß mehr entgegen zur Erde herabzusinken, und er kann also, von den Orten der Druckmaxima ausgehend, die ganze Höhe der Atmosphäre einnehmen. So erhält die über der Passatzone angehäufte Luft vom 30. Grade an einen reichlichen Abfluß.

Von hier an ist nun der Antipassat unter dem Namen des Aequatorialstromes bekannt und bildet als solcher die regelmäßigen südwestlichen Winde der nördlichen gemäßigten Zone, welchen in der südlichen gemäßigten Zone nordwestliche Winde entsprechen.

Die große Regelmäßigkeit dieser Luftströmungen ist besonders wichtig für den Seefahrer, dem sie bei ihrem beständigen Wehen einen ähnlichen Vortheil bieten, wie die Passate. Er kennt die Gegenden, wo sie auftreten, und er sucht sie auf, um seine Fahrt zu beschleunigen. Die scheinbar weite Umwege einschlagenden Fahrbahnen der Schiffe, welche um das Cap nach Indien und China gehen, gewähren schnellere Fahrt, weil sie günstigen Wind darbieten.

Die großen Luftmengen nun, welche diese Winde und die Passatwinde den Gegenden der Druckmaxima beständig entziehen, werden fortwährend ersetzt aus der Luft, welche in den oberen Schichten der Atmosphäre vom Aequator aus in der Richtung der Pole fließt.

Da nun an jedem Orte höchsten Druckes einem untern Abfluß ein oberer Zufluß entspricht, so folgt daraus, daß Gegenden, über welchen ein Druckmaximum liegt, zugleich Orte des herabsinkenden Luftstromes sind.

An den Orten der Druckmaxima herrschen, ebensowohl wie unter dem aufsteigenden Luftstrome am Aequator, die Windstillen vor, denn im Innern einer Gegend, von welcher Windströmungen nach entgegengesetzten Richtungen ausgehen, kann ebensowenig eine Luftbewegung gefühlt werden, als im Innern eines Blasbalges der Luftzug schon besteht, den wir an seiner Mündung gewahren. Daher sind auch die Gegenden auf dem Meere unter dem 30. Grade der Breite häufigeren Windstillen unterworfen und die Seefahrer bezeichnen sie mit dem besondern Namen der Roßbreiten (Horse latitudes).

Es hat längerer Zeit bedurft, um das gleichzeitige Wehen des Antipassates oberhalb des Passatwindes zu erkennen, denn erst spät wurden die Vermuthungen, welche man darüber hatte, durch verschiedene Wahrnehmungen bestätigt. Zu diesen gehört die Richtung des Wolkenzuges in größeren Höhen, welche man zu beiden Seiten der Aequatorialzone noch erkennen kann; dann dienten die Ausbrüche von Vulcanen, welche in der Passatzone beobachtet wurden, dazu, diesen Nachweis zu liefern, indem die bis zu ungeheuren Höhen emporgeschleuderten Aschenwolken eine ihrer ersten entgegengesetzte Richtung einschlugen, nachdem sie eine bestimmte Höhe — oberhalb des Passatstromes — erreicht hatten. Endlich ist auf hohen Bergen der obere Luftstrom unmittelbar beobachtet worden: Die Besteiger des Pic von Teneriffa, auf den Canarischen Inseln in 28° nördl. Br., fanden auf dem Gipfel in 10 000 Fuß Höhe immer einen kräftigen Antipassat, während unten der Passatstrom herrschte. Der merkwürdigste Nachweis für das Vorhandensein eines obern Luftstromes wurde aber durch das Mikroskop geliefert. Es werden nämlich an verschiedenen Orten des westlichen Mittelmeeres und auch in Tirol und der Schweiz von Zeit zu Zeit staubartige Trübungen der Luft bemerkt, welche man lange Zeit dem Staube zuschrieb, den der Wind aus der afrikanischen Wüste mitführen sollte, bis Ehrenberg diesen Staub mit dem Mikroskope untersuchte und darin

Geschöpfe nachwies, welche in den Aequatorialgegenden Südamerikas vorkommen.

Diese Thatsache beweist zugleich, daß der Antipassat nicht erst in gemäßigten Breiten seine südwestliche Richtung erhält, sondern daß er sie schon auf seinem Wege oberhalb des Passatwindes besitzt, womit die übrigen schon erwähnten Thatsachen übereinstimmen. Der von dem Aequator nach den Polen abfließende Luftstrom erfährt nämlich auf beiden Erdhälften eine Ablenkung nach Osten; der Passatwind dagegen, auf dem Wege von dem Pole zum Aequator, erfährt umgekehrt eine Ablenkung nach Westen und tritt demnach als nordöstlicher Wind auf der nördlichen und als südöstlicher Wind auf der südlichen Erdhälfte auf. Es ist bekannt, daß diese Ablenkungen eine Folge der von dem Aequator nach den Polen abnehmenden Umdrehungsgeschwindigkeit der Orte an der Erdoberfläche sind.

Wenden wir uns nun zu denjenigen Verhältnissen des Luftdruckes, welche mit dem Wechsel der Jahreszeiten sich ändern. Ihr Auftreten gründet sich auf die wechselnden Wärmeverhältnisse zwischen Land und Meer: das Land, welches unter den senkrechten einfallenden Sonnenstrahlen sich stärker erwärmt als das Meer, und welches bei verminderter Sonnenwärme schneller und tiefer erkaltet, ist im Sommer wärmer, im Winter kälter als die umgebenden Meere. Der Sommer zeichnet sich also dadurch aus, daß über den am stärksten erwärmten Theilen des Festlandes mit einem aufsteigenden Luftstrome Druckminima entstehen, welche man auf der Karte an den hellgrünen Kreisen über den Festlanden der südlichen Halbkugel erkennt, sie sind mit dem Buchstaben m bezeichnet.

Dem über dem Lande verminderten Druck steht ein erhöhter über dem Meere entgegen, es entsteht also von den zunächst gelegenen Meerestheilen aus in den unteren Luftschichten eine örtliche Strömung, welche nach dem Lande gerichtet ist. Dieser Wind führt feuchtere Luft mit sich und bringt den tropischen Ländern im Sommer ihre Regenzeit.

Wie wir sehen schließt sich unsere Karte der Isobaren mit großer Genauigkeit an die Wärmeverhältnisse an, was um so werthvoller ist, als die Thatsachen, welche den beiden Karten zu Grunde liegen, ganz unabhängig von einander gefunden worden sind.

Die Uebereinstimmung geht so weit, daß die verhältnißmäßig stärkere Abkühlung der Meeresoberfläche, welche wir zwischen Afrika und Nordamerika bis in die Nähe des Aequators reichend fanden, auch durch ihren Einfluß auf die Isobaren sich kund giebt. Der Einbiegung der Isotherme von 25° entspricht eine gleiche Einbiegung einer Isobare höhern Druckes, von 762 Mm., bis nahe an den Aequator. Diese Thatsache kann als Beweis dienen, daß auch bei unbedeutenden Wärmeunterschieden der Oberfläche unter sonst gleichen Umständen der höhere Druck stets über der kühlern Grundfläche sich ausbildet.

Um so ausgeprägter muß diese Erscheinung während des Winters auf der nördlichen Halbkugel sich ausdrücken, wo die ausgedehnten Festlande im Winter stark erkalten. Die Bestätigung finden wir in der Ausdehnung der Linien des höhern Druckes auf der nördlichen Erdhälfte, welche sich an die Umrisse des erkalteten Festlandes anschließen, während die Druckmaxima, Orte des höchsten Druckes und zugleich des absteigenden Luftstromes, auf der Karte durch kleinere rothe Ringe und den Buchstaben M angedeutet, in den Gegenden liegen, wo die Isothermenkarte die größte Kälte anzeigt.

Die Druckverhältnisse der Meeresgebiete im höhern Norden werden durch das Vorherrschen der stark erkalteten Landmassen in eigenthümlicher Weise beeinflußt.

In jenen Gegenden, wo die Wärmeunterschiede zwischen Land und Meer verhältnißmäßig am größten sind, nämlich zwischen Island und Norwegen, sowie im nördlichen Stillen Meere, führt die Meereswärme, unterstützt durch den aufsteigenden Wasserdampf, zur Bildung von Orten des aufsteigenden Luftstromes, die zugleich Orte des geringsten Druckes sind. Dieselben sind durch die kleineren grünen Ringe und den Buchstaben m bezeichnet.

Vergleichen wir die Lage der Druckmaxima auf dem nördlichen Festlande der alten Welt mit den Angaben der Isothermenkarte, so erkennt man leicht, daß durch die ausnehmend starke Erkaltung der Luft in Ostasien die Bildung eines Maximums im 30. Grade der Breite über dem asiatischen Festlande verhindert werden muß. Die in dieser Richtung rasch zunehmende Verdichtung der Luft bedingt eine Verschiebung des Maximums vom 30. Grade weiter nördlich bis zur Gegend der größten Kälte, und seine genauere Lage wird außerdem noch durch die Lage der beiden Druckminima über den nördlichen Meeren beeinflußt.

Während des Winters bilden demnach die asiatischen Landgebiete im Norden des 30. Breitegrades im Grunde genommen eine Erweiterung der Passatzone, die sich vom Meere auf das Festland und dort bis zum höhern Druckgebiet des nördlichen Asiens fortsetzt. Aehnliche Verhältnisse findet man über dem nördlichen Amerika entwickelt, welches gleichfalls ein winterliches Druckmaximum besitzt.

Auf dem asiatischen Festlande wird nördlich vom 30. Grade ein Herabsinken des Antipassates verhindert durch eine kräftige Luftströmung, welche, den größten Theil Asiens überziehend, nach äquatorialen Gegenden gerichtet ist, genau so wie über den Meeren der unten fließende Passatwind das Herabsinken des Antipassates bis zum 30. Grade der Breite verhindert.

Die von dem nördlichen Asien ausgehende und nach dem Aequator gerichtete Luftströmung wird nun nicht mehr als Passatwind bezeichnet, sondern sie erhält den Namen des **Polarstromes**, obgleich sie nicht vom Pole herkommt, sondern vom nördlichen Festlande. Man erkennt oberhalb des Polarstromes den entgegengesetzt fließenden Antipassat oder besser Antipolarstrom in Sibirien und im nördlichen Amerika an dem Zuge der obern Cirruswolken.

Nachdem wir nun die Vertheilung des Luftdruckes über der nördlichen Erdhälfte kennen gelernt haben, hat es keine Schwierigkeit, die Richtung der daraus entstehenden Winde zu verfolgen. Die Winde, welche aus dem asiatischen Druckmaximum ihren Ursprung nehmen, sind trocken und kalt, weil sie vom erkalteten Lande kommen. Sie ergießen sich hauptsächlich nach dem Aequator und nach dem nahe gelegenen Druckminimum des nördlichen Stillen Oceans und ertheilen den ostasiatischen Küstengegenden, vom Ochotskischen Meere bis zum südöstlichen China, ihre bekannten rauhen Klimate. Indien ist durch hohe Gebirgszüge gegen diese Winde geschützt.

Blicken wir auf das nordwestliche Asien und auf Europa, so finden wir dort, wie schon oben angegeben, den Aequatorialstrom herrschend, der dem Polarstrom zur Seite fließt, aber in entgegengesetzter Richtung. Ursprünglich von dem atlantischen Druckmaximum im 30. Breitegrad ausgehend und nach dem isländischen Druckminimum gerichtet, wird er durch die Erdumdrehung östlich abgelenkt und überzieht als südwestlicher und westlicher Wind die europäischen Länder, in manchen Jahren dehnt er seine Herrschaft bis nach Westsibirien hin aus. Der Aequatorialstrom hat eine größere Geschwindigkeit als der Polarstrom, weil der Druckunterschied zwischen dem atlantischen Maximum und dem isländischen Minimum im Verhältniß zur Entfernung ein größerer ist, als die Druckunterschiede, welche den Polarstrom bedingen. Die Luft, welche er mit sich führt, kommt vom At-

lantischen Meere und aus Süden, sie ist daher wärmer, feuchter und specifisch leichter, als die Luft der nördlicheren Gegenden des Festlandes: dennoch aber verdrängt sie diese unter der Gewalt der ihr ertheilten Bewegung. Dabei bringt sie uns einen geringern Barometerstand, größere Wärme, Regen oder Schnee.

Da wo sich die Grenzen des Aequatorialstromes und des ihm entgegengesetzten Polarstromes berühren, verschieben sie sich gegenseitig hin und her, und nicht immer ohne gewaltsame Einbrüche. Es kommt regelmäßig vor, daß von Zeit zu Zeit, nach längerm Wehen des Aequatorialstromes die Druckunterschiede zwischen dem atlantischen Maximum und dem isländischen Minimum sich vermindern, und wenn dies der Fall ist, läßt die Kraft des äquatorialen Windes nach. Es können dann die kalten Ströme des nördlichen Asiens auf ihrem Wege nach Süden über ihre gewöhnlichen Grenzen sich ausdehnen und Europa überziehen. Sie verdrängen den Aequatorialstrom zur Seite und nach oben, und indem sie den Raum an der Erdoberfläche in den unteren Luftschichten einnehmen, erhöhen sie den Barometerstand und bringen trockene Kälte.

Diesem Wechsel der beiden Luftströmungen verschiedenen Ursprungs verdanken wir unsere regelmäßig wiederkehrenden Witterungswechsel bis ins Frühjahr hinein, deren ich in der Einleitung gedacht habe.

Ich will nun noch kurz der Verhältnisse des Sommers gedenken, so weit sie Europa berühren. Im Sommer verschwindet das ostasiatische Druckmaximum, dagegen bildet sich über dem mittlern Asien ein aufsteigender Luftstrom, der dem größten Theile Asiens seine Regenzeit bringt, indem er örtliche Winde heranzieht, welche von den Meeren nach dem Lande gerichtet sind. In Europa wird dessen Einfluß insofern gespürt, als bestimmte nordeuropäische Gebiete im Sommer regelmäßig auch Regen mit Nordwestwinden erhalten.

Es wurde schon erwähnt, daß das nordatlantische Druckmaximum, welches im Winter über dem 30. Grad der Breite liegt, auch im Sommer, bestehen bleibt, allein in der Gegend des winterlichen Minimums zwischen Island und Norwegen wird im Sommer der Druck ein höherer. Gleichwohl wird der Druckunterschied, welcher den Aequatorialstrom bedingt, auch im Sommer im Verhältniß zur Entfernung nicht wesentlich geändert, denn in Folge der stärkern Erwärmung der nördlichen Erdhälfte rückt im Sommer das nordatlantische Maximum um etwa 10 Breitegrade weiter nach Norden und der größere Theil Europas bleibt deshalb auch im Sommer unverändert in der Bahn des Aequatorialstromes.

Europa verdankt diesem Vorherrschen der Winde des Aequatorialstromes während des ganzen Jahres die Vertheilung seines Regenfalles über alle Jahreszeiten und den vorzugsweise milden Charakter seines Klimas.

Dr. Carl Sachs' Reise in Venezuela.

IV.

Am 24. April war die Lancha „el Apure" reisefertig, und Dr. Sachs schaffte sein Gepäck, eine Kiste mit sechs lebenden Gymnoten eingeschlossen, an Bord und versah sich mit Conserven, um auf alle Fälle gegen Mangel geschützt zu sein, und einem mächtigen Quantum von Aguardiente blanco, um damit die Bootsmannschaft sich geneigt zu machen. Schwer betrunken fand sich dieselbe am Abend gleichfalls ein, löste die Taue und stieß ab. Sechs schwere, etwa 20 Fuß lange Ruder waren am Vordertheil angebracht; jedes derselben reichte vom Wasser bis nach dem entgegengesetzten Rande des Fahrzeuges und wurde von einem Matrosen stehend gehandhabt. Der mittlere Theil der Lancha war von einem niedrigen, aus Palmblättern hergestellten, mit getheertem Tuch gedeckten Dach, Caroza genannt, überwölbt; darunter befand sich der Raum für die Passagiere, über dem Dach aber saß der Patron, der den Tact zum Rudern gab und mittels einer Leine das Steuer lenkte. Der hintere Theil des Verdeckes endlich war hauptsächlich den Verrichtungen des Koches, der den pomphaften Titel Maestro führte, gewidmet und mit einem kleinen Kochofen versehen. Während sie abfuhren, sammelte sich einiges schwarzes Gesindel am Ufer und sandte ihnen eine Fluth der kräftigsten Schimpf- und Spottreden nach, welche von den Matrosen mit der größten Virtuosität erwidert wurden. Je weiter sich die Lancha entfernte, desto lauter erhoben die Schreienden ihre Stimme, um sich der andern Partie verständlich zu machen; jeder Satz wimmelte von den sonderbaren Kraftausdrücken, mit denen die spanische Sprache in Südamerika bereichert worden ist. Diese eigenthümlichen Abschiedszärtlichkeiten gehören nothwendig zur Abfahrt einer Lancha; die Matrosen würden es als eine unglückliche Vorbedeutung für ihre Fahrt ansehen, wenn sie einmal nicht mit der gewöhnlichen Anzahl kräftiger Flüche vom Lande abstoßen sollten.

Nachdem man einige Zeit gerudert hatte, wurde das Fahrzeug am Ufer festgebunden und jeder legte sich schlafen, wo er gerade Platz fand. Am nächsten Morgen brach man zeitig auf; Sachs stieg auf das Dach der Caroza, um die erfrischende Brise zu genießen, die sich kurz vor Sonnenaufgang erhoben hatte. Die Ufervegetation war hier ziemlich einförmig: niedrige Gebüsche bildeten überall eine undurchdringliche, dicht an den Wasserspiegel heranreichende grüne Mauer, über welcher sich im Hintergrunde die weit ausgebreiteten Kronen stattlicher Samans oder Ceibabäume erhoben. Abgesehen von den Schlingpflanzen, den Luftwurzeln und den parasitären Gewächsen, die man bei einer oberflächlichen Betrachtung leicht übersieht, hätte man sich ebenso gut an den Gestaden irgend eines deutschen Flusses glauben können als an denen des Apure. Jene sprichwörtlich gewordene Ueppigkeit und Pracht der Tropennatur entfaltet sich nur dann, wenn die beiden Bedingungen pflanzlichen Gedeihens, Feuchtigkeit und Fruchtbarkeit des Bodens, zusammentreffen. In Venezuela sind die nebligen Abhänge der Cordilleren und vor allem die ewig feuchten Wälder des Orinoco-Delta als derartige Gebiete zu nennen. Dort freilich wird auch alles, was die kühnste Phantasie an überwältigendem Reichthum pflanzlicher Gestalten sich auszumalen vermag, durch die Wirklichkeit weit übertroffen.

Die Ufer des in schnellem Steigen begriffenen Apure boten ein Bild der vollkommensten Einsamkeit; nur selten tauchte der lange gelbliche Körper eines schwimmenden Kro-

kodiles mit Rücken und Schnauze aus dem Wasser, und auch von Vögeln, welche Sachs auf seiner ersten Flußreise von Camaguan nach San Fernando in so ungeheueren Mengen gesehen hatte, war wenig zu erblicken. Während des ganzen Tages kamen sie höchstens zwei bis drei Mal an ärmlichen Ranchos vorüber, die von kleinen Conucos (Pflanzungen) umgeben waren. Die Matrosen erhoben dabei zur Begrüßung jedesmal ein unsinniges Geschrei, worin ihnen die vor ihre Thür eilenden Bewohner der Hütte nichts nachgaben. Mit Späßen und Schimpfworten von wahrhaft vorsintfluthlicher Derbheit tractirte man sich, bis keine Partei mehr die andere verstehen konnte. Die wenigen Bewohner dieser Niederlassungen waren von indianischer Abkunft, gingen jedoch nach der gewöhnlichen Landessitte gekleidet.

Kurz nach Sonnenuntergang dieses zweiten Tages wurde die Gabeltheilung des Apure erreicht, und die Lancha lief in den nördlichen der beiden Arme ein, welcher Apurito heißt und den Rio Guárico aufnimmt. Eine gewaltige Strömung, die viel stärker ist als in dem andern Arme, und deren Ursache Sachs nicht ermitteln konnte, erfaßte hier das Fahrzeug und trieb es mit der Schnelligkeit eines Dampfers vorwärts, so daß die Mannschaft alle Vorsicht anwenden mußte, um nicht beständig im Kreise gedreht oder gegen das Ufer getrieben zu werden. Von den beiden Armen des Apure, welche gesondert in den Orinoco münden, wird eine große längliche Insel, Isla de Apurito genannt, umschlossen, welche mehrfach von verbindenden Caños durchbrochen wird. Ihr Boden ist von außerordentlicher Fruchtbarkeit und erzeugt während des ganzen Jahres Weidegräser von vorzüglicher Beschaffenheit, weshalb die Insel als Potrero für das Rindvieh zur Trockenzeit von großem Werthe ist.

Im Fluge wurde die schöne breite Mündung des Guárico passirt; an die Stelle des dichten Waldes, der bisher die Ufer eingesäumt hatte, trat jetzt Savannenvegetation. Doch zwang bald die hereinbrechende Nacht zur Unterbrechung der Fahrt. Am folgenden Abend wurde die Stelle erreicht, wo sich vom Apurito der Caño Manatí abzweigt, durch den die Lancha in den Hauptstrom zurückzukehren gedachte, ein Unternehmen, welches der Patron bis auf den nächsten Tag verschob. Der Caño hat seinen Namen erhalten vom Manati (Manatus australis), einer Süßwassercetacee, welche früher daselbst häufig gewesen sein soll, jetzt aber nur noch selten angetroffen wird. Er ist berühmt wegen seiner enorm reißenden Strömung; selbst Dampfer sollen stromaufwärts nur mit der größten Schwierigkeit dagegen ankämpfen können. Als sie am nächsten Morgen in diesen kaum 100 Fuß breiten Caño einliefen, sah Sachs ein, daß der Patron mit seiner Vorsicht Recht gehabt hatte. Denn mit rasender Schnelligkeit schoß das Fahrzeug dahin; an jeder Biegung aber wurde es durch die im Wasser vorhandenen Strudel blitzschnell im Kreis herumgetrieben, während der Patron am Steuer und die mit Stangen und Rudern versehene Mannschaft alle Vorsicht aufbieten mußten, um zu vermeiden, daß der Boden des Fahrzeuges durch Anrennen gegen herabgestürzte, aus dem Wasser ragende Uferbäume beschädigt würde. Im Verlauf einer Stunde hatte die Lancha, oft fast mit der Geschwindigkeit eines Eisenbahnzuges fortgetrieben, den Caño passirt, was stromaufwärts oft mehrere Tage in Anspruch nimmt, und lief in den breiten ruhigen Apure ein, unweit von dessen Mündung ein Rasttag gemacht wurde, um das Schiff für die Reise auf dem Orinoco mit einem Maste und einem Segel zu versehen. Dann ließ man sich langsam der Mündung zutreiben, und schon nach einer halben Stunde lag die herrliche breite Wasserfläche, der Orinoco, vor ihnen. Rasch wurde das Segel aufgehißt, um mittels der Brise in die Mitte des Stromes zu kreuzen. Eine scharfe Linie trennte das dunkelgelbe Wasser des Apure von den klaren, fast farblosen Fluthen des Hauptstromes. Wie ein Meer war seine weite Fläche vor ihnen ausgebreitet. Ein schmaler, verwaschener gelber Streifen in weiter Ferne verrieth die sandigen Playas des jenseitigen Ufers, während der Horizont dahinter von einem dunkelgrünen Waldessaume eingenommen wurde. Die Täuschung, daß man in die offene See hinaussteuere, wurde vermehrt durch die plötzlich in beträchtlicher Stärke auftretende Brise, welche über die weite Fläche ohne Widerstand dahinbrauste. Der Richtung des Stromes entgegengesetzt wühlte sie schäumende Wellen bis zur Höhe von mehreren Fuß auf, daß die kleine Lancha wie eine Nußschale umhergeworfen wurde und in allen ihren Fugen krachte.

Der Orinoco ist der dritte unter den großen Strömen Südamerikas; seine volle Stromesentwickelung wird gewöhnlich zu 320 deutsche Meilen angegeben, was jedoch nach neueren Ermittelungen über den Ort seines Ursprungs zu niedrig veranschlagt erscheint. Sein Flußgebiet umfaßt einen Flächenraum von 17 331 Quadratmeilen; $^2/_3$ davon gehören zu venezolanischem Gebiet, von dem sie mehr als die Hälfte ausmachen. 436 Flüsse, darunter mehrere vom Range der Donau, wie der Meta, Apure, Carony, und mehr als 2000 Flüßchen führen ihre Gewässer dem Orinoco zu, der bei Angostura nach Codazzi's Schätzung durchschnittlich 240 000 Cubikfuß in der Secunde ergießt, was etwa der Wassermasse des Ganges gleichkäme. Aber wie steht es mit den Fortschritten der Cultur an seinen Ufern? Die Missionen der Franziskaner und Capuziner sind in den Unabhängigkeitskriegen allmälig zu Grunde gegangen, und an die Stelle der Mönche, welche ein friedliches Regiment in den Dörfern führten und die Eingeborenen vor der verderblichen Berührung mit den Weißen schützten, traten Regierungscommissare, welche ihr Amt nur benutzten, um mit der größten Habsucht und Treulosigkeit die schutzlosen Indianer auszubeuten. Gleich Sklaven mußten diese für ihre Bedränger arbeiten und ihnen die Producte ihrer Industrie fast ohne allen Entgelt abliefern, bis sie endlich, das unabhängige Leben in den Wäldern vorziehend, die Missionen verließen. Die davon unterrichtete Regierung vermochte aber keine Abhülfe zu schaffen. Leider haben sich aber mit dem Verfall der Indianerniederlassungen die Aussichten für eine dereinstige Cultivirung Guyanas sehr vermindert, weil die weiße Race allein dort nur an wenigen Punkten mit Erfolg colonisiren könnte und nur Indianer dauernd die Schwierigkeiten zu überwinden vermöchten, welche die Bösartigkeit des Klimas, die ungeheuere Menge der blutsaugenden Insecten und die undurchdringliche Dichte der Urwälder darbieten. Kein Kolonisationsversuch an den Ufern des obern Orinoco könnte von Erfolg sein, wenn es nicht gelingt, die indianische Race als arbeitende Klasse, als Kern der Bevölkerung heranzuziehen. Dem ist aber bis jetzt systematisch entgegengearbeitet worden. Ihre Zahl ist seit einer Reihe von Decennien in stetiger Abnahme begriffen, und man dürfte schwerlich fehl gehen, wenn man der systematischen Verführung zum Genusse starker, mit betäubenden Substanzen versetzter Branntweine, deren sich die Weißen bedienten, um die Indianer desto leichter auszubeuten, einen großen Antheil hieran zuschreibt. Die Ueberlebenden aber hassen ihre Bedränger und mißtrauen ihnen, und es wird langer Zeit und vieler Mühe bedürfen, um diese Empfindungen zu verwischen. Ob aber die venezolanische Regierung überhaupt zu irgend welcher Anstrengung in der bezeichneten Richtung geneigt ist, ist eine keineswegs über alle Zweifel erhabene Frage.

Am ersten Tage der Schifffahrt auf dem Orinoco gelangte Sachs nach dem Städtchen Caycara, dessen circa 1000 Einwohner einen ziemlich lebhaften Handel betreiben,

den die glückliche Lage des Ortes am Vereinigungspunkte des Apure und obern Orinoco begünstigt. Gegenstände des Handels sind Schildkröteneier, Hängematten, die aus den Fasern der Chiquichique-Palme gedrehten, sehr dauerhaften und auf dem Wasser schwimmenden Taue, vornehmlich jedoch die aromatischen Tonga-Bohnen (Frucht von Dipterix odorata), hier Sarrapia genannt, welche am rechten Ufer des Orinoco in bedeutenden Massen vorkommen, nach Europa exportirt werden und als aromatische Beimischung zum Schnupftabak dienen. Unterhalb des Ortes ändert der Orinoco seine bis dahin nördliche Richtung und fließt von nun an in einer durchschnittlichen Breite von $^3/_4$ deutschen Meilen bis zu seiner Mündung nach Osten; der Anblick des Stromes, der, Morgens von der Brise aufgeregt, hohe schäumende Wellen wirft, so daß es ein tolles Wagniß wäre, ihn mit kleinen Booten zu befahren, während er Mittags ruhig mit spiegelglatter Oberfläche dahinfließt, ist überall von unbeschreiblicher Majestät. Anfangs waren beide Ufer von Bergen begrenzt; bald aber zeigten sie denselben gleichmäßigen waldigen Charakter, wie die des Apure. Die Nächte waren so hell und klar, daß die Fahrt fast stets während derselben fortgesetzt werden konnte; ohne zu rudern hielt man das Schiff lediglich in der Mitte des Fahrwassers und ließ es von der rapiden Strömung forttreiben. Am Mittag des vierten Tages gelangte man an die etwa 20 Meilen oberhalb von Ciudad Bolivar gelegenen Stromschnellen, deren gefährlichere, el Infierno (die Hölle) genannt, zur Passage gewählt wurde, und erreichte am sechsten den vortrefflichen Hafen von Ciudad Bolivar. Zunächst fuhr man an der westlichen Vorstadt, dem sogenannten Perro seco, vorüber, in welchem vornehmlich die ärmere, farbige Bevölkerung wohnt. Es war die erste Stunde des Tages, und die schwarzen Uferfelsen boten einen interessanten Anblick, da eine ganze Anzahl von Frauen und Mädchen auf ihnen beschäftigt war, sich für die kommende Hitze des Tages durch ein Bad zu stärken. Während die einen sich der Kleider entledigten, waren die anderen bereits beschäftigt, sich am Ufer stehend das lauwarme Wasser des Stromes mittelst großer Kalabassen über Kopf und Körper zu gießen. Andere endlich ordneten, in den romantischsten Stellungen à la Loreley auf den schwarzen Felsen sitzend, ihre langen rabenschwarzen Haare. Die Marineros hielten die Lancha dicht am Ufer und ermangelten nicht, die badenden Schönen mit einigen Bonmots von urwüchsiger Kraft und Deutlichkeit zu bedenken, worauf jene die Antwort keineswegs schuldig blieben.

Ciudad Bolivar bildet die äußerste Grenze der oceanischen Ebbe und Fluth und kann von Seeschiffen mäßigen Tiefganges das ganze Jahr hindurch, während des Hochwassers aber, welches Mitte April beginnt und Mitte August seinen höchsten Stand erreicht, selbst von den allergrößten Fahrzeugen erreicht werden. Der Strom steigt alsdann 40 bis 50 Fuß über das Niveau des niedrigsten Wasserstandes und die Strömung erreicht eine fast unheimliche Schnelligkeit und führt zahlreiche Bäume und selbst ganze Strecken des Ufers mit sich.

Die Hauptstraße des 8486 Einwohner zählenden Ortes, Calle de Coco, welche sich am Flußufer hinzieht, ist der Sitz des meist in deutschen Händen befindlichen Handels, deshalb wohlgepflastert und mit eleganten, der Landessitte zuwider meist zweistöckigen Häusern und Geschäftslocalen versehen. Die sämmtlichen in sie mündenden Querstraßen steigen dagegen stark an, da die Stadt terrassenartig am Abhange eines 200 Fuß hohen Hügels von Hornblendeschiefer aufgebaut ist. Bolivar vermittelt Aus- und Einfuhr der Binnenprovinzen: exportirt werden Baumwolle, Tabak, Kakao und Kaffee aus dem Staate Zamora (früher Provinz Várinas), Rinderhäute, Reh- und Jaguarfelle aus den Llanos, Kautschuk und Droguen aus Guyana selbst und das in den Minen von Caratal gewonnene Gold, dessen Menge stetig zunimmt. Andererseits gelangen alle Erzeugnisse ausländischer Industrie und das in den Salinen von Cumaná gewonnene Salz auf demselben Wege nach den Provinzen des Innern. Dieser Handel ist so bedeutend, daß schon 1857 die Douane von Bolivar trotz des starken Schleichhandels fast eine Million Pesos einnahm und die nordamerikanische Gesellschaft, welche seit den vierziger Jahren das Monopol der Dampfschifffahrt auf dem Orinoco und allen Nebenflüssen desselben besitzt, vortreffliche Geschäfte macht. Leider beutet sie ihr Vorrecht zum Nachtheil des Landes in der Weise aus, daß sie nur diejenigen Strecken befährt, welche notorisch einen hohen Gewinn abwerfen; andererseits ist freilich nicht zu leugnen, daß der Geschäftsbetrieb häufig unter den chronischen Revolutionen im Lande viel zu leiden hat.

Wenn Bolivar durch seinen lebhaften Handel, durch das Zuströmen vieler Fremden und namentlich Goldsucher und durch die feinen Formen der bessern Gesellschaft vollkommen das Abbild einer europäischen Stadt bietet, so wird man doch täglich durch das Erscheinen von Indianern daran erinnert, daß man sich an der Grenze eines unerforschten, wilden Landes befindet. Fast jeden Tag landen in Bolivar eine oder mehrere große Canoas mit Indianern beiderlei Geschlechts, welche die Erzeugnisse ihrer kleinen Industrie und ihres Landbaues verkaufen und Messer, Aexte, Angeln u. s. w., vor allem aber bunte Glasperlen einhandeln wollen. Es sind theils Cariben, die am linken Ufer des Orinoco in kleinen Niederlassungen zerstreut leben, theils Guaraunos aus dem Orinoco-Delta. Wie auf der Wanderung, so gehen sie auch in den Straßen der Stadt einer hinter dem andern, die Männer voraus, die schwer bepackten Weiber und Kinder hinterdrein. Die ersteren tragen einen langen Streifen eines blauen Stoffes um Lenden und Schultern geschlungen, so daß Arme und Beine frei bleiben; für die Frauen und Mädchen besteht in Bolivar eine gesetzliche Verordnung, wonach sie nur bekleidet die Stadt betreten sollen. Häufig tragen sie denn auch Röcke aus bunten Stoffen, die von den Schultern bis zu den Knöcheln reichen; ebenso häufig aber kommen sie, ohne daß jemand daran Anstoß nähme, in ihrem Nationalcostüm nach der Stadt. Außer den Perlenschnüren um die Arme tragen sie dann nur ein kleines Schürzchen aus baumwollenem Stoffe, welches knapp den dringendsten Anforderungen des Verhüllens genügt; es ist kaum größer als ein Handteller und wird durch eine um die Hüften geschlungene Schnur befestigt. Mit großer Zähigkeit hält diese Race an ihren überlieferten Begriffen von Schönheit und Anstand fest. Nie wird eine Indianerin, selbst aus Niederlassungen, welche häufigen Verkehr mit den Weißen haben, es unterlassen, ihr Gesicht mit rother Onotofarbe anzumalen, bevor sie mit anderen Leuten zusammentrifft. Diese Bemalung, welche gegen die natürliche Bronzefarbe der Haut scharf absticht, wird bald in Form eines breiten Bandes über Wangen und Nasen, bald in zwei runden Flecken oberhalb der Augenbrauen angebracht. Die langen schwarzen Haare werden meist schlicht herabhängend getragen; die Mädchen kämmen jedoch die vordersten Haare über die Stirn nach vorn und schneiden sie ein paar Finger breit über den Augenbrauen quer ab, so daß die größte Aehnlichkeit mit einer Haartour, die auch bei den civilisirten Europäerinnen sehr beliebt ist, entsteht. Sehr kräftig waren die Indianer, welche Sachs in Bolivar sah, nicht, doch normal proportionirt bis auf den hervortretenden Unterleib, welcher wohl eine Folge der überwiegend pflanzlichen Nahrung ist. Die Frauen erschienen durchweg erheblich kleiner als die Männer. Die

Gesichtszüge sind von ernstem, melancholischem Charakter und stehen dem Typus der kaukasischen Race ungleich näher, als diejenigen des Negers. Schön aber, wie C. F. Appun, kann man die Indianerinnen nicht nennen; erträglich wäre das höchste Prädicat, was Sachs einzelnen zuerkennen würde. Ihre Sitten haben sich überall da, wo sie mit den Weißen verkehren, nicht zum Vortheil geändert; von den unabhängigen Stämmen des Innern wird dagegen versichert, daß sie sich, abgesehen von der allgemein verbreiteten Polygamie, einer großen Sittenreinheit erfreuen.

Auch in Bolivar bildete die weitere Erforschung des Zitteraales und namentlich Erkundigungen über seine Fortpflanzungsweise des Reisenden hauptsächlichste Beschäftigung. Freilich gelang ihm dort nur der Fang eines einzigen Thieres; doch traf er Maßregeln, daß ihm Tembladoren nach Berlin nachgeschickt würden. Jene sechs Exemplare, welche er schon besaß, überstanden zwar die Seereise bis Bremen vortrefflich, aber die kurzen heftigen Stöße des Eisenbahnwagens verletzten die zarte Haut der Thiere dermaßen, daß sie in Berlin binnen drei Tagen insgesammt umstanden.

Am 3. Juni begab sich Dr. Sachs an Bord eines der kleinen Dampfer der Orinoco-Compagnie, der ihn nach Trinidad bringen sollte. Die Regenzeit war bereits in voller Stärke hereingebrochen, und fast jeden Tag strömte 1 bis 2 Stunden lang eine wahre Sintfluth vom Himmel herab. Statt des Ostwindes, welcher während des größern Theiles des Jahres im ganzen Gebiete der Llanos herrscht, wehte jetzt ein ziemlich kräftiger Westwind, von den Eingeborenen Varines genannt, welcher im Vereine mit der Strömung den den Orinoco hinauffahrenden Segelschiffen einen schweren Stand bereitet. Der zweite Tag dieser Fahrt war einer der genußreichsten der ganzen Reise. Der Dampfer war bereits vor Tagesanbruch in den Caño Macareo, einen der westlicheren und bedeutenderen Arme des Orinocodeltas, eingelaufen. Seine Breite beträgt durchschnittlich etwa 1000 Fuß, oft aber auch viel weniger. Zahllose kleinere Caños zweigen sich vom Hauptstrome ab und bilden Verbindungen zwischen den verschiedenen größeren Stromarmen, so daß ein labyrinthisches Netz kleiner Wasserläufe entsteht, von dem keine noch so genaue Karte eine Vorstellung geben kann. Die Ausdünstungen desselben im Vereine mit dem von der nahen Küste her wehenden Seewinde bewirken, daß die Atmosphäre über dem 400 Quadratmeilen betragenden Terrain des Delta ewig mit Wasserdämpfen gesättigt bleibt. Es ist die feuchte warme Luft eines Treibhauses, welche beständig über diesem Lande ruht, aber eines gewaltigen, grenzenlosen Treibhauses, dessen Dach der tiefblaue Tropenhimmel ist. Vier Terrassen unterscheidet man in dem Aufbau dieses großartigen Gemäldes. Die Oberfläche des Stromes, in der Nähe des Ufers, ist mit Wassergewächsen bedeckt, welche als zierlich geknotete Stengel mit pfeilförmigen Blättern emporragen oder mittels des zu einem Luftballon aufgetriebenen Blattstieles sich schwimmend erhalten; darüber baut sich etagenweis in undurchdringlicher Fülle der Urwald auf. Zunächst dem Wasserrande ziehen sich niedrige Gebüsche hin, prangend in buntem Blüthenreichthum, der weniger ihnen selbst, als den sie bedeckenden zahllosen Schmarotzergewächsen angehört; dahinter erheben sich hochstämmige Baumriesen, der tonnenartig aufgeschwollene Ceiba, die mit kolossalen, strebepfeilerartigen Seitenrippen versehenen Ficusarten, der gigantische Algarrobo und zahllose andere Magnaten des Waldes. Von fern gesehen bilden die verschlungenen Laubkronen eine ununterbrochene dunkelgrüne Mauer, über welche als anziehendster Punkt in dem ganzen Gemälde die hier in ungeheuerer Menge meist gruppenweise auftretenden Palmen ihre durch das helle Grün lebhaft gegen die Umgebung abstechenden Kronen erheben. Nicht müde wurde Sachs, die Lianenguirlanden, die zahllosen Orchideen und die mannigfache Bildung der Luftwurzeln zu bewundern und bedauerte nichts mehr als die Schnelligkeit, mit der das Schiff durch die vereinte Kraft des Dampfes und der Strömung bei diesen prächtigen Bildern vorübergetrieben wurde. Mit Wehmuth nahm er Abschied von der Herrlichkeit der Tropen, als kurz vor Sonnenuntergang der Dampfer die Mündung des Caño verließ und durch die schmale Serpent's mouth genannte Straße in die Gewässer des Golfes von Paria einfuhr. Am nächsten Morgen ging der Dampfer auf der Rhede von Port of Spain auf Trinidad vor Anker, und Ende Juni landete Sachs in Bremerhafen.

Wir wollen aber nicht schließen, ohne nochmals unsere Leser zu bitten, sich durch eingehendere Lectüre des reizenden Buches die Bekanntschaft eines der besten neueren Reisewerke zu verschaffen.

Oschanin's Expedition nach Karategin.

V—y. Von Karategin sagt Yule in seiner Einleitung zu Wood's Reise ins Quellengebiet des Oxus nicht mit Unrecht, daß es zu den wenigst bekannten Regionen Asiens gehört, und in Hinsicht der Dunkelheit, in welche es gehüllt ist, nur von einigen Theilen Tibets übertroffen wird. Wenn er daher in seinem ausgezeichneten Essay sich theils auf Istachri, Edrissi und andere alte geographische Schriften, theils wieder auf die nach Hörensagen gesammelten Nachrichten moderner Reisenden bezieht, so thaten die Russen, die unmittelbaren Nachbarn des räthselhaften Gebietes, bisher auch nichts anderes, als die Aussagen von Karateginern und Galtscha's aus Matschin zu sammeln, und, wie G. Arendarenko im 9. Hefte des VII. Jahrganges der „Russischen Revue" gethan, der Oeffentlichkeit zu übergeben. Mit einer um so größern Freude begrüßen wir das jüngst begonnene Unternehmen, nämlich die wissenschaftliche Expedition nach Karategin, die unter Leitung des russischen Reisenden Oschanin über Taschkurgan sich im vergangenen Sommer auf den Weg gemacht hat, und nun ihren ersten Bericht in der Form eines aus Karatag vom 23. August datirten Briefes in der Taschkender Zeitung veröffentlicht. Wir entnehmen demselben folgende interessante Daten.

Von Jekebag (nicht Jakkobag [1]) ging der Weg am gleichnamigen Flusse entlang, der hier durch niedere Vorgebirge hinzieht, nach dem nur 20 Werst entfernten Haidar-Bulak am rechten Ufer besagten Flusses, dem gegenüber etwas wei-

[1] Jeke-bag heißt einzelner Garten, während Jakkobag ohne jegliche Bedeutung ist. Leider scheinen die Russen sich darauf zu verlegen, die topographische Nomenclatur Centralasiens aufs Unkenntlichste zu verstümmeln. Fast alle geographischen Namen sind fehlerhaft wiedergegeben. Vergl. übrigens die Karte von Hissar in „Globus" XXXI, S. 9.

ter unten der Ort Patar sich befindet. Die zweite Station war Taschkurgan, in der Luftlinie wohl nur 10, aber auf der Straße 24 Werst entfernt und zwar auf einem höchst mühsamen, durch den Engpaß Tschakman-kuschi (= es hat Blitze gegossen) circa 8000 Fuß hoch ansteigenden Pfade, der aber noch verhältnißmäßig besser ist, als der über schmale Bergcarniese und schlechte Brücken führende Winterweg. Taschkurgan selbst liegt am rechten Ufer des Jekebag-Flusses, nicht weit von dessen Vereinigung mit dem Kelan Schiran (Schirab?), und ist ein armseliges Dorf, das höchstens aus 150 Gehöften besteht. Hier erst stellte es sich heraus, daß es nach Karatag (nordwestlich der Stadt Hissar), dem ersten Ziele der Expedition, gar keinen directen Weg gebe, und daß man über Sari-dschui (gelber Fluß) wohl auch noch auf Umwegen gehen müsse. Es erwuchs jedoch aus diesem Umstande ein Vortheil, nämlich die Rectificirung der Karte, indem es sich herausstellte, daß das Quellengebiet des Kette- und Kitschi-Urn-darja früher etwas zu sehr nach Osten verlegt worden war. So gelang es auch einerseits die Größe, andererseits die Benennung der nach Schirabad und Jurttschi (zwischen Dehinan und Sari-dschui) ziehenden Flüsse richtig zu stellen; so heißt ersterer gar nicht Sengri-tag, wie Majew berichtet, sondern ganz einfach Schir-Abad-derja [1]), während der andere, der den Namen Sang-gardak-darja (?) führt [2]), um das Vierfache länger ist, als auf der bisherigen Karte angegeben wurde.

[1]) Derbent oder Schirabad-Darja nennt ihn auch Majew's Karte. (Red.)

[2]) Sang-Gardak ist entschieden fehlerhaft, denn es soll Sengir-tag (Wall-Berg) heißen.

Von Taschkurgan ging die Expedition nach dem Quellengebiet des Sang-Gardak, speciell nach dem 20 Werst entfernten Sarim-Saglik [1]) über den 11 000 bis 12 000 Fuß hohen Paß Lagari-Murda, der hinsichtlich der abnormen Schwierigkeit, namentlich was den Abhang anbelangt, selbst dem unwegsamen Karakazuk-dawan (Paß des schwarzen Pfahles) nicht nachsteht. Von Sarim-Saglik gelangt man nach einem 10 Werst langen Marsche nach Bagtsche, ebenfalls auf einem schweren, über schmale Carniese führenden Wege, inmitten so dichter Waldungen, daß sie in ganz Turkestan nicht ihres Gleichen haben. Die vorherrschenden Baumarten sind Fichte, Ahorn, Weißdorn, Beinholz, Birnbaum und eine besondere Gattung von Esche; auch ist hier eine Gattung bisher noch nicht beschriebener wilder Weintrauben anzutreffen. Sang-Gardak, in einer Höhe von 4000 Fuß gelegen, zählt ungefähr 200 Höfe. Dort wo der Sang-Gardak-Fluß aus den Bergen hervorkommt, liegt der Weiler Dagan (Dogan = Falke?), wohin die Reisenden auf einem 23 Werst langen, wohl etwas leichtern, aber noch immer ziemlich mühsamen Weg gelangten; von dem sich ablösenden Geröll der Berge sind erst im vergangenen Frühjahre dort 15 Gärten verschüttet worden. Von Dagan traf die Expedition nach einem 10 Werst langen Marsche in Sari-Dschui und von da auf dem Wege über Regar in Karatag (45 Werst) ein, von wo aus sie über Hissar nach Duschembe und dann in nordöstlicher Richtung vorzudringen beabsichtigt. (Weitere Nachrichten über die zur Erforschung Centralasiens unternommene Reise werden wir nachholen.)

[1]) Richtiger Sarimsaglik = Knoblauchsort.

Aus allen Erdtheilen.

Asien.

— In seiner Nro. 283 vom 13. October 1878 schreibt der „Golos": „In schwedischen Zeitungen findet sich unter der Adresse des Kaufmannes O. Dickson in Göteborg folgendes Telegramm abgedruckt: „Nordenskjöld langte am 27. August an der Mündung der Lena an. Am 19. August hatte er Cap Tscheljuskin umschifft. Das Meer ist vollständig frei von Eis. Die Fahrt soll ohne Verzug zur Berings-Straße fortgesetzt werden und weiter nach Japan. — Briefe an die Expedition sind nach Jokohama zu adressiren." Die schwedischen Blätter beginnen sich überhaupt mit Nachrichten über die jüngste Fahrt Prof. Nordenskjöld's zu füllen. So theilt man aus Tromsö interessante Einzelheiten aus den Erlebnissen der beiden Dampfer „Frazer" und „Expreß" mit. Sie waren vorausgesegelt und trafen erst am 31. Juli mit den beiden übrigen Schiffen, der „Lena" und „Vega", auf welchem letztern sich Nordenskjöld persönlich befand, zusammen. Bis zur Mündung des Jenisei setzten sie die Reise gemeinsam fort; dort trennte man sich. Die beiden erstgenannten Fahrzeuge gingen flußaufwärts, um mancherlei Fracht einzunehmen, und sind bereits glücklich nach Europa zurückgekehrt; die „Lena" aber und „Vega" segelten ihrer Bestimmung zufolge die Küste entlang der Lenamündung entgegen. — Ueber diese Fahrt bringt nun das „Helsingfors Dagblad" eine lange Correspondenz, die ihm vom „Dickson-Hafen" aus (an der Jeniseimündung), d. d. 8. August, zugegangen ist. Neben vielem andern Interessanten wird in diesem Briefe von den längeren oder kürzeren Landreisen berichtet, die Prof. Nordenskjöld, Dr. Almqvist und ihre Begleiter dazwischen unternommen haben, hauptsächlich zu dem Zwecke, um Leben und Sitten der Samojeden kennen zu lernen. Um die Mitte Juni kommen diese gewöhnlich mit ihren Renthierherden bis zum Dorfe Chabarowka herunter und kehren von dort beim ersten Schneefall wieder nach Pusstosersk an der Petschora zurück. Manche Herden zählen bis zu 1000 Renthieren."

— Die Wichtigkeit der Entdeckung einer nordöstlichen Passage um das nördlichste Vorgebirge Sibiriens, Tscheljuskin, sagt die „Rußkaja prawda", läßt sich heute noch nicht ganz überschauen, indeß sind einige Folgen bereits heute klar; sie sind von politischer und ökonomischer Bedeutung.

Die erste wichtige Folge wäre, daß die Verbindung des europäischen Rußlands mit seinen Besitzungen am und im Stillen Ocean bedeutend erleichtert würde. Im Falle eines Bruches mit England wäre es Rußland möglich, aus Europa eine Kriegsflotte auf einem Wege in den Stillen Ocean zu entsenden, dessen Länge mit keinem andern der bis jetzt benutzten, namentlich mit der Fahrt durch den Suezcanal und der Umschiffung des Vorgebirges der Guten Hoffnung, verglichen werden kann. Aber dieser politische Nutzen kann, so bedeutend er auch sein mag, mit dem ökonomischen durchaus nicht verglichen werden, welchen diese Fahrt Sibirien bringen würde, dessen Centrum ja durch gewaltige Flüsse mit dem nördlichen Oceane verbunden ist. Es sind kaum zwei oder drei Jahre vergangen, seitdem man die Passage aus dem Oceane in den Ob und den Jenisei entdeckt hat, und schon hat man in diesem Jahre aus Sibirien ganze Schiffsladungen Weizen, Hanf, Lein und anderes nach Europa gesandt und fünf oder sechs Schiffe sind mit ihrer Ladung glücklich an den Ort ihrer Bestimmung gelangt. Hieraus darf man

schließen, daß sich die Schifffahrt nach der Mündung der Lena ebenfalls bald beleben würde, wenn die Möglichkeit der Umsegelung des Vorgebirges Tscheljuskin erwiesen sein wird. Hierdurch würde der Gedanke Lomonosow's realisirt werden, welcher während seines ganzen Lebens darüber nachgesonnen hat, wie das Nördliche Eismeer durch die Schiffahrt zu beleben sei.

Vor Allem will das dem westlichen Europa durchaus nicht zugeneigte „Nowoje Wremje", daß durch die Entdeckung einer Einfahrt in die Lena Sibirien vom Monopole der Ausländer befreit werde. Welches Monopol bis jetzt ein Ausländer in Sibirien hat, ist mir freilich ganz unerfindlich. (A. K.)

Australien und Inseln des Stillen Oceans.

— Die Regierung von Westaustralien hat eine Expedition zur Erforschung des wenig bekannten Territoriums ausgeschickt, welches nördlich von 19° südl. Br. liegt und sich östlich bis Port Darwin an der Nordküste hinzieht. Mr. Alexander Forrest, der Bruder des bekannten Australienreisenden John Forrest, den er auf seinen Reisen begleitete, ist Führer der Expedition.

— Aus verschiedenen Gründen haben bisher alle größeren Colonisationsversuche im Northern Territory geringen Erfolg gehabt; augenblicklich jedoch ist ein solcher im Gange, der im Falle des voraussichtlichen Gelingens großen Nutzen zu stiften verspricht. Bisher war es fast unmöglich, große Herden dorthin zu schaffen; jetzt aber unternimmt man das kühne Experiment, Schafe und Rinder quer durch den Continent von Südaustralien dorthin zu treiben. Zwischen 20 000 und 30 000 Schafe und 10 000 Stück Rindvieh marschiren in mehreren Abtheilungen, deren eine von dem bekannten Reisenden Ernest Giles angeführt wird, langsam den weiten Strecken begrasten Landes im Norden zu. Zu dieser Reise denkt man sieben Monate zu gebrauchen, eine Zeit, die sich wegen der langen und häufigen Rasten wahrscheinlich noch um ein gutes Stück vermehren wird. Bis jetzt hat man schon Steinwüsten und wasserlose Strecken Landes von 200 bis 300 engl. Meilen Länge glücklich oder doch nur mit geringem Verluste passirt.

— Wenn der „New York Herald" und der „London Daily Telegraph" Stanley ausschickten, um Livingstone aufzusuchen und das Innere von Afrika weiter zu erforschen, so ist diesem Beispiele jetzt der Eigenthümer und Redacteur der in Brisbane in Queensland erscheinenden Zeitung „The Queenslander" gefolgt. Mr. Gresley Lukin, so heißt er, hat auf eigene Kosten eine Expedition ausgerüstet, welche am 12. Juli von Blackall aus, einem kleinen Orte am Barcoo im Districte Mitchell, in möglichst gerader Richtung auf Port Darwin die Reise angetreten hat. Das zu bereisende Terrain ist zum großen Theile noch völlig unbekannt. Die Expedition, welche ihre Aufgabe voraussichtlich in fünf Monaten ausführen wird, steht unter der Führung des Mr. Ernest Favence, eines tüchtigen Bushman, und des Feldmessers Mr. Briggs, und ihr Hauptzweck ist die Auffindung einer geeigneten Route für eine transcontinentale Eisenbahn von Barcoo nach Port Darwin. Eine solche würde dann von einer Gesellschaft von Capitalisten gebaut werden, sofern die Regierungen von Queensland und Südaustralien bereit wären, der Gesellschaft dafür ein Areal von beträchtlichem Umfange zu beiden Seiten der Bahn als Eigenthum zu überweisen.

— Am 14. August starb laut einem Telegramme aus Melbourne in St. Kilda im Alter von 68 Jahren der Begründer der Colonie Victoria oder wenigstens ihr erster permanenter Bewohner, Edward Henty, welcher mit seinem Bruder am 19. November 1834 in Portland Bay gelandet war.

— Im Maiheft des „Bulletin" der Pariser Französischen Geographischen Gesellschaft beschreibt Achille Raffray seine Fahrten längs der Nordküste von Neuguinea, welche er von Januar bis August 1877 ausgeführt hat. (Ueber den Antritt dieser Reise vergl. „Globus" XXXI, S. 192). Auch ihm wie so manchem seiner Vorgänger ist es nicht gelungen, tiefer in das Land einzudringen; was er ausführte, sind lediglich Küstenfahrten längs der Hauptinseln und der kleineren Inseln Mafor und Korido. Nirgends ist er mehr als eine halbe deutsche Meile in das Innere vorgedrungen und seine Hauptresultate sind die bedeutenden naturwissenschaftlichen Sammlungen (vergl. „Globus" XXXIII, S. 335).

Amerika.

— Eine Expediton nach Brasilien haben die Herren Mackie und Scott in Philadelphia ausgerüstet, um einen Handelsweg auf den großen Flüssen zwischen Bolivien und Brasilien ausfindig zu machen. Eine Abtheilung geht als Vortrab nach Bolivien, um dort Studien zu machen. Die sehr zahlreiche Reisegesellschaft besteht aus den Herren Mackie als Leiter, Gorham als dessen Vertreter, Lockwood als Mineralogen, Keasby als Geographen, Pennigton als Arzt, Ernest Morris als Naturforscher und sieben anderen Weißen. Es besteht der Plan, auf dem untern Amazonenstrome, dem untern und dem obern Madeira (oberhalb der Fälle) Dampfer zu unterhalten, die Fälle mittelst der im Bau begriffenen Eisenbahn zu umgehen und so das nördliche und westliche Bolivien zu erschließen. Bisher wurden die dorthin bestimmten nordamerikanischen Waaren zum größten Theile an der peruanischen Küste gelandet und mit Maulthieren über die Cordillere an ihren Bestimmungsort geschafft, was ein halbes Jahr in Anspruch nahm und per Tonne 55 Doll. kostete. Auf dem neuen Wege hofft man die von Neuyork an erforderliche Zeit auf 30 Tage und die Kosten auf 15 Doll. per Tonne zu ermäßigen. Etwa in der Mitte des August wollten die Expeditionsmitglieder an den Fällen des Madeira zusammentreffen, dieselben zu Boote befahren und dann die Flüsse Mayutata, Beni, Mamore, Itenez oder Guapore u. s. w. aufnehmen. Ihr Hauptquartier wird Cochabamba sein. (Nach dem Geographical Magazine.)

— Auf S. 271 des 31. Bandes berichteten wir von der Vorschiebung der Indianergrenze in Argentinien durch General Alsina. Jetzt beabsichtigt General Roca, das südliche Hauptquartier nach der Insel Choel-e-choel im Rio Negro zu verlegen und den Lauf dieses Flusses von den Andes bis zum Ocean zur Grenze zu machen. Die kaum zwei Jahre alte Grenze verursachte damals einen Kostenaufwand von 600 000 Pf. St., denjenigen der neuen veranschlagt man auf etwa die Hälfte davon, welche die Schafzüchter durch eine freiwillige Anleihe unter sich aufbringen wollen. Der Rio Negro soll nach Oberst Guerrico's Aufnahme für Schiffe von 10 Fuß Tiefgang bis an die Andes schiffbar sein.

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 13, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band XXXIV. № 22.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
Begründet von Karl Andree.
In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von
Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig. Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1878.

Stanley's letzte Forschungsreise durch Afrika (1874 bis 1877).

III.

Die Insel Ukerewe. Fahrt der Expedition über den See. Der Krieg Mtesa's gegen Uwuma.

F. B. Am 5. Mai 1875 kehrte Stanley von der erfolgreichen Umschiffung des Ukerewe-Sees nach seinem Lager bei Kagehji zurück. Während seiner Abwesenheit war Frederick Barker am 23. April plötzlich am Fieber gestorben. Auch Mabruki Speke, einer seiner besten Leute, der schon Burton, Speke, Grant und Livingstone begleitet hatte, sowie fünf andere, darunter einer der stärksten Bootträger, waren alle an der Ruhr gestorben. Auf der Wage ergab sich Stanley's Gewicht als nur 115 Pfund, 63 weniger als bei der Abreise von Zanzibar; auch überfiel ihn jetzt das Fieber, und erst am fünften Tage gelang es ihm, durch unausgesetzten Gebrauch von Chinin die Anfälle zu überwältigen. Mit athemlosem Staunen horchten seine Leute, in dichten Reihen geschart, den Erzählungen über die Seereise; der Führer Saramba wurde als Held angesehen und Lieder zum Preise des Bootes wurden verfaßt und gesungen.

Da die Uganda-Canoes unter Magassa, welche die Expedition nach Uganda bringen sollten, verschollen blieben, entschloß sich Stanley, dem Landwege am Westufer des Sees durch Mwere zu folgen. Der Häuptling dieses Landes sandte ihm jedoch eine Gesandtschaft, welche den Durchzug des „weißen Mannes mit langen rothen Haaren und rothen Augen" entschieden verbot; da ihm viele starke Stämme verbündet waren, mußte der Plan aufgegeben werden. Und doch mußte Stanley nach Uganda zurück, denn das nächste ihm vorgeschriebene Ziel war die Erforschung des Mwutan-Sees im Nordwesten. Aber sein eigenes Boot konnte nur 15 Mann fassen und in Usukuma gab es keine Canoes. Da sagte ihm Sungoro, der arabische Händler, daß Lukongé, der König der Insel Ukerewe, Besitzer einer großen Flotte sei, und sogleich beschloß Stanley, den Beistand dieses Herrschers zu erlangen. Vorher sandte er Pocock, seinen letzten weißen Begleiter, mit Geschenken hinüber, und segelte dann selbst am 29. Mai in der „Lady Alice" nach Ukerewe. — Er landete zuerst an der Wezi-Insel im Speke-Golf mit ihren eigenthümlichen Gruppen riesiger Granitfelsen. (Auf dieser Insel fand später die Ermordung des Missionärs O'Neil von der Church Missionary Mission, sowie ihres Führers, Lieutenant Smith, des erwähnten Arabers Sungoro und vieler ihrer Begleiter durch die Wakerewe statt, während sie, ohne des Königs Lukongé Erlaubniß, die Frauen des Arabers, darunter des Königs jüngste Schwester, aus Ukerewe zu entführen suchten.) Am nächsten Tage fuhr Stanley durch den Rugedzi-Canal, welcher die Insel Ukerewe vom Festlande trennt. Das Boot mußte mit Stangen hindurchgestoßen werden, da er durch Schilf, Rohr und Wasserpflanzen halb zugewachsen war und seine größte Breite an manchen Stellen nur 6 Fuß betrug. Auch der Madschita-Berg soll durch einen ähnlichen Canal isolirt sein. Am 31. Mai kam Stanley in des Königs Residenz, Msossi, der Hauptstadt von Ukerewe, an und erhielt eine Hütte angewiesen, sowie Ochsen, Bananen und Milch als Lebensmittel übersandt. Am nächsten Morgen fand seine Zusammenkunft mit Lukongé auf einer Ebene statt, wo derselbe, von vielen Häuptlingen, Kriegern, Weibern und Kindern umgeben, ihn erwartete; der König ist ein hübscher, hellfarbiger Mann von 26

bis 28 Jahren. Am Abend besuchte er, nur von wenigen Häuptlingen begleitet, Stanley heimlich in dessen Hütte und nahm seine Geschenke entgegen, nämlich zwei schöne Teppiche, eine schottische und zwei rothe Decken, Schmucksachen aus Kupfer, 30 feine Tücher, 50 Fundo (ein Fundo besteht aus zehn Halsbändern) Perlen, zwei Rollen Messingdraht u. s. w. Auf Stanley's Bitte um Canoes versprach er baldige Antwort. Am 6. Juli kam er wieder in der Nacht zu Stanley und sagte ihm, daß seine Leute zwar zu furchtsam seien, um die Reise nach Uganda zu machen, doch werde er ihn von einer Menge Canoes mit ihren Leuten nach dem Lager begleiten lassen, anscheinend um die ganze Expedition nach Ukerewe überzusetzen, dann müsse aber Stanley die Wakerewe vertreiben und sich der Canoes bemächtigen, denn diese sowie ihre Ruder schenke er ihm. — Am 12. Juni kehrte Stanley durch die Rugedzi-Straße wieder nach Kagehji zurück, begleitet von 27 Canoes mit 216 Wakerewe. Nach der Ankunft wurden alle Fahrzeuge 80 Yards weit vom Wasser aufs Land gezogen und alle Ruder in Stanley's Hütte gebracht, und hierauf den Eingeborenen der Wille ihres Königs mitgetheilt. Da sie sich aufrührerisch zeigten und mit Gewalt drohten, wurden sie zum Lager hinausgetrieben und ihnen vier der Canoes übergeben, in denen sie in drei Tagen in Abtheilungen nach ihrer Insel zurückkehrten.

Ueber das Reich Ukerewe theilt Stanley viele interessante Einzelheiten mit, welche er während seines zwölftägigen Aufenthalts dort sammelte. Der Gründer desselben war Ruhinda I., der seine Leute in Canoes von Uzongora und Ihangiro am Westufer des Sees herüberbrachte und auch die Plantane und den Pisang auf der Insel einführte. Ein kleiner Rest der besiegten Ureinwohner, welche Wakwaia heißen, wohnt noch am Südufer von Ukerewe. Lukongé ist der fünfzehnte König der Insel seit der Eroberung. Die königliche Grabstätte liegt bei Kitari am Norduſer; alle Könige werden dort in sitzender Stellung begraben. Außer vielen umliegenden Inseln gehört auch ein Theil des Festlandes zu dem Reiche; dieser wurde in einer fünftägigen Schlacht mit den wilden Wataturu-Hirten erobert, in welcher viele Wakerewe den vergifteten Pfeilen ersterer erlagen. Die Wataturu sind hellfarbig, mit geraden Nasen und dünnen Lippen, die Wakerewe dagegen zeigen eine Mischung des äthiopischen mit dem Negertypus: beide Stämme leben jetzt friedlich zusammen. Der König wird als Regen- und Dürremacher mit übernatürlichen Kräften angesehen. Die Begrüßung des Königs ist eine eigenthümliche; seine Unterthanen klatschen in die Hände und knien dicht vor ihm nieder; ist er befriedigt, so bläst und spuckt er in ihre Hände, worauf sie sich Gesicht und Augen anscheinend mit dem Speichel einreiben, den sie als Augenmittel anzusehen scheinen. (Wem fällt nicht hierbei das Händeauflegen der englischen Könige gegen den Kropf [„king's evil"] ein?) Zur Begrüßung unter einander knien die Wakerewe ebenfalls nieder, klatschen in die Hände und rufen: „Watsche, watsche! Watsche sug! Mohoro! Eg sura?" d. h. „Morgen, Morgen! Guten Morgen! Ein guter Tag! Bist du wohl?" Es kostet 12 Ziegen und drei Hacken, um eine Frau ihren

Drei Frauen von der Expedition. (Nach einer Photographie.)

Eltern abzukaufen; Sungoro, der Araber, mußte Lukongé 350 Pfund Perlen und 300 Yards Zeug geben, um dessen Schwester als Weib zu erhalten. Aermere Leute geben Speere, Bogen und Pfeile, aber erst nach der Geburt des ersten Kindes hören die Forderungen der Verwandten auf. Diebe, Ehebrecher und Mörder werden enthauptet, können aber auch durch freiwillige Sklaverei ihr Leben retten. Die Weiber tragen als Schmuck so zahlreiche Ringe von Messingdraht um den Hals, daß es von Weitem wie ein Kragen oder eine Krause aussieht; bei den Männern sind Fuß- und Armbänder aus Kupfer, Messing, Eisen oder Elfenbein beliebt. Als Trauerzeichen werden Binden aus Bananenblättern um den Kopf getragen und die Haut mit schwarzer Farbe aus Holzkohle und Butter bemalt. Die alten Weiber zeichnen sich durch die ungewöhnliche Länge ihrer Brüste aus, welche wie Beutel bis zum Nabel hinabhängen und mit Schnüren an den Leib gebunden werden. Die Kleidung beider Geschlechter besteht aus halbgegerbten Ochsenhäuten und Ziegenfellen oder einem Gürtel von Bananenblättern oder grobem Graszeug.

Die von Stanley aus Ukerewe erhaltenen Canoes waren sämmtlich so alt und verfault, daß ihre Planken neu zusammengenäht und kalfatert werden mußten. Dann ließ Stanley alle benachbarten Stämme zu einem Getreidemarkt einladen, auf dem er jede acht Maas (gegen 72 Liter) mit einem Doti (4 Yards) Zeug bezahlte. Im Ganzen kaufte er als Proviant für die Reise 12 000 Pfund Getreide, Matama, Hirse und Mais, sowie 500 Pfund Reis, die alle in Säcken von je 100 Pfund verpackt wurden. Am 19. Juni wurden 150 Männer, Weiber und Kinder, etwa

1 2 3 4 5 6 7 8

Bilder aus Ukerewe.
1 Kornspeicher. 2 Haus. 3 Sessel. 4 Canoe. 5 Weibliche Brüste. 6 Ein Krieger. 7 Frauen mit messingenen Halsringen. 8 Fischnetze.

die Hälfte seiner Leute, mit 100 Ladungen Zeug, Perlen und Draht und 88 Säcken Getreide in die Canoes eingeschifft; Stanley selbst begleitete sie in seinem Boot, welches den größten Theil der 30 Kisten Munition trug. Mit Berührung der Mabibi-Inseln am Südufer von Ukerewe und der Insel Kunnénéh am Westende letzterer wurde spät am Abend die 50 Meilen nordwestlich von Kagehji gelegene Insel Miandéreh erreicht; freilich nur mit großer Anstrengung, denn fünf Canoes gingen auf dem Wege unter, so daß ihre Bemannung nur mit Mühe gerettet wurde; fünf Gewehre, eine Kiste Munition und 1200 Pfund Getreide gingen dabei verloren. Am nächsten Tage wurde Singo erreicht und dem Häuptlinge der großen Insel Komi vier fast neue Canoes abgekauft, so daß am 24. Juni ohne weitern Unfall alle Leute und Waaren auf der bekannten Zufluchts-Insel landeten. Auf der Südseite derselben ließ Stanley ein starkes Lager mit zwei großen Vorrathshäusern für das Getreide und die Waaren erbauen. Als Besatzung desselben blieben 44 Mann mit Pocock und Manwa Sera als Befehlshabern und vier Canoes zurück, während Stanley am 26. Juni mit dem Boot, 17 Canoes und 106 Mann in vier Tagen nach Kagehji zurückfuhr, um den Rest seiner Leute abzuholen. Für 40 Yards Zeug kaufte er ein großes, aber sehr altes Canoe, welches 30 Mann halten konnte und das zum Transport der Reitesel dienen sollte; seiner plumpen Form halber tauften seine Leute es „das Nilpferd".

Am 6. Juli fuhr Stanley mit der andern Hälfte seiner Expedition, gegen 150 Mann, und allen Thieren und Waaren von Kagehji fort, das ihm vier Monate lang als Lager gedient hatte, und kam fünf Tage später ohne Unfall auf der Zufluchts-Insel an. Auch hier wurde Alles im besten Zustand vorgefunden und somit befand sich die ganze Expedition wieder beisammen. Die Besatzung hatte während Stanley's Abwesenheit mit den Eingeborenen des Festlandes und der benachbarten Inseln Freundschaft geschlossen und Lebensmittel von ihnen erhalten; der Häuptling von Komi

schloß sogar mit Manwa Sera Blutsbrüderschaft. Da Stanley's Flotte noch nicht groß genug war, um die ganze Expedition zu fassen, trat er die Weiterfahrt wieder mit einer Hälfte derselben an. Am Abend vor der Abfahrt fand ein Festschmaus statt, wozu große Massen Rindfleisch gebraten und viele Krüge Marambawein angeschafft wurden; zum Schlusse führten die befreundeten Könige und Häuptlinge der umliegenden Inseln im Mondschein einen Tanz auf.

Am 18. Juli fuhr Stanley ab; indem er mehrere kleinere Inseln berührte und auf denselben übernachtete, kam er am dritten Tage bei Mahjiga, der südlichsten, aber unbewohnten Insel der gefürchteten Bumbireh-Gruppe, an. Bei dem Hafen auf der Westseite derselben wurde das Lager errichtet und alles Buschwerk auf 200 Yards Entfernung beseitigt, auch ein 12 Fuß breiter Weg durch die ganze Insel von Nord nach Süd durch den Wald gehauen. Auf dem höchsten Punkte der Insel wurde ein Wachthaus mit einem Posten von fünf Mann unter einem Anführer errichtet. Am frühen Morgen des 24. fuhr Manwa Sera mit 16 der größten Canoes nach der Zufluchts-Insel zurück, um den Rest der Expedition abzuholen. Er nahm alle Leute mit, außer 45 Mann und vier eingeborenen Führern, welche Stanley als Garnison der Insel bei sich behielt.

Von den Eingeborenen der Insel Iroba, welche zwischen Mahjiga und Bumbireh liegt, erhielt Stanley die Nachricht, daß die Wilden letzterer Insel und der König Antari („der Löwe") von Ihangiro auf dem Festlande die Weiterfahrt der Expedition nach Uganda mit Waffengewalt verhindern würden; von dem Wachtposten sah Stanley 18 große Canoes voller Krieger von dem Festlande nach der Insel hinüberfahren.

Der Ausfluß des Victoria-Njanza: Die Ripon-Fälle, der Ursprung des Victoria-Nils. Auf dem Berge das Lager der Arrière-Garde. (Nach einer Photographie.)

Da auch die Haltung der Eingeborenen von Iroba verdächtig war, da sie sich weigerten Lebensmittel zu bringen und die Mannschaft ihrer Canoes das an allen dortigen Küsten allgemein übliche Zeichen der Verachtung machten, indem sie mit den Rudern das Wasser hinter sich in die Luft warfen, fuhr Stanley am 26. mit dem Boot, vier Canoes und 35 Mann nach ihrer Insel hinüber, landete und ergriff ihren König und zwei Häuptlinge als Geißeln mit der Drohung, dieselben so lange gefangen zu halten, bis Schekka, der König von Bumbireh, dessen Verrätherei Stanley seiner Zeit fast zum Opfer gefallen wäre, eingeliefert würde. Schon am nächsten Abend brachte ein Iroba-Canoe Schekka und zwei seiner Häuptlinge gefangen ein; nur mit Mühe konnte Stanley sie vor der Wuth seiner Leute schützen, da er sie als Geißeln zur Sicherheit der Expedition zurückhalten wollte. Am 28. kamen drei große Canoes mit je 20 Mann von Antari an, dessen Gesandter nochmals Stanley aufforderte, umzukehren oder den Krieg zu erwarten.

An demselben Tage fuhr eine kleine Flotte von sechs schönen braunen Canoes durch die Straße zwischen Bumbireh und dem Festlande auf Mahjiga zu; es waren Waganda, deren Befehlshaber Sabadu Stanley mittheilte, daß Magassa, welcher Stanley auf der Fahrt von Uganda nach Kagehji verlassen hatte, die geraubten Ruder von Bumbireh zu Mtesa gebracht habe, der beim Anblick der „Füße" des weißen Mannes denselben für todt gehalten habe. Er selbst habe den Auftrag, den Araber Sungoro von Kagehji nach Uganda zu bringen und zugleich Nachrichten über Stanley einzuziehen. Auch Magassa ziehe zu letzterem Zweck mit großer Macht an der Küste entlang, und ein anderer Anführer, Mkwanga, folge ihm mit acht großen Canoes nach. Auch diese kamen am nächsten Morgen an, zugleich mit fünf kleineren aus

Uzongora mit zusammen 300 Mann, so daß Stanley jetzt über eine Streitkraft von 470 Mann, davon 70 Musketiere und 350 Waganda-Speerträger, verfügen konnte. Mittlerweile mehrten sich die Anzeichen, daß Antari fortfahre, seine Kriegsmacht auf Bumbireh zu sammeln und er bereits 100 Canoes mit 1000 Mann, davon gegen 600 Bogenschützen, beisammen habe, und daß noch 2000 Mann Hülfstruppen vom Festlande unterwegs seien. Trotzdem sandte er eine Freundschaftsbotschaft, so daß der Waganda-Anführer Sabadu gegen Stanley's Warnung mit mehreren Canoes nach Bumbireh fuhr, um Bananen zu holen. Kaum hatte er aber bei Kadschuri in derselben Bucht gelandet, in welcher Stanley überfallen worden war, und hatten sich seine Leute in einem Pisanghain zerstreut, als die Wa-bambireh sie verrätherisch angriffen, einen Häuptling tödteten und acht Krieger mit Speeren und Pfeilen so schwer verwundeten, daß sechs derselben später starben und die anderen nur mit großer Noth entkamen. Jetzt schien der Krieg unvermeidlich und wurde auch im Kriegsrathe von allen Anführern zum Beschlusse erhoben, dem auch Stanley beitrat, da er die Unmöglichkeit erkannte, mit Weibern, Kindern und Waaren bei der Feindseligkeit der Wa-bambireh weiterzufahren. Am 3. August kam Manwa Sera mit dem Rest der Expedition von der Zufluchts-Insel an, doch waren unterwegs zwei Mann mit einem Boote untergegangen. Am nächsten Tage führte Stanley eine Macht von 50 Musketieren, mit je 20 Patronen, und 230 Speerträgern in 18 Canoes gegen Bumbireh.

Da die Entfernung acht Meilen beträgt, kam die Flotte erst um 2 Uhr Nachmittags bei der feindlichen Insel an; alle Höhen waren dicht mit Reihen von Kriegern besetzt und auf jeder Spitze standen Wachtposten. Die Hauptmacht der

Ansicht der Ripon-Fälle von Uganda aus. (Nach einer Photographie Stanley's.)

Wilden schien in einem Pisangwald versteckt. Stanley ließ seine Flotte in einen, später Schlachtenbucht genannten Hafen an der Westküste einlaufen und in einer Reihe gegen 100 Yards von dem steil ansteigenden Ufer ankern, und sogleich stürzten die Wilden, 2000 bis 3000 Mann stark, zur Vertheidigung ihrer Insel aus Wasser herab. Nochmals ließ Stanley sie auffordern, Frieden und Freundschaft zu schließen, als aber die einstimmige Antwort: „Nangu!“ (Nein!) zurücktönte, gab er Befehl, eine Gewehrsalve in ihre dichtesten Reihen zu feuern. Trotzdem Todte und Verwundete den Boden bedeckten, vertheidigten die Wilden mit großer Tapferkeit das Ufer über eine Stunde lang, indem sie, manche bis an die Hüften im Wasser und andere im Schilf versteckt, mit Bogen und Schleudern einen Hagel von Pfeilen und Steinen unterhielten, die aber alle zu kurz fielen. Dann näherte sich die Flotte auf 50 Yards dem Ufer und sogleich stürzten sie zu Hunderten mit erhobenen Speeren herbei, um die vermeintliche Landung zurückzuweisen. Eine mörderische Breitseite brachte ihnen so schwere Verluste bei, daß sie ganz entmuthigt sich auf die Hügel zurückzogen. Stanley hielt diese Strafe für genügend und verbot die von seinen Leuten stürmisch verlangte Landung. Erst spät am Abend kamen die Sieger in ihrem Lager an. Da Stanley jetzt die Passage für frei hielt, wurde am 5. August die ganze Expedition eingeschifft. Auf Hamadi's Hornsignal setzte sich die Flotte von 37 Canoes und dem Boot mit zusammen 685 Seelen in Bewegung. Beim Vorbeifahren bei Bumbireh kündigten die vollkommen eingeschüchterten Wilden ihre Unterwerfung an; ihren König, Schekka, führte Stanley mit, um ihn seinem Oberherrn, Mtesa, zu überliefern. Auch auf der ganzen Weiterfahrt wurde Stanley mit seiner gefürchteten Macht von allen

Stämmen voller Freundschaft empfangen und reichlich mit Lebensmitteln versorgt. Er fuhr an der Uzongora-Küste entlang, wo die Eingeborenen in langen Reihen ohne Waffen am Ufer standen und ihn laut begrüßten, und campirte wieder auf der Musira-Insel, wohin der früher feindliche Häuptling von Makongo ihm vier Ochsen und 200 Bündel Bananen schickte. Am 12. August passirte die Flotte die Mündung des Kagera und die Tschawasimba-Spitze, und landete Nachmittags im Hafen von Dumo in Uganda, genau im Westen der Südspitze der Insel Sessé. Sogleich ließ Stanley ein befestigtes Lager erbauen, das er unter Pocock's Befehl stellte, und segelte wenige Tage später in seinem Boote fort, um von Mtesa die versprochene Hülfe zum Zuge nach dem Mwutan zu erlangen.

Am 18. landete er in Ntewi in der Nähe der Murchison-Bay, wo er das Boot in dem Dorf unter Dach brachte und auch die in Bumbireh geraubten Ruder zurückbekam. Ferner erhielt er die Nachricht, daß Mtesa sich im Kriege mit der Insel Uwuma befinde, deren Einwohner sich gegen ihn erhoben und den Tribut verweigerten, und schon mit dem Heere nach Usoga gezogen sei. Stanley fuhr deshalb in Canoes bis zur Buka-Bay weiter und zog dann nordöstlich überland nach dem Victoria-Nil, den er bei den Riponfällen, welche die Waganda Dschindscha nennen, erreichte. Unterwegs waren ihm häufig Boten entgegengekommen, welche ihm Mtesa's Salams überbrachten; auch seinen Spazierstock übersandte ihm dieser als Beweis, daß sie wirklich von Mtesa gesandt seien (eine Sitte, die auch in Dahomey gebräuchlich ist). Sehr anders sah die Umgebung der Fälle aus, seit Stanley sie vor fünf Monaten in seinem Boot besucht hatte,

Der Napoleon-Canal im Victoria-Njanza von den Höhen über den Ripon-Fällen. Die Flottille Mtesa's auf der Ueberfahrt von Usoga nach Uganda. (Nach einer Photographie Stanley's.)

denn jetzt wimmelte der damals einsame und ruhige Fluß von vielen Canoes, und Tausende von Männern, Weibern und Kindern bedeckten seine Ufer. Auf der andern Seite des Flusses erstreckte sich das ungeheure Lager des Heeres und konnte Stanley in der Mitte desselben Mtesa mit seiner Umgebung an ihren weißen Kleidern und rothen Mützen erkennen. In fünf großen Canoes mit einer Escorte der königlichen Leibwache fuhr er über den Fluß und befand sich bald inmitten der ungeheuern Armee, welche Mtesa aus allen Theilen seines Reiches zusammengerufen. Da sah er die mageren Eingeborenen von Karagwe mit unzähligen Ringen aus Eisendraht um die Beine, wilde, gänzlich nackte Wakedi neben den reinlichen Waganda in braunen Kleidern aus Rinde, die schwerfälligen Canoebauer von Sessé und die eiteln Wasoga, welche mit Gras ausgestopfte Lammfelle als Kopfschmuck und lange weißhaarige Ziegenfelle als Kleider trugen; ferner Wanjambu und Wazongora mit ihren eigenthümlichen Waffen und Schilden, die Hülfsvölker von vielen Inseln im See, auch Araber und Wangwana mit Gewehren u. s. w. Im Ganzen zählte das Heer gegen 150 000 Krieger, welche von 13 Wakungu (Oberbefehlshabern, Generälen) mit 131 Watongoleh (Unterbefehlshabern, Obersten) befehligt wurden. Letztere hatten Truppen von 50 bis 3000 Mann unter sich, während die kaiserliche Leibwache 3000 Mann unter 23 Watongoleh zählte. Die eigentliche Waganda-Streitmacht mochte 125 000 Mann stark sein; diejenigen der Hülfstruppen 25 000. Hierzu müssen noch gegen 50 000 Weiber und eben so viele Kinder und Sklaven beider Geschlechter gezählt werden, so daß Stanley nach genauem Ueberschlag die Gesammtzahl der Seelen in Mtesa's Lager auf 250 000 schätzte.

Nachdem er von den obersten Häuptlingen begrüßt wor-

den, fand am nächsten Morgen seine Zusammenkunft mit Mtesa statt. Das königliche Quartier bedeckte einen großen Raum, in dessen Mitte eine Kegelhütte stand. Vor der breiten Thür derselben saß Mtesa, auf beiden Seiten von Fahnenträgern und erblichen Leibwächtern umgeben, während die Würdenträger und Häuptlinge im weiten Halbkreise auf Matten saßen und die Leibwache mit geschultertem Gewehr in Doppelreihen, die Trommler und Pfeifer an der Seite, den Hintergrund füllte. Mtesa empfing Stanley mit großer Wärme und ließ sich von dem Anführer Sabadu alle Einzelheiten des Krieges gegen Bumbireh und der Reise erzählen. Als hierauf Stanley um die versprochene Escorte nach dem Albert-See bat, erwiderte Mtesa, er sei jetzt im Kriege gegen die Rebellen von Uwuma, und es sei in Uganda nicht Sitte, während der Kabaka Krieg führe, Fremdlinge weiterziehen zu lassen; doch sobald der Krieg zu Ende sei, solle ein Häuptling mit einem Heere Stanley an den Mwutan geleiten. Da Stanley wußte, daß er ohne ein solches nicht durch das feindliche, allen Fremden verschlossene Unjoro und Ankori dringen könnte, und er schon zu weit nordwärts gegangen war, um umzukehren, beschloß er, sich geduldig in das Unvermeidliche zu fügen und mittlerweile einem centralafrikanischen Kriege beizuwohnen.

Am 27. August brach Mtesa sein Lager ab und das Heer trat den Marsch nach der Nakaranga-Spitze an, vor der die kleine Insel Ingira liegt, auf welcher die Wawuma ihre Streitmacht zusammengezogen hatten. Die Avantgarde war schon vorangezogen, doch gelang es Stanley, den Vorbeimarsch des Hauptcorps zu sehen. Zuerst kam die Legion des Häuptlings Mkwenda, der im Katongo-Thal re-

Eine der großen Seeschlachten zwischen den Waganda und den Wawuma im Canal zwischen der Insel Ingira und dem Vorgebirge Nakaranga.

giert. Alle Häuptlinge, obgleich zum Islam übergetreten, sowie ihre Krieger, trugen gleich nordamerikanischen Indianern Kriegsmalereien von Ocker und Pfeifenthon. Die erste Abtheilung zählte ohne den Troß gegen 30 000 Mann; nach ihrem Vorbeimarsch, der im Halbtrab stattfand, war der vorher schmale Pfad in eine breite Allee verwandelt. Hierauf folgten die Truppen des alten Generals Kangau mit wehenden Fahnen, Trommeln und Pfeifen; auch bei ihnen waren Gesicht und Körper mit weißer, schwarzer und gelber Farbe bemalt. Dann stürmten 2000 große, auserlesene Krieger vorbei, indem sie den Kriegsruf: „Kavya, kavya!“ erhoben [1]) und mit Speeren und Schilden rasselten. Hinter ihnen folgte im Geschwindmarsch die Leibwache des Kabaka, mit Musketen bewaffnet, gegen 200 voran, dann 100 auf beiden Seiten des Weges, Mtesa und den Katekiro (Premierminister) umschließend, und 200 Mann als Nachtrab, alle mit Fahnen, Trommeln und Pfeifen. Mtesa marschirte zu Fuß mit unbedecktem Kopf; er trug einen blaucarrirten Rock mit schwarzem englischen Gürtel und sein Gesicht war hochscharlachroth gefärbt. Der Katekiro im dunkelgrauen Kaschmirrock ging vor ihm, wahrscheinlich um etwaige Menchelmörder zu täuschen. Hinter der Leibgarde folgte Häuptling auf Häuptling, Legion auf Legion auf einander, jede einzelne Abtheilung an ihrem eigenthümlichen Trommelschlag erkennbar. Alle eilten im Schnellmarsch,

[1]) Die beiden letzten Silben des Titels „Mukavya“, d. h. König, welchen Mtesa in seiner Jugend führte. Die Waganda-Krieger rufen nämlich als Kriegsgeschrei den Namen ihrer betreffenden Anführer aus und wiederholen die zwei letzten Silben desselben, wie z. B.: „Mkwenda, wenda, wenda!“ „Sekebobo, bobo, bobo!“ „Kitunzi, tunzi, tunzi!“ u. s. w.

einem bei den Waganda im Kriege üblichen Halbtrab, vorbei. Etwa zwei Stunden nach Beginn des Vorbeimarsches marschirte Kasudschu, der Wächter der Prinzen und der Weiber Mtesa's, mit einer Avant- und Arrièregarde von je 2000 Speerträgern vorbei. Die Zahl der Weiber betrug gegen 5000, von denen aber nur etwa 500 dem kaiserlichen Harem angehören, während die anderen Dienerinnen des Haushaltes sind. Stanley bemerkte unter den ganzen 500 nur etwa 20, welche dem europäischen Geschmacke entsprachen, und von diesen nur drei, welche schön genannt werden konnten. Diese hatten gerade Nasen, schmale Lippen, große glänzende Augen, schöne Formen und die Hautfarbe von Quadronen; sie gehörten der Wahuma-Race aus Ankori an und ihr kurzes, krauses Haar allein erinnerte an ihre Abstammung. Mtesa selbst schien die fetten, fleischigen Weiber mit den aufgeworfenen Lippen und platten Nasen des echten Negertypus jenen gleichzustellen. Auf den königlichen Harem folgte Mtesa's Onkel, der alte Sabaganzi, mit einer großen Anzahl seiner eigenen Weiber, welche in Uganda Reichthum repräsentiren, da sie so gut wie Zeug, Kühe, Perlen oder Gewehre einen festen Marktwerth haben. Noch immer folgten die Heeresabtheilungen, Woge auf Woge, eine lebende Fluth von Kriegern, der sich auch Stanley anschloß. Nach dem Abmarsch des Heeres überfielen die kühnen Wavuma das Lager an den Fällen, erschlugen die Wachen und setzten es in Brand. Am Abend sah man ihre Flotte im Triumph nach ihrer Insel zurückfahren.

Am 1. September, nach viertägigem Marsch, erreichte das Heer die Nakaranga-Spitze, auf welcher jede Abtheilung die ihr vom Katekiro angewiesene Position bezog. Mtesa's Quartier mit der Leibgarde befand sich wieder in der Mitte des Lagers; Stanley und seine Bootsmannschaft erhielten Wohnungen an der Hauptstraße des Lagers. Bei Sonnenuntergang war das ganze Heer in 30 000 Kuppelhütten untergebracht, über welche sich hier und da höhere Kegelhütten, die Wohnungen der Anführer, erhoben.

Nur eine 700 Yards breite Meerenge trennte die Landspitze von der kleinen Insel Ingira, auf welche die Rebellen von Uvuma, gegen 20 000 Mann stark, sich mit ihren Familien und einer Flotte von gegen 150 Canoes zurückgezogen hatten. Diese Insel, welche kaum eine Meile lang und nur eine halbe breit war, erhob sich als ziemlich hoher Berg mit sehr steilen Seiten aus dem Wasser. Mtesa's Flotte zählte 325 große und kleine Canoes, von welchen aber nur 230 kriegstüchtig waren. Der größte Theil ihrer Mannschaften kam von der Insel Sessé. Der Großadmiral der Flotte war Gabunga, der jedoch nur die Ruderer befehligte, während die Krieger unter dem Befehl ihrer betreffenden Anführer stehen. Das größte Canoe, das Stanley sah, war 72 Fuß lang, 7 Fuß 3 Zoll breit und 4 Fuß tief; seine 32 Sitze hielten 64 Ruderer und den Steuermann. Gegen 100 Canoes waren 50 bis 70 Fuß lang und faßten durchschnittlich 50 Mann, die 50 Canoes der zweiten Classe von 30 bis 50 Fuß Länge konnten je 40 Mann tragen und die 80 Fahrzeuge von 18 bis 30 Fuß Länge der dritten Classe hatten Mannschaften von je 20 Ruderern. Dies ergiebt eine Gesammtzahl von 8600 Ruderern; da aber in einer Seeschlacht jedes Boot noch so viele Krieger als möglich aufnimmt, konnte Mtesa eine Kriegsmacht von 16 000 bis 20 000 Mann einschiffen.

Das schwimmende Fort auf Ingira lossteuernd.

Am dritten Tage lief die Waganda-Flotte von 325 Canoes unter Befehl des Mkungu Sekebobo gegen Ingira aus und die Wavuma kamen ihnen mit 100 Canoes bis zur Mitte der Straße entgegen. Mtesa saß gleich Xerxes bei Salamis auf dem Bergabhange und mehrere Meilen weit bedeckten die braungekleideten Waganda das Ufer. Als die Waganda-Flotte in fester Ordnung vorrückte, öffneten die Wavuma ihre Linie nach rechts und links und stürzten sich auf beide Flanken ihrer Feinde. Bei diesem Anblick sprang Mtesa hoch auf und erhob seinen Kriegsruf: „Kavya, kavya!“ und das ganze Heer rief: „Kavya!“ Aber schon hatten die Rebellen 14 Fahrzeuge erobert, mit denen sie sich in tieferes Wasser zurückzogen, wohin ihnen die Waganda nicht zu folgen wagten. Auf diese Niederlage folgte eine mehrtägige Pause, worauf Mtesa Stanley um seinen Rath fragte, da die Waganda auf dem Wasser furchtsam seien. Auf seinen Vorschlag begannen 40 000 Mann sogleich den Bau eines Dammwegs von Steinen und Bäumen, welcher Nakaranga mit Ingira verbinden sollte.

Mittlerweile ließ Mtesa sich von Stanley in europäischen Wissenschaften unterrichten. Da dieser bei Mtesa großes Interesse an Religion fand, ließ er ihm durch einen Zögling der Zanzibarer Mission einen Auszug der Bibel von der Schöpfung bis zur Kreuzigung in die Kisuaheli-Sprache übersetzen. Als dieser vollendet war, erklärte Mtesa vor seinen versammelten Häuptlingen, daß er dem Islam entsage und zum Christenthum übertrete. „Stamlih,“ sagte er, „sage den Weißen, daß ich bin wie ein Mann in der Finsterniß oder wie ein Blindgeborener, und daß mein einziger Wunsch ist, sehen zu lernen, und ich werde ein Christ bleiben, so lange ich lebe.“

* * *

Am 14. September befahl Mtesa einen zweiten Angriff auf die Rebellen. Vierzig große Canoes formirten sich in Schlachtordnung, das Vordertheil der Nakaranga-Spitze zukehrend. Mtesa nahm mit seinen Lieblingsfrauen in einer

großen Hütte auf dem Abhange Platz und etwa drei Viertel seines Heeres setzte sich ebenfalls Reihe hinter Reihe, Tausende auf Tausende, vom Ufer bis zur Bergspitze auf dem Vorgebirge nieder. Bei Mtesa befanden sich die 50 großen Kriegspauken und gegen 100 Pfeifer. Der phantastisch gekleidete Hauptpriester brachte mit hundert Begleitern beider Geschlechter alle Zaubermittel von Uganda herbei, bestehend aus todten Eidechsen, Holzstücken, Haut, Nägeln von Leichen, Thierklauen, Vögelschnäbeln, Kräutern, Blättern u. s. w., alle in bunten perlverzierten Gefäßen verschlossen. Diese wurden einzeln dem Kabaka hingereicht, welcher, trotz seiner Bekehrung, sie sämmtlich mit dem Zeigefinger berührte, um den bösen Geist Muzimu zu besänftigen und sich den Sieg zu sichern, wie dies in Uganda vor jeder Schlacht Gebrauch ist. Während derselben singen die Priester ihre Beschwörungen und halten dem Feinde die Zaubermittel entgegen, während mit Kürbissen voller Steinchen ein betäubender Lärm erhoben wird. Mtesa und seine Krieger waren im vollen Kriegsputz und Malerei; am meisten waren die Wasoga geschmückt. Ihr Befehlshaber Ankori und seine Offiziere trugen schneeweiße Straußenfedern auf dem Kopf, Löwen- und Leopardenfelle auf dem Rücken und weiße langhaarige Affen- und Ziegenfelle um die Hüften; selbst ihre Lanzenschäfte waren mit Ringen von Affenfellen und Federn verziert.

Die Flotte bewegte sich jetzt in einer Linie, das Hintertheil voran, langsam auf Ingira zu; auch dort hatten mehrere Tausend Krieger, Weiber und Kinder als Zuschauer sich auf den Bergabhang gesetzt. Als die Waganda in Schußnähe gelangten, eröffneten sie ein stetiges Feuer auf ihre Feinde. Auf ein Signal schossen plötzlich die braunen Canoes derselben, 194 an Zahl, aus dem dichten Rohr und Schilfrand hervor und stürmten mit gellendem Kriegsgeschrei pfeilschnell auf die Waganda zu, welche sich langsam unter den Schutz des Dammwegs zurückzogen. Am Ende desselben standen nämlich unter des Katekiro Befehl 100 Musketiere und vier kleine Haubitzen, welche, sobald die Wavuma in Schußweite gekommen, eine Breitseite auf sie abfeuerten, welche, obgleich mehr Lärm als Schaden verursachend, jene gleich erschrockene, um ihre Beute betrogene Krokodile in das Schilf ihrer Insel zurücktrieb. Dies war die ganze Schlacht; das Heer marschirte ins Lager zurück und die Canoes beider Parteien wurden ans Land gezogen.

Vier Tage später riefen die großen Kriegstrommeln wieder zum Kampfe. Vorher fand eine Bursah (Kriegsrath) aller Häuptlinge statt, in welchem Mtesa jedem Feiglinge mit dem Feuertode drohte. Die ganze Flotte von 230 Canoes sollte an dem Angriffe theilnehmen und die obersten Würdenträger das Commando führen. Das Centrum wurde von 100 Canoes unter Kauta gebildet, der rechte Flügel von 50 unter Tschambarango und der linke von 80 unter Mkwanda. Die Musketiere und Haubitzen waren wieder auf dem jetzt 200 Yards langen Dammwege aufgestellt. In dieser Ordnung fuhr die gegen 16 000 Mann enthaltende Flotte über den Canal und näherte sich der Insel Ingira bis auf 30 Yards, wo sie die zur Verhinderung einer Landung aufgestellten Schleuderer der Wavuma mit einem mörderischen Feuer überschüttete. Aber schon stürmten die 196 Canoes der Rebellen herbei, vor denen die Waganda wie gewöhnlich sich bis in die Mitte der Meerenge zurückzogen und sich vor dem Dammwege nach beiden Seiten theilten, so daß die Musketiere und Haubitzen eine diesmal gutgezielte Salve in die dichten Reihen der Verfolger werfen konnten. Von einer Gruppe von 20 Canoes im Centrum wurde über die Hälfte gänzlich zerschmettert und es erzielten besonders die abgefeuerten Eisenbolzen eine schreckliche Wirkung, so daß die Wavuma nach ihrer Insel zurückfuhren und viele Todte und Verwundete ausluden. Noch zwei Mal griffen die Waganda an und wurden wieder von den Wavuma, die sich wie hungrige Haifische auf sie stürzten, zurückgeworfen, um ihrerseits wieder dem verheerenden Feuer von dem Dammwege zu weichen. Ein paar Tage später fand eine dritte erfolglose Schlacht zwischen 178 Wavuma- und 122 Waganda-Canoes statt, und am folgenden Tage verfolgten die unbesieglichen Rebellen in 203 Fahrzeugen 214 Waganda-Canoes bis dicht an den Dammweg, wo ihnen wieder die Schützen die Beute entrissen, da sie selber keine Schußwaffen hatten.

Am 5. October war der Krieg seinem Ende so fern als je und Stanley's Geduld, welcher am 12. August sein Lager verlassen hatte, fast erschöpft, da er erkannte, daß Mtesa selbst mit der Uebermacht seiner Leute und Waffen auf diese Weise nie die Wavuma besiegen würde. Auch war der Vorrath an Schießpulver fast erschöpft und der Bau des Dammwegs hatte ganz aufgehört. Stanley schlug deshalb Mtesa einen Plan zur unblutigen Unterwerfung der Rebellen vor, wobei er auf den Aberglauben derselben rechnete, und der von Jenem angenommen wurde. Er ließ drei der größten Canoes von 70 Fuß Länge neben einander in 4 Fuß Entfernung durch Querbäume verbinden und auf die so erlangte Platform aus Stangen eine dichte Pallisadenverschanzung ohne Oeffnungen von 7 Fuß Höhe, 70 Fuß Länge und 27 Fuß Breite aufbauen. Mehrere lange bunte Fahnen wurden über dieser schwimmenden Festung aufgezogen und eine Besatzung von 60 Ruderern und 100 Musketieren in dieselbe eingeschifft.

Am Morgen des 13. October bewegte sich dies geheimnißvolle Fahrzeug anscheinend von selbst und ohne Menschenkraft Angesichts beider Heere über den Canal auf Ingira zu und blieb 50 Yards vom Ufer derselben liegen. Unter dem lautlosen Schweigen der versammelten Tausende ertönte eine mächtige Stimme aus dem Innern des geheimnißvollen Bauwerkes: „Sprecht; was wollt Ihr thun? Unterwerft Ihr Euch Mtesa oder sollen wir Euch mit Eurer ganzen Insel in die Luft sprengen? Antwortet schnell, denn wir können nicht warten!“

Die Wavuma wurden von Angst und Schrecken ergriffen, denn nie hatten sie etwas Aehnliches gesehen. Welches schreckliche Wesen mochte aus dem mysteriösen Fahrzeug sprechen; vielleicht der böse Geist Muzimu selbst? All' ihr Muth und ihre Tollkühnheit waren dahin und zitternd kündeten sie ihre Unterwerfung an. Drei Stunden später brachte ein Canoe den Tribut für Mtesa, mehrere Elfenbeinzähne und zwei junge Häuptlingstöchter für den königlichen Harem. So endete der große Krieg zwischen Uganda und Uvuma am 13. October 1875. An demselben Nachmittag kehrte Mtesa's Flotte nach den Dschindscha-Fällen zurück und zwei Tage später trat das Heer den Rückmarsch an. Durch Zufall geriethen die trockenen Grashütten des Lagers in Brand, so daß viele Hülflose, Kranke, Verwundete, Weiber und Kinder in den Flammen umkamen; selbst Stanley und seine Leute entgingen denselben nur mit Mühe.

Am 18. erreichte er Ugungu auf der Uganda-Seite der Riponfälle und am 29. zog er mit Mtesa und dem Heer in die alte Hauptstadt Ulagalla (unweit nordöstlich von Rubaga) ein.

Arbeiten des anthropologischen Instituts von Großbritannien und Irland.

α. Vor Kurzem wurde der siebente Band des Journal of the Anthropological Institute abgeschlossen und wie schon früher wollen wir auch jetzt den Lesern des „Globus“ einen Ueberblick über den hauptsächlichsten Inhalt dieser wichtigen Publication geben (vergl. „Globus“ XXXII, S. 125).

Im Ganzen enthält der Band 40 Abhandlungen, die meisten von originalem Werthe; acht darunter sind ethnologischen Inhalts. Sehr werthvoll sind die Berichte verschiedener Missionäre und Gelehrten in Australien, welche über die Sprachen und Traditionen der Eingeborenen an den Colonialsecretär von Neu-Süd-Wales, Ridley, ihre Mittheilungen eingesandt haben. Die Wörterverzeichnisse der Kamilaroi- und Wailwnan-Sprache sind hoch willkommen, ebenso die genaue Schilderung des unter dem Namen Bora bekannten Gebrauches, der bei der Mannbarkeitserklärung der jungen Australier herrscht. Zwei Weiße, Honery und Macdonald, haben demselben beigewohnt, und der letztere erzählt, daß dabei eine Figur aus Erdwällen hergestellt wird, deren Umrisse dem menschlichen Körper gleichen und die 22 Fuß lang ist. Bestätigt wird vom Kamilaroi-Stamm der Totemismus, d. h. daß die Mitglieder desselben Stammes nicht unter einander heirathen dürfen; neu erscheint uns eine sehr ingeniöse Methode des Schildkrötenfanges bei den Cap-York-Eingeborenen: sie befestigen nämlich eine Remora (Saugfisch) an eine Leine und lassen ihn nun ausschwimmen; sobald er sich an einer Schildkröte festgesaugt hat, ziehen sie diese mittelst der lebendigen Angel an sich heran.

„Eines Benedictiner Missionärs Bericht von den Eingeborenen Australiens und Oceaniens aus dem Italienischen des Don Rudesindo Salvado“ ist die Uebersetzung einer ältern aus dem Jahre 1846 stammenden Arbeit, die indessen wenig bekannt wurde. Wichtig erscheint, was Salvado über die religiösen Vorstellungen der Australier von New-Nursia mittheilt. Die Seelen der Verstorbenen flattern auf den Bäumen gleich Vögeln, eine anderweitig auch oft vorkommende Vorstellung, wofür uns z. B. augenblicklich die Parallele aus der alttschechischen Königinhofer Handschrift einfällt. Da heißt es in dem heidnischen Geist athmenden Gedichte Záboj und Slawoj:

Auch so manche Seele flattert dort von Baum zu Baum hin.

Der Glaube jener Australier an die große Schlange Uocol, welche am Boden eines großen Teiches lebt und die Schwarzen, die daraus trinken wollen, tödtet, mag mit dem Schlangenglauben anderer Völker verglichen werden.

Ein Herr Gavin Hamilton hat die Gebräuche der Indianer am Stuarts Lake und Fraser River in Britisch-Nordamerika zum Gegenstande seines Studiums gemacht; er bestätigt die Abscheidung der Frauen vom Stamme zu gewissen Zeiten und theilt die Speiseverbote mit, denen sie unterliegen. Legenden, welche er unter den Indianern von Fort Langley sammelte, beziehen sich auf den Ursprung der Flüsse, Seen, Inseln und der pelztragenden Thiere.

Nachrichten von Socotora, das neuerdings die Aufmerksamkeit der Briten mehr fesselt, theilt der Marinecapitän F. M. Hunter mit. In mancher Beziehung stimmen seine Beobachtungen nicht mit denen seines Vorgängers Lieutenant Wellsted.

A. Simson hat sehr sorgfältig den Stamm der Záparos in Ecuador studirt. Das Volk ist sehr abergläubisch, zeichnet sich aber durch scharfe Sinne aus und was Simson von ihrer Gabe, den Feind oder das Wild zu entdecken, erzählt, grenzt an Cooper. Ihre Art zu freien empfiehlt sich durch Einfachheit. Der Bewerber setzt vor die Thür seiner Auserwählten Nahrungsmittel hin: nimmt sie dieselben an und kocht sie, dann wird sofort der neue Hausstand begründet. Läßt sie alles unberührt, so bedeutet dies einen Korb.

Eine „Charakteristik der Malayo-Polynesier“ giebt uns der Missionär S. J. Whitmee; er bezieht sich namentlich auf die Samoa-Insulaner, hebt die hohe Stellung des Weibes bei ihnen hervor und berichtet über die Erblichkeit von Rang und Titeln. Uebrigens ist er ein Degradations-Anhänger und befindet sich in dem Wahne, die Polynesier seien von einer frühern höhern Stufe auf eine niedrigere herabgesunken.

Prachtvoll ist die Sammlung von Waffen und Geräthen der Nikobaresen und Andaman-Insulaner, die Oberst Lane Fox und E. Man abbilden und erläutern, und manche der Waffen überraschen durch höchst sinnreiche Einrichtung. Was Dr. Turner über die im Steinzeitalter lebenden Motu an der Ostspitze Neuguineas, die er für Polynesier hält, mittheilt, ist im Auszuge bereits „Globus“ XXXIV, S. 186 wiedergegeben worden.

Nicht weniger als 17 Abhandlungen beschäftigen sich mit der Ur- und Vorgeschichte des Menschen. J. W. Knowles giebt Nachträge zu den vorgeschichtlichen Funden von Portsteward bei Londonderry; derselbe versucht auch eine Classification der Feuersteinpfeilspitzen; Hodder Westropp schildert die Küchenabfälle von Ventnor; Edward Laws jene von Tenby in Pembrokshire. Die megalithischen Denkmale im Allgemeinen macht M. J. Walhouse zum Gegenstande seiner Betrachtungen, ohne neue Gesichtspunkte aufzuführen, während A. L. Lewis die großen Steindenkmäler von Nord-Wales und Kent beschreibt. Zu den Mounds von Portsmouth in Ohio führt uns R. B. Holt. Höhlenfunde theilen Boyd Dawkins und Tiddeman mit, die unterirdischen Bauten von Driffield in Yorkshire schildert J. R. Mortimer.

Daß Aegypten seine Steinzeit besessen, ist nun nach längerm Streite eine ausgemachte Sache und auch in Deutschland anerkannt. Jukes Browne bildet zahlreiche Funde von Kratzern, Messern, Pfeilspitzen ab, die bei den Schwefelbädern von Helwan gefunden wurden.

Lange haben wir keinen Aufsatz gelesen, welcher den Einfluß des Lebensraumes (le milieu) besser charakterisirt als eine geistreiche Arbeit John Rae's über die Wanderungen der Eskimos. Es handelt sich hier um die Controverse, ob die sogenannten arktischen Hochländer, nämlich die durch Kane, Hayes etc. bekannt gewordenen Eskimos am Smithsunde, dorthin via Nordpol oder entlang der Nordküste Nordamerikas gelangten. Rae entscheidet sich, gegenüber Markham, für die letztere Ansicht und zeigt nun, daß die Eskimos sich allemal ihrer Umgebung anpaßten. Ob sie ihre Hütten aus Stein, Holz oder Schnee bauen; ob sie Thran oder Holz zum Heizen gebrauchen; ob sie Harpunen, Lanzen, Pfeile und Bogen als Waffen benutzen; ob sie große Boote oder Schlitten aus Seehundsfell oder Knochen her-

stellen — das alles sind keine mit der Race, sondern einzig mit dem Lebensraume zusammenhängende Fragen.

Von genauer Kenntniß der einschlägigen Literatur zeugen zwei Abhandlungen von Howorth: über die Wanderungen der Sachsen und über die Ausbreitung der Slaven (Croaten). Continentale Forscher werden darin nichts Neues finden.

Die Anthropologie im engern Sinne ist nur durch wenige Aufsätze vertreten Dr. Crochley Clapham beschäftigt sich mit dem Gewichte des Gehirns der Chinesen und Palau-Insulaner; Rae bespricht Eskimoschädel. Die Eskimos an der Beringstraße sind brachycephal, die Grönländer dolichocephal, zwischen beiden, am Kupferminenfluß, herrscht der mesocephale Typus. Letztere, meint Rae, mögen den reinen Typus repräsentiren, während an der Beringstraße Indianer-, in Grönland dänische Einmischung modificirend wirkten.

Von Shaw liegen zwei Abhandlungen vor; eine über Rechtshandigkeit und Linkshandigkeit und eine andere über den „geistigen Fortschritt der Thiere während der Menschenperiode.“

Linguistischer Art sind vier Abhandlungen. Hier tritt uns nun — schreckenerregend! — der Name Hyde Clarke's entgegen. Diesmal ist der fruchtbare unkritische Mann indessen gnädig, er hat nur eine Arbeit beigesteuert. Indessen sie trägt einen vielversprechenden Titel: „Ueber den Himalaya-Ursprung der Magyaren.“ Resultat: die ugrischen Sprachen und jene der Himalayagruppe sind verwandt, namentlich die des östlichen Nepal. In diesem Lande wohnt ein Stamm, der Magar heißt, dessen Sprache ungeheure Aehnlichkeit mit dem Magyarischen haben soll. Ich registrire gleich neben diesem Aufsatze jenen des Missionärs W. Roß: „Merkwürdige Uebereinstimmung des Vocabulars der keltischen und Maorisprache.“ Manche Uebereinstimmungen sind allerdings schlagend, doch derlei läßt sich ja bei sehr vielen Sprachen nachweisen und Roß ist auch geschult genug, um dadurch nicht etwa eine Verwandtschaft der Kelten und Maori nachweisen zu wollen, sondern deutet nur an, daß in verschiedenen Sprachen noch einige Ueberreste einer vorgeschichtlichen Ursprache sich herumtreiben.

Aus der chinesischen Märchenwelt.

α. Ein chinesisches Sprichwort versichert, daß „die Menschen der vier Meere Brüder sind.“ Es liegt darin etwas Wahres, und die Existenz der mythologischen Brüderschaft zwischen uns Europäern und den Bewohnern des Himmlischen Reiches nachzuweisen hat Dr. N. B. Dennys unternommen in einem vor Kurzem bei Trübner in London erschienenen Werke, welches den viel versprechenden Titel führt The Folk-Lore of China and its affinities with that of the Aryan and Semitic Races. Ueber chinesische Lieder, Geschichten und Aberglauben ist in der letzten Zeit viel geschrieben worden, doch da es meist in wenig verbreiteten zu Schanghai erscheinenden Zeitschriften veröffentlicht wurde, so ist es auch bei uns in Europa ungenügend bekannt geworden. Dr. Dennys hat sich durch Sammlung und Anordnung all' dieses zerstreuten Materials daher ein großes Verdienst erworben und wir müssen gestehen, daß manche der von ihm mitgetheilten Uebereinstimmungen schlagend sind, ja sogar Licht über manchen europäischen Aberglauben ꝛc. verbreiten können.

Wie wir haben die Chinesen Trauringe, nur sind diese ein wo möglich noch wichtigeres Symbol als bei uns. Im südlichen China beschenkt die Braut den Mann bei der Hochzeit mit ein paar Schuhen und deutet auf diese Weise an, daß sie sich unter seine Herrschaft stellt — es ist also das umgekehrte Pantoffelregiment. Die Schuhe werden sorgfältig aufbewahrt und der Theil des Paares, welcher mit ihnen davongeht, zeigt dadurch seine Scheidung an. Damit möge man auch den bei uns herrschenden abergläubischen Gebrauch des Schuhwerfens vergleichen. Unsere modernen Spiritisten (z. B. der Astrophysiker Prof. Zöllner in Leipzig, dieser Schüler des bekannten Mr. Slade) würden Freude empfinden, wenn sie hörten, daß das storchschnabelartige Instrument, die bekannte „Kinderscheere“, auch in China zu spiritistischen Offenbarungen benutzt wird. Die chinesischen Media verstehen es genau so, die Dummen hinter das Licht zu führen wie ihre europäischen Collegen, nur wenden sie bei ihren Schreibereien keine Schiefertafeln an, sondern mit Sand bestreute Tische, auf denen die Geister ihre Autographen hinterlassen.

Die Chinesen sind so abergläubisch wie nur irgend ein anderes Volk, doch nimmt der Aberglauben bei ihnen besondere, ihrem ganzen Wesen entsprechende Formen an. Geisterglauben herrscht bei ihnen wie bei uns, nur sind die chinesischen Geister ganz eigenthümliche Gesellen. So gehen und sprechen die körperlosen Geister der Selbstmörder nicht bloß, wie sie es bei uns machen, sondern ihre Hauptliebhaberei ist es, die Ueberlebenden zu veranlassen, auch Selbstmord zu begehen. In Hang-tschen war ein verzaubertes Haus, das niemand kaufen wollte, bis endlich ein unternehmender Speculant es um ein Spottbilliges erstand. Als er die erste Nacht in demselben schlief, wurde er plötzlich durch die Erscheinung einer Frau erweckt, die langsam heranschritt. Um ihren Nacken hing ein rothseidenes Tuch, und nachdem sie ihn begrüßt, befestigte sie einen Strick an einem Balken der Decke, steckte ihren Kopf in die Schlinge und lud den Mann ein, dasselbe zu thun. Doch er verlachte das Gespenst, das nun bitterlich schrie und von dannen ging. Von der Zeit an war das Haus nicht mehr verzaubert.

Es giebt in China auch Geister, die man verehrt und liebt, obwohl sie nichts mit dem bekannten Ahnencultus des Volks zu thun haben. So erhängt ein Hausbesitzer eine Katze und fastet nun sieben Wochen lang, worauf der Katzengeist versöhnt ist und ein sehr nützlicher Diener seines Mörders wird, denn „um die vierte Stunde der Nacht, bevor noch der Hahn gekräht hat,“ geht er auf Diebstahl aus und bringt seinem Herrn reiche Beute ins Haus. Auch die Füchse haben besondere Gespensterkraft. Sie wohnen in einem Zwischenreich, das weder die Erde noch das Gebiet der Todten ist, und besitzen die Macht, wieder lebendig zu werden, um dann Ermordete an ihren Mördern zu rächen. So erzählte ein „gelehrter Chinese“ dem Dr. Dennys folgende Geschichte. Einer seiner Freunde stand im Verdachte, seine Frau ermordet zu haben; jedenfalls war sein Haus verzaubert und namentlich spukte es im Zimmer der Verstorbenen, so daß dieses verschlossen werden mußte. Eines Abends aber veranlaßte der Erzähler seinen Freund, mit ihm in das verzauberte Zimmer zu gehen; kurz nachdem sie eingetreten waren, erschien auch die Todte, ganz wie ehemals

im Leben gekleidet, ging in eine Ecke des Zimmers, holte dort ein Gefäß mit Wasser und reichte dieses ihrem Ehemanne dar, der vor Schrecken niederfiel. In dem Augenblicke verschwand der Geist, ein Fuchs aber rannte zur Thür hinaus. Nun verschloß man das Haus ganz, der vermeintliche Mörder zog fort. „Aber der Geist der ermordeten Frau wird ihn noch in Gestalt eines Fuchses zu Tode quälen." Vergnügterer Art sind die kleinen Tintengeister, die als kleine schwarze Kerlchen aus der Tinte der Literaten aufsteigen und diese necken.

Eine gute Seite des chinesischen Charakters enthüllen die Geschichten, in welchen von der Aufopferung der Kinder für die Eltern die Rede ist. Ein Mandarin sollte enthauptet werden, wenn der Guß einer Glocke, die für den Pekinger Glockenthurm bestimmt war, mißlänge. Da ging sein hübsches junges Töchterchen Ko-ai zu einem Astrologen und fragte, was es thun müsse um des Vaters Leben zu retten, worauf dieser sagte, der Glockenguß gelänge nur, wenn das schmelzende Metall mit dem Blute eines unschuldigen Mädchens vermischt werde. Als nun der Guß begann, stürzte sie sich unter dem Rufe: „Für meinen Vater!" in die siedende Masse. Ein Mann, der dabeistand, wollte sie noch ergreifen, bekam aber nur ihren Schuh. Als die Form zerschlagen wurde, stand die Glocke untadelhaft da, und als man sie läutete, klang ihre Stimme melancholisch und wimmernd. Das Volk glaubte darin das Wort hsieh, Schuh, zu hören und sagte: „Die arme Ko-ai ruft nach ihrem Schuh." Daß auch heute noch, in unserer bösen Zeit, die Kinderliebe in China nicht erstorben ist, dafür kann man in der chinesischen Presse Beispiele finden. So erzählt der Shanghai Courier im November 1875, daß ein braver Sohn, um seiner armen kranken Mutter zu helfen, ein Stück Fleisch aus seinem Arme schnitt, daraus Bouillon kochte und der Mutter zu trinken gab, die nun genas. Im Mai 1874 berichtete die Pekinger Zeitung, daß eine pflichtgetreue Tochter aus ihrem Arme ein Stück Fleisch schnitt und für den kranken Vater zubereitete, der dadurch gesund wurde. Alle Mädchen in China scheinen indessen nicht so brav zu sein, denn man erzählt sich, es gäbe einen Mädchenbund, dessen Mitglieder geschworen haben, nie zu heirathen. Werden sie von ihren Eltern dazu gezwungen, so ermorden sie ihre Männer mit einem Gift, dessen Hauptbestandtheil Kinderblut ist!

Viele der chinesischen Märchen erscheinen uns nur als Varianten unserer eigenen Kindergeschichten, so daß man geneigt ist, für beide Indien, den geographischen Mittelpunkt, als gemeinsames Vaterland anzusehen. Selbst zur Erklärung und Erläuterung unserer eigenen Legenden tragen die chinesischen bei, so z. B. zur Erklärung der Sage von St. Georg, dem Drachentödter. China und Japan sind die classischen Länder der Drachengeschichten und der Drache wird in beiden als Wirkung der Atmosphäre, der Stürme und Winde dargestellt. Orcane und Wasserhosen sind die Urtypen der Drachen. In chinesischen Chroniken lesen wir: A. D. 1605. Ein paar Drachen fochten mit einander in Wham-poa; sie rissen einen großen Baum aus und demolirten viele Häuser. — A. D. 1608, im 4. Monat. Ein wirbelnder Drache wurde über der verzierten Spitze einer Pagode gesehen; ringsum waren Nebel und Wolken; nur der Schwanz des Drachen war sichtbar. In der Zeit, daß man ein Mahl einnimmt, war er wieder verschwunden und hinterließ die Spuren seiner Klauen an der Pagode. — Chinesische Werke aus dem Ende des 16. Jahrhunderts erzählen ferner von einer mächtigen Schlange, welche junge Mädchen verschlang. Nachdem sie schon neun Opfer verschlungen, bot sich ein Mädchen Namens Ki selbst als zehntes an. Indem sie sich vorsichtig der Höhle der Schlange näherte, stellte sie eine Schüssel mit Honig und Reis an den Eingang derselben und wartete dort, begleitet von einem Schlangenhunde und bewaffnet mit einem guten Schwerte. Als nun der Drache hervorkam, sich an dem leckern Mahle zu erquicken, fiel ihn die Dogge an und das Mädchen hieb ihm mit dem Schwerte den Kopf ab. Dann ging sie in die Höhle, holte die Gerippe der neun Opfer und beweinte deren frühen Tod.

Wem fällt nicht sofort die europäische Variante bei folgender chinesischen Geschichte ein? Ein Holzhacker fand eine Höhle, ging hinein und sah dort ein paar Schachspieler. Nachdem diese ihre Partie beendet, trat er wieder heraus, um seine Arbeit zu vollenden. Aber alles um ihn war verändert, er fand keinen Verwandten mehr im Dorfe, denn er hatte unbewußt ein paar hundert Jahre in der Höhle zugebracht.

Ferner: Ein Hund, der die Magie verstand, nahm die Gestalt des Mannes einer schönen Frau an und besuchte sie so. Doch einst ereignete es sich, daß zu gleicher Zeit der echte und der unechte Mann zu der Frau kamen. Da diese nun den echten nicht finden konnte, rief sie den Richter, der, eine Verzauberung ahnend, beide in einen Käfig sperren ließ und einen Tiger zu ihnen brachte, der nur Thiere, aber keine Menschen tödtete. Natürlich fraß der Tiger den falschen, während der echte zu seinem Weibe zurückkehrte.

Liebesgeschichten spielen auch ihre Rolle. Ein Fischer fuhr täglich am Fenster eines schönen Mädchens mit seinem Boote vorüber und zwischen beiden entspann sich ein Liebesverhältniß. Da starb das Mädchen und als man ihren Körper zerschnitt, fand man, daß ihr Herz von Eisen war, darauf eingravirt der Fischer und sein Boot. Als man ihm dies Herz zeigte, starb auch er. So geschehen 350 vor unserer Zeitrechnung.

Zum Schlusse eine Geschichte, die als Warnung für sparsame Kriegsminister dienen kann. Ein solcher gab Befehl, daß in Friedenszeiten die Pferde der Reiterei in den Mühlen beschäftigt werden sollten und sparte so viel Geld. Als nun aber ein Krieg ausbrach und die Cavallerie zum Angriff vorging, da gewahrte sie zu ihrem Schrecken, daß die Pferde nicht auf den Feind zu, sondern alle im Kreise herumgingen. Deshalb wurde sie besiegt.

Weitere Nachrichten von Oschanin's Expedition nach Karategin.

H. V — y. In unserm ersten Berichte über die russische Expedition nach Karategin haben wir dieselbe auf einem durch Oberst Majew schon theilweise besuchten und einigermaßen bekannten Terrain begleitet. Von Karatag an bewegte sich dieselbe jedoch auf einem bisher gänzlich verschlossen gebliebenen Gebiete, daher die weiteren Details auch um so interessanter werden. Herr Oschanin ist seinem kurzen Berichte zufolge von Karatag am 27. August aufgebrochen und hat in Ka-

firnihan (= Schlupfwinkel des Ungläubigen) übernachtet. Am 16. langte er in Feïzabad an, welches am Flusse Iljak (Ilek?)[1] gelegen ist, und traf endlich am 17. in Kelan-descht (= großes Feld), dem Grenzort zwischen Hissar und Karategin, ein, von wo aus der Weg ohne Rast in fünf Tagen nach Germ, dem Hauptorte Karategins, fortgesetzt wurde. Bezüglich der Einzelheiten der zurückgelegten Strecke erfahren wir, daß der Weg von Feïzabad ununterbrochen am Flusse Iljak sich hinzieht, ja denselben bis zu seiner Quelle verfolgt, wo ein circa 12 Werst langes und 1 bis 4 Werst breites, ein Alai en miniature vorstellendes (?) Thal, Namens Deschti Bidan (= Wachtelfeld), sich befindet. Dasselbe wird von Oezbegen aus dem Stamme Karlik bewohnt, die den Winter hier, den Sommer hindurch in der Stärke von 700 bis 800 Zelten in den Wäldern von Hissar und am Ufer des Surchan zubringen. In diesem Thale entspringt außer dem Iljak, der ein Nebenfluß des Kafirnihan ist, noch der Fluß Abi-Germ (= warmes Wasser), der in den Surchab (= rothes Wasser), bekanntermaßen einen Nebenfluß des Oxus, mündet. Am Abi-Germ liegt die gleichnamige Festung, so genannt von der in der Nähe existirenden heißen Quelle, welche, von einem 5 Arschin breiten Gebäude aus Holz umgeben, 2 Arschin tief ist, und in einer Minute wenigstens 20 Eimer (Wedro) Wasser liefert, welches ganz durchsichtig klar ist, so daß man am Boden jedes Sandkorn unterscheiden kann. Das Wasser hat keinen besondern Geruch, einen nur leicht säuerlichen Geschmack und eine Temperatur von + 33° R. und wird selbstverständlich als Heilmittel gegen verschiedene Krankheiten gebraucht.

Von Abi-Germ geht die Straße nach Surchab, und zwar immer am rechten Ufer, mitunter in einer Entfernung von 3 bis 4 Werst, um die einzelnen Nebenflüsse zu überschreiten oder die bis hart an den Fluß reichenden Bergrücken zu umgehen. Aufstiege, Abhänge, Karniese und Balcone sind sehr häufig, doch ist ungeachtet der steilen Orte der Weg bisweilen breit genug für drei neben einander Reitende, keinesfalls gefährlich, für Kanonen aber unpassirbar. Das Surchabthal besteht im Allgemeinen aus einer ganzen Reihe von Erweiterungen, wo der Fluß mit seinen Armen und Nebenflüssen hinzieht, und aus einigen sehr engen Pässen, wo das Wasser mit rasender Schnelligkeit in seinem Bette hineilt. Der ersten Brücke begegnet man beim Dorfe Sari-Pul (= gelbe Brücke) 4 Werst unterhalb Germs; sonst pflegt von einem Ufer zum andern die Ueberfahrt nur mittels Schläuchen (Tursuk) bewerkstelligt zu werden. Schiffe giebt es in dieser Jahreszeit gar keine. Die Russen fanden die ganze Gegend ziemlich gut bevölkert. Die Hauptbeschäftigung ist der Ackerbau, und selbst solche steile Abhänge sind bebaut, wo es kaum möglich scheint, festen Fuß zu fassen. Gebaut wird Weizen, Gerste und Flachs, und bei künstlicher Bewässerung auch Hirse und Luzerne, von welchen Bodenerzeugnissen hier und da auch nach der Landschaft Derwaz (= Pforte) (im Südosten) exportirt wird, wogegen von dort Baumwolle und Eisen eingeführt wird. Germ wird überhaupt als ein sehr ärmlicher Ort geschildert, in welchem weder Häute, Stricke oder Pelze, ja nicht einmal ein Hufeisen zu finden war.

Der Herrscher des Landes, vulgo Schah genannt, befindet sich, wie wir hören, schon seit einem Jahre im Arreste in Bochara, das schon längst souveräne Rechte über Karategin beansprucht, und es hat auch der Emir den eingesperrten Landesfürsten durch den Dadchah (= Gouverneur, wörtlich Gerechtigkeitspfleger) Chudai-Nuzar ersetzt. Infolge dessen ist in Derwaz, dessen Herrscher mit dem von Karategin in Freundschaft lebt, ein Aufstand ausgebrochen, zu dessen Bewältigung Chudai-Nuzar sich dahin begeben hat. Derselbe ist auch als Obercommandirender dort zurückgeblieben, selbstverständlich nachdem er den Herrn von Derwaz besiegt und ihn gleichfalls nach Bochara in Arrest geschickt hat.

Herr Oschanin beabsichtigt von hier zuerst am Surchab entlang und dann nach dem Muk-su (= Beerenwasser) zu gehen, wo er unter den Kara-Kirgisen die nöthigen Führer nach dem Pamir zu finden hofft. Sonderbarerweise sind solche in Karategin selbst nicht zu erlangen, denn wenngleich die Leute von der Existenz des „Daches der Welt" gehört haben, so hat es doch noch keiner besucht. Nicht uninteressant sind einige Rectificationen bezüglich der russischen Karten von Derwaz, und es soll namentlich die 30-Werst-Karte des Generalstabes richtiger sein, als die 40-Werst-Karte, obwohl auch erstere noch fehlerhaft genug ist. So wird unter andern auf letztgenannter Karte der Chullajas (?) als in den Ktschi- (Kitschi = klein?) Surchab [1]) sich ergießend dargestellt, während derselbe einen linken Nebenfluß des Surchab bildet, im obern Laufe den Namen Wachja (?) führt, welcher bald hier bald dorthin versetzt, von einigen sogar mit Wachan identificirt worden ist. Es ist dies ein großer Fluß, dessen Mündung Oschanin 45 Werst unterhalb Germ gesehen hat. Die Gebirgskette, welche den Surchab vom Chulljas trennt, erreicht auf einem Punkte die Höhe von 15 000 Fuß. Germ selbst liegt in einer Höhe von 5000 bis 5500 Fuß. Vom letztgenannten Orte ist der Brief Oschanin's vom 25. August (6. Sept.) datirt. Wir werden auf seine späteren Berichte zurückkommen.

[1]) Diese richtigere Schreibart befolgt Majew.

[1]) Auf der Karte in „Globus" XXXI, S. 9 Chulias und Kitschi-Surchâb geschrieben und ersterer richtig als Zufluß des Wachsch oder Surchâb dargestellt.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Im Verlage von Orell Füßli u. Comp. in Zürich erscheint seit dem vorigen Jahre unter dem Titel „Illustrirte Wanderbilder" eine Sammlung von Beschreibungen der sämmtlichen Bergbahnen sowie der besuchtesten Touristen-Gegenden und beliebtesten Ausflüge der Schweiz, welche sich durch ihre reiche Ausstattung mit landschaftlichen Ansichten, Panoramen und kleinen Uebersichtskarten und ihren billigen Preis (pro Heft 50 Cts.) für Touristen und namentlich sedentäre Sommerfrischler sehr empfiehlt. Von Männern geschrieben, welche in der betreffenden Gegend dauernd ihren Wohnsitz haben oder doch gründlich zu Haus sind, und je ein enger begrenztes Gebiet umfassend, vermögen die niedlichen Bücher auf ihren 20 bis 30 Seiten Text ungleich mehr in die verborgenen Schönheiten und Reize der geschilderten Gegend einzuführen als die compendiösen Führer von Berlepsch, Bädeker oder Meyer, nicht minder auch ausführlicher von der Erbauung und den äußeren Verhältnissen der Bergbahnen, von den Berglocomotiven und dergleichen zu berich-

ten. Bis jetzt liegen von dem Cyclus acht Bändchen vor, von denen die ersten fünf sich mit Bergbahnen, die letzten drei mit bevorzugten Touristen-Gebieten beschäftigen. Es sind 1. Die Arth-Rigi-Bahn. (Mit 20 Illustrationen und 1 Karte.) 2. Die Ueltiberg-Bahn. Von J. J. Binder. (Mit 25 Illustrationen.) Behandelt zugleich auch Zü-

Oberhofen bei Thun.

Scherzlingen am Thuner See.

rich und die weitere Umgebung des Uetli, wie Faletsche, Baldern, die Manegg und Albishochwacht. 3. Die Luzerner Rigi-Bahn. Von H. A. Berlepsch. (Mit 22 Illustrationen und 2 Karten.) 4. Heiden und die Rorschach-Heiden-Bahn. Von H. Szadrowsky. (Mit 22 Illustrationen und 2 Karten.) Giebt historische, commercielle,

naturwissenschaftliche ꝛc. Notizen, behandelt Heiden als Luft- und Molkenkurort, bespricht die Excursionen von einfachen Spaziergängen an bis zu Hochgebirgstouren sowie die Zufahrtslinien zu der betreffenden Bergbahn, was auch in den übrigen Heften nicht unterlassen ist. 5. Die Wädensweil-Einsiedeln-Bahn. Von J. J. Binder. (Mit 20 Illu-

Der Albula-Paß.

Ausblick von Golzwyl auf den Faulen See und den Brienzer See.

strationen.) Bespricht auch den Züricher See, den berühmten Wallfahrtsort Einsiedeln und dessen Umgebung. 6. Thun und Thuner See. Mit 23 Illustrationen (von denen wir zwei mittheilen) und 1 Karte. 7. Interlaken. Von Diacon Gerber in Interlaken. Mit 20 Illustrationen (vergl. den „Ausblick von Golzwyl") und 1 Karte. 8. Das Ober-

engadin. Von Dr. Pernisch, Kurarzt in Tarasp-Schuls. Mit 21 Illustrationen (darunter der Albula-Paß, den wir abdrucken) und 1 Karte. — Wenn die praktische Brauchbarkeit der Hefte, die sich ganz doch nur an Ort und Stelle erproben läßt, an der wir aber nicht zweifeln, der künstlerischen Ausstattung gleichkommt, so werden sich dieselben gewiß rasch einbürgern, ein Umstand, der vielleicht die Verlagshandlung zur Beigabe von theilweise noch detaillirteren Karten veranlassen mag.

— Der König von Württemberg hat angeordnet, daß das statistisch-topographische Büreau eine eingehende Untersuchung des Bodensees, speciell wohl des zu Württemberg gehörenden Theiles, welcher die tiefsten Stellen des Sees umschließt, vornehmen soll, und zwar in Hinsicht auf Zoologie, Botanik, Tiefen-, Wärmemessungen u. s. w. (A. Z.)

— Im Verlage von J. C. Hinrichs in Leipzig erschien von Carl Georg ein bibliographisches Werkchen, das bei einschlagenden Arbeiten von Nutzen sein kann: Die Reiseliteratur Deutschlands aus den Jahren 1871 bis 30. April 1877 und die wichtigsten Erscheinungen aus früherer Zeit. Mit Einschluß von Plänen und Reisekarten. Nach dem Alphabet der Länder und Ortschaften ꝛc. sowie mit Berücksichtigung der medicinischen Bäderliteratur.

— Seit dem 1. October erscheinen in Deutschland zwei neue geographische Monatsschriften, die eine in Leipzig unter dem Titel „Aus fernen Zonen" und unter der Redaction eines Geistlichen, G. Kunze, welcher sich in ethnographischer Hinsicht besonders der Mitwirkung von Missionären erfreuen wird, und eine zweite in Wien unter dem Titel „Deutsche Rundschau für Geographie und Statistik" und unter der Redaction von Prof. Dr. Carl Arendts in München.

— Am 5. September wurde der Abzugsstollen des Schemnitzer Bergwerkes in Ungarn, welcher unter Kaiser Joseph II. 1782 begonnen worden ist, vollendet. Er führt etwa $10^1/_4$ engl. Meilen meist durch sehr hartes vulcanisches Gestein und durchschneidet die Gruben in einer Tiefe von 800 bis 1500 Fuß unter der Erde. Es ist der dritte große Abzugsstollen, der innerhalb der letzten zwei Jahre vollendet wurde; die beiden anderen sind der Sutro-Tunnel in Nevada (vergl. oben S. 239) und der Rothschönberg-Stollen, welcher die Wasser der Freiberger Gruben in die Elbe leitet.

— Die größte je versuchte trigonometrische Operation, die Verbindung der spanischen und algerischen Triangulation, wird demnächst in Angriff genommen werden. Die spanischen Ingenieure sind auf der Sierra Nevada und dem Berge Tetica, die französischen in Fillaussen bei Nemours und Ben Sabra bei Oran stationirt. („Mail".)

— Einer Mittheilung der „Times" zufolge besteht noch heute die Nachkommenschaft der schottischen Leibgarde Karl's VII., des „Roi de Bourges", in der Nähe dieser Stadt, wo sie (in St. Martin d'Auxiny) unter ihrem Führer Stewart angesiedelt wurden und durch Binnenheirathen sich fast rein erhalten haben. Ihre Zahl betrage 3000, die sich vorwiegend mit Obstbau beschäftigen und eine eigenthümliche Bodengemeinschaft pflegen, die dem russischen Mir ähnlich sein soll.

— Nicht ganz Großbritannien ist so dicht oder vielmehr so übervölkert, wie die Censuslisten es darzustellen scheinen. Ein Bericht von St. Kilda, einer der äußeren Hebriden, meldet, daß dort, wo im vorigen Jahrhundert über 100 Menschen wohnten, nach einer Zählung von 1877 nur 76 vorhanden sind. 1861 waren es 78, 1871 71. Macauley, der classische Beschreiber dieser Regionen, schätzt die Zahl der Menschen, die St. Kilda ernähren könnte, auf 300, Lord Brougham verstieg sich sogar zu 1500. Der Rückgang der Bevölkerung beruht theilweise auf großer Kindersterblichkeit ($2^1/_2$ Geburten auf 3 Todesfälle im Durchschnitt der letzten 21 Jahre), dann auf der Auswanderung von 36 Insulanern, die 1856 nach Australien gingen. Selbst die Verwüstungen, welche 1831 die Cholera hier anrichtete, sind noch nicht ausgeglichen. Von anderen lebenden Wesen befinden sich auf der Insel 50 Rinder und 1500 Schafe (norwegische Race), von welch' letzteren ein Drittel auf einer kleinen Nachbarinsel ihre karge Weide finden. Aber die Hauptnahrungsquellen der Bevölkerung sind Vogelfang und Eiersuchen.

— Die serbische Regierung hat nach einer Correspondenz der „Allgemeinen Zeitung" in ihrem neu erworbenen Gebiete alsbald dem Schulwesen volle Aufmerksamkeit geschenkt, so daß Mitte October bereits über 50 Volksschulen in Gang waren. Erfreulich ist, daß die Dorfbewohner einen großen Theil der Kosten sofort auf sich nahmen. In Nisch bestanden aus der Zeit Midhat Pascha's eine Mittelschule und eine mit einem Waisenhause verbundene Gewerbeschule, welche beide im Kriege zu Grunde gingen. Nun hat die serbische Regierung an Stelle der Gewerbeschule in Nisch ein Gymnasium errichtet und die Gewerbeschule mit einem Cursus der Handelsschule nach Pirot verlegt. Erfreulicheres ist seit lange von der Balkanhalbinsel nicht gemeldet worden.

— Der letzte Türkenkrieg hat neben manchem anderen auch eine Ausdehnung des lateinischen Alphabets zur Folge gehabt: die österreichische Regierung hat nämlich in Bosnien und der Hertzegówina anstatt der von der türkischen Regierung gebrauchten cyrillischen Schrift die lateinische für ihre Erlasse in serbisch-croatischer Sprache eingeführt, und zweitens kommt dieselbe Schrift nun auch mit der rumänischen Herrschaft in der Dobrudscha zur Geltung, während sie in dem an Rußland abgetretenen Bessarabien durch die russische verdrängt wird.

— Ueber den bekannten Reisenden Prschewalski berichtet der „Golos": „Am Mittwoch den 11. (23.) October findet die erste Versammlung der Petersburger Geographischen Gesellschaft statt. Während dieser Versammlung wird Oberst N. M. Prschewalski einen Vortrag über seine letzte Reise ins Innere Asiens halten. N. M. Prschewalski kehrte bereits im Frühling nach Rußland zurück und verlebte den ganzen Sommer auf Anordnung der Aerzte auf seinem Landgute, um dort zu Kräften zu kommen. Dieser Tage ist von ihm ein Brief angelangt, aus welchem erhellt, daß er von seiner schweren Krankheit vollkommen geheilt und wieder dermaßen zu Kräften gekommen sei, daß, wenn es die Umstände erlauben sollten, er die durch seine Krankheit unterbrochene Reise fortsetzen könne." (A. K.)

Arktisches Gebiet.

— Die niederländische Polarexpedition (s. oben S. 95) auf dem Schoner „Willem Barendsz" ist am 14. October in ihre Heimath zurückgekehrt. Von dem Naturforscher, Dr. Sluiter, abgesehen hat niemand an seiner Gesundheit Schaden gelitten. An denjenigen Stellen, wo berühmte niederländische Nordfahrer, wie man glaubt, umgekommen sind, hat man Grabdenkmäler errichtet und außerdem auch wissenschaftliche Beobachtungen angestellt. Bericht und Karte sollen binnen Kurzem erscheinen.

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 13, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band XXXIV. № 23.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
Begründet von Karl Andree.
In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von
Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig — Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. — 1878.

Stanley's letzte Forschungsreise durch Afrika (1874 bis 1877).

IV.

Land und Leute von Uganda.

Geschichte. Das Reich Uganda soll im 13. oder 14. Jahrhundert durch Einwanderer aus dem Norden bevölkert worden sein. Der Sage nach hieß der Patriarch und erste König von Uganda Kintu, der vielleicht arabischer oder äthiopischer Abstammung war. Er soll die Kuh, die Ziege, das Schaf, das Huhn, den Pisang und die süße Kartoffel mitgebracht und sich am Mwerango-Fluß in dem menschenleeren Lande angesiedelt haben. Alle Waganda halten sich für seine und seiner Frau directe Nachkommen.

Mtesa, der jetzige Herrscher, soll in gerader Abstammung einer langen Reihe von Königen seit Kintu der 35. Kabaka (Kaiser) von Uganda sein, was ein für ein centralafrikanisches Reich bedeutendes Alter beweist. Nakivingi, der zwölfte Herrscher, eroberte Unjoro, und König Tschabagu besiegte Usoga und verleibte es seinem Reiche ein. Kamanja, der Großvater Mtesa's, überwältigte das wilde Volk der Wakedi im Norden von Usoga, welche eiserne Harnische trugen und von großen, abgerichteten Hunden in die Schlacht begleitet wurden. Sein Sohn, Suna II., bestieg den Thron von Uganda etwa im Jahre 1836. Er war äußerst blutdürstig und ließ seine Unterthanen oft zu Hunderten hinrichten; an einem Tage wurden 800 Waganda wegen eines einzigen Verbrechens enthauptet. Er eroberte Ankori, Unjoro und die vereinigten Reiche von Usongora und bewältigte sogar die tapferen Wawuma. Einen großen Aufstand der Wasogo unterdrückte er mit seiner Flotte von 500 Canoes, welche die auf eine Insel zurückgezogenen Rebellen durch Hungersnoth zur Uebergabe zwang, und ließ 60 ihrer obersten Häuptlinge hinrichten. Er starb im Jahre 1860 an den Pocken, nachdem er seinen ältesten Sohn, Kadschumba, zum Nachfolger ernannt. Allein die obersten Würdenträger fürchteten die Grausamkeit und zügellosen Leidenschaften des Prinzen; sie ergriffen ihn und wählten den damals 19jährigen, milden, großäugigen Mtesa, einen jüngern Sohn Suna's, zum Herrscher. Kaum hatte dieser die Macht in Händen, als er seinen wahren Charakter zeigte und alle seine Brüder und die Häuptlinge, die ihn auf den Thron erhoben, hinrichten ließ. Gleich seinem Vater verordnete er fast täglich Blutbäder von Männern und Weibern und sonstige Grausamkeiten, von denen Speke, der erste Europäer, der ihn besuchte, noch Augenzeuge war. Seit er jedoch vor mehreren Jahren durch den Araber Muley zum Islam bekehrt wurde, ist er viel menschlicher geworden, enthält sich des übermäßigen Pombétrinkens und hat die häufigen Massenhinrichtungen abgeschafft; auch ist er eifrig bemüht, fremde Cultur in seinem Lande einzuführen. Seine Regierung hat sich wie die seiner Vorgänger durch siegreiche Feldzüge gegen alle benachbarten Völker ausgezeichnet und sein Katekiro (Minister, Stellvertreter) hat seine Fahne bis Ruanda und an den Mwutan getragen. Er hat Gesandtschaften an den Chedive nach Gondokoro und an die Sultane von Zanzibar geschickt und ist in den letzten Jahren von vielen Weißen besucht worden.

Das Land. Mtesa's Reich hat annähernd die Form eines Halbmondes, der die Nord- und Nordwestküsten des Ukerewe-Sees umfaßt; seine Länge beträgt gegen 300 geogr.

Meilen, seine Breite deren 60, während der Flächeninhalt des Reiches mit den vielen Inseln im See etwa 30 000 Quadratmeilen beträgt. Rechnet man noch die 40 000 Quadratmeilen der Reiche Unjoro, Ukedi und Ankori hinzu, welche alle Mtesa's Macht anerkennen und ihm Tribut bezahlen, so stellt sich die Totalgröße des Reiches auf 70 000 Quadratmeilen. Ueber die Bevölkerung dieser Länder liefert Stanley folgende Liste, deren Zahlen auf seinen sorgfältigen Schätzungen beruhen:

Das eigentliche Uganda (vom Victoria-Nil zum Katonga)	750 000	Einwohner
Uddu	100 000	"
Bwera	30 000	"
Koki	70 000	"
Usoga	500 000	"
Ukedi	150 000	"
Unjoro	500 000	"
Usagara oder Ankori	200 000	"
Karagwe	150 000	"
Usui	80 000	"
Uzongora mit Ihangiro und Bumbireh	200 000	"
Die Insel Sesse	20 000	"
Die Insel Uwuma	15 000	"
Alle anderen Inseln	10 000	"
zusammen	2 775 000	Einwohner

Dies ergiebt eine Dichtigkeit der Bevölkerung von 38 Seelen auf jede Quadratmeile im ganzen Reiche Uganda.

Unter der großen Menge der Erzeugnisse dieses Landes finden sich: Elfenbein, Kaffee, Gummi, Harze und Myrrhen, Löwen-, Leoparden-, Otter- und weiße Ziegenfelle, letztere mit feinen Seidenhaaren von 4 bis 8 Zoll Länge gleich denen von Angora, Ochsenhäute, schneeweiße Affenfelle und Rindentuch, ferner schöne Rinder, Schafe und Ziegen. Die hauptsächlichen Bodenproducte sind Papawen, Bananen, Yams, süße Kartoffeln, Erbsen, verschiedene Bohnenarten, Melonen, Gurken, Pflanzenmark, Maniok und Tomaten, während die in der Nähe der Hauptstadt vorkommenden Getreidearten Weizen, Reis, Mais, Kaffernkorn, Hirse und Wicken umfassen. Der Boden der ganzen Küstenregion des Landes ist von unerschöpflicher Fruchtbarkeit; die dichten Wälder enthalten riesige Teak- und Harzbäume, Baumwollholz und Tamarinden, während viele der unbewohnten Gegenden am See sich durch Dichtheit, Ueppigkeit und Mannigfaltigkeit ihrer Vegetation auszeichnen. Das höhere, zum größten Theil baumlose Land, obgleich auch der Pisang- und Feigenbaum vorkommen, enthält ausgedehnte, grasreiche Weidegründe. Gegen Westen geht das ebene, wellenförmige Land in rauhe Hügelreihen und diese in mächtige Gebirgsketten voller Abgründe, tiefer Thäler, Gießbäche und Katarakte über, die in 10 000 bis 15 000 Fuß hohen Bergspitzen culminiren.

Die **Waganda** (1. der **Kopi oder Bauer**). Die

Hütten im östlichen Central-Afrika. 1 u. 2 Wangwana-Lagerhütten. 3 Unjamwezi-Hütten. 4 Hütten in Karagwé und Uddu. 5 Hütten in Uganda. 6 Kleine Tembé in Ugogo.

Bewohner des Landes sind von Gestalt groß und schlank, viele über 6 Fuß hoch, stark und kräftig. Ihr Gesicht und Gehör ist allgemein außerordentlich scharf; ihre Haut, die sie mit Butter einreiben, hat eine glänzende dunkelbraune Farbe. Sie sind alle mit Kleidern aus brauner Feigenrinde bekleidet, die, auf der Schulter geknotet, bis auf die Füße fallen; gänzliche Nacktheit ist in Uganda verpönt. Die große Mehrzahl der Waganda sind Bauern, **Kopis** genannt. Ihre Wohnungen sind von hohen Rohrpallisaden umgeben, die mehrere Höfe einschließen. Im äußersten derselben steht die kleine

Rubaga, Mtesa's Hauptstadt.

viereckige Hütte, in welcher dem Hausgotte Muzimu kleine Opfer, wie Schneckenhäuser, Lehmkugeln, Holzstücke oder ein in die Erde gestecktes Hartebeest-Horn mit eiserner Spitze, dargebracht werden. Im innern Hof steht die große, kegelförmige Haupthütte mit dem breiten Vordach über der Thür. Im Innern stützen eine große Anzahl Pfosten das Dach und eine Rohrwand bildet zwei Abtheilungen, eine Art Vorraum und das Schlafzimmer des Kopi und seiner Familie. Die Hausgeräthe bestehen aus einigen geschnitzten Stühlen, dem Brett für das Würfelspiel, einigen Thontöpfen und Körben, Rindentuch, ein paar Speeren, Schild, Trommel, Pfeifen und dem Troge zur Bereitung des Maramba (Bananenweins). Hinter dieser Hütte stehn zwei kleinere in Höfen, wo die Weiber arbeiten, den Bananensaft auspressen, Tabacksblätter trocknen, Gemüse aussuchen oder aus langstieligen Pfeifen rauchen. Vor den Hütten liegt der Garten mit Früchten und Gemüsen, eingefaßt von Rizinus-, Kaffee- und Tabackspflanzen, Zuckerrohr und Feigenbäumen, hinter denselben die Pisanghaine und Getreidefelder, welche dem Kopi seine Hauptnahrung sowie Maramba und Pombé liefern. Die Hütten und Kleider des Kopi von Uganda sind besser als diejenigen der meisten afrikanischen Stämme, seine Speere, Schilde und Canoes übertreffen alle anderen, er hat reichliche Nahrung und ist gut und oft verheirathet, er braucht keine Feinde zu fürchten, doch das Einzige, was ihm abgeht, ist — Schutz gegen seinen eigenen Herrscher.

(2. Der Mkungu oder Häuptling.) Es giebt in Uganda keinen Adelsstand oder erbliche Titel (außer dem der Ulangira oder kaiserlichen Prinzen), sondern es werden alle Häuptlinge und Würdenträger vom Herrscher aus dem Stande der Kopis ernannt; mit ihrer Rangerhöhung verändern sie zugleich den Namen. Als Beispiel einer Häuptlingscarrière mag diejenige des jetzigen Katekiro von Uganda dienen. Derselbe war Sohn eines Mtongoleh oder Unterbefehlshabers und hieß ursprünglich Magassa. Mtesa, dem er gefiel, ernannte ihn zum Wächter des kaiserlichen Badehauses; später erhielt er ein doppelläufiges Gewehr und wurde Oberst der Leibwache. Als solcher erhielt er verschiedene Missionen nach entfernten Theilen des Reiches angewiesen, die er so geschickt ausführte, daß Belohnungen von Land, Sklaven und Rindern folgten und er zum Mkungu oder Häuptling zweiten Ranges erhoben wurde. Als eines

Audienzhalle Mtesa's.

Tages ein Oberhäuptling Namens Pokino bei Mtesa in Ungnade fiel, erhielt Magassa den Befehl, Pokino's Land und Namen „aufzuessen“. Binnen Kurzem war Pokino erschlagen und sein Name und Land von dem ehemaligen Magassa übernommen. Auch ein zweiter großer Häuptling wurde ihm zur Bestrafung überwiesen, so daß er Herr von ganz Uddu, einem Bezirk von 3000 Quadratmeilen mit zwei Hauptstädten und zwanzig Unterhäuptlingen, Tausenden von Sklaven beiderlei Geschlechts, ungeheuern Rinderheerden und einer Bevölkerung von 100 000 Seelen wurde. Dann sandte ihn Mtesa mit einem großen Heere auf einen Kriegszug gegen die hellfarbigen Bewohner des Schneeberges Gambaragara und die Stämme der Halbinsel Usongora im Muta-Nzigé-See, von wo er siegreich mit Tausenden von Sklaven und Rindern zurückkehrte. Nachdem er über seinen Heerzug in öffentlicher Audienz vor Mtesa berichtet, deutet dieser auf eine vor ihm stehende Reihe Krüge voll Bier und sagt: „Trinke, wenn Du es wagst!“ Pokino nimmt einen Schöpflöffel und füllt ihn mit Pombé, wendet sich dann an seine zu Tausenden versammelten Krieger und ruft laut: „Tekeh?“ (Bin ich würdig oder nicht?) und als die Menge einstimmig zurückruft: „Tekeh!“ (Du bist würdig!) nimmt er den Probetrank. Auf ihn folgen seine Häuptlinge; werden sie würdig befunden, so erhalten sie Belohnungen, verdammt sie aber das Volksurtheil, so verfallen sie dem Henker. Bald darauf fiel Mjandscha, der damalige Katekiro, in Ungnade; er wurde enthauptet und Pokino erhielt seine Stelle, die höchste im Reiche nach dem Herrscher. Er sitzt jetzt täglich zur Rechten desselben, befiehlt und bestimmt Alles, erhält seinen Antheil an aller Kriegsbeute und Geschenken und ist unumschränkter Vicekönig von Uganda. Und doch kann er sich nicht seiner Macht erfreuen, denn immer schwebt ein Damoklesschwert über ihm und zu jeder Stunde kann der Haupthenker Kasundschu, „der Herr vom Stricke“, ihm winken.

(3. Der Kabaka oder Kaiser.) Auf dem Gipfel eines abgerundeten Hügels steht eine große Gruppe hoher Kegelhütten, über welcher die roth und weiß gestreifte Fahne von Uganda weht. Ein breiter Weg und hohe Pallisaden von Matete (Wasserrohr) umgeben den Gipfel des Hügels im Umkreis. Breite, glatte Heerwege führen den sanften Abhang hinauf, eingefaßt von Rohrzäunen, hinter welchen Gruppen von grauen Hütten in dem Grün der dichten Pisanghaine versteckt liegen. Die Wege sind von Eingebo-

Ma-ur-ugungu gelobt, das Land Namiondschu's „aufzuessen".

renen in ihrer malerischen Tracht bedeckt, die zu dem kaiserlichen Quartier auf dem Hügelgipfel hinaufziehen, denn der lange Wirbel einer Kesseltrommel meldet, daß Mtesa eine Bursah (Audienz) halte.

Hinter einer Anzahl von Höfen steht die große Audienzhalle, eine 25 Fuß hohe und 18 Fuß breite Strohhütte mit großem Vordach und 60 Fuß langem Giebel, den eine doppelte Pfostenreihe im Innern stützt; am Ende derselben sieht man durch den breiten Eingang eine weiß gekleidete Figur sitzen. Die Häuptlinge strömen hinein und setzen sich zu beiden Seiten der Hütte in langen Reihen an den Rohrwänden nieder, nachdem sie entweder nach arabischer Sitte durch Verbeugung und Handkuß oder auf Waganda-Weise durch Niederwerfen und Händeemporhalten, während sie „Twijanzi-janzi!“ (Dank, Dank!) rufen, den Herrscher begrüßt haben.

Mtesa sitzt auf seinem Armstuhl, der auf einem Leopardenfell steht; vor ihm liegen ein paar rothe türkische Pantoffeln und ein polirter Elfenbeinzahn auf dem Boden. Er trägt einen gestickten rothen Rock über einem weißen Kleide, in der Rechten hält er den Goldgriff eines arabischen Säbels, die Linke ruht wie gewöhnlich auf dem Knie, den glattrasirten Kopf bedeckt ein türkischer Fez. Neben ihm stehen vier Leibwächter, von denen zwei mit Gewehren bewaffnet sind, während die anderen die Reichsinsignien von Uganda, eine Kupfer- und eine Stahllanze, halten. Hinter ihm steht der Katekiro und knien zwei Schreiber, zur Linken sitzt Stanley und den Hintergrund und beide Seiten füllen Wakungu, Watongoleh, Trommler und Pfeifer, Leibgarden, Pagen, Henker u. s. w.

Bald tritt eine Gesandtschaft von Mirambo, dem Beherrscher des fernen Unjamwezi und dem Schrecken der Araber, herein; sie bitten um Mtesa's Freundschaft und legen

Musikalische Instrumente. 1 Kiuanda. 2 Pfeife aus Ubudschwe. 3 Horn eines Karawanenführers. 4 Trommel aus Uzimba. 5 Flöte der Kopi oder Bauern. 6 Trommel aus Uganda. 7 Guitarre aus Usoga. 8 Große Kriegstrommel aus Uganda. 9 Guitarre aus Uganda. 10 Einseitiges Bandscho aus Unjamwezi.

ihres Herrn Geschenke, Tuche, Drahtrollen, europäische Teller, ein großes Servirbrett, einen rothen Rock und einen arabischen Dolch mit silbernem Griff, vor ihm auf den Boden nieder. Dann folgen die Abgesandten eines Landes, dessen Häuptling gestorben; Mtesa ernennt einen Nachfolger, und der Bevorzugte wirft sich vor ihm nieder und ruft seine „Twijanzis“. Hierauf tritt ein langer Zug von alten und jungen Weibern ein, bei deren Anblick sich Mtesa und seine ganze Umgebung erheben, denn es sind Mitglieder der kaiserlichen Familie und Nachkommen von Kamanja und Suna, den Vorgängern des Kabaka. Dieser umarmt sie, eine nach der andern, und nimmt ihre Geschenke, lebende Hühner, eigenhändig in Empfang. Plötzlich niest Mtesa und sogleich stürzen eine Anzahl Häuptlinge herbei und bieten ihm ihre Kopftücher als Schnupftücher an. Dann tritt ein Spielmann mit der Guitarre der Eingeborenen herein und trägt seine monotone Musik vor, während eine Gesandtschaft des Königs von Usui eine Heerde fetter Rinder als Tribut in den Hof treibt. Mtesa schenkt jedem seiner Häuptlinge einen Ochsen und Alle werfen sich zu Boden und rufen eifrig ihre „Twijanzis“.

Plötzlich stürzt ein Bote herein und meldet, daß Namiondschu, ein kleiner Fürst vom Victoria-Nil, sich empört habe und mit Kabba Rega, dem Könige von Unjoro, conspirire. Alle Häuptlinge ergreifen ihre Speere und Spazierstöcke und bieten sich laut zur Bestrafung des Rebellen an. Mtesa rollt seine Augen umher und wählt den jungen Häuptling Ma-ur-ungungu aus, der sich vor ihm niederwirft und ruft: „Kabaka, ich bin hier!“ — „Gehe,“ sagt Mtesa, „nimm fünf Watongolehs und ihre Leute und iß Namiondschu und sein Land auf!“ — „Twi-janzi! janzi! janzi!“ ruft Ma-ur-ungungu und reibt sein Gesicht im Staube; dann springt er empor, ergreift seinen Schild und ein paar Speere, hebt sie in heroischer Stellung hoch auf und ruft laut: „Ka-

baka, sieh mich an! Der Kabaka befiehlt und Namiondschu soll sterben, und ich werde sein Land ganz auffessen! Twi-janzi-janzi-janzi-janzi!“ und so weiter ad infinitum. Der Kabaka erhebt sich. Die Trommler schlagen einen langen Wirbel und alle Häuptlinge, Höflinge, Pagen, Bittsteller und Fremde springen auf die Füße. Ohne ein weiteres Wort geht Mtesa durch eine Seitenthür in die inneren Gemächer, und die Morgen-Bursah ist beendet.

Der Zutritt zu den abgeschlossenen Höfen des Kabaka ist dem Fremdling natürlich nicht gestattet, sonst könnte er vielleicht sehen, wie Mtesa in einem derselben seine gutdisciplinirten Amazonen, lauter hübsche, braune Mädchen mit jungfräulichen Busen, einexercirt, oder wie er in einem andern Hofe sein Mittagsmahl von reifen Bananen und geronnener Milch zu sich nimmt, oder mit seinen Weibern und Kindern lacht und spielt, oder vielleicht mit einem Lieblingspagen seine Schatzkammer mit den Geschenken seiner vielen Besucher, Europäer, Türken oder Araber, mustert.

Auch Mtesa hat seinen Titel mit steigendem Range gewechselt. Vor seines Vaters Suna Tode war er ein Mlangira oder Prinz; als er den Thron bestieg, erhielt er den Titel Mukavja oder Mkavja (König), aber nachdem er andere Könige und Länder besiegt und sich das kaiserliche Recht erobert hatte, wurde er Kabaka oder Kawaka von ganz Uganda. F. Birgham.

Leben und Gewohnheiten der Fellahs in Palästina.

I.

Lieutenant C. R. Conder, der Führer der zur Erforschung Westpalästinas ausgeschickten englischen Expedition, giebt in einem der letzten Capitel seines Werkes: „Tent Work in Palestine“ (London 1878, 2 Bde.) eine Schilderung der Fellahs, welche um so mehr Beachtung verdient, als sie ein Volk betrifft, das bis jetzt nur wenig erforscht, ja oft mit den Beduinen oder sogar der herrschenden Nation, den Türken, von welchen es in Palästina vielleicht kaum hundert giebt, verwechselt worden ist. Diese Schilderung gewinnt auch noch besonderes Interesse dadurch, daß gerade die Lebensweise und Sitten der Bauern zur Erläuterung der biblischen Geschichte und Verhältnisse weit wichtiger sind, als diejenigen der Städter, welche überdies schon durch Lane's Schilderung des Lebens in den ägyptischen Städten, die ungefähr auch auf die Bewohner von Damaskus und Jerusalem paßt, eine ausreichende Würdigung erfahren haben.

Ein Fellahdorf besteht aus zwanzig bis hundert um das hohe, zweistöckige Haus des Scheichs zusammengedrängten Hütten, die gewöhnlich auf einer Erhöhung in der Nähe eines Gewässers liegen und in den Berggegenden meist aus Steinen alter Ruinen, in den Ebenen dagegen aus an der Sonne getrockneten Lehmsteinen gebaut und mit Lehm gedeckt werden. Zum Dach nimmt man im Süden, wo es kuppelförmig ist, Steine, im Norden Reisig, das auf Stämmen oder Balken ruht und mit Lehm beschmiert wird, der jedes Jahr frisch aufgetragen und gewalzt werden muß. Im Sommer werden auf den Dächern Buden errichtet, in welchen die Einwohner Nachts schlafen. Ein Schornstein ist nicht vorhanden, der Rauch des Holzfeuers zieht aus der Holzthür oder durch die scheibenlosen Fenster ab. Außer Bettgeräth, einigen Matten und Kochgeschirr enthält das Innere des Hauses gewöhnlich kein Mobiliar, und nur bei den Wohlhabendern findet man Teppiche und erhöhte Divans. Außerhalb des Dorfes liegen die Feigen- und Granatäpfelgärten, von indischen Feigenhecken umzäunt; hier und da auch schöne Olivenhaine; ganz in der Nähe ist das Mukâm[1]) mit seiner weißen Kuppel, umgeben von flachen Gräbern mit unbehauenen Grabsteinen, in denen häufig eine kleine Vertiefung zum Sammeln des Regenwassers als Tränke für die durstigen Vögel angebracht ist. Vor dem Dorfe liegt der Brunnen oder die Quelle, zu der schlanke Mädchen und behäbige Matronen unter einem jeder Beschreibung spottenden Gekreisch, Geleif und Geschnatter die großen schwarzen oder braunen Krüge tragen und mit ihrer Wasserlast auf dem Kopfe eilig zurückkehren. Im Dorfe selbst trifft man zuerst auf den Ghufr oder „Wächter“ (2. Sam. XVIII, 24). Dieser führt den Fremden nach dem Gasthause, wo er auf öffentliche Kosten mit Kaffee bewirthet und gespeist wird, und wofür er beim Abschied dem Wächter ein kleines Geschenk macht.

Die Bevölkerung eines Dorfes schwankt zwischen 30 bis 40 und 1000 Personen, welche die gut gebauten Ortschaften Galiläas enthalten. Die Männer bestellen das Feld, die Knaben hüten die Herden, die Frauen kochen und holen Wasser. Ihre Nahrung ist fast ausschließlich vegetabilisch und besteht aus ungesäuertem Brot, das in Oel getaucht wird, aus Reis, Oliven, Weinsyrup (Dibs), geschmolzener Butter (Semn) und Eiern; ferner aus Kürbissen, Melonen, Erbsen, Gurken; in Zeiten der Noth werden die Malven (Chobbeizeh) in saurer Milch oder in Oel gekocht und bilden dann ein wichtiges Nahrungsmittel. Fleisch essen sie nur an großen Festen oder bei den Kod-Opfern; ihr Getränk ist Wasser und Kaffee, welches beides sie in unglaublichen Quantitäten zu sich nehmen; Kaffee mit Limonensaft ist auch das gewöhnliche Heilmittel der Dysenterie.

Die typische Kleidung der Bauern, die übrigens in den verschiedenen Theilen Palästinas und nach den Religionen verschieden ist, besteht erstens aus dem Turban: ein wollener oder seidener Shawl, der um eine rothe Mütze (Tarbusch) mit blauer Troddel gewunden oder in flache Falten gelegt ist. Unter dieser Mütze befindet sich eine zweite oder auch zwei Filzmützen (Libdeh) und unter dieser wieder eine enganschließende weiße baumwollene gesteppte Mütze (Takîjeh). Im Mittelpunkte des Landes ist der Turban sehr hoch, im Süden breit; die ungeheuren Turbans, welche früher getragen wurden, sieht man jedoch jetzt sehr selten; nur einige alte Dorfscheichs tragen sie noch bei feierlichen Ceremonien. Ein Reicher oder Frommer trägt einen weißen Shawl, ein Scherif oder Nachkomme des Propheten einen grünen; in Samaria ist der Turban hochroth, im Süden gewöhnlich gelb und chokoladebraun gestreift. Diese ehrwürdige Kopfbedeckung, welche öffentlich niemals gern abgelegt wird, wird hinter die Ohren herabgezogen, wodurch diese rechtwinklig abwachsen oder sogar nach unten umschlagen.

Ein außerordentlich weites und vom Halse bis zur Hüfte

[1]) Vergl. hierüber „Globus“ XXXII, S. 251.

offenes Hemd bedeckt den Körper und wird durch einen breiten Ledergürtel zusammengehalten (Matth. III, 4). Es reicht bis zum Fußgelenk; auf der Reise aber „gürtet“ der Bauer „seine Lenden“ (1. Kön. XVIII, 46), indem er den Saum des Hemdes zwischen den Beinen bis zum Gürtel durchzieht und so die Beine bis zur Mitte der Lende entblößt läßt. Die Aermel fallen bis auf die Knie herab und werden häufig mit einem Strick zwischen den Schultern zusammengebunden. Dann folgt ein viereckiger, rauher Wollenmantel (Abba), mit Löchern für die Aermel und einem Ausschnitt für den Hals. Er ist gewöhnlich weiß, mit breiten braunen oder indigofarbenen Streifen; die besseren schwarz mit farbigem Saum. Die Füße stecken in rothen Lederschuhen, mit spitzen Zehen und einer spitzen Lasche hinten; sie reichen bei den Reitern bis zum Knie und sind vorn mit einer Troddel verziert. Die reicheren Bauern tragen außer den erwähnten Kleidungsstücken noch ein roth und purpur oder weiß und gelb gestreiftes Oberkleid (Kumbâz), auch die von den Städtern getragene kurze Tuchjacke (Dschubbeh).

Die Kleidung der Frauen ist, wie sich erwarten läßt, reichhaltiger. Im Philisterlande besteht sie, wie in Aegypten, aus einer weiten blauen Robe mit Schleppe, einem schwarzen Kopfschleier und einem mit Fransen aus Gold- oder Silbermünzen geschmückten Gesichtsschleier, welcher von den Augen bis zur Taille reicht und durch einen hölzernen oder metallenen Cylinder an dem Kopfschleier befestigt wird. In Gaza und Aschdod tragen sie eine Art Visir aus weißem, mit Goldmünzen geschmücktem Stoff, welcher Nase, Mund und Kinn bedeckt. In den Gebirgen von Jerusalem und Hebron ist die Kleidung wahrscheinlich seit den ältesten Zeiten unverändert geblieben, da sie nicht leicht einfacher sein könnte. Das blaue Hemd ist nicht ganz so weit, aber länger als das der Männer; die Aermel sind spitz; ein Gesichtsschleier fehlt; dagegen fällt ein schwerer, weißer Kopfschleier bis auf die Taille herab, und dem Anstande ist völlig Genüge geleistet, wenn die Frau ihn über den Mund zieht oder, falls ihre Hände beschäftigt sind, mit den Zähnen festhält. In Samaria und Untergaliläa tragen sie unter einem enganschließenden purpur (oder roth) und weißgestreiften Kleide mit engen Aermeln ein Aermelhemd und blaue, baumwollene Pumphosen. Die Taille wird durch einen schweren Leibgurt zusammengehalten und über den Kopf ein Käppchen oder Kopftuch gezogen.

Die Haartracht der samaritanischen Frauen ist sehr merkwürdig und, so viel ich weiß, noch nicht genauer beschrieben. Sie besteht aus einer Kappe, die vorn wie ein Pferdehuf gestaltet ist. Von der Stirn bis zu den Ohren zieht sich ein halbmondförmiger Schmuck aus über einander gereihten silbernen Münzen, der durch ein Tuch am Kopfe festgehalten wird und oft die ganze Aussteuer einer Frau im Werthe von 100 Mark repräsentirt. Die Frauen haben schöne Augen, verunstalten sich aber durch die schwarzen oder indigofarbenen Tättowirungen auf Gesicht, Brust, Füßen und Händen; ein einzelner Strich zwischen den Augen ist gewöhnlich und sieht einem Schönpflästerchen nicht unähnlich (3. Mosis XIX, 28). Zum Zeichen der Freude färben sich Männer und Frauen Nägel, Fingerspitzen und Handflächen mit Henna; bei einer Hochzeit werden auch die Schwänze der Pferde und die Thüren der Häuser damit gefärbt.

Die Christen, deren Kleidung sich von derjenigen der Mohammedaner unterscheidet, tragen ein Hemd mit engen Aermeln, eine geblümte oder gestickte Weste, einen fest um die Taille gewundenen Shawl, bis an den Fuß reichende Pumphosen von blauer Baumwolle oder Tuch, und endlich auch die kurze vorn offene Tuchjacke (Dschubbeh) mit engen Aermeln, welche sie den reicheren moslemischen Scheichs und den Städtern entlehnt haben. Auf der Reise tragen sie die Kufijeh (Kopftuch) oder den Tarbusch (Fez) mit den inneren Mützen, aber ohne Turban. — Die gewöhnliche Tracht der Christenfrauen ist sehr malerisch. Ein kleines, diagonal gefaltetes Kopftuch hält ihr dunkeles, lockiges Haar zusammen; die gestreifte oder geblümte Jacke schließt eng an und weite unter dem Knie zusammengeschnürte Hosen (Schintijân) fallen in Falten auf das Fußgelenk herab. Diese Beschreibung gilt hauptsächlich für Obergaliläa, wo die Christen am zahlreichsten sind. Unter den reichen Bauern in Nazareth tragen die Frauen auch einen weißen, leinenen Ueberwurf (Izâr), der über den Kopf fällt und wie ein Ballon sich um den Körper aufbläht. In Bethlehem tragen die Männer, obwohl Christen, Turban und Kumbâz, die Frauen ein weites buntfarbiges Hemd mit spitzen Aermeln, die Mädchen einen weißen Schleier; die alten Frauen einen dicht mit Münzen besetzten und zum Theil von dem weißen Schleier bedeckten seltsamen Filzcylinder, der einer griechischen Priestermütze ähnelt. Häufig zieht sich von dem Hute herab auch eine Kette aus Münzen um das Kinn, und mehr als eine arme Frau ist wegen diesen Schmuckes ermordet worden.

Wir wollen an dieser Stelle noch des Aussatzes gedenken, einer relativ häufigen und dunkelen Krankheit. Die Bauern leiden meist an Augenentzündung, Dysenterie und Fieber mit Leberaffectionen, im großen Ganzen sind sie aber gesund, kräftig gebaut und ausdauernd. Die Aussätzigen wohnen nicht in den Dörfern, sondern außerhalb der großen Städte — in Jerusalem am Südwestende der Stadt, innerhalb der Mauern — in besonderen Quartieren und beschließen hier, verabscheut und vernachlässigt, ihr elendes Leben, ohne daß von der Regierung zu ihrer Unterstützung oder Beaufsichtigung etwas geschähe. Die Krankheit, deren Ursachen man nicht kennt, bricht nicht vor dem 12. und nicht nach dem 45. Jahre aus. Sie ist durchaus nicht auf eine Nation beschränkt: Norweger, Italiener, Spanier und Hindus sind ihr ebenso ausgesetzt wie die Syrier; sie wird weder durch die Nahrung noch durch das Klima veranlaßt; sie steht in keinem Zusammenhang mit der Temperatur; und es ist endlich zweifelhaft, ob sie contagiös oder erblich ist. Die Städter haben merkwürdigerweise nichts von ihr zu leiden, obwohl fast aus jedem Dorfe und namentlich aus dem christlichen Râm-Allah Aussätzige in die unmittelbare Nähe der Städte ziehen. Für den gewöhnlichen tuberculösen Aussatz [1]) giebt es bis jetzt kein Mittel, doch ließe er sich wohl verhüten, wenn man die Bauern an größere Reinlichkeit und Sittlichkeit gewöhnen könnte und wenn gleichzeitig die Aussätzigen in Asylen abgeschlossen würden. Die Kranken leiden zuerst Hunger, in den späteren Stadien auch große Schmerzen; ihre Körperkräfte schwinden, ihr geistiges Leben erstirbt, und bald sind sie, nach ihrem eigenen Worte, „wie Ochsen“, ohne Gefühl, sich kaum der äußern Welt bewußt und gehen so unter schrecklichen Qualen langsam ihrem Ende entgegen.

Von diesem abstoßenden Gegenstande wenden wir uns dem täglichen Leben der Bauern zu. Höchst überraschend ist die unterscheidende Physiognomie jedes Dorfes; in dem einen sind die Leute hübsch, in anderen häßlich, und stets haben sie allesammt eine starke Familienähnlichkeit, welche offenbar von der steten Inzucht herrührt.

Die Hauptceremonien bei der Hochzeit bestehen in dem Umzug (Zeffeh), welchen Braut und Bräutigam in Begleitung ihrer Freunde durch die Straßen halten. Ebenso wird die Aussteuer von einer Schar singender, in die Hände klatschender und kreischender Frauen begleitet. Doch ist unter

---

[1]) Es scheint das nicht der 3. Mosis XIII, 31 beschriebene weiße Aussatz zu sein, obwohl auch dieser noch vorkommt.

den Bauern das Vermögen der Braut naturgemäß gering, und wie in Italien trägt oft ein Maulthier in einer einzigen Kiste die ganze Aussteuer. Bei der christlichen Hochzeitsprocession, welcher Conder 1872 in Nazareth beiwohnte, kam zuerst ein Zug Frauen, welche von Zeit zu Zeit in die Hände klatschten und den Zaghârît oder kreischendes Geheul ausstießen, welches sowohl Freude als Schmerz ausdrückt. Die meisten trugen über dem Kopfe den schwarzen Mantel mit gesticktem Rande. Die Braut saß dicht verschleiert und bunt geputzt zu Pferde, von dreien ihrer weiblichen Verwandten gestützt, während zwei andere Frauen den Zügel hielten; vor ihr ging eine Frau, welche auf dem Kopfe einen Korb Blumen nebst einer Flasche Wein und einem Kuchen trug. Gegen zweihundert weiß gekleidete Männer mit Abbas und seidenen Kufijehs oder Turbans bildeten den Zesfeh des Bräutigams. Unter dem Abfeuern alter messingbeschlagener Büchsen zog die lärmende Menge vor dem Bräutigam her nach dem Marktplatze; hier schlossen etwa 150 Männer Schulter an Schulter gedrängt einen Kreis, klatschten in die Hände und schrien aus Leibeskräften „Alla-lá!" wobei sie sich hin und her wiegten, während ein Mann, mit hennagefärbten Backen, schwarz und purpurnem Kopfputz und aufgekrämpten Hemdsärmeln den Kreis mit Rosenwasser besprengte und ein zweiter in grüner Kleidung auf einem Beine herumhüpfte. Dann wurde eine Flinte abgeschossen, eine Art Ansprache gehalten und von Neuem begann das rasende Händeklatschen. Der Bräutigam saß auf einem rothgesattelten Pferde, hinter sich einen grüngekleideten Knaben, rauchte eine Cigarrette und hielt in der Hand einen Blumenstrauß und einen Sonnenschirm. Ihm folgten die Frauen aus seiner Familie, und die Gäste tanzten paarweise in langsamem Schritt eine Art Mazurka neben ihm. Bei aller ceremoniellen Freude herrschte aber doch keine wirkliche Heiterkeit; man sah kein lachendes Gesicht, alles ging mit der steifsten Etikette vor sich.

Der mohammedanische Zesfeh, den Conder gleichfalls in Nazareth sah, war von dem eben geschilderten wenig verschieden. Zuerst kamen Tamburinschläger und Kesselpauker; dann folgten die Frauen, auf diese die Braut, welche über dem Izâr einen rothen Schleier und einen schwarzen Gesichtsschleier trug und von zwei gleichfalls verschleierten Frauen gestützt wurde. Der Bräutigam setzte sich während des Tanzes, der von zwei Schwertträgern ausgeführt wurde, auf einen Binsenstuhl, den ein Mann ihm nachgetragen hatte. Dazu sang der Chor das Kosewort „Ja aïni, ja aïni" (o mein Auge).

Die Kinder wachsen gewöhnlich ohne jede Erziehung und Unterricht auf und lernen ebenso schnell fluchen wie sprechen; wenigstens hat Conder einen sechsjährigen Knaben gesehen, der unter den gemeinsten Schimpfswörtern seinen Vater mit Steinen warf. Sie sind schon eben so ernst wie ihre Eltern, grausam gegen Thiere, unter einander boshaft und tyrannisch. Die älteren Knaben hüten die Herden und erwerben sich dadurch eine außerordentlich genaue Ortskenntniß, so daß die Ziegenhirten die besten Autoritäten für die Namen der Ruinen und Quellen sind. Die Hirtenknaben haben ein Spiel Mankalah, das nach Lane auch in Aegypten gespielt wird; den Erwachsenen scheinen dagegen Vergnügungen zu fehlen, sagen sie doch selbst mit schrecklicher Wahrheit, sie hätten „zur Fröhlichkeit keine Muße in ihrem Herzen". Die gewöhnliche Unterhaltung der Städter besteht in dem Anhören von Märchen, den Tänzen der ägyptischen Almehs, Schach und Brettspiel. Geldspiele werden für unanständig gehalten, aber in den gemeinen Cafés und Restaurants der Städte noch sehr häufig gespielt. Uebrigens sind diese Unterhaltungen, ebenso wie die widerwärtigen Productionen der männlichen Tänzer, auf die reicheren Städte beschränkt und in den Dörfern vollständig unbekannt. Der einzige Sport, den die Bauern kennen, ist das Scheinturnier, Dscherîd, ein Kampf zweier Reiterscharen mit Wurfspeeren oder Stöcken; ihre Künste sind aber gewöhnlich nicht weit her.

Die Begräbnißceremonien sind sehr einfach. Der Todte wird, nachdem kaum der letzte Athemzug entflohen ist, begraben, — ein Knabe z. B., der von einem Oelbaume gestürzt war, schon nach einer Viertelstunde; auf der mit grünem Tuche bedeckten Bahre liegt der Turban; die Frauen folgen heulend nach und wehen auch, wie Conder bei Askalon sah, mit Tüchern der Bahre zu. Die Gräber werden nur durch ein paar Steine kenntlich gemacht und sind so flach, daß die Hyänen oft die Leichen wieder ausgraben.

Die Expeditionen der afrikanischen Gesellschaft in Deutschland.

Der Herbst des Jahres 1877 scheint für die Thätigkeit der „Afrikanischen Gesellschaft in Deutschland", wie sich die nunmehr einzige derartige Vereinigung nach Verschmelzung mit ihren beiden Vorgängerinnen nennt, einen Beginn erhöhter Thätigkeit und hoffentlich größerer Prosperität zu bezeichnen. An der nördlichen Küste Afrikas sind bereits zwei von ihren Reisenden gelandet, G. Rohlfs und Dr. Stecker, um baldigst in das Innere aufzubrechen, ein dritter, Dr. M. Buchner, wird Anfangs December in Angola eintreffen, und die von Dr. W. Erman herausgegebenen „Mittheilungen" der Gesellschaft schicken sich an, die einlaufenden Berichte und Nachrichten rasch den Mitgliedern zu übermitteln. Das erste Heft derselben bringt deren schon eine ganze Reihe, wenn auch erst von geringerer Wichtigkeit; wir theilen daraus einiges mit.

Seit dem 10. December 1877 befindet sich der Ingenieur Otto H. Schütt aus Aachen (vergl. „Globus" XXXII, S. 240) in Angola; über seine ersten Arbeiten berichteten wir auf S. 142 des 33. Bandes. In Malange, der vielgenannten Station innerhalb des portugiesischen Machtbereiches ($16^1/_4{}^0$ östl. L. Gr., $9^0\,38'$ südl. Br.) bot sich ihm seitdem zwar Gelegenheit, den Marsch Dr. Pogge's zur Hauptstadt des Muata Jamwo zu wiederholen, da dort anwesende Leute dieses Herrschers ihn gern demselben zugeführt hätten; doch lehnte Schütt das Anerbieten ab, um einen neuen Weg einzuschlagen, nämlich direct nordwärts (oder nordostwärts) durch das Land des Mai, Fürsten von Luba, bis zur nördlichsten Biegung des Congo vorzudringen. Niemand ist bisher auch nur bis zu Mai direct gegangen; nur L. Magyar kam im Jahr 1850 seinem Gebiete nahe. Am 1. Juli 1878 berichtete Schütt, daß seine Vorbereitungen trotz vielfacher Schwierigkeiten durch die wirksame Unterstützung der schon durch Pogge, Lux und Mohr bekannten Brüder Machado in Malange beendet, die Träger beisammen und alles zur Abreise bereit sei: „Ich denke eine Reise bis zum Aequator zu machen; schon zwei Tagereisen von hier komme ich in

Gebiete, wo ein weißes Gesicht noch nie gesehen worden. Ich kann scheitern wie andere vor mir; aber was menschliche Energie leisten kann, werde ich wahrscheinlich auch leisten, und für die Gebiete, die es uns glückt zu durchziehen, erhalten Sie die topographische Aufnahme des Landes, ornithologische, mineralogische Sammlungen und außerdem allerlei Nebenstudien. — Im Falle meines Todes setzt mein guter Kamerad Gierow die Sache fort, der sich mit Ausnahme der Ortsbestimmungen gut eingearbeitet hat".

Einen südlichern Weg wird Dr. M. Buchner (s. „Globus" XXXIII, S. 142) einschlagen, für dessen Reise nach Quizememe, der Hauptstadt des Muata Jamwo, die er auf einer andern Straße als vor ihm Dr. Pogge zu erreichen gedenkt, und darüber hinaus die Reichsregierung 30 000 Mark bewilligt hat. Dr. Buchner hat bereits auf einer Reise um die Erde, vorzüglich in Polynesien, praktische Reiseerfahrungen gesammelt und seine Kenntnisse mit dem speciellen Hinblicke auf Forschungsreisen in Afrika seitdem in München und Berlin vervollständigt. Er verließ Hamburg am 19. October, Lissabon am 5. November und wird voraussichtlich Anfang December in Loanda eintreffen. Er hofft, bei einigem Aufenthalte in Quizememe die argwöhnischen Bedenken des Muata Jamwo — welchem er zugleich im Namen des deutschen Kaisers Geschenke an Waffen und dergleichen als Anerkennung für die freundliche Aufnahme des Dr. Pogge zu überbringen hat — zu besiegen und ein Vordringen nach Norden, vielleicht nach Njangwe, zu ermöglichen. Gelingt ihm das nicht, so will er umkehren, bis er einen Punkt findet, wo er nordwärts vordringen kann.

Als dritter Reisender im Congo-Gebiete, der aber unabhängig von der Afrikanischen Gesellschaft operirt, ist endlich Major von Mechow (s. „Globus" XXXIII, S. 142) zu nennen, welcher sein Augenmerk speciell auf die Erforschung des westlichsten unter den großen Zuflüssen des Congo, auf den Quango, gerichtet hat.

Das dritte Eisen, welches die Afrikanische Gesellschaft augenblicklich im Feuer hat, ist die Rohlfs'sche Expedition (vergl. „Globus" XXXIII, S. 48 und 269), zu welcher die Reichsregierung gleichfalls 30 000 Mark bewilligt hat. Bekanntlich beabsichtigt dieselbe, von Tripolis über Kufara Wadai zu erreichen, dessen Herrscher sie ein kaiserliches Handschreiben und werthvolle Geschenke zu überbringen hat, den Ursprung des Schari zu erforschen und vielleicht den nördlichen Bogen des Congo zu erreichen. Wadai hat Rohlfs als Ausgangspunkt gewählt, weil es sich durch eine starke Regierung auszeichnet und seine Südgrenze sich dem Congo verhältnißmäßig am meisten nähert. Freilich erscheinen die von dort aus in die südlichen Heidenländer stetig unternommenen Raubzüge als ein schweres Hinderniß für ein Vordringen in dieser Richtung; andererseits aber haben dieselben nicht vermocht, den Handel nach dort ganz zu unterbrechen. Dr. Nachtigal hat Kaufleute kennen gelernt, welche die auf den achten Grad nördlicher Breite fallende Südgrenze von Wadai noch um etwa 50 deutsche Meilen nach Süden überschritten und dort einen mächtigen Strom mit Inseln und zahlreichen großen Booten der Eingeborenen erreicht hatten, dessen Identificirung einen wesentlichen Fortschritt in der Kenntniß Innerafrikas bezeichnen würde. Wadai erschien mithin um so mehr als günstige Basis, als Dr. Nachtigal früher bei dem dortigen Könige Ali freundliche Aufnahme gefunden hat. Leider ist derselbe aber inzwischen verstorben und ihm sein Bruder gefolgt, über dessen Gesinnung Fremden gegenüber man anscheinend nicht im Klaren ist. Rohlfs hat also den Plan gefaßt, wenn ihm von Wadai aus ein Vordringen unmöglich gemacht wird, nöthigen Falles dasselbe von dem westlichern Bornu aus zu bewerkstelligen.

Die Herren Rohlfs, Dr. Stecker und v. Czillagh aus Graz, der die Expedition als Volontär mitzumachen beabsichtigt, sind inzwischen über Paris und Malta am 24. October in Tripolis eingetroffen, wo sie schon mit Anlegen von Sammlungen und seit dem 1. November wahrscheinlich auch mit regelmäßigen meteorologischen Beobachtungen begonnen haben und die Ankunft ihres Gepäcks und der Geschenke an den Sultan von Wadai erwarten. Rohlfs schreibt unter anderm: „Bis jetzt wurde schon ein früherer Diener von mir (der auch v. Bary nach Rhat begleitete), Mohammed Schtani, engagirt. Die Kamele sind zwar viel theuerer als in früheren Jahren (ein gutes Kamel wird kaum unter 400 Frcs. zu beschaffen sein), aber andererseits ist es sehr erfreulich, daß der Karawanenverkehr zwischen Tripolitanien und Wadai einen so großen Aufschwung genommen hat wie nie zuvor. Die Karawanen gehen zum Theil via Audschila, zum Theil via Murzuk und Borgu. Es ist demnach zu hoffen, daß dem Abgang unserer eigenen Karawane und der Ankunft derselben in Wadai keine großen Schwierigkeiten entgegentreten werden."

Abgesehen von diesen drei großen Expeditionen hat die Afrikanische Gesellschaft in Deutschland am 13. Juli 1878 der „Internationalen Afrikanischen Association", der Stiftung des Königs von Belgien, welche die Cambier-Wautier'sche Expedition nach Ostafrika (s. „Globus" XXXIII, S. 142) unterhält, 10 000 Mark überwiesen und Herrn Adolph Krause, welcher sich im Sommer 1878 in Tripolis befand und nach Wadai zu reisen beabsichtigte, mit 3000 Mark unterstützt. Gleichzeitig erklärt der Vorstand, daß er sich es von nun an besonders angelegen sein lassen wolle, für die Veröffentlichung der von den Reisenden einlaufenden Berichte und die Verwerthung ihres wissenschaftlichen Materials zu sorgen. Für letzteres werden wahrscheinlich die Nova Acta der Leopoldinisch-Carolinischen Akademie der Naturforscher als Organ dienen, während für erstere die „Mittheilungen" ins Leben gerufen sind, welche voraussichtlich und hoffentlich interessante Originalbeiträge in Fülle zu veröffentlichen haben werden.

§. 1 der Satzungen der „Afrikanischen Gesellschaft in Deutschland" bestimmt: „Die Gesellschaft verfolgt im Anschluß an die in Brüssel gegründete „Internationale Afrikanische Association" nachbenannte Zwecke:

1. Die wissenschaftliche Erforschung der unbekannten Gebiete Afrikas;
2. deren Erschließung für Cultur, Handel und Verkehr;
3. in weiterer Folge die friedliche Beseitigung des Sklavenhandels."

Voll und ganz schließen wir uns darum dem Aufrufe des Ausschusses der Gesellschaft an und ersuchen unsere Freunde und Leser in Deutschland und dem Auslande, namentlich auch die in überseeischen Ländern, dem Vereine als Stifter (solche zahlen einen einmaligen Beitrag von 300 Mark) oder Mitglieder (Beitrag jährlich 5 Mark) beizutreten und das Interesse an jenem civilisatorischen Werke in immer weitere Kreise zu tragen. (Meldungen sind zu adressiren an den Vorstand der Afrikanischen Gesellschaft in Deutschland, Berlin W. Friedrichstraße 191.)

Das Auftreten von Bor-Verbindungen in Tíbet [1]).

Von Hermann von Schlagintweit-Sakünlünski.

Allgemeine Verhältnisse; die Beschränkung der Quellen im centralen und im nördlichen Hochasien; die Mineralquellen und Thermen. — Der Boraxbezug aus Tibet. — Borsäure und Borax. — Daten über die Fundstätten im östlichen Tibet (Bul Tso, ein Soda-See; Nain Singh und die Bhot-Rajpúts). — Unsere Beobachtungen im westlichen Tibet an den Thermen von Púga. — Der Borax im Handelsverkehre.

Allgemeine Verhältnisse. Im tibetischen Hochasien, auch bis in die Nähe der Mittelstufen des nördlichen Künlün-Abhanges in Ostturkistán, ist die Zahl der Quellen, die zu Tage treten, und die Wassermenge, welche sie liefern, verhältnißmäßig sehr gering. Selbst große Flächen, zumeist im Norden der Karakorúm-Kette, sind entweder ganz wasserleer oder unterscheiden sich hydrographisch von tief liegenden Wüsten nur dadurch, daß isolirter Abfluß aus Gletschern oder aus den Höhen, die noch über die Schneegrenze sich erheben, während der wärmeren Monate des Jahres periodisch sie durchzieht.

Bedingt ist diese Seltenheit der Quellen durch die geringe Menge atmosphärischen Niederschlages und durch die bedeutende Verdunstung, ehe das Grundwasser in den Mulden oder, bei genügender relativer Erhebung und bei günstiger Schichtenstellung des Gesteines, am untern Rande von Abhängen sich ansammeln kann. Vermehrend wirkt auf die Verdunstung schon die starke Insolation des Bodens; noch größer ist der Einfluß der extremen Trockenheit der Luft in diesen Gebieten, wo überdies der Luftdruck, vielfach selbst längs der Thalsohlen, ein sehr geringer ist. Nach den directen Beobachtungen in Hochasien, die in unserm englischen Reisewerke in Vol. II, „Hypsometry“, zusammengestellt sind, hatte sich für Luftdruck von 14,96 engl. Zoll oder 380,0 mm, „von halber Atmosphäre“, Mittelwerth der Höhe von 18 600 bis 18 800 engl. Fuß ergeben.

Unter den constanten, noch wasserreich zu nennenden Quellen, obwohl unabhängig von Firnwasser, war die höchstgelegene, die von uns in Tíbet aufgefunden wurde, jene am Lagerplatze Murgái in Núbra. Sie tritt zu Tage bei 16 382 engl. Fuß; der Barometerstand war 16,63 engl. Zoll (am 6. August 1856).

Als Maximum der Höhengrenze der Quellen für ganz Hochasien wird 16 500 bis 17 000 Fuß anzunehmen sein, mit Einschluß zugleich isolirter Fälle höchsten Vorkommens in besonders günstigen Lagen und mit geringerer Wassermenge. Die Quelle zu Murgái zeigte sich dort zusammenfallend mit der Strauchgrenze; gleiche Coincidenz gilt auch für die übrigen Theile des centralen und nördlichen Hochasien, weil in den etwas feuchteren Gebieten, wo die Vegetation begünstigt ist, die Quellenhöhen ebenfalls die größeren sind. Dagegen wird auf der Südseite des Himálaya, wo die directe Besonnung durch die Wolkenbildung so sehr beschränkt ist und wo die Niederschlagsmenge auch in Regenform so hoch ansteigt, bei 15 200 Fuß für die Strauchgrenze, das Auftreten der obersten Quellen, fast um 2000 Fuß, das Höhere. Diese Differenz würde, den klimatischen Verhältnissen entsprechend, eine noch größere werden, wenn nicht in jenen Regionen schon durch das Vorherrschen steiler Gebirgsform die Entstehung der Quellen erschwert wäre.

In den Alpen steigt die Höhengrenze des Auftretens von Quellen, wie wir früher in den „Untersuchungen über die physikalische Geographie und die Geologie der Alpen“ zu erläutern hatten, zu 9000 bis 9600 engl. Fuß hinan (Bd. I, S. 243). Die Strauchgrenze, für welche in den Alpen 8000 Fuß Höhe sich ergibt, wird dabei von den Quellen stets um mehr als 1000 Fuß überschritten.

Topographisch zeigt sich schon in den Alpen für die Quellen, verschieden darin von den kleineren europäischen Gebirgen, eine verhältnißmäßig große Depression unter die mittlere Gipfel- und Kammhöhe, welche über 2000 engl. Fuß beträgt. In Hochasien wird für das ganze Gebiet, ungeachtet des flachen Ansteigens der centralen Theile, der Abstand der obersten Quellen von der Kamm- und Gipfelgestaltung noch ungleich größer. Veranlaßt ist dieses hier vor Allem durch die viel geringere Dichtigkeit der Luft; es ist mit Ausnahme der Hochregionen der Südseite des Himálaya die absolute Menge atmosphärischer Feuchtigkeit überall sehr bedeutend vermindert.

In trockenem Klima im Allgemeinen sowie in großen Höhen vermehrt sich durch Zunahme der Verdunstung des Bodenwassers relativ die Menge gelöster Salze, welche Quellen mit sich führen. Aber in den meisten Gebieten Hochasiens ist an sich durch die geologische Formation mit Auftreten krystallinischer, schwer löslicher Gesteine der Salzgehalt der Süßwasserquellen sehr beschränkt; und es ist derselbe in Tíbet und in Turkistán selbst für die Hauptströme der großen Thäler weniger gesteigert als die Verdunstung allein es erwarten ließe — deshalb, weil in den meisten Lagen der größern Erhebung wegen die Wärme als fördernde Bedingung der Lösung von Bodensalzen eine bedeutend geminderte ist.

Mineralquellen und Thermen — Quellen, die sich durch Menge und meist auch Qualität des Salzgehaltes oder durch ihre Temperaturverhältnisse als anomal unterscheiden — hatten sich gleichfalls in Hochasien zur Beobachtung geboten. Entsprechend ihrem Auftreten in hohen Breiten ist dasselbe auch aus den Hochgebirgen durch niedere Lufttemperatur als solche nicht ausgeschlossen; doch zeigt es sich stets geologisch local bedingt und eng begrenzt.

In Hochasien sind die meisten der in Europa bekannten Erscheinungen dabei vertreten, und zwar in ziemlich ähnlicher relativer Häufigkeit ungeachtet des großen Unterschiedes der Bodenerhebung. Die höchst gelegenen heißen Quellen, die wir fanden, waren jene der Mineralquellengruppe in der Nähe des Salzsees Kiúk Kiöl im Karakásh-Thale in Ostturkistán; Höhe 15 010 engl. Fuß.

* * *

[1]) Im Auszuge aus Sitz.-Ber. der k. b. Akad. der Wiss. II. Classe, München 1878, S. 461 bis 494. (Die Höhen sind in englischen Fuß gegeben; 1000 engl. Fuß = 304,79 Meter = 938,3 Par. Fuß. Ueber Transscription, erläutert im „Glossary“, Results, Vol. III, sei hier nur erwähnt: ch = tsch im Deutschen; h = hörbare Aspiration; j = dsch; sh = sch; v = w; z = weiches s. Auf jedem mehrsilbigen Worte ist der Hauptton angegeben.)

Der Boraxbezug aus Tibet. Als eine an sich ungewöhnliche Erscheinung ist für Hochasien, und zwar für Tibet, das Auftreten von Bor-Verbindungen hervorzuheben. Ueberdies zeigen sie sich dort deutlicher als in Europa und sind auf mehrere in der Oberflächengestaltung ganz getrennte „Localitäten“ vertheilt. Sie bieten sich unter so eigenthümlichen topographischen und physikalischen Erscheinungen, daß durch ihre Lagerstätten schon seit langer Zeit die Bewohner auf diese Naturproducte selbst und auf die Benutzung derselben aufmerksam geworden sind.

Ich werde versuchen, allgemein zusammenfassend die jetzt vorliegenden Daten über die Bor-Verbindungen zu geben, obgleich über das Auftreten derselben directe Beobachtungen durch Europäer nur in den westlichen Theilen Hochasiens bisher gemacht wurden.

Im östlichen Tibet ist das Vorkommen von Bor-Verbindungen quantitativ das größere; es reichen vereinzelte Nachrichten von Europäern über dieselben als Gegenstand des Handelsverkehrs ziemlich weit zurück, doch sind diese nur indirecte Daten, meist nach den Mittheilungen der Indier. Auch die von uns während der Reisen gesammelten Angaben beschränkten sich für Osttibet auf die Erläuterungen, die wir über Borax von eingeborenen Handelsleuten erhalten konnten; in Síkkim und in Bhután war es mir wenigstens möglich, mit tibetischen Karawanenführern selbst, durch Hindostáni-Dolmetscher, in jenen Bazárs mich zu besprechen.

Was aus Tibet ausgeführt wird, ist zweifach borsaures Natron, der Borax, der aber zum Theil erst künstlich dort hergestellt wird. Es wird nämlich an einer der Bezugsstätten zur Herstellung von Borax das borsäurehaltige Wasser eines von heißen Quellen gebildeten kleinen Sees benutzt. Dort wird der Borax hergestellt durch Mischung dieses Wassers mit Boden-Efflorescenzen, die vorzugsweise aus kohlensaurem Natron oder Soda bestehen.

Das Auftreten von Soda als Bodensalz ist in Tibet ziemlich häufig und in einzelnen Lagen sehr ausgedehnt; die Ausscheidung an der Bodenoberfläche herrscht vor in kalter trockener Jahreszeit, und an jenem borsäurehaltigen See soll ungeachtet bedeutender Höhe seiner Lage die Production des Borax nur im Winter vorgenommen werden; das beizumischende Bodensalz, das ohnehin nicht aus reiner Soda besteht, wird nur sehr unvollständig von adhärirender erdiger Masse getrennt, und es ist deshalb das Boraxproduct, das aus jener Localität geliefert wird, sehr unrein. Erste Mittheilung darüber, aber in sehr unvollkommener Weise, hat, d. d. August 1786, ein Brief von William Blane aus Läknáu nach Europa gebracht [1]).

An den anderen Fundstätten in Tibet wird überall Borax gesammelt, der schon als natürliches Erzeugniß sich bietet.

Localitäten desselben im östlichen Tibet wurden angegeben in einem fast gleichzeitigen Berichte aus der Missionsanstalt in Pátna, abgesandt im September 1786 [2]). Als die eine Lage, 25 Tagemärsche westlich von Lása, wird darin das Márme-Gebiet genannt; als eine zweite, 10 Tagemärsche noch weiter im Gebirge, nennt der Bericht das Tápse-Thal; eine dritte Stelle, deren Position nicht näher bezeichnet ist, heißt darin Chóga. Mit Bestimmtheit wird vom Auftreten des Borax als natürliches Erzeugniß gesprochen, und es wird dasselbe als Ausscheidung festen Salzes in wassererfüllten Pfuhlen beschrieben.

Ueber einen See des östlichen Tibet, an dessen Ufern Borax in festen Schichten abgelagert ist, findet sich Mittheilung von Saunders im Werke von Turner (London 1800) [1]); Saunders hatte die politische Mission als der Beobachter für naturwissenschaftliche Gegenstände nach Bhután und nach Tashilhúnpo in Tibet im Jahre 1783 begleitet. Das Boraxlager selbst hatte Saunders nicht gesehen. Er schätzt die Lage desselben 15 Tagemärsche von Tashilhúnpo entfernt, gegen Norden. Jedenfalls liegt demnach dieser See viel östlicher und bedeutend weiter abwärts im Stromgebiete des Dihóng als die Fundstätten, welche in den beiden vorhergehenden Mittheilungen besprochen sind. (Als „Namen“ für diesen See habe ich Ma-pin-mu Thsa-le angegeben erhalten.)

„Dieser See,“ wie Saunders sagt, „hat 20 engl. Meilen Umfang und hat weder Zufluß noch Abfluß eines Baches. Er wird von Wasser von Salzquellen gefüllt und bleibt doch immerfort gleich groß; dabei wird der Borax von den Uferrändern gesammelt, aus der Tiefe wird in den mittleren Theilen festes Kochsalz heraufgeholt.“

Daß in jener regenarmen Gegend die Wassermenge des Sees stets nahezu die gleiche bleibt, hat nicht die Unwahrscheinlichkeit zufälliger Coincidenz, sondern läßt sich aus gewisser Combination von Wasser und Bodengestaltung sehr wohl erklären. Ist die Wassermenge der Quellen gering, aber groß genug, um dem Eintrocknen des Sees zu widerstehen, so kann in einem so flachen Becken, wo bei geringer Vermehrung oder Verminderung der sich ansammelnden Wassermenge die Oberfläche, welche wasserbedeckt ist und ausdünstet, so bedeutend sich ändert, innerhalb enger Grenzen das angesammelte Wasservolumen das gleiche bleiben.

Daß Kochsalz mehr als etwa spurenweise in der Tiefe sich ansetzt, kann nur eintreten, wenn gleichzeitig Sättigung der Lösung vorliegt; weil Salz aus der Tiefe heraufgeholt wird, läßt sich schließen, bei der Unvollkommenheit der Werkzeuge jener Gebirgsvölker und bei ihrer Entbehrung selbst großer Holzgeräthe, daß die Tiefe wenigstens nicht sehr bedeutend ist. Geringe Dimensionen überhaupt machen allein das Ansetzen festen Salzes in gesättigter Lösung wahrscheinlich; es würde dies dann sehr wohl mit den Formen anderer Kochsalzquellen sich vergleichen lassen, die wir in Ostturkistán in kleinen Pfuhlen austreten sahen. Da Saunders den See nicht selbst besuchte, ist ohnehin bei der steten Neigung wenig cultivirter Menschen, alles Ungewöhnliche in seinen Eigenschaften und in seinen Formen bedeutend zu überschätzen, sehr wohl anzunehmen, daß die Angaben der Eingeborenen über die Größe des Sees übertrieben waren, oder daß vielleicht innerhalb der ihm gegebenen Fläche „von 20 Meilen Umfang“ nicht 1 großes, sondern mehrere solch' kleinerer Salzwasserbecken sich zeigen würden.

In den Nachrichten, die während der letzten Jahre eingetroffen sind, ist für das östliche Tibet noch ein anderer See als Borax-See bezeichnet worden, der gleichfalls hier zu besprechen ist; er befindet sich in jener großen östlichen Gabelung des Hauptkammes des Karakorúm-Gebirges, die nördlich von Tashilhúnpo und von Lása liegt. Bekannt waren für diese Erhebungsstufe seit längerer Zeit schon, vor allem ihrer Größe wegen, der See Nam Tso oder Téngri Nur und der See Námur Tso; der erstere galt als der

[1]) „Some Particulars relative to the Production of Borax.“ Phil. Transactions, 1787, p. 297 — 300.

[2]) „A letter from the Father Prefect of the Mission in Thibet, Joseph da Rovato, containing some Observations relative to Borax.“ Phil. Transactions, 1787, p. 301 — 304. (Dieser Brief ist, in der Sprache des Originals, italienisch dort gegeben.)

[1]) Turner, „An Account of an Embassy to the court of the Teshoo Lama in Tibet;“ Bericht von Saunders, S. 406.

größte See in Tibet, was durch das Eintreffen directer Beobachtungen jetzt bestätigt worden ist.

Die neuen Mittheilungen wurden kürzlich über jenes Gebiet durch Nain Singh geliefert, einen der Eingeborenen, welche gegenwärtig von Indien aus zu Beobachtungen in den Hochgebirgen verwendet werden.

Nain Singh aus Milum in Kamáon war in den Jahren 1855 bis 1857 von uns in Dienst genommen worden und wurde dann von Oberst Montgomerie als Native Assistant für die indische Landesaufnahme (Great Trigonometrical Survey) engagirt. Nain Singh hat auch in seiner neuen Verwendung gut sich bewährt und hat dort sehr bald Gelegenheit erhalten, selbständig zu reisen [1]).

Seiner Abstammung nach ist Nain Singh einer der Bhot-Rajpúts, die sich als Mischrace, aber mit Beihalten des turanischen Charakters in ihrer Sprache, auf die indische Seite der centralen Theile der Himálaya-Kette vorschieben. In den meisten der östlicher liegenden Theile des Himálaya-Gebirges ist aber auch die reine Race der Bhots oder Tibeter auf die indische südliche Seite vorgedrungen. In Bhután und in Sikkim sowie in den nördlichen Hochstufen Nepáls noch ist die Bhot-Bevölkerung reiner Race die zahlreichste [2]). Bei solcher ist auch der Cultus der gleiche geblieben wie im Heimathlande, nämlich der Buddhismus. Die Mischracen aber haben den Hindu-Cultus, mehr oder weniger verändert, angenommen. Unter anderm zeigt sich dies sogleich schon darin, daß die Personennamen in Verbindung mit einer Art von Kastenwesen zahlreich rein indische sind (wie bei „Nain Singh"), ungeachtet des turanischen Charakters der Sprache in Kamáon.

Der betreffende See heißt Bul Tso. Er liegt dem Téngri Nur ziemlich nahe, etwas nördlich von der mittlern Thallinie jenes Hochlandes und etwas höher noch als der Téngri Nur, für welchen 15 500 Fuß als vorläufiges Ergebniß der Beobachtungen Nain Singh's anzunehmen ist.

In Dr. Ganzenmüller's [3]) sorgfältiger und möglichst vollständig durchgeführter Bearbeitung der bis jetzt vorliegenden Bereisungen und Beschreibungen Tibets, die mich veranlaßt hatte, auf seinen Wunsch eine allgemeine vergleichende Zusammenstellung dem Buche beizufügen, ist der Auffindung dieses Sees durch Nain Singh sowie der von ihm durch die Tibeter erhaltenen Angaben gleichfalls schon erwähnt (S. 52), wie folgt:

„Benannt ist der See nach dem Bul oder Borax, der daraus gewonnen wird. Er ist etwa 6 Meilen lang und 5 Meilen breit. Er konnte vom Pándit Nain Singh von einer erstiegenen Höhe übersehen werden."

Es ist dies die Angabe nach dem Report, den Montgomerie publicirte; aber die Deutung des Wortes „Bul" ist in demselben entschieden irrig. Bei den Tibetern ist die Benennung des Borax [4]) „Thia-le". Bul aber heißt nicht Borax, sondern Soda; speciell die schon oben erwähnte Boden-Efflorescenz. Nain Singh, dessen Landessprache als Bhot-Rajpút gleichfalls das Tibetische ist, hat auch die Verwendung des Salzes, die er sah, keineswegs als dem Begriffe von Soda widersprechend aufgefaßt. Denn er fügte gerade über dieses Bul-Salz das noch bei, was eben die allgemeine Benutzung der Soda in Tibet ist, ohne daß er darin etwas Ungewöhnliches für das Salz, das hier sich bot, gefunden hätte. Er sagte nämlich über diesen Bul, „daß er in Tibet zu den Nahrungsmitteln gehört, indem er von den Eingeborenen als eine Würze des Fleisches, des Thees sowie zum Waschen der Kleider und dergleichen verwendet wird, und daß er in großen Quantitäten von den Händlern weggeführt wird."

Im westlichen Tibet wurde uns das Vorkommen von Borax nur bekannt für eine Region, für das Púga-Thal in Rúpchu, einer Provinz Ladáks. Im Jahre 1856 hatte mich meine Bereisung der tibetischen Salzseen mehrmals in die Nähe geführt, am unteren Ende, wodurch zugleich die allgemeinen topographischen und geologischen Verhältnisse der Umgebungen mir bekannt wurden; 1857 war mein Bruder Adolph an das obere Ende des Boraxbodens gekommen.

Die mittlere Höhe der boraxhaltigen Quellen ist 15 310 engl. Fuß.

Die Besprechung der geologischen Verhältnisse in Verbindung mit dem Auftreten des Borax zu Púga ist in meiner ausführlichen Abhandlung als getrennt gehaltener Gegenstand angereiht. Die ungewöhnlichen Erscheinungen der Wasser- und Bodenverhältnisse, auf welche dabei eingegangen werden kann, dürften bei der Mächtigkeit des Auftretens von Borax zu Púga Anhaltspunkte zur Beurtheilung der meisten unbestimmter gehaltenen Angaben über Einzelheiten an anderen Lagerstätten bieten.

Der Borax im Handelsverkehr kommt aus dem östlichen Tibet meist über Bhután und Assám nach dem Süden; zum Theil wird er über Nepál nach Indien gebracht. Die Stücke, die ich in Kathmándu sah, zeigten eisenhaltigen Thon, Gyps, auch etwas Schwefel eingeschlossen. Häufig ist die Masse etwas fettig, weil man vor dem Transporte Oel oder Fett zusetzt, um sie, wie man mir sagte, gegen zu starkes Zerfallen zu schützen.

Aus dem westlichen Tibet geht der Weg des Transportes, ohne das nördlich von der Fundstätte gelegene Le zu berühren, direct gegen Südwesten nach der Hauptverkehrslinie zwischen Tibet und Lahól, und auf dieser nach dem westlichen Indien.

Aehnlich wie zum Getreidehandel werden dabei im Hochgebirge von den Tibetern meist Schafe benutzt, welche mit zwei seitlich hängenden Säcken bis gegen 40 Pfund schwer beladen werden.

Die Reinigung von erdiger Masse und von fremden Salzen wird erst in Indien, und zwar nach dem Verkaufe, im Großen vorgenommen. Es genügt, in heißem Wasser zu lösen, die festen Theile, die sich zu Boden senken, durch Umgießen der Flüssigkeit von dieser zu trennen und deren Erkaltung eintreten zu lassen, wobei sich bedeutende Menge des reinen Borax aus der Mutterlauge krystallinisch ausscheidet.

Seine allgemeinste Anwendung findet Borax bekanntlich als Schmelzmittel, in Indien gleichfalls; er verändert zwar nicht unmittelbar die Schmelzbarkeit der Metalle, aber er begünstigt die Behandlung derselben dadurch, daß er die störende Einwirkung von Oxydkrusten entfernt, indem er mit diesen eine leichtflüssige glasartige Verbindung bildet.

In Indien wird noch der Borax in wässeriger Lösung benutzt, um jene Incrustationen auf Zweigen zu erweichen, welche Gummilack und die rothe „Läkh"- (oder Lack-) Farbe liefern; es sind dies zellenartig angesetzte Secretionen der

---

[1]) Erläutert in meinem „Bericht über Anlage des Herbariums". Denkschr. der II. Cl. d. k. b. Ak. d. Wiss., Bd. XII, S. 165. Details über die Reise Nain Singh's und der anderen in ähnlicher Weise entsandten Pándits sind von Oberst Montgomerie officiell publicirt.

[2]) Die Verhältnisse zu Milum sind besprochen in „Reisen in Indien und Hochasien", Bd. II, S. 332.

[3]) „Tibet nach den Resultaten geographischer Forschungen früherer und neuester Zeit." Stuttgart, Levy und Müller, 1878.

[4]) Das Wort Borax, jetzt in Europa gebraucht, ist das arabische „Bórak"; früher war bei uns der Name desselben „Tinkal", modificirt aus „Tinkar", der Benennung im indischen Handel.

Schildlaus-Species Coccus lacca, welche auf sehr verschiedenen tropischen Bäumen vorkommen.

Früher wurde ungeachtet der großen Entfernung Borax fast ausschließlich aus Tibet über Indien in Europa eingeführt. In Indien selbst ist ein Vorkommen desselben nicht bekannt; auch in Europa kommt Borax in Natur nirgends vor, aber seit der Production fester gereinigter Borsäure aus heißen Gasströmen im Toscanischen, die am Fundorte selbst sogleich zur Bereitung von Borax benutzt wird, hat die Einfuhr via Indien aufgehört.

Die Borsäure wird speciell zu Porcellan- und Glasbereitung (in Europa) gebraucht. Eine eigenthümliche Verwendung im Kleinen hat sich für Borsäure bei uns zur Präparation des Dochtes von Stearinkerzen ergeben, da bekanntlich bei solchen Kerzen kein Abschneiden restirenden Dochtes nöthig ist.

Drei madagaskarische Märchen.

Von afrikanischen Märchen des Festlandes sind bereits mancherlei Sammlungen bekannt geworden, wie z. B. Callaway's Nursery Tales etc. of the Zulus, Bleek's Reynard the Fox in South Africa (deutsch Weimar 1870) und andere mehr, von madagaskarischen hingegen weiß man bisher noch nicht viel und die Specimens of Malagasy Folk Lore, welche der norwegische Missionär Dahle in Antananarivo hat drucken lassen, werden diesem Mangel um so weniger Abhülfe leisten, als nicht einmal eine Uebersetzung beigegeben ist. Sehr großen Dank verdient daher eine englische Dame, Miß Cameron, die daraus drei Märchen übersetzt und einem Freunde in der Capstadt zur Bekanntmachung mitgetheilt hat, so daß dieselben nun in der Aprilnummer des Cape Monthly Magazine zu lesen sind. Ich glaube der muthmaßlichen Absicht des letztgenannten anonymen und mir gänzlich unbekannten Herrn, der mir freundlicherweise einen Sonderdruck zugesandt, am besten dadurch zu entsprechen, wenn ich die erwähnten drei Märchen in deutschem Gewande einem größern Kreise zugänglich mache, was hierdurch geschieht.

Die wilde Katze und die Ratte.

Die wilde Katze und die Ratte spielten mit einander; die Ratte war die Haushälterin und die Katze die Jägerin. Die letztere war immer auf der Jagd, während inzwischen die Ratte ein Loch in die Erde grub; doch merkte die Katze nicht den Zweck desselben. Hierauf beriethen sich beide und kamen überein, einen Ochsen zu stehlen.

Sie gingen also, wie man erzählt, auf den Diebstahl aus und bemächtigten sich eines schönen Mastochsen; aber die Ratte wurde von der Katze betrogen, denn diese nahm das Fleisch für sich und gab der Ratte nur die Knochen. Als sie nun beide gegessen hatten, so blieb noch viel übrig, weshalb die Ratte noch etwas von dem Fleisch verlangte, bekam aber nichts davon, sondern erhielt nur die Haut, worauf die Katze den Rest des Fleisches zerschnitt, ihn einsalzte und in einen Korb vernähte, sodann diesen an der Thürpfoste zum Trocknen aufhängte und wieder auf die Jagd ging.

Als so die Katze auf der Jagd war, machte die Ratte, wie man erzählt, ein Loch durch den Korb und fraß das Fleisch bis auf den letzten Bissen auf. Wie nun die Katze von der Jagd heimkehrte, sprach sie und sagte: „Ich will mir etwas Fleisch zum Abendbrot holen;“ da sie aber den Korb herunternahm, fand sie auch nicht das Geringste darin und wurde darüber so böse, daß sie die Ratte packen wollte; allein diese lief in das Loch, das sie gegraben, und entging so dem Tode. Da verfluchte die Katze die Ratte und sagte: „So lange mein Geschlecht dauert, muß es auf die Zerstörung von Ratten ausgehen.“ Dies ist der Grund, weshalb die Ratten von den Katzen aufgefressen werden.

* * *

In dem vorliegenden Märchen zeigt sich eine genaue Verwandtschaft mit dem deutschen „Katze und Maus in Gesellschaft“ (Grimm Nro. 2), welches sich auch sonst noch in mancherlei Gestalt wiederfindet; so z. B. Benfey, Pantschatantra I, 596 f., §. 227, 1; Radloff, Proben der Volksliteratur der türkischen Stämme Südsibiriens, 3, 369 ff.; Hahn, Griechische und albanesische Märchen, 2, 99 ff., Nro. 89; auch in Schottland, Frankreich und noch anderwärts begegnet man diesem Märchen.

Die Vazimba.

Man glaubt, daß es ehedem ein Volk gab, welches Vazimba hieß und von kleinem Wuchs war mit großen Köpfen; auch jetzt noch sollen einige auf der Westküste wohnen.

Diese Leute machten sich eines Tages auf, um am Ufer zu spielen, und fingen das Thier, welches Fananimpitolóha (siebenköpfige Hydra) heißt; dann kamen sie zu der Schlange Tompondrano und ein Vazimba schickte sie auf eine Botschaft, indem er zu ihr sagte: „Geh hin zu meinen Eltern und sage: Also spricht euer Sohn Ravazimba: Ich bin unter das Wasser hinuntergegangen und wünsche euch Lebewohl; schicket mir daher das Blut eines lebendigen Geschöpfes mit seinen Füßen, seinem Pelz und seinem Fett, wenn ihr dies thuet, so wird Segen über euch kommen!“ Hierauf ging die Schlange ihres Weges.

Aus dem genannten Grunde heißen jene Schlangen Tompondrano (Herr des Wassers). Man glaubt, daß der Vazimba ihnen Gewalt verliehen, so daß fast niemand so kühn ist, sie zu tödten.

Einige Zeit darauf schickte der Vazimba den Vintsy (einen kleinen blauen Vogel) zu seinen Eltern und sprach: „Grüße meine Eltern von mir und sage zu ihnen: Also spricht Ravazimba: Schicket mir Geflügel und Schafe.“

Und als der Vintsy seine Botschaft ausgerichtet, ging er fort und kehrte zu Ravazimba zurück und dieser sprach zu ihm: „Weil du hurtig und klug gewesen bist, verleihe ich dir Ehre; ich werde auf deinen Kopf eine Glorienkrone setzen und dich Tag und Nacht in blauen Schmuck kleiden. Wenn du Junge bekommst, will ich sie auferziehen und alle diejenigen in ihrer Jugend erschlagen, die dich zu tödten suchen.“

Dies, glaubt man, ist der Ursprung der Schönheit dieses Vogels und deshalb auch befindet sich sein Nest stets am Ufer des Wassers. Gleichermaßen findet man bis auf heutigen

Tag nicht viele Leute, die so kühn sind, den Vintsy zu tödten oder zu essen. Einige glauben fest an die Wahrheit dieser Erzählung und erweisen dem kleinen Vogel große Ehrerbietung.

Viele der Einwohner von Imerina haben den Vazimba angefleht und gesprochen: „Wenn Du mir Gunst erweisen willst, oder wenn ich von dieser meiner Krankheilt geheilt werde, oder wenn ich oder meine Frau Kinder bekommen sollte, dann will ich Dich mit Salbe salben und Dir Schafe und Geflügel als Opfer darbringen."

Der Songomby.

Der Songomby soll ein großes schnellfüßiges Thier sein, ungefähr von der Größe eines Ochsen, und nach der Meinung einiger Leute sogar Menschen verzehren. Vor nicht sehr langer Zeit noch hielten verschiedene Bewohner des Südens dafür, daß das Roß der Songomby gewisser Länder jenseits des Wassers sei und daselbst auf folgende Weise gefangen werde. Man legt ein Kind gebunden an den Eingang der Höhle des Songomby, und wann er dann das Geschrei des Kindes hört, kommt er heraus und wird alsbald gefangen. Gleicherweise, sagten die Südländer, werden auch wir Songombys mit List fangen und uns ihrer als Pferde bedienen. „In der Nähe unserer Stadt," berichtet derjenige, der dieses erzählt, „befindet sich eine Höhle, worin sich einige solche Thiere aufhalten sollen. Sehen sie einen Menschen, so fallen sie ihn unfehlbar an und obwohl die Songombystute nicht sehr grimmig kämpft, so feuert sie doch den Hengst an und hält im Angriff standhaft bei ihm aus." Eine Geschichte erzählt von einem Manne, der bei Nacht auf der Reise einem Songomby begegnete. Der Kampf, der sich zwischen ihnen entspann, war sehr heftig und dauerte bis nächsten Morgen; doch besaß der Mann eine ungewöhnliche Stärke und wurde deshalb nicht von dem Songomby gefressen. Dies, sagen sie, ist ein sicherer Beweis von dem Vorhandensein des Songomby. Eine andere Geschichte betrifft ein unruhiges Kind, das von den Eltern aus dem Hause gejagt wurde und sicherlich von den Songomby wäre gefressen worden, wenn ihm nicht einige Leute zu Hülfe gekommen wären. Noch eine andere Geschichte erzählt von einem ungezogenen Kinde, das gleichfalls die Eltern aus dem Hause jagten und dabei riefen: „Komm her, Songomby, da nimm!" Da kam der Songomby in der That, und das Kind schrie: „Seht, seht, hier ist er wirklich!" Aber die Eltern antworteten: „Nun gut, dann kann er dich fressen!" (Denn sie glaubten, das Kind spräche die Unwahrheit.) Nach einer kleinen Weile öffneten sie die Thür, und sahen, daß das Kind nicht mehr da war, worauf sie in Begleitung einiger Nachbarn das Kind mit Fackeln aufsuchten. So fanden sie denn entlang dem Wege Spuren von dem Blute des Kindes, denen sie folgten, bis sie an die Höhle des Songomby gelangten. Noch viele andere Geschichten werden erzält, welche von dem Vorhandensein des Songomby Zeugniß ablegen

Felix Liebrecht.

Aus allen Erdtheilen.

Asien.

— Die politischen Verwickelungen zwischen Rußland und England haben seit dem Frühlinge dieses Jahres eine erhöhte Thätigkeit der russischen Offiziere in dem zwischen Russisch-Turkestan und Afghanistan belegenen unabhängigen Gebiete herbeigeführt, aus welcher der Erdkunde voraussichtlich ein großer Nutzen erwachsen wird. Einen bedeutenden Antheil daran hatte Oberst Majew, dessen erste Reise in Hissar unseren Lesern erinnerlich sein wird (s. „Globus" XXXI, S. 9 und 27, mit Karte). Von Ende Mai bis zum 16. Juni, wo er in Taschkend wieder eintraf, hat er das Land zwischen Dscham (südwestlich von Samarkand) und dem Amu-Darja bei Kilif bereist, somit sich ungefähr auf demselben Gebiete bewegt wie zu Beginn seiner Reise von 1875; er kam zu dem Schlusse, daß die Straße von Chuzar über Derbent, Schirab und Schirabad nach dem Oxus für ein nach Afghanistan vorrückendes Heer die vortheilhafteste sei. — Eine zweite Expedition, bestehend aus den Herren Oschanin, Neweski und Radionow, ist von Samarkand über Schehrisebz, den Sengri-Dagh, Dehinan, Düschambe, Kafirnahan (diese Orte wurden gleichfalls schon im Jahre 1875 von Majew besucht), nach Gharm in Karategin abgesendet worden, soll sich dann südwärts wenden und Pamir zu erreichen suchen (vergleiche die beiden vorigen Nummern). — Ferner wurden von Fort Naryn zwei Offiziere ausgeschickt, um topographische Untersuchungen im Issyk-Kul-Districte zu machen. Sie sollten eine Straße zwischen Naryn und Kaschgar aufnehmen und Baron Kaulbars' Arbeiten aus den Jahren 1868 und 1869 vervollständigen. Das Gebiet von Kuldscha wurde dagegen in diesem Jahre nicht untersucht, weil dort schon Recognoscirungen östlich bis Manas und auf der Südseite des Tian-schan bis Karaschahr vorgenommen worden sind, und zwar durch Hauptmann Larionow, welcher auch die Gebirge Sary-Dschas und Muztag östlich vom Issyk-kul überschritt. Ueber dieselben giebt es nur den einzigen Weg, welcher über den Muzart-Paß nach Aksu in Chinesisch-Turkestan führt. Larionow hat eine Routenaufnahme und ein Verzeichniß barometrisch bestimmter Höhen geliefert. — Majew ist sodann im vergangenen Sommer nochmals in Hissar gewesen. Die „Turkestanische Zeitung" schreibt darüber: „Die Reise N. A. Majew's dauerte zwanzig Tage (vom 9. bis 29. August). Bis nach Karschi befand er sich unter den Personen der Gesandtschaft, welche der Generalgouverneur von Turkestan an den Emir von Afghanistan abgesandt hatte; von Karschi reiste er über Chuzar ins Gebirge. Diesmal hat er den geraden Gebirgsweg erforscht, welcher vom Weideplatze Tengi-Haram über den Bergrücken Akbasch und durch das Thal des Kartschak-Darja nach dem großen und wohlhabenden Kischlak Kuitan führt. Bis jetzt war der bedeutende Gebirgsfluß Kartschak-Darja ebenso wie der Kuitan-Darja gänzlich unbekannt. Hierauf erforschte Majew auch den sehr wichtigen Weg von Kuitan nach Schirabad über das Gebirge und durch die Schlucht Tengadawal. Diese lange, vielfach gewundene Schlucht durchschneidet das ganze Massiv des Kütün-Gebirges. Ueber einen andern solchen Gebirgsrücken, den Paschchurd, geht der Weg durch die Schlucht Chodscha-Ulkan. Von Schirabad ging Majew nach dem Uebergang über den Surchan beim Kischlak Kakaity und folgte dem Thale des Surchan aufwärts bis Regar und Sary-dschui. Um die Rückreise nicht auf schon bekannten Wegen zu machen, schlug er die Richtung nach Schehrisebz ein, und zwar auf demselben Wege, welchen Anfangs August dieses Jahres W. F. Oschanin (s. oben) untersucht hat.

Derselbe ist sehr schwierig; er führt von Sary-dschni über die Kischlaks: Sengridag, Bachtscha und Taschkurgan nach Jakabagh. Dieser Weg gilt nicht einmal als Karawanenweg, den Lastthiere zurücklegen können; denn er führt größtentheils über Felsvorsprünge, die oft nur 1/4 Arschin breit sind und über den reißenden und schäumenden Sengridag-Darja überhängen. In Schehrisebz verabschiedete sich Majew vom bucharischen Emir und dankte ihm für die Unterstützung, welche er auf seinen Befehl von den bucharischen Behörden erhalten hatte. In diesem Jahre wurde somit viel zur Vervollständigung und Verbesserung unserer Karten von Mittelasien gethan.

— Die „Pekinger Zeitung" enthielt im vorigen Jahre Edicte, durch welche die außerordentliche Hartnäckigkeit, mit der unglückliche chinesische Candidaten sich Jahr für Jahr bei der Examinationscommission melden, treffend illustrirt wird: es werden an 42 Candidaten Ehrengrade verliehen, welche endlich im Alter von 90 Jahren und darüber durchkamen, und an 36, welche im Alter zwischen 80 und 90 den vergeblichen Kampf aufgaben.

— Dr. Sjäwertzow, der bekannte Zoologe, ist von seiner Reise nach Pamir (s. „Globus" XXXIII, S. 239) nach St. Petersburg zurückgekehrt. Er ist bis zum See Rang-kul, der Sariz-Pamir und Alitschur-Pamir (zwischen 38° und 39° nördl. Br.) vorgedrungen, also in den eigentlichen Kern des dortigen noch unbekannten Gebietes, dessen Karte durch ihn zahlreiche Bereicherungen und Berichtigungen erfährt.

Amerika.

— Ein Wörterbuch der Pescheräh-Sprache. Einer gütigen Mittheilung des deutschen Ministerresidenten in Chile, Herrn v. Gülich, verdanken wir die zu Santiago erscheinende Zeitung El Ferrocarril vom 8. Juni 1878, in der sich eine sehr wichtige Notiz befindet. Der zu Uschuvia im Feuerlande ansässige Missionär T. Bridges ist nämlich gegenwärtig mit der Zusammenstellung eines vollständigen Wörterbuches des Yagham, der Sprache der südlichsten Bewohner Amerikas, beschäftigt. Die Sprache soll bewundernswerth wegen ihrer Vollständigkeit und Regelmäßigkeit sein und das Werk wird 15 000 einfache und zusammengesetzte Wörter enthalten.

Für die Vergleichung der amerikanischen Sprachen werden wir damit ein höchst wichtiges Werk empfangen, das uns als Schlußstein in der langen Reihe der Idiome vom nördlichen Eismeer bis an die Magalhaesstraße noch fehlte. Es könnte überraschen, daß jene Sprache, deren Namen Yagham wir zum ersten Male hier lesen, es admirable por su complejidad y regularidad, wie der Ferrocarril sagt, allein manche Züge, die wir bei Darwin, Fitzroy und Snow finden, lassen erkennen, daß die Feuerländer mit nichten jene tiefststehenden Menschen sind, als welche die gewöhnlichen Schiffer sie uns gern darstellen. Andree.

Arktisches Gebiet.

— Die „Deutschen Geographischen Blätter" (II, Heft 4, S. 275) berichten von einem Versuche, welcher unter großen Anstrengungen, aber mit etwas besserm Erfolge als bisher in diesem Sommer gemacht wurde, um von der Westküste Grönlands in das mit Eis überdeckte Innere vorzudringen. Er geschah von drei Dänen, dem Marinelieutenant Jensen, dem Candidaten Kornerup und dem Architekten Groth, welche die Küste zwischen Godhaab und Frederikshaab zu untersuchen und zu vermessen hatten. Ihr Ziel waren einige 10 Meilen (dänische?) entfernte, nördlich von Frederikshaab aus dem Eise hervorragende Bergspitzen; ihr Gepäck zogen sie auf drei kleinen Schlitten selbst. Am 14. Juli begann die Wanderung. Nach zwei Tagen nahm der lose Schnee auf der im Ganzen wellenförmigen Erdoberfläche so zu, daß das Vordringen sehr gefährlich wurde, indem man fortwährend in verborgene Spalten und Löcher sank und sich durch Stricke an einander befestigen mußte. Dazu herrschte fast stets Nebel und am 23. Juli ein Schneesturm; auch erschwerten die vielen Unebenheiten und tiefen Abgründe die Reise. Am 24. war der Fuß der Berge endlich erreicht; aber nun folgte ein sechstägiger Südoststurm mit anhaltendem Schneefalle und Regen, so daß erst am 31. an eine Besteigung gedacht werden konnte. Die Höhe des Berges (Nunatak) betrug circa 5000 Fuß absolut. Jenseit desselben dehnten sich, so weit das Auge reichte, Eisflächen und Eisberge aus. Am 5. August erreichte die Expedition nach 23tägigem Aufenthalte auf dem Eise ihren Ausgangspunkt wieder.

— Am 26. September kehrte der norwegische Walroßfänger E. Johannesen mit gutem Fange aus dem Polarmeere nach Tromsoe zurück. Er verließ die Spitze der Admiralitätshalbinsel (75° nördl. Br.) am 19. September und brauchte bei günstigem Winde zur Heimfahrt nur acht Tage. Er berichtet, daß die Eisverhältnisse nördlich von Nowaja Zemlja und im Karischen Meere in Folge der beständigen Südwestwinde ganz ungewöhnlich günstige gewesen sind, und daß die Grenze des festen Eises sehr weit nach Norden gelegen haben muß. Seiner Ansicht nach wäre es ihm, wenn er einen Dampfer gehabt hätte, leicht gewesen, nördlich über Franz-Joseph's-Land hinaus zu gelangen. Allein mit einem Segelschiffe habe er sich hierauf um so weniger einlassen können, als seine Aufgabe nicht Entdeckung, sondern Fischfang war. Auf seinen Fischerkreuzen, die sich östlich bis zu 90° östl. L. und bis zum Cap Taimyr ausdehnten, fand er ein eisfreies Meer östlich bis auf 86° östl. L. und nördlich bis auf 77° 30 bis 40′ nördl. Br., also im Norden der Nordspitze Nowaja Zemljas. Er entdeckte auf etwa 77° nördl. Br. eine ungefähr 2½ norwegische Meilen (à 1½ deutsche Meilen) lange Insel, die er umsegelte und „Eensamheden" (Einsamkeit) benannte. Sie war am westlichen Ende ziemlich hoch, verflachte sich aber gegen Nordosten. Am Strande fand sich eine große Menge Treibholz. Auf der Insel traf er die gewöhnlichen Vogelarten des Eismeeres, aber auch andere, die sich im Karischen Meere nicht vorfinden. Ferner bemerkte man drei Eisbären. Eine Landung konnte wegen der Dünung und des Nebels nicht bewerkstelligt werden. Am Südostende fand sich etwas Trümmereis. Hier wurden vierzig Walrosse getödtet. Das Meer an der West- und Nordseite war sehr tief, dagegen flach auf der südlichen und östlichen Seite, so daß man nicht weit entfernt Festland vermuthen durfte. Von der Insel weg segelte Capitän Johannesen in südöstlicher Richtung bis zum 90. Grad und entdeckte hier am 20. August, da der bisher herrschende Nebel etwas nachließ und die Witterung sich aufklärte, auf etwa drei Meilen Entfernung in direct südlicher Richtung Land. Dieses war nach seiner Meinung die westliche Seite des Cap Taimyr. Eis war nirgends zu sehen, und da sich in Folge dessen auch keine Aussicht auf einen Fang eröffnete, kehrte Capitän Johannesen wieder um.

(Mittheilung der Bremer Geographischen Gesellschaft.)

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 13, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band XXXIV. № 24.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig — Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. — 1878.

Stanley's letzte Forschungsreise durch Afrika (1874 bis 1877).

V.

Der Zug nach dem Muta Nzigé. — Durch Karagwe. — Ankunft in Udschidschi.

Am 13. November 1875 nahm Stanley in der Hauptstadt Ulagalla Abschied von König Mtesa von Uganda und fuhr von dem Hafen Ntewi in seinem Boote, begleitet von 20 Waganda-Canoes voller Krieger, nach Dumo (circa $1/2^0$ südl. Br.) zurück, wo er drei Monate vorher seine Expedition zurückgelassen hatte. An demselben Tage wurde der Häuptling Sambuzi mit 1000 Kriegern überland nach dem Thale des Katonga gesandt, wo er mit Stanley zusammentreffen sollte, um diesen als Escorte auf dem Marsche nach dem Muta Nzigé[1]) zu begleiten. Nach viertägiger Küstenfahrt kam Stanley in Dumo an, wo er das Lager und alle seine Leute in bestem Zustand vorfand; während seiner ganzen Abwesenheit waren sie auf Mtesa's Befehl reichlich mit Lebensmitteln versorgt worden. In wenigen Tagen waren alle Traglasten wieder gepackt, das Boot zerlegt und die Expedition reisefertig; am 26. November wurde der Marsch nach Nordwesten durch das Reich Uddu nach dem Stelldichein am Katonga angetreten. Das Land war mit abgerundeten, baumlosen Hügelketten und breiten grasbewachsenen Thälern mit Ameisenhügeln und spärlichem Buschwerk bedeckt; Wild aller Art war so zahlreich, daß Stanley in fünf Tagen 57 Hartebeests, zwei Zebras und einen Wasserbock erlegte; auch Löwen und Leoparden sollen zahlreich sein. Bei Ruwewa setzte die Expedition in dem Boote über den 1500 Yards breiten Katonga, der mit durchschnittlich 5 Fuß tiefem Wasser ohne Strömung eine mit Schilf und Papyrus bedeckte Lagune bildet. Am 23. December traf Stanley in Langurwe mit dem Waganda-Hülfsheer unter Sambuzi zusammen. Der Weitermarsch nach Westen führte am Norduser des Katonga entlang, in dessen viele schilfbedeckte Seitenarme zahlreiche klare Nebenflüsse von Nord und Süd einmünden. In dem Grenzdorfe Kawanga zwischen Uganda und Unjoro stießen noch mehr Hülfstruppen zu der Expedition, deren Gesammtzahl mit Weibern und Kindern sich jetzt auf 2800 Seelen belief, von welchen Stanley's eigene Leute 180 zählten.

Am 1. Januar 1876 marschirte der Zug in Unjoro ein. Das Land nahm jetzt einen gebirgigen Charakter an; rauhe, zackige Hügelreihen, einzelstehende Felsspitzen mit großen Granit- und Eisensteintrümmern und riesige Bergkegel von bedeutender Höhe erhoben sich in allen Richtungen. Einen Hauptunterschied zwischen Uganda und Unjoro bildet ferner die Nahrung der Eingeborenen, welche fast ausschließlich in jenem aus Bananen, in diesem aus süßen Kartoffeln besteht. Das Land war wie ausgestorben; alle Einwohner

[1]) Auf Stanley's großer Karte schließt das Südende des von Baker 1874 entdeckten Albert Njanza (Mwutan) nach Gessis (1876) und Oberst Mason's (1877) Erforschungen nördlich vom 1. Grade nördlicher Breite ab. Der von Stanley am 11. Januar 1876 erreichte Uferpunkt liegt etwa 7 Minuten südlich vom Aequator, so daß er wahrscheinlich einen ganz neuen See entdeckt hat, den auch seine Karte als solchen unter dem Namen „Muta Nzigé“ aufnimmt, was an den schon 1862 von Speke erkundeten und auf dessen Karte angeführten „kleinen Luta Nzigé“ erinnert. Eine Note auf Stanley's Karte beim Albert-See sagt: „yet it may be presumed to have a connection with Muta Nzigé!“

hatten sich beim Nahen des Heeres geflüchtet. Bei Benga befand sich das Lager 5200 Fuß über dem Meeresspiegel auf der Wasserscheide zwischen beiden Njanzas, von welcher der Katonga ostwärts in den Ukerewe und der Rusango nach Westen in den Muta Nzigé fließen. Von der Spitze eines Hügels sah Stanley weit im Nordwesten die ungeheuere blaue Masse des großen Berges im Lande Gambaragara sich vom Horizont abheben; zu Ehren seines amerikanischen Chefs gab er ihm den Namen Gordon-Bennett. Dieser Berg bildet einen 14 000 bis 15 000 Fuß hohen, abgestumpften Kegel, der sich in einer Reihe von Absätzen aus der Ebene erhebt; zahlreiche Gießbäche stürzen seine steilen Seiten hinab und seine Spitze soll oft mit Schnee bedeckt sein. Die Eingeborenen von Gambaragara sollen ein Volk von heller Hautfarbe und regelmäßigen Gesichtszügen sein; da Stanley mehrere Individuen desselben selbst gesehen, die er im Aussehen mit Südeuropäern vergleicht, scheint die Thatsache außer Zweifel. Die Frauen sollen sehr schön sein; die von Stanley gesehenen hatten nichts vom Negertypus außer das krause Haar. Auch an Mtesa's Hof traf er mehrere Mitglieder dieses Volkes. Ihr Land umfaßt alle den großen Berg umgebenden Bezirke. Die Basis, die Abhänge und der Gipfel desselben sollen von einer zahlreichen Bevölkerung dicht bewohnt sein. Der König von Gambaragara heißt Ny-ika; im Kriegsfalle zieht er sich mit seinen Häuptlingen und ihren Familien auf den Gipfel des Berges zurück, welcher der Krater eines erloschenen Vulcanes zu sein scheint; in seiner von hohen Felsenmauern umgebenen Höhlung soll ein kleiner, runder See liegen, in dessen Mitte eine hohe Felsensäule steht. Es ist dort sehr kalt und der Schnee fällt häufig. Da die Hauptnahrung dieses Volkes aus Milch besteht, sollen sie ungeheuere Viehheerden besitzen; der Katekiro von Uganda erbeutete auf seinem Feldzuge gegen Gambaragara 50 000 Stück Rinder. Bei ihrer Einwanderung aus Nord-Unjoro sollen die Eingeborenen alle „weiß“ gewesen sein, doch ist durch Vermischung mit den benachbarten Negerstämmen die Zahl der Schwarzen und der Hellfarbigen jetzt fast gleich geworden; aber die königliche Familie und diejenigen der Häuptlinge haben die ursprüngliche Hautfarbe und Gesichtsbildung rein erhalten.

1 Speer aus Ost-Manjema. 2 Speer aus Urundi, Karagwé und Uhha. 3 Schild aus Unjoro. 4 Messer aus Uregga. 5 Messer aus Rua. 6 Messer aus Uwuma und Usoga. 7 Messer aus Manjema. 8 Messer aus Uregga. 9 Messer aus Uganda. 10 Messer aus Ukerewe. 11 Keulen und Spazierstock. 12 Gewöhnlicher Speer aus Unjamwezi. 13 Speer aus Uregga. 14 Uganda-Matschété. 15 Schild aus Manjema. 16 Hakenmesser aus Uhjeja. 17 Schild aus Uganda. 18 Hakenmesser aus Unjamwezi. 19 Schild aus Usongora und Bumbireh. 20 Usongora- und Bumbireh-Matschété. 21 Speer aus Manjema. 22 Speer aus Uganda.

Am 8. Januar campirte das Heer an dem 40 Yards breiten, eiskalten Mpanga-Fluß, der auf dem Gordon-Bennett-Berge entspringt und, sich mit dem Rusango vereinigend, in den Muta Nzigé fällt. Die Durchschnittshöhe der Lager über dem Meeresspiegel betrug nur 4600 Fuß, doch waren die Nächte wahrscheinlich in Folge der von dem Schneegipfel des Gordon-Bennett herkommenden Winde empfindlich kalt, und fiel das Thermometer einmal sogar auf 53° F. Auch sehr dichte, feuchte Nebel stellten sich jeden Morgen ein. Der Weitermarsch durch das nordwestliche Ankori führte am Rusango entlang, der mit vielen Stromschnellen, Katarakten und Fällen zum See hinabstürzt; das Land hatte ganz den Charakter einer wilden Schweizerlandschaft angenommen. Nördlich erhob der Edwin-Arnold-Berg seine 9000 Fuß hohe, längliche Kuppel, während rings umher spitze und abgerundete Bergkegel und Gipfel sich aufthürmten, zwischen deren Quarz-, Basalt- und Sandsteinfelsen wilde Bäche hinabdonnerten; Spuren früherer vulcanischer Thätigkeit waren an vielen Stellen sichtbar.

Am 9. Januar stieg die Expedition zu den Feldern,

Gärten und Dörfern des volkreichen Uzimba hinab, dessen Einwohner vor den Trommeln und Fahnen der Avantgarde eiligst flüchteten. Ein Streifzug wurde ausgesandt, um einige Gefangene zu machen, durch welche man den Häuptlingen des Landes die Absichten der Expedition mittheilen könnte. Gegen zehn Eingeborene wurden eingebracht und bald, reich beschenkt, mit der Botschaft entlassen, daß die Waganda einen weißen Mann hergeführt hätten, welcher den See sehen und befahren wolle, für alle Lebensmittel bezahlen und ihnen keinen Schaden zufügen würde. Am 11. verließ das Heer die Uzimba-Dörfer und schlug sein Lager im Bezirke Unjampaka (4724 Fuß über dem Meeresspiegel) eine Meile vom Rande des Plateaus auf, an dessen Fuß, 335 Meter tiefer, der See lag. Am folgenden Tage brachten 300 Mann der Eingeborenen die Antwort zurück, daß das Land zu Unjoro gehöre, dessen König, Kabba Rega, mit den Weißen (den Aegyptern unter Gordon Pascha) im Kriege sei, und daß deshalb der weiße Mann keinen Frieden haben könne, sondern am nächsten Tage den Krieg beginnen würde. Diese Botschaft verursachte fast eine Panik unter den Waganda, die sich sogleich auf den Rückzug vorzubereiten begannen. Trotzdem sandte Stanley seinen Führer Manwa Sera mit 50 Mann und 500 Waganda an den See, um einen Weg zu suchen, auf dem das Boot und die Waaren über den steilen Plateaurand hinabgebracht werden könnten und um Canoes zur Befahrung des Sees zu suchen. Er

Hütte und Hausgeräthe von Uzimba und Ankori. 1 Sessel. 2 Milchgefäß. 3 Sessel. 4 Trinkgefäß. 5 Suppennapf. 6 Suppenteller. 7 Milchgefäß aus Ankori. 8 Napf. (1 bis 8 von Holz.) 9 und 10 Irdene Kochtöpfe. 11 Irdenes Wassergefäß. 12 Teller. 13 Tasse. 14 Schüssel für Bananen und süße Kartoffeln. 15 Wassergefäß aus Uzimba. 16 Napf aus Uzimba. (12 bis 16 von Holz). 17 Haus in Uzimba.

selbst führte 50 Mann an den Rand des Plateaus, unter dem der blaue See gleich einem ungeheuern Spiegel vollkommen ruhig dalag, nur am Ufer von einem schmalen Brandungsstreifen eingefaßt. Die gegenüberliegende, gegen 15 Meilen entfernte Küste bildete das hohe Usongora-Vorgebirge, welches den von Stanley zu Ehren einer englischen Prinzessin getauften „Beatrice-Golf“ im Westen begrenzt. Gegen Mittag kehrte Manwa Sera zurück und berichtete, daß man nur an langen, starken Seilen die Lasten über den fast senkrechten Abhang hinablassen könne, da selbst die Eingeborenen ihre Salzsäcke, in Ochsenhäute verpackt, heraufziehen, und daß nur fünf kleine, untaugliche Fischercanoes gefunden worden seien.

Diese unwillkommenen Nachrichten, sowie die auf allen umliegenden Höhen zahlreich postirten Feinde bewogen die Waganda, sogleich einen Kriegsrath abzuhalten, in welchem Sambuzi und sämmtliche Häuptlinge gegen Stanley's energische Bitten und Drohungen den Rückzug beschlossen, den die große Kriegstrommel sogleich dem Heere verkündete. Da Stanley keine Aussicht sah, mit seinen wenigen Leuten seinen Plan durchzusetzen, und ihm noch die Hoffnung blieb, auf einem andern Wege den See zu erreichen, mußte er sich fügen; es war dies das einzige Mal auf seiner ganzen Expedition, daß es ihm trotz seiner Energie unmöglich war, sein Vorhaben auszuführen.

Am frühen Morgen des 13. Januar trat das Heer in guter Ordnung den Rückzug an, 1000 Speerträger voran, die Expedition mit den Waaren in der Mitte und 1000 Waganda und 30 Wangwana-Schützen als Nachhut; wider Erwarten machten die Eingeborenen keinen Angriff, und an demselben Abend campirte das Heer wieder am Rusango-Fluß. Erst zwei Tage später griffen die Eingeborenen in Benga die Arrièregarde an, wurden aber leicht zurückgewiesen. Am 27. trennte sich in Kifossi die Waganda-Escorte von Stanley, nachdem Sambuzi ihn noch um mehrere Traglasten Perlen bestohlen hatte. Stanley blieb drei Tage in Msossi und sandte drei seiner Leute an Mtesa mit der Botschaft, wie schlecht Sambuzi seine Aufgabe erfüllt habe. Mtesa

ließ sich in öffentlicher Bursah alles genau berichten und gab dann voller Wuth dem Befehlshaber seiner Leibwache den Auftrag, Sambuzi und sein Land „aufzuessen“; binnen wenigen Tagen wurde dieser in Ketten wie ein Sklave eingebracht. Auch ließ Mtesa Stanley ein neues Heer von 60 000, ja 100 000 Kriegern unter Befehl seiner ersten Häuptlinge anbieten, um ihn nochmals an den See zu geleiten; aber diese Nachricht erhielt Stanley erst in der Nähe des Kagera-Flusses weit im Süden, so daß er schon aus diesem Grunde, abgesehen von seinem Mißtrauen gegen Waganda-Versprechen, das Anerbieten ablehnte; diese letzte Botschaft schloß seinen langen Verkehr mit dem Herrscher von Uganda.

Am 19. Februar überschritt Stanley den Kagera-Fluß, den er Alexandra-Nil [1]) nennt, bei dem Orte Kitangule; er fand ihn von Ufer zu Ufer 400 Yards breit, aber nur 100 Yards in der Mitte hatten eine mächtige, tiefe Strömung von $3^1/_2$ Knoten per Stunde, während auf beiden Seiten große Strecken stehenden Wassers mit Binsen, Wasserrohr und Papyrus bedeckt waren. Das Wasser hatte eine dunkle Eisenfarbe, war aber für einen so starken Strom sehr rein, als ob es aus einem nicht entfernten See herkomme. Die Eingeborenen nennen den Kagera „die Mutter des Flusses bei Dschindscha“ (d. h. des Victoria-Nil bei den Ripon-Fällen), und ist er ohne Zweifel der stärkste Zufluß des Ukerewe-Sees.

Afrikanische Canoes und Ruderbote. 1 Usukuma. 2 Udschidschi und Urundi. 3 Unjampaka (Beatrice-Golf). 4 Manjema, am Luama-Fluß. 5 Uganda. 6 Ukerewé. 7 Karagwé am Alexandra-Nil. 8 Arabische Dhau in Udschidschi.

Zwei Tagereisen durch die südliche Hälfte des Kagera-Thales, wo großes Wild, wie Elephanten, Nashörner, Giraffen, Büffel und viele Antilopenarten, sehr zahlreich waren, und über die ersten Bergketten von Karagwe brachten die Expedition am 25. Februar nach Kafurro, der in einem tiefen Thal gelegenen Station mehrerer reichen arabischen Händler. Diese theilten Stanley mit, daß es unmöglich sei, von hier nach Westen an den Muta Nzigé zu gelangen, da das mächtige Reich Ruanda, dessen „Kaiserin“ eine große Frau mit heller arabischer Gesichtsfarbe sei, allen Fremden verschlossen sei und mehrere arabische Handelskarawanen bereits dort zu Grunde gegangen wären. Zwei Tage später führten die Araber Stanley nach der 3 Meilen entfernten Hauptstadt von Karagwe, um den König Rumanika zu besuchen, den schon Speke und Grant vor 16 Jahren sahen. Von Kafurro, welches 3950 Fuß über dem Meere liegt, stieg Stanley westwärts die steilen Abhänge bis zu 5350 Fuß Höhe empor, von wo sich eine herrliche Aussicht auf das unten gelegene, breite, schilfbedeckte Kagera-Thal mit seinen vielen kleinen Seen und die verbindende Silberlinie des Stromes öffnete. Jenseits erhob sich Bergkette auf Bergkette und weit im Nordwest waren die drei zuckerhutförmigen Kegel des 12 000 Fuß hohen Ufumbiro-Berges sichtbar. Auf einer Rasenterrasse, 1000 Fuß über dem blauen Windermere-See, lag das von starken Pallisaden im Kreise umgebene Dorf des Königs.

In einer Hütte wurde Stanley von dem jetzt gegen 60 Jahre alten Rumanika empfangen; derselbe ist $6^1/_2$ Fuß hoch, hat ein längliches Gesicht von edlem Schnitt, eine römische Nase und zeichnet sich durch äußerst sanfte Manieren und eine milde Stimme aus. Er empfing Stanley mit großer Freundlichkeit und gab ihm Erlaubniß, das ganze Land zu erforschen. Am 6. März wurde das Boot auf dem See flott gemacht und ein Wettrudern zwischen demselben und mehreren Karagwe-Canoes veranstaltet, welchem der

[1]) Vergl. die Karte dieses Flusses in „Globus“ XXXI, S. 280.

König im vollen Staat beiwohnte. Er trug viele blanke und schwere Kupferringe um Beine und Arme und ein Kleid von scharlachrothem Flanell; sein Stock war 7 Fuß lang und ein Gefolge von seinen Söhnen, Häuptlingen und 50 Speerträgern umgab ihn, während Trommler und Pfeifer eine wilde Musik aufführten.

Am nächsten Tage begann Stanley die Erforschung des Kagera und seiner Seen, welche die Eingeborenen Rwerus nennen. In seinem Boote, begleitet von mehreren Wanjambu- (Karagwé-) Canoes, umfuhr er zuerst den Windermere-See, den er acht Meilen lang, gegen $2^1/_2$ breit und durchschnittlich über 40 Fuß tief fand; ringsum erhoben sich 1200 bis 1500 Fuß hohe, grasbewachsene Bergketten. Am nächsten Tage fuhr er gegen eine Strömung von $2^1/_2$ Knoten per Stunde den Kagera hinauf; die Breite des Stromes wechselte zwischen 50 und 100 Yards, eine Anzahl Lothungen ergaben durchschnittlich 52 Fuß Tiefe; auf beiden Seiten wuchsen riesige Papyrusmauern, durch welche die Pfade von Nilpferden liefen. Stanley landete am linken Ufer und bestieg eine Anhöhe, von welcher er das Thal übersah und endlich seinen wahren Charakter erkannte. Der Ingezi, wie die Eingeborenen es nennen, umfäßt die ganze Fläche zwischen den parallelen Bergketten von Muwari im Westen und Karagwe im Osten mit dem sogenannten Kagera-Strom, dem Funzo oder den papyrusbedeckten Strecken und den Rwerus oder Seen, deren es, mit Einschluß des Windermere, 17 giebt. Die größte Breite zwischen den Bergketten beträgt 9 Meilen, die geringste gegen eine Meile, während der ganze Flächeninhalt von dem Ausfluß bei Morongo, „dem lärmenden Fall", bei Iwanda im Norden bis Uhimba im Süden etwa 350 engl. Quadratmeilen umfäßt. Der Funzo oder Papyrus bedeckt 9 bis 14 Fuß tiefes Wasser, während die Rwerus 20 bis 65 Fuß Tiefe haben; alle sind mit einander, wie mit dem Flusse, unter dem Papyrus verbunden. Zehn Meilen höher den Fluß hinauf fuhr das Boot in den 50 Quadratmeilen großen Ihema-See ein. Die Einwohner einer Insel in demselben zeichneten sich durch Aussatz und Elephantiasis aus; sie theilten Stanley mit, daß der Kagera aus dem großen Akanjaru-See (Alexandra-Njanza) komme und daß der Muta Nzigé

Die drei Kegel des Ufumbiro-Gebirges von dem Berge in der Nähe der heißen Quellen von Mtagata aus gesehen.

nur 11 Tagereisen nach Westen liege. Das Wasser war überall gut und süß, aber von brauner Eisenfarbe. Eine Landung bei einem Dorfe an der Muwari-Küste wurde durch die Feindseligkeit der mit Bogen bewaffneten Eingeborenen verhindert. Am 12. März kehrte Stanley zu Rumanika zurück und ließ sein Boot wieder zerlegen und nach Kafurro zurücktragen.

Schon am nächsten Morgen eilte er mit 30 Wanjambuführern nach Norden, um die 35 Meilen entfernten heißen Quellen von Mtagata zu besuchen. Die ganz mit Gras bewachsenen Ebenen, Thäler und Berge dienten großen Viehheerden als Weidegründe; auch Nashörner, weiße und braunschwarze, waren zahlreich. Von dem Gipfel des Kiwandaré-Berges sah er nochmals die drei Riesenkegel des Ufumbiro in W.-N.-W.-Richtung, gegen 45 Meilen entfernt. Am Morgen des dritten Tages stieg er in die Mtagata-Schlucht hinab, die mit riesenhaften Bäumen gefüllt ist; auch das Unterholz von Lianen und zahllosen Schlingpflanzen ist in Folge der warmen Erde und heißen Dämpfe von ungewöhnlicher Ueppigkeit. In den Zweigen lebten Paviane und langgeschwänzte Affen. Die heißen Quellen sind sechs an Zahl; ihre größte Wärme ist $129^1/_2{}^0$ F.; die Badebassins, die gegen 12 Fuß Durchmesser und 2 bis 5 Fuß Tiefe haben, zeigten eine Temperatur von 110^0 F. Während Stanley's dreitägigem Aufenthalt kamen und gingen eine große Anzahl kranker Eingeborener aller benachbarten Länder, welche die Quellen benutzten und mit Baden, Faullenzen, Singen und barbarischer Musik sich die Zeit vertrieben. Stanley selbst spürte keine Wirkung des Wassers auf seinen Körper, doch glaubt er, daß bei den Eingeborenen schon die ungewohnte Reinlichkeit bei Hautkrankheiten hilft. Während Stanley's Aufenthalt lebte er als Gastfreund eines Sohnes des Königs Rumanika; am 19. März kehrte er nach Kafurro zurück.

Bei dem Abschiede von Rumanika zeigte ihm dieser sein Zeughaus, Museum und Rüstkammer, eine kuppelförmige Strohhütte von 30 Fuß Durchmesser. Folgende Schätze und Waffen waren im Innern in bester Ordnung aufgestellt: 16 roh gearbeitete Messingfiguren von Enten mit kupfernen Flügeln, 10 dem Elenthier ähnliche Figuren aus demselben Metall, zehn kupferne Kühe ohne Köpfe, eiserne Hakenmesser von ausgezeichneter Arbeit, Speere mit Doppelklingen, mehrere riesige, sehr scharfe Speerspitzen von 18 Zoll Länge und 8 Zoll Breite, Lanzen mit Spitzen und Schäften von gelöthetem Eisen, andere mit kettenförmigen Stäben oder einer Menge Ringe an der Spitze und dem Griffe, mehrere mit kupfernen Klingen und zusammengeflochtenen Eisenstäben als Schaft, große Fliegenwedel mit feingearbeiteten Eisengriffen, schwere Hackmesser mit polirten Klingen und ein Gegenstand wie ein Wurfanker mit vier Eisenhaken an einem Messingstiel, ferner ausgezeichnete Tuche einheimischer Arbeit, so fein wie Leinwand aus zartem Gras geflochten, und in Streifen und Mustern schwarz und roth gefärbt, der aus einem massiven Holzklotz sehr sauber geschnitzte königliche Stuhl, sowie Becher, Pokale, Holzteller, Milchgefäße u. s. w. An den Wänden standen die Geschenke der Araber, schwere Kupfertröge und plattirte Deckel englischer Arbeit, auch Speke's Geschenk, eine Drehflinte, nahm einen Ehrenplatz ein. Vor der Hütte

standen die 52 großen Kriegstrommeln des Königs in Reihen aufgestellt.

Am 26. März, nach einmonatlicher Ruhe in Karagwe, setzte die Expedition den Marsch nach Süden fort. In Uhimba, 68 Meilen von Kafurro, erreichte sie den südlichsten Ort in Karagwe, wo drei Söhne Rumanika's wohnen; Elephanten, Nashörner und Büffel waren zahlreich. In dem folgenden Usui herrschte Hungersnoth und alle Lebensmittel waren darum ungewöhnlich theuer. Stanley hatte im Ganzen nur noch 20 Ballen Waaren; er gab jetzt definitiv den Plan auf, nach Westen durch die feindlichen Länder nach dem Muta Nzigé zu dringen, sondern beschloß nach dem Tanganjika weiter zu ziehen. Am 7. April überschritt er bei Ujagoma die 5600 Fuß hohe Wasserscheide, von welcher der Lohugati ostwärts in den Ukerewe-See und der Oberlauf des Malagarazi, des größten Zuflusses des Tanganjika, nach Süden strömen. Seit 15 Monaten hatte Stanley die Quellflüsse und Quellseen des Nil von ihrem südlichsten Ursprunge an erforscht; von jetzt an sollte sein Weg keine einzige weitere Quelle des ägyptischen Stromes berühren.

Bei Usambiro wurde das große Land Unjamwezi erreicht, wo Lebensmittel wieder reichlich wurden. Die Hauptstadt von Usambiro, in welche Stanley am 14. April einzog, war ein großes Dorf mit 2000 Einwohnern, welches ein 4 Fuß tiefer und 6 Fuß breiter Graben mit Pallisaden und Schießscharten umgab. Auf dem Weitermarsch starb „Bull", der letzte der fünf aus England mitgebrachten Hunde, an Entkräftung nach einer 1500 Meilen langen Fußreise. Am 19. zog die Expedition in Serombo, einer der größten Städte in Unjamwezi, ein; sie hatte $2\frac{1}{2}$ Meilen Umfang und enthielt gegen 1000 große und kleine Hütten und eine Bevölkerung von 5000 Seelen. Der König Ndega war ein 16jähriger Knabe, dem eine Regentschaft von zwei Manjapara (Alten) zur Seite stand. Die königliche Hütte hatte 30 Fuß Höhe und 54 im Durchmesser. Zwei Tage später zog Mirambo, der bekannte König von Unjamwezi [1]), der Schrecken der Araber, dessen Name im größten Theile des östlichen Centralafrikas berühmt und gefürchtet ist, mit einem Heere von 1500 seiner mit Gewehren bewaffneten Ruga-Ruga (Räuber, Banditen) ein; der Lärm der großen Kriegstrommeln, das Abfeuern Hunderter schwer geladener Musketen und der Zuruf der Menge empfing ihn. Er sandte drei seiner mit rothen und blauen Tuchröcken, weißen Hemden und großen Turbanen bekleideten Häuptlinge als Gesandte an Stanley, um ihn um seine Freundschaft und eine Zusammenkunft zu bitten; diese fand am nächsten Tage statt. Mirambo ist ein magerer Mann von etwa 35 Jahren, fast 6 Fuß hoch, mit regelmäßigen Gesichtszügen und sanften, ruhigen Manieren; er war ganz wie ein Araber mit Turban, Fez, Tuchrock, weißem Hemde und Pantoffeln gekleidet und trug einen türkischen Säbel. Gegen 20 seiner Anführer begleiteten ihn, und drei Knaben trugen seine Gewehre. Er machte einen so günstigen Eindruck auf Stanley, daß dieser beim Gegenbesuch am nächsten Tage Blutsbrüderschaft mit ihm schloß und Geschenke austauschte.

Am 23. April zog Stanley weiter; er verließ jetzt den von Speke 1862 benutzten Weg und zog südwestlich dem Tanganjika zu. Die vielen kleinen „Könige" in Unjamwezi machten sich durch hohe Tributforderungen sehr lästig.

Am 5. Mai durchzog die Expedition mit großen Vorsichts-

Rüstkammer, Waffen und Schätze Rumanika's.

[1]) Vergl. „Globus" XXXIII, S. 54. „Unjamwezi, König Mirambo's Reich."

Einer von den Leuten Mirambo's (ein Ruga-ruga), ein Mtuta und ein Mann von Uhha.

maßregeln einen Theil des Landes der gefürchteten Watuta, des wildesten Volkes in Centralafrika. Die Watuta, die sich durch ihren sonderbaren Federkopfschmuck auszeichnen, sind ein vor etwa 30 Jahren auf einem Raubzuge gegen Urori von dem Volke der Mafitté oder Maviti, einem nordwestlich vom Nyassa-See ansässigen Zweige der Zulukaffern, abgesprengter Stamm, der sich bis zum Tanganjika durchschlug und die Araber aus Udschidschi vertrieb. Ihr Einfall in Uhha wurde von den tapferen Bewohnern dieses Landes zurückgeschlagen, worauf sie nach Nordwesten bis an den Ukerewe zogen, aber bald in das reiche Land Ugomba in Unjanwezi, ihren jetzigen Wohnsitz, zurückkehrten und mit den benachbarten Stämmen theils Bündnisse schlossen, theils in ewigem Raubkriege liegen; Mirambo benutzte 1000 ihrer Krieger bei seiner Eroberung von Tabora.

Am 20. Mai fuhr die Expedition in dem Boote bei Ugaga über den eine Meile breiten Malagarazi, der in der trockenen Zeit dort nur 60 Yards Breite hat; von hier fällt er in zwei Reihen von Fällen zu dem 900 Fuß niedrigern Tanganjika hinab. Nach einem Tagemarsch durch ein dichtes Walddschungel, wobei sechs Nebenflüsse des Malagarazi gekreuzt wurden, zog Stanley am 27. Mai 1876 zum zweiten Male in Udschidschi am Tanganjika-See ein. Nichts hatte sich verändert; der See breitete sich mit derselben großartigen Schönheit aus, die gegenüberliegenden Goma-Berge hatten dieselbe blau-schwarze Farbe, die Brandung war noch ebenso unruhig, der Himmel zeigte dasselbe prachtvolle Blau und die Palmen all' ihre Schönheit; aber der große alte Held, dessen Gegenwart einst den Ort mit solchem Interesse für Stanley erfüllt hatte, — Livingstone — er war nicht mehr! F. Birgham.

Leben und Gewohnheiten der Fellahs in Palästina.

II.

Die Fellahs treiben hauptsächlich Ackerbau und Viehzucht. Der Landbesitz zerfällt in drei Classen: Kronland, Wakûf oder Kirchengut und Mulk oder Freiland. Erstere beiden werden an den Meistbietenden verpachtet; letzteres ist entweder Erbland aus der Zeit der moslemischen Eroberung oder Land, das von den Kronländereien legal weggegeben wurde, oder solches, das ebenso gegen Tribut weggegeben wurde, oder endlich Zehntland, von dem nicht mehr als die Hälfte des Ertrages der Regierung anheimfällt. Es wird nach Feddân gemessen, d. i. die Fläche, welche ein Joch Ochsen pflügen kann. In den Bergen mißt er 36 bis 40 Acres, in den Ebenen, wo der Boden schwerer und ergiebiger ist, 28 bis 36; der Grundbesitz eines Dorfes schwankt zwischen 10 und 100 Feddâns. Als Grenzen der Ländereien dienen Thaleinschnitte, Gebirgsrücken und große Steine, welche auch die Grenzen zwischen den Besitzungen der Dörfler anzeigen. Sehr interessant ist es, daß das Wort „Tahum", welches im Hebräischen die Grenzen der Levitenstädte (Moses IV, 35) bezeichnet, noch heutigen Tages von der Landbevölkerung in dem gleichen Sinne angewendet wird, und in einem einzelnen Falle liegt ein großer Stein, welcher die jetzige Grenze der Ländereien von Es-Semû'a (Eschtemoa), einer Levitenstadt, bezeichnet, genau in der gehörigen Entfernung von 3000 Ellen vom Dorfe.

Die gewöhnlichen Ernten sind Gerste und Weizen, außerdem noch Hirse, Sesam, Mais, Melonen, Taback und Baumwolle; Linsen, Bohnen, Erbsen und anderes Gemüse wird im Winter geerntet. Indigo wächst wild und wird hin und wieder im Jordanthale angebaut. Ferner sind noch zu erwähnen die schönen und großen alten Olivenhaine, namentlich auf den niedrigen Bergen; die Weinberge auf hohen Kämmen, wie bei Hebron, wo die Traube durch die Herbstnebel anschwillt; die Feigengärten namentlich in dem christlichen District Dschufna und Bir-er-Zeit. In der Nähe von Quellen gedeihen Granatäpfel, Aprikosen, Walnüsse, Pflaumen, Aepfel, Maulbeeren, Birnen, Quitten, Orangen, Limonen und Bananen.

Das Land bleibt nie brach, höchstens aus Mangel an Arbeitskräften; Dünger wendet der Bauer nie an, während er die Vortheile der Wechselwirthschaft kennt. Das Pflügen beginnt zur Zeit des ersten Regens gegen Ende November und wird behufs der Späterernte im März oder April fortgesetzt. Der Pflug ist sehr primitiv, sehr klein, mit einer Schar wie eine Pfeilspitze, einem Griff, ähnlich dem eines Spatens, und einem Querstück, welches der Pflüger mit der einen Hand faßt, während die andere einen spitzigen Treibstock hält. Eine lange Stange verbindet den Pflug mit dem schweren Joch des Zugviehs. Die Furche ist natürlich sehr flach, da der Pflug die Erde nur oberflächlich aufreißt und den jungfräulichen Boden darunter ganz unberührt läßt. Gewöhnlich folgen einander zwei Pflüge, der erste etwa von einem Kamel gezogen, der andere von zwei kleinen Ochsen oder einem Ochsen und einem Esel (Deuteron. XXII, 10).

Die Gerstenernte beginnt in den Ebenen im April und dauert in den Bergen bis Juni. Das Stroh ist sehr kurz und die Stoppeln werden verhältnißmäßig lang gelassen. Die Männer kauern beim Mähen und gebrauchen eine der unserigen ganz ähnliche Sichel (Seif). Das Korn wird in kleine Garben gebunden, diese werden aufgeschichtet und in Netzen von Kamelen nach der Tenne (Beijâdir oder Dschurûn) getragen. Nach alter Sitte wird die Ecke des Feldes (Dscherû'ah) nicht abgeerntet, sondern den „Wittwen und Vaterlosen" überlassen; ebenso bleibt ein Büschel Weizen zur Nachlese für die Armen und Hülflosen stehen (III. Mos. 19, 9 bis 10); diese Nachlese wird von den Frauen besonders gedroschen (Ruth II, 15 bis 17).

Die Tenne, ein breiter, ebener Raum von wenigen bis zu 50 Quadratyards Größe, liegt unter freiem Himmel, gewöhnlich hoch und stets an einer windigen Stelle, weil zur Dreschzeit starke Winde nicht vorkommen und das Getreide vor Eintritt des Herbstes eingebracht wird. Das Korn wird von Rindern oder Pferden ausgetreten, die vor einen schweren hölzernen Schlitten aus zwei vorn in die Höhe gebogenen Brettern gespannt und von einem auf dem Schlitten stehenden Knaben gelenkt werden. An der untern Seite des Schlittens sind in einer Anzahl Vertiefungen kleine rauhe Steine aus hartem Basalt eingefügt, welche wie Zähne wirken, und das Getreide zerreißen. Das ausgedroschene Korn wird auf der Tenne in einen kegelförmigen Haufen (Sôbeh)

gesammelt, mit einer hölzernen Schaufel oder einer dreizinkigen Holzgabel geworfelt, dann gesiebt und in unterirdischen Scheuern (Metâmîr), d. h. 4 bis 5 Fuß tiefen kreisrunden Brunnenlöchern aufgespeichert, welche sorgfältig versteckt und oben mit Lehm verschlossen sind und dem unachtsamen Reiter leicht gefährlich werden können. Häufig stehen sie auch unter dem Schutze des Mukâm und sind deshalb in der Nähe dieses Gebäudes ausgegraben.

Der Oelbaum ist der Stolz Palästinas und eine der Hauptquellen seines Reichthums. Der kühle, angenehme Schatten macht sie den Reisenden lieb, und mehr als einmal werden ihre Zelte vor Sturm und Regen durch die gewaltigen Stämme geschützt. Während in Syrien der Schatten des Feigenbaumes für ungesund gilt und Augenleiden erzeugen soll, ist der des Oelbaumes allgemein beliebt. Die Olivenernte erfordert wenig Mühe. Das Land wird zwar im Jahre zwei- bis dreimal gepflügt, aber die Bäume werden weder gedüngt noch beschnitten und tragen deshalb nur jedes zweite Jahr; doch nehmen die Heuschrecken von Zeit zu Zeit den Bauern diese Mühe ab, und nach einer derartigen gründlichen Beschneidung liefern die Bäume im nächsten Herbste eine vorzügliche Ernte. Im October ist die Frucht reif, wird — thörichter Weise — mit langen Stangen abgeschlagen oder geschüttelt und dann eingesammelt und gepreßt. Der Oelbaum wächst langsam, und viele Bäume um Sichem und Gaza haben ohne Zweifel ein hohes Alter, ja die Leute von Gaza behaupten sogar, daß dort seit der moslimischen Eroberung kein Baum nachgepflanzt worden sei und die ältesten aus der Zeit Alexander's des Großen stammten. Und erstere Angabe ist an sich nicht unwahrscheinlich, denn der Baum stirbt nur selten ab, sondern wenn der Stamm verfällt, so treibt die Wurzel neue Schößlinge, so daß an Stelle einer alten Olive ein ganzes Heer starker Seitentriebe tritt.

Wie zu Jakob's Zeiten hüten die jungen Männer die Schafe und Kühe und leben oft weit von ihrer Heimath entfernt. Im Frühjahre ziehen die Herden nach den reichen Weidegründen der Ebenen und des Jordanthales, wo eine Art Sommerdörfer (Azbât) existirt. Mitunter übt dort ein Beduinenstamm vertragsweise seinen Schutz über die Herden aus. Die Schafhürden sind gewöhnlich in Höhlen am Rande der Wüste Juda (I. Sam. 24, 3), und in diesen schlafen die Knaben mit ihren Pflegebefohlenen des Nachts, namentlich im ersten Frühling zur Lammzeit. Alle Hausthiere, Rinder, Schafe, Ziegen und Pferde, sind merkwürdig klein. Kaum weniger wichtig als die Herden sind für den Bauer die Kamele, welche die Stelle von Karren und Wagen vertreten. Sie erfordern wenig Pflege, da sie sich von jedem beliebigen Dornstrauch nähren; im Frühling werden sie geschoren und zum Schutz gegen die Insecten mit Theer und Oel bestrichen, was ihr Aussehen und ihren schon sonst unangenehmen Geruch keineswegs verbessert.

Damit haben wir die Skizzirung der Sitten und der täglichen Verrichtungen der Fellahs beendet und brauchen wohl kaum noch besonders darauf hinzuweisen, daß jedes ihrer Worte, jede ihrer Handlungen, ihrer eigenthümlichen Gewohnheiten aus einer so fernen Zeit stammen, daß sie selbst, die bei dem gewöhnlichen Conservativismus der Orientalen ohne an Aenderung zu denken ihren Vätern nachahmen, den Ursprung vieler Gewohnheiten vergessen haben. Sie können nur sagen: „Das stammt aus alten Zeiten!" „Unsere Väter thaten so." „Es ist immer so gewesen." Ihre gewöhnlichen Ausdrücke gleichen den biblischen so sehr, daß man sich aus der Gegenwart in die Zeiten Abraham's versetzt glaubt. „So wahr der Herr lebt!" ist noch ihr gewöhnlicher Schwur, und noch reden die Frauen den Fremden an mit „mein Vater" oder „mein Bruder" und begrüßen ihn mit dem ehrwürdigen Worte „Friede sei mit Dir."

Nach unparteiischer Abwägung ihrer leicht ins Auge springenden Licht- und Schattenseiten urtheilt Conder, daß sie gut beanlagt, aber unter einer ungerechten und unfähigen Regierung verkommen und völlig ruinirt worden sind.

Syrien steht unter dem Wali (Generalgouverneur) von Damaskus, Palästina unter den Mutessarifs von Acre und Jerusalem, welche ebenso wie ihre Unterbeamten, die Kaimakâms, von jenem Wali ernannt werden und mit ihm stehen und fallen. Und ein Wali wird vielleicht alle halbe Jahr oder noch öfter abgesetzt! Selbst wenn also ein fähiger und gerechter Mann Verbesserungen einführen wollte, so fehlte ihm doch die Zeit, und sein Nachfolger würde überdies höchst wahrscheinlich alles, was er geschaffen hat, wieder umstürzen. Ferner ist das Gehalt so gering, daß es zum Lebensunterhalt nicht ausreicht, und infolge davon „essen" die Beamten, wie die Bauern sagen, manchmal wenig, manchmal viel. Nur gegen einen Mann — Midhat Pascha — ist diese Klage nie erhoben worden.

Nicht die am wenigsten verderbten dieser Würdenträger sind die Kadis. Der Pascha oder Kaimakâm ist gewöhnlich ein Soldat, der die Lage der Dinge mit jovialem Cynismus betrachtet, der Kadi dagegen ein Richter mit religiösem Charakter, dessen Gesetzbuch der Koran ist, der ein Sochtah (oder, wie wir sagen, ein Softa), ein „Forscher" war und in der Schule der Ulemas in Konstantinopel unterrichtet wurde. Er trägt einen weißen Turban, betet regelmäßig, hat einen hohen Preis für sein Amt gezahlt und sucht sein Capital so gut als möglich zu verzinsen. So leidet das Land nicht nur unter tyrannischen Statthaltern, sondern auch unter corrumpirten und ungerechten Richtern.

Die Aufgabe der Regierung besteht lediglich in dem Eintreiben der Steuern und der Unterdrückung der beständig vorkommenden Aufstände. Das Korn soll vor der Ernte besteuert werden, aber die Beamten warten mit der Besteuerung bis zum letzten Augenblick, und um das überreife Korn zu retten, muß sie der Bauer häufig mit der Hälfte des Ertrages bestechen. Die Steuer auf das Mulkland ist ohne Berücksichtigung der verschiedenen Ernten in guten und schlechten Jahren definitiv festgesetzt, wodurch schon manches Dorf zu Grunde gerichtet wurde. So erzählten dem Engländer 1873 in Kurâwa die Leute mit Thränen in den Augen, die Olivenernte sei so gering ausgefallen, daß der Ertrag nicht einmal die Steuern decke. Die Steuern werden durch Baschi-Bozuks eingetrieben; manchmal macht zu diesem Zwecke auch der Kaimakâm (Untergouverneur) selbst eine Rundreise und wird dann mit allen seinen Begleitern als Ehrengast auf Kosten des Dorfes bewirthet. Auch die Soldaten haben Freiquartier und erpressen unter einer Menge von Vorwänden von den unglücklichen Bauern, die Niemand zum Fürsprecher haben, Geld. Gleich verhängnißvoll für das Gedeihen des Landes ist die Conscription, welche oft die Blüthe der erwerbsfähigen Bevölkerung, zuweilen sogar, als Strafe, die gesammte männliche Bevölkerung in Ketten nach Europa oder Armenien fortführt, — und nur wenige sehen die dunklen Olivenhaine und die glänzende Kuppel ihres Dörfchens wieder.

Unter einer solchen Regierung mußten die Fellahs faul, verschwenderisch und tückisch werden. Weshalb sollen sie fleißig sein und Geld erwerben, wenn, wie einer aus den besseren Ständen zu Conder sagte: „die Soldaten und der Kaimakâm alles essen?" Ihr Leichtsinn ist sehr groß und rührt hauptsächlich her von dem Gefühl der Ungewißheit über ihre nächste Zukunft. Der Lebensunterhalt ist zwar

billig und eine Familie von fünf Personen soll von 500 Mk. im Jahre leben können; aber sie werden durch den Wucher zu Grunde gerichtet. Selbst ihre Kleider sind mit Geld gekauft, das zu 40 oder 50 Proc. geliehen ist, und eine Gesellschaft, welche Geld zu 20 Proc. ausleihen würde, wäre deshalb für Palästina eine Wohlthat. Ihre Selbstregierung könnte ihre fremden Herrn beschämen: von Natur ein gelehriges Volk, gehorchen sie ihren Scheichs und Aeltesten unbedingt, sie kennen Gerechtigkeit, Mitleid und Hülfsbereitschaft gegen ihre Nächsten, und ihr Sittengesetz ist namentlich für die Frauen theoretisch sehr streng. Westlich von Beit Atâb liegt in einem Thale eine merkwürdige Höhle — Mughâret Umm et-Tuṣeimîn, „Höhle der beiden Seitengallerien" — mit einer 60 Fuß tiefen Grube, in welche die von den Aeltesten schuldig gesprochenen Frauen hinabgestürzt werden. Eine ähnliche Höhle und ein ähnlicher Gebrauch findet sich im Antilibanos. In der Praxis sind die Fellahs dagegen so unsittlich, als es eben geht.

Wir wollen unsere Skizze damit schließen. Sie soll weniger eine erschöpfende Darstellung der Gewohnheiten und Sitten der Fellahs geben, als vielmehr die Aufmerksamkeit auf ein Volk lenken, das des Studiums wohl werth ist, weil es in Sprache, Kleidung, Religion und Gewohnheiten ein lebendiges und so zutreffendes Bild der Menschen ist, unter denen Christus wandelte und lehrte, daß man sie moderne Kanaaniter nennen könnte.

Aus dem Nordwesten von Kleinasien.

Da alles, was über Kleinasien verlautet, jetzt von besonderem Interesse ist, so haben wir einzelne Briefe eines Times-Correspondenten, welche derselbe seiner Zeitung in den letzten Monaten aus Brussa, Eski-schehr und Siwrihissar geschrieben hat, besonders gern gelesen und theilen daraus einiges mit, soweit es uns von Wichtigkeit und neu erscheint. Er beginnt mit Brussa, welche er die hübscheste und best gedeihende türkische Stadt, die er gesehen, nennt. Allein Erdbeben und Wechselfieber sorgen dafür, daß der Aufenthalt daselbst kein zu angenehmer sei. Vor, d. h. nördlich der Stadt dehnt sich eine Ebene von 20 engl. Meilen Länge und 10 Meilen Breite aus, reich bewässert und mit fettem Boden, so daß sie wie ein Garten aussehen könnte; aber sie ist fast unbebaut, mit Brombeersträuchern und üppigem Unkraut bedeckt und enthält stellenweise Sümpfe, deren Ableitung wahrscheinlich dem Wechselfieber ein Ende machen würde. Einige Landeigenthümer fingen unlängst an, etwa fünf engl. Meilen von der Stadt entfernt Reisfelder anzulegen, erregten aber damit großen Unwillen bei der Bevölkerung, welche die Culturen beschuldigte, die Ungesundheit der Stadt zu vergrößern, und deren Verbot bei der Regierung durchsetzte. Da aber die Ernte groß und die Besitzer reich waren, so bauen sie trotzdem ihren Reis weiter, was auch gewiß kein Schaden ist. Wahrscheinlich wird aber über kurz oder lang die gegnerische Partei ihren Willen doch durchsetzen und an Stelle der Reisfelder wieder Sumpf treten.

Zwischen Brussa und dem Hafen Mudanieh giebt es eine macadamisirte Straße und eine schmalspurige Eisenbahn. Erstere ist einmal sehr gut gewesen, aber seit ihrem siebenjährigen Bestehen niemals ausgebessert worden — ein Wunder, wenn es anders wäre! —, befindet sich darum jetzt stellenweise in sehr schlechtem Zustande und ist im Winter gewiß fast unpassirbar. Die Eisenbahn wurde im Jahre 1874 vollendet, hat aber nie Stationsgebäude und sonstigen Zubehör erhalten, ist nie befahren und nie ausgebessert worden und deshalb arg verfallen. Brücken wurden weggespült; fünf Locomotiven rosten unter einem Schuppen in Mudanieh und in Brussa faulen einige Güterwagen unter freiem Himmel. Und dabei hat die Bahn der Regierung pro engl. Meile 7,400 Pfd. St., mithin im Ganzen etwa 3 Millionen Mark, gekostet, während nur die Unternehmer einen Nutzen davon gehabt haben (und wahrscheinlich eine Anzahl Beamten)! Sie hätte während des letzten Krieges für den Transport von Stroh, Korn u. s. w., welches erst dem türkischen, später dem russischen Heere von hier zugeführt wurde, dann auch zur Beförderung und Unterhaltung der Tausende von Flüchtlingen von großem Nutzen sein können. Die Besitzer der Brussaer Seidenspinnereien erklärten dem Berichterstatter, daß sie auf dieser Bahn, wäre sie im Gange, jährlich 25 000 Tonnen Kohle beziehen und dadurch 15 000 Pfd. St. sparen würden, die sie jetzt mehr für Holz ausgeben müßten. Zu der Vernachlässigung des Grundes und Bodens und zur Nachlässigkeit der Regierung kommt als Drittes die seit 1875 herrschende Krankheit der Seidenwürmer, deren Product sonst so hochberühmt ist und in Frankreich und England sehr gesucht wird. Während aber die hier erzeugten Cocons sonst ausreichten, um alle Spinnereien in Gang zu erhalten, müssen jetzt große Quantitäten aus Adrianopel und Saloniki eingeführt werden. Wie heruntergekommen überhaupt das Land ist, beweist die Angabe eines Schweizer Kaufmannes, welcher früher bedruckte Baumwollstoffe und dergleichen aus Europa nach Angora und anderen Städten des Innern importirte, aber dies Geschäft völlig aufgeben will, weil die Bevölkerung zu arm und das Land seit den letzten drei Jahren zu sehr erschöpft worden ist, um den Import ferner zu verlohnen.

Die Türkenfrauen nehmen in Brussa mehr Antheil am öffentlichen Leben, als anderswo in der Türkei. So sah der Correspondent, daß in einer Seidenspinnerei eine ganze Anzahl türkischer Frauen und Mädchen mit unverhülltem Gesicht neben doppelt so vielen Griechinnen und Armenierinnen arbeiteten und sich auch durch die Anwesenheit der Geschäftsinhaber, dreier Europäer, darin nicht stören ließen. An Markttagen kommen ihrer Hunderte zur Stadt, rittlings auf ihren flinken, kleinen Eseln sitzend, und zu beiden Seiten hängt ein großer Korb mit Producten, die sie verkaufen wollen. Nähern sie sich der Stadt oder begegnet ihnen ein Mann, so bedecken sie sich das Gesicht mit einem Taschentuche, benehmen sich aber im Uebrigen so ungezwungen, wie unsere Marktweiber.

Mohammedaner wie Christen leiden hier gleichermaßen unter der Plage der Tscherkessen, welche das ganze Land überschwemmt haben und vom Raube leben. Wo die Regierung schließlich mit ihnen hin will, ist schwer zu sagen, und es wird auch nicht leicht sein, sie aus diesem Lande der Berge und Wälder wieder zu entfernen. Die Tataren dagegen, die zu den besten, friedfertigsten und fleißigsten Stämmen des türkischen Reiches gehören, ziehen langsam und ruhig ihres Weges dahin; es wäre ein Jammer, wenn sie in den Schneestürmen des Hochlandes im Innern zu Grunde gingen.

Jedenfalls ist es unbegreiflich, wie die Regierung diese brauchbaren Leute auf der Wanderschaft verkommen läßt, während von der Küste des Marmara-Meeres an weit und breit fruchtbares Land in Hülle und Fülle zur Verfügung steht, und durch Besiedelung desselben mit Tataren sowohl diesen als auch dem Lande geholfen werden könnte.

Die Seidenzucht im Wilajet Chudawendikjar, welches das alte Mysien und einen Theil von Phrygien umfaßt, schafft dem Lande in guten Jahren einen Verdienst von 6½ bis 7 Millionen Mark. Schweizer und Franzosen haben diese Industrie eingeführt, und 15 von den Spinnereien sind noch heute in den Händen von letzteren, während 5 Türken und die übrigen 81 griechischen und armenischen Rajahs gehören. Die Franzosen geben jedoch nach und nach ihre Fabriken auf und verlassen ein Land, für dessen Entwickelung sie so viel gethan haben; nach ihrer Angabe können sie die beständigen Verluste und das Stillstehen ihrer Anlagen in Folge der Unsicherheit des Besitzes nicht mehr aushalten, und dazu kommen noch als weitere drückende Last die inneren Zölle, welche die Regierung erhebt. Für einen Fremden ist nichts unsicherer als der Besitz, mag er denselben auch nach den strengsten Regeln türkischen Rechts erworben haben. Und wenn er sich schon Jahre lang darin befunden hat, so kann doch immer noch jemand auftreten und behaupten, daß derselbe einst seinen Vorfahren gehörte und denselben unrechtmäßig entzogen sei; fast stets werden die localen Gerichtshöfe dem Kläger sich geneigt erweisen, während es für einen Ausländer überaus schwer ist, ein günstiges Urtheil zu erstreiten, und noch zehnmal schwieriger, die Execution eines solchen durchzusetzen. Dabei ist das Land von Natur so reich, daß ein Fremder beim Anblick all der trocken liegenden Quellen des Ueberflusses sich leicht verleiten läßt, sein Geld an eine viel versprechende Unternehmung zu wagen. Dann aber muß er sich Jahre lang herumzanken und Consuln, Gesandten und Poschas lästig fallen, bis er der Sache überdrüssig abzieht und sich glücklich schätzt, wenn er nur einen Theil des mitgebrachten Geldes wieder mit fortnehmen kann. Viele Ausländer aber haben alles verloren, und von keinem ist es bekannt, daß er auch nur mäßige Erfolge aufzuweisen gehabt hat.

Am 28 September verließ der Berichterstatter Brussa in ostsüdöstlicher Richtung und erreichte am selben Tage Ak-su. Der Weg führte über fruchtbares, aber wenig angebautes Land, zuerst etwa 10 engl. Meilen im Thale von Brussa hin; auf dieser Strecke hatte man den Bau einer Chaussee in Angriff genommen und wieder liegen lassen und so gerade genug gethan, um die alte natürliche Straße für Karren nahezu unpassirbar zu machen. Von Ak-su ging es in strömendem Regen nach Aineh-göl, einer kleinen türkischen Stadt, welche auf einem niedrigen Hügel inmitten einer etwa 100 engl. Quadratmeilen großen, reich bewässerten und fruchbaren Ebene liegt. Der größere Theil derselben ist auch mehr oder weniger bebaut, aber das Unkraut überwuchert die Nutzpflanzen, weil die Conscription das Land ruinirt, und alle Feldarbeit, selbst das Pflügen, von Weibern besorgt werden muß. „Ting-ting macht der Telegraph — erzählte der Tschausch der Polizeisoldaten in Aineh-göl unserm Reisenden — und fort marschiren 3000 Mann nach Rumelien. Die Hälfte davon kommt niemals wieder.“ Gegen die Tscherkessen wissen sich aber die Leute zu helfen. „Die Leute hier fürchten sich nicht wie die Bulgaren und Griechen, vor den Tscherkessen. Wenn zwei Türken einen Tscherkessen im Walde treffen, schießen sie ihn todt. In manche Dörfer lassen die Bewohner einen Tscherkessen gar nicht eintreten, und diese wagen das auch nicht. Sie sterben hier schnell, 150 allein in der Stadt. Die Regierung verabreicht den Erwachsenen täglich ½ Oka (circa 1⅜ Pfund) und jedem Kinde ⅞ Pfund Brot. Ein junger Hund würde dabei draufgehen.“

Jenseit Aineh-göl führt der Weg zwei Stunden lang über die schon erwähnte Ebene, dann über eine circa 2000 Fuß hohe, unten mit Eichen, höher hinauf mit Fichten bewaldete Bergkette, Akka-Daghler geheißen, und endlich hinab nach Bazardschik, wo der Reisende übernachtete und die ersten Angoraziegen zu sehen bekam. Weiterhin, etwa 30 engl. Meilen vor Eski-schehr, ändert sich der Charakter der Gegend vollständig. Statt der Bergketten und wohlbewässerten Thäler sieht man trockenes, baum- und wasserloses Hochland ohne einen grünen Halm und mit geringer Bevölkerung. Selten einmal, daß man eine kleine Schaf- oder Ziegenherde antrifft, noch seltener ein Dorf, dafür aber Begräbnißstätten, welche beweisen, daß das Land einst besser bevölkert war. Hungersnoth in den Jahren 1821 und 1871, Cholera im Jahre 1848, Conscription und die Furcht der Frauen vor Nachkommenschaft haben es so heruntergebracht.

Die Bevölkerung von Eski-schehr mag 12 000 Mohammedaner und 1000 Christen zählen. Die Stadt zieht aus den bekannten, circa 15 engl. Meilen entfernten Meerschaumgruben, von deren Product jährlich für 2¾ bis 3 Millionen Mark verkauft wird, ansehnlichen Nutzen. Es arbeiten in den Gruben 6000 bis 7000 Männer in Gesellschaften und auf eigene Rechnung und bezahlen der Regierung ein Viertel von dem Werthe des gewonnenen Meerschaums, wobei ihnen genug bleibt, daß sie weit und breit für ausnahmsweise wohlhabend gelten. Dabei sind sie aber auch außergewöhnlich verderbt und consumiren, so Männer wie Weiber, jährlich 80 000 Oken oder etwa 160 000 Weinflaschen voll Raki. Es sind ausschließlich Mohammedaner, aber ruhig und sonst wohlgesittet. Die Christen dürfen keine neuen Häuser, noch auch eine Kirche bauen. In Folge dessen und wegen der Tscherkessen sind die Wirthshäuser überfüllt und es herrschen Krankheiten in der Stadt, darunter trotz ihrer fast unangenehm hohen, trockenen Lage das Fieber, woran im Jahre 1871 siebzig Procent der Bevölkerung gelitten haben. Ueberall hört man dieselbe Klage über die ausnahmsweise Heftigkeit des Fiebers; in Angora sollen es volle 85 Procent der Einwohnerschaft, Männer, Weiber, Kinder, gehabt haben. Chinin hilft dagegen nur eine Zeit lang. Ebenso hat die Viehseuche hier zahllose Opfer gefordert. Trotz alledem ist die materielle Lage der Leute dort besser, als man erwarten möchte, und als sonst in Kleinasien. Zwar sind die Dörfer bis zum Ekel schmutzig, aber die Einwohner sind gut gekleidet, anscheinend auch gut genährt, besitzen Schafe, Kühe, Ochsen und Büffel und überarbeiten sich nicht. Auf der Reise nach Eski-schehr sah der Correspondent nur zwei Pflüge auf dem Felde arbeiten, aber Hunderte, nein Tausende von Männern (trotz der Conscription?) in den Dörfern und Städten faulenzen.

Der dritte Brief ist aus Siwri-hissar im alten Galatien datirt. Die Fläche des bebauten Landes ist dort sehr klein, weil es wenig Dörfer giebt und die Bauern nur gerade so viel Getreide bauen, als sie für sich und ihre Familie brauchen, und ihren Hauptwohlstand, wenn man das Wort anwenden kann, in den Angoraziegen suchen, von denen zwar große Herden existiren, aber nicht annähernd so viel, als das Land ernähren könnte. Jedes Dorf besitzt ein enormes Gebiet, 12 bis 15 englische Meilen im Umfang, und wenn nöthig, bieten die fast unbewohnten Berge im Süden mehr Weideland zur Genüge. Ueberdies grasen die Herden nicht stets streng auf dem Gebiete ihrer Dörfer,

sondern wandern fast nach Belieben in dem ganzen wilden öden nackten Berglande umher. In dem Gebiete zwischen Eski-schehr und Siwri-hissar liegen einige Turkmanendörfer. Dieselben werden nur im Winter bewohnt, während im Sommer ihre Besitzer als Nomaden mit ihren Ziegen, Pferden und Kamelen herumziehen. Außerdem besorgen sie fast alle Transporte im Lande, und der Correspondent begegnete unterwegs zahlreichen ihrer Karawanen, welche insgesammt Weizen nach Ismid oder Mudanieh bringen. Indessen vertheuern sich die Kosten des Getreides durch den Transport auf das Doppelte oder Dreifache, so daß sich der Versandt kaum lohnt. Wäre das anders und wären genug Menschen zum Ackerbau da, so könnte dies Gebiet enorme Quantitäten Korn exportiren; denn so kahl und öde es auch aussieht, findet es doch nach Aussage aller in der Kornproduction selten seines Gleichen. Es erinnerte den Schreiber namentlich an die Landschaft Dartmoor in Devonshire und das um so mehr, als gelegentlich „Tors" (schroffe, spitze Felsen) wie dort in England auftreten. Siwri-hissar selbst liegt innerhalb eines solchen „Tor", einer langen gekrümmten Felswand, welche die Stadt im Norden, Osten und Westen umgiebt. Ihre Häuser stehen eines über dem andern auf dem steilen Felsabhange, der aus grobem, zerreiblichem Granite besteht, dessen Zersetzungsproduct Stadt und Umgegend mit zolltiefem Staube erfüllt. Wasser ist in Siwri-hissar und seiner Umgebung selten; es giebt, von den wenigen kleinen Zuflüssen des Sakaria abgesehen, keinen Bach, nicht einmal einen Sumpf, und ebenso wenig Berge. Zwar scheinen die großen einförmigen welligen Ebenen von solchen begrenzt zu sein; aber das Land steigt so allmälig an und senkt sich wieder, daß man beim Passiren der Wasserscheiden kaum Hügel vor sich zu haben glaubt.

Da, wie gesagt, die Bauern nur so viel Getreide bauen, als sie gerade zum Lebensunterhalte brauchen, so ist es begreiflich, daß sie bei Mißernten, wie im Jahre 1873, schwer zu leiden haben. Damals starben auch ihre Ziegen in großen Massen; ein Dorf z. B., welches deren früher 8000 besaß, hat jetzt nur noch 500. Eine ganze Anzahl Gemeinden packten darum zusammen, was sie hatten, und zogen auf Nimmerwiederkehr nach Gegenden, wo Getreide zu haben war. Große Mengen, namentlich von Mohammedanern, starben auch Hungers, während die reicheren Christen ihren armen Glaubensgenossen durchhalfen. Siwri-hissar hat etwa 11 000 Einwohner, davon die kleinere Hälfte (5000) armenische Christen. Jetzt geht es ihnen nach ihrem eigenen Geständnisse gut, und sie können nach Belieben Häuser, Kirchen und Schulen bauen. Vor zwei Jahren zerstörte ein Feuer 550 Christenhäuser, drei Schulen und zwei Kirchen; doch sind die Häuser jetzt fast alle wieder hergestellt, zum Theil mit Hülfe von reichen, in Manchester und Konstantinopel ansässigen Landsleuten. Mit den Türken leben die Armenier in Frieden, aber nur, weil sie sich von denselben, welche noch obendrein durch die jüngsten Verluste des Reiches an Provinzen erbittert sind, jeden Spott und jede Beleidigung gefallen lassen.

Das einzige bebaute Land um Siwri-hissar sind einige ärmliche Weingärten; Regen war dort zu Anfang October seit vier Monaten nicht gefallen, die Quellen und Brunnen, welche die Stadt versorgen, waren dem Versiegen nahe, und deren Benutzung den Christen von ihren türkischen Mitbürgern untersagt. Die Stadt liegt 3270 Fuß über dem Meere und hat kalte Nächte. Holz ist sehr theuer, weil es in einer Entfernung von 40 engl. Meilen von der Stadt nicht vorkommt. Für gewöhnlich wird Kuhmist gebrannt. Die Christen leben ausschließlich vom Handel und produciren nichts, so daß es schwer begreiflich ist, woher sie bei der dünnen Bevölkerung des Landes nicht nur ihre Nothdurft bestreiten, sondern auch noch für Schulen, Kirchen, Priester u. s. w. sorgen. Der Haupthandel ist der mit Ziegenhaaren, woraus Mohair gewebt wird; leider ist dieser Stoff seit drei Jahren sehr aus der Mode gekommen und auf die Hälfte seines frühern Preises gesunken, worunter die Bauern in diesem Theile Kleinasiens zu leiden haben.

Missionär Wilson bei König Mtesa in Uganda.

Der „Church Missionary Intelligencer and Record" für November 1878 enthält einen in mehrfacher Hinsicht interessanten Brief des Missionärs C. T. Wilson (s. „Globus" XXXIV, S. 319), welchen derselbe in der Zeit vom 19. April bis 11. Mai 1878 schrieb. Es ergänzt derselbe Stanley's Angaben über Uganda und den Victoria-See in erwünschter Weise, wie denn überhaupt jene Mission berufen erscheint, das von Stanley nur in großen allgemeinen Zügen entworfene Bild von dem See, seinen Inseln und Uferländern im Einzelnen auszuführen.

Zuerst führt Wilson eine Reihe von 32 Königen von Uganda bis auf Mtesa an, welche im Großen und Ganzen mit der von Stanley gegebenen stimmt, nur daß Letzterer drei Fürsten mehr (Nro. 10, 11 und 15) anführt. Es ist das immerhin ein guter Beweis für Stanley's Zuverlässigkeit. Die Waganda — schreibt Wilson weiter — haben drei Götter, welche sie anbeten, genannt Tschiwuka, Nendi und Mukasa. Die beiden ersten sind Waldgötter, die in Bäumen hausen sollen, und haben bestimmte Stellen, wo man sie vornehmlich verehrt und durch Opfergaben sich günstig zu stimmen sucht. Letzteres sind schwarze Schafe und Ziegen, die aber nicht getödtet, sondern zur freien Verfügung des Gottes an der betreffenden Stelle belassen werden. Für jeden solchen Opferplatz giebt es einen Priester, der ihn beaufsichtigt. Zwei liegen nahe bei Wilson's Wohnung; Mtesa soll dieselben zu beseitigen wünschen, stößt dabei aber natürlich auf starke Opposition. Beide Götter, Tschiwuka und Nendi, waren einst auf Erden große Könige und hatten weder Vater noch Mutter; man verehrt sie besonders in Kriegszeiten, weil sie in der Schlacht Schutz gewähren sollen.

Der dritte Gott, Mukasa, ist eine Art Neptun, der im Njanza haust und hauptsächlich von den Fischersleuten angebetet wird, die er vor Sturm und Ertrinken bewahrt. Die Waganda beten auch zu der Blatterkrankheit, welche mitunter epidemisch auftritt und viel Volks dahinrafft; denn — sagen sie — wenn sie Macht hat, so viele Leute zu tödten, muß sie ein Gott sein.

Es giebt Leute in Uganda, Mandwa genannt, von denen man glaubt, daß sie Hausgeister besitzen, mit der unsichtbaren Welt Verkehr haben und kommende Ereignisse voraussagen können. Einen Tag, ehe Wilson Uganda erreichte, kam ein solcher Wahrsager zu Mtesa und behauptete, daß der Fremde

nie zurückkehren, sondern unterwegs sterben werde. Als dann die Nachricht kam, daß Wilson nahe, ließ Mtesa den falschen Propheten rufen und ins Gefängniß werfen, wo er wahrscheinlich noch Ende April saß.

Nachdem Wilson dann erzählt, wie es ihm durch Zufall und Ueberredung gelang, Mtesa von einer Kriegserklärung an Aegypten zurückzuhalten, fährt er am 6. Mai fort: „Unsere Karten des Victoria Njanza müssen in der Nordwestecke noch sehr vervollständigt werden, da dieselbe dicht mit Inseln, darunter manchen großen von 15 bis 16 (engl.) Meilen Länge, bedeckt ist. Ich kenne ihre Zahl nicht; aber das Volk hier giebt 400 an, und ich selbst habe auf meiner dreimaligen Fahrt von und nach Uganda etwa zwischen 50 und 60 gesehen. Man scheint sie insgesammt als „Sasse“ oder „Sasse-Inseln“, zu deutsch etwa „Inseln der Fischer“, zu bezeichnen. Ihre Bewohner sprechen einen andern Dialekt als die Leute auf dem Festlande. Die kleineren Inseln sind meist unbewohnt, aber herrlich bewaldet, so daß ich auf einer derselben unser Boot zu erbauen vorschlagen werde, wenn Mackay und Genossen anlangen. — Eines der ersten Dinge, die zu machen sind, wenn unsere Gesellschaft erst etwas größer sein wird, ist eine sorgsame Aufnahme der nordwestlichen Ecke des Njanza; denn die Fahrt zwischen diesen Inseln ist verwickelt und schwierig, selbst bei Tage und gutem Wetter, und gefährliche Klippen und Untiefen giebt es in Menge. Wenn wir zu dem Entschlusse kommen, das Boot auf einer der Inseln zu bauen, und Mtesa uns Urlaub giebt, so wäre das eine vortreffliche Gelegenheit, jene Aufnahme auszuführen und in dem für die Dhau erbauten Dingy, welches drei Mann und etwas Gepäck faßt, von Insel zu Insel zu fahren. Die Inseln reichen nach meinem Ueberschlage etwa bis 0° 40′ südl. Br. Obwohl die ganze Gruppe Sesse heißt, so haben doch alle größeren und einige von den kleineren eigene Namen. Die Leute erzählen mir, daß der arme ermordete Smith zwischen diesen Inseln Lothungen vornahm, aber ich habe in seinen Papieren keine Notiz darüber gefunden.

Weil ich gerade vom Njanza spreche, so will ich eine interessante Thatsache anführen, welche wahrscheinlich viel Licht über den Einfluß verbreitet, den die Wassermenge im Victoria Njanza auf den Nil in Aegypten ausübt. Die Sache ist die: bald nach meiner (ersten) Ankunft in Kagei (Kagehji) im vergangenen Jahre, d. h. etwa in der Mitte Februar 1877, bemerkte ich, daß der Spiegel des Sees langsam stieg. Sobald ich dessen sicher war, merkte ich mir einen Felsen, der halb aus dem Wasser hervorragte, und beobachtete ihn von Tag zu Tag. Etwa Mitte Mai, d. h. ungefähr zehn Tage nach dem Aufhören der Regen, hatte der See seinen höchsten Stand erreicht, nachdem er im Ganzen genau zwei Fuß über den bezeichneten Punkt gestiegen war, und begann dann zu fallen. Bei meiner (zweiten) Ankunft in Kagei am 12. Januar 1878 schaute ich nach meinem Felsen und fand zu meinem Erstaunen das Wasser nur 1 bis 1½ Zoll unter dem höchsten Stande vom Mai 1877, eine Folge des überaus nassen Wetters, welches in den beiden vorhergehenden Monaten zu einer Zeit, wo gewöhnlich wenig oder gar kein Regen fällt, in Usukuma geherrscht hatte. Da nun der gesammte Spiegel des Sees um 2 Fuß über die gewöhnliche Höhe dieser Jahreszeit gestiegen war, so mußte eine unendlich vergrößerte Wassermasse über die Ripon-Fälle zum Abfluß kommen und, wofern der Victoria Njanza in der alljährlichen ägyptischen Ueberschwemmung irgend eine wichtige Rolle spielt, nothwendigerweise sich dort fühlbar machen und das um so mehr, als das Steigen vier Monate vor der gewöhnlichen Zeit eintrat. Wenn man also die Zeit, welche die Fluth nöthig hat, um vom Njanza aus Aegypten zu erreichen [1]), richtig in Anschlag bringt, kann man erträglich zuverlässige Daten erhalten, um den Einfluß des Victoria Njanza auf die befruchtenden Ueberschwemmungen im Lande der Pharaonen zu berechnen. Bald nach meiner Ankunft in Kagei reiste ich nach Unjanjembe und fand bei meiner Rückkehr am 15. März die Höhe des Seespiegels ebenso wie am 12. Januar; und als ich wenige Tage später nach Uganda zurückkehrte, wurde mir der abnorm hohe Wasserstand an der Nordküste des Sees bestätigt.“

Am 9. Mai schreibt Wilson: „Mtesa leidet schwer an einer, wie ich fürchte, unheilbaren Krankheit und schiebt die Schuld davon auf Zauberei. Alle Bakungu oder Häuptlinge fürchten sich schrecklich, daß einer oder mehrere von ihnen als die Schuldigen der Todesstrafe verfallen werden. Mir sagte gestern jemand: „Alle Häuptlinge zittern vor Furcht und jeder fragt: Wer wird es sein?“ (nämlich das Opfer). Ich fürchte, es wird Blutvergießen geben. Gestern war ich bei einer Berathung der Häuptlinge zugegen und bemerkte auf allen Gesichtern die größte Angst; alle sprachen mit verhaltenem Athem, als wären sie entsetzt, ihre eigenen Stimmen zu hören.“

Am 11. Mai jedoch, wo Wilson eine Audienz bei Mtesa hatte, befand sich derselbe besser, war gegen den Missionär ausnehmend freundlich und sprach davon, daß er binnen Kurzem Gesandte an die Königin von England schicken wollte. Wilson fügt hinzu, daß er in der letzten Zeit in der Sprache von Uganda große Fortschritte gemacht habe und in zwei bis drei Monaten sein Vocabular nach England senden zu können hoffe.

[1]) Der Nil steigt in Aegypten von Mitte Juli bis Mitte August rasch, dann langsamer, bis er um Anfang October seinen Höhenpunkt erreicht. Vergl. „Globus“ XXXII, S. 264.

Notizen zur Handels- und Verkehrsgeographie.

III. [1])

F. R. — Schweden im Jahr 1877. Eine ungenügende Ernte, ungünstige Conjuncturen in den beiden größten Industrien Schwedens, der des Eisens und Holzes, und die Rückwirkung der seit 1874 nur immer wachsenden Stockung des Handels und Verkehres haben das Jahr 1877 zu dem für Handel und Verkehr ungünstigsten gemacht, welches Schweden seit dem Beginn der jetzigen Krisis durchzumachen hatte. Nur die überwiegende Solidität des Handelsstandes und die Gesundheit des schwedischen Bankwesens haben eine Katastrophe abgewandt, welche am Ende des vergangenen

[1]) Vergl. „Globus“ XXXIV, S. 267.

Jahres über dem dortigen Handel zu schweben schien. Die Werthe der Ein- und Ausfuhr sind für 1877 noch nicht bekannt. Von 1867 bis 1876 hatten sie sich folgendermaßen entwickelt:

Jahr	Kronen Einfuhr	Kronen Ausfuhr
1867 . . .	133 040 163	127 319 000
1870 . . .	139 956 886	151 506 111
1873 . . .	260 606 606	218 826 220
1875 . . .	260 519 469	203 763 566
1876 . . .	283 059 457	222 743 506

Deutschland führte 1876 von Schweden ein für 16 403 000 und aus für 57 865 000 Kr., der Umsatz zwischen beiden Ländern betrug also 74 268 000 Kr. Großbritannien mit einem Umsatz von 318 558 000 Kr. (42 Proc. des Gesammtumsatzes) steht allen voran, und Dänemark mit 74 199 000 Kr. folgt unmittelbar nach Deutschland. Mehr als 20 Mill. Kr. erreicht außerdem der Umsatz mit Frankreich (37 Mill.), Rußland (27 Mill.), Norwegen (23 Mill.) und den Niederlanden (22 Mill.). In der Einfuhr stehen an erster Stelle: Manufacturen 73,6, Colonialwaaren 46,9, Lebensmittel von Thieren 27,7, Mineralien 21,4, Getreide und Producte daraus 21 Mill. Kr.; in der Ausfuhr: Unbearbeitetes Holz 1 04, Getreide und Producte daraus 45,4, Metalle 34 9 Mill. Kr. Hauptabsatzgebiet für Holz, Eisen und Getreide ist England, das seinerseits Schweden mit Steinkohlen, die indessen auch aus Deutschland in zunehmender Menge eingeführt werden, und mit Manufacturen versorgt.

Der Schiffsverkehr ist bis jetzt nur für Stockholm und Gothenburg mit Sicherheit anzugeben. Im erstern Hafen betrug in diesem Jahre der Gesammtverkehr 3349. Unter den ankommenden waren 573 finnische, 494 schwedische, 247 deutsche, 170 englische, 125 norwegische Fahrzeuge, davon kamen aus England 462, Finnland 436, Rußland 298, Deutschland 233. In Gothenburg verkehrten 3994 Schiffe; unter den einkommenden 1229 schwedische, 355 dänische, 267 englische, 175 norwegische und 107 deutsche; von 1781 auslaufenden gingen 681 nach England, 409 nach Dänemark, 216 nach Norwegen, 141 nach Deutschland, 103 nach Frankreich.

Die Ernte von 1877 war unter mittelmäßig. Nach der Menge des Ertrages ordnen sich die Getreidearten folgendermaßen: Hafer 64,2, Winterroggen 21,8, Gerste 17,8, Winterweizen 3,7 Mill. Cub.-Fuß.

An Eisenbahnen besaß Schweden 1877 466,4 Meilen, wovon 151,4 Staats- und 315 Privatbahnen. In demselben Jahre wurden von den Telegraphenleitungen 1 015 593 Telegramme befördert.

Die Fischerei in den Binnengewässern ist für die allgemeinen wirthschaftlichen Verhältnisse des Reiches nicht von Bedeutung. Dagegen gewann an der schwedischen Westküste in den Provinzen Gothenburg und Bohus durch unerwartete Ankunft eines ungeheuern Heringsschwarmes von Ende 1876 bis Februar 1877 die Seefischerei ein so unverhofftes Arbeitsfeld, daß im Anfang weder Fische noch Menschen und andere Hülfsmittel zum Fang und Versandt in hinlänglicher Menge vorhanden waren. Es wurden dort insgesammt 150 800 Tonnen gefangen.

Die Forstwirthschaft Schwedens hat zu spät begonnen, die Wälder zu schützen, durch deren Ausrottung in vielen Gegenden der Ackerbau nicht den geringsten Nutzen gezogen hat, da die klimatischen und hydrographischen Verhältnisse durch dieselbe verschlechtert worden sind. Vorzüglich die Provinzen Schonen und Westergötland, auch Halland und das westliche Smaland haben dadurch gelitten. Auch jetzt noch berechnet man den jährlichen Zuwachs auf nicht einmal ganz 50 Proc. des Verbrauches (im Lande selbst 1 050 Mill., für die Ausfuhr 140 Mill. Cub.-Fuß) und neuere amtliche Untersuchungen haben in vier Provinzen (Malmöhus, Halland, Göteborg und Upsala) den Waldmangel als ein bestehendes Uebel, und in drei (Christianstad, Blekinge, Skaraborg) als ein nahe bevorstehendes festgestellt. Nur in den zwei nördlichen Provinzen Kopperberg und Gefleborg ist noch Ueberfluß an Wald bei dünner Bevölkerung und geringer Ausnutzung vorhanden. Wenn also auch Schweden mit seinen 43 Proc. des Areales in Waldung als einer der waldreichsten Staaten Europas erscheint, so ist doch die Vertheilung dieses Reichthums eine sehr ungünstige, denn die bevölkerten und gewerbthätigen Provinzen gerade sind waldarm, während die ausgedehntesten Wälder sich in denjenigen Theilen des Landes finden, welche durch ihre dünne Bevölkerung, ihren Mangel an Verkehrswegen und ihr Klima der Ausnutzung dieses Schatzes die geringsten Vortheile bieten. Von den Wäldern Schwedens sind 72 Proc. Privatwaldungen; jedoch vergrößert der Staat seit Jahren seinen Waldbesitz durch Ankäufe.

Die Bevölkerung Schwedens betrug am Schluß des Jahres 1876 4 429 713; sie hatte sich im Laufe dieses Jahres um 1,06 Proc. vermehrt, und zwar die städtische um 2,85 und die ländliche um 0,77. Am Schlusse von 1877 hatte Stockholm 153 528 Einwohner. Die Auswanderung ging von 9727 in 1875 auf 9418 in 1876 herab.

— An der Schifffahrtsbewegung in den Häfen Großbritanniens waren 1877 hauptsächlich folgende Länder mit den beigesetzten Zahlen von Schiffen und Tonnen betheiligt: die Vereinigten Staaten mit 7962 Schiffen und 7 487 142 Tonnen, Frankreich (ohne Colonien) mit 31 835 Schiffen und 6 833 587 Tonnen, Deutschland mit 13 837 Schiffen und 4 849 887 Tonnen, Rußland mit 8411 Schiffen und 3 377 968 Tonnen, Niederlande mit 8973 Schiffen und 3 198 225 Tonnen, Canada mit 3826 Schiffen und 2 927 765 Tonnen, Schweden mit 7536 Schiffen und 2 372 913 Tonnen. Die Gesammtzahl der in diesen Häfen Großbritanniens verkehrenden Schiffe betrug 65 328 mit 25 909 904 Tonnen, wovon auf die britische Flagge 37 927 mit 17 484 573 Tonnen, auf die norwegische 6036 mit 1 901 955 Tonnen, die deutsche 4849 mit 1 474 686 Tonnen, die französische 4838 mit 778 220 Tonnen, die italienische 1393 mit 737 184 Tonnen entfielen.

— Der Verkehr von Reisenden betrug 1877 in den französischen Canalhäfen und Ostende in Ankunft und Abreise 423 979. Davon entfielen auf Calais 180 982, Boulogne 132 386, Dieppe 62 916, Ostende 28 658, Havre 19 037.

* * *

Einem Consularbericht über Cypern entnehmen wir, daß die Ein- und Ausfuhren der Insel 1878 erheblich abgenommen haben. Die ersteren betrugen 1876: 2 309 600, 1877: 2 105 449, die letzteren 1876: 4 150 240, 1877: 3 018 360 Mark. Die Erzeugung von Weizen fiel von 1 600 000 Kilo in 1876 auf 800 000 in 1877, diejenige von Gerste von 2 400 000 Kilo in 1876 auf 1 500 000 in 1877. Die Ursache des Rückgangs liegt theils in ungewöhnlicher Trockenheit des Jahrgangs 1877, theils in den kriegerischen Zeitverhältnissen. Die Baumwollenernte ergab circa 2000 Ballen. An Wolle wurden 330 000 Pfund gewonnen. Die Zahl der Schafe wird auf 750 000 angegeben. An Oel wurden 1877 250 000 Oka ($2^4/_5$ Pfund engl.) gewonnen. Es ist dies nur eine halbe Ernte; die vollen Ernten, welche nur etwa alle fünf Jahre eintreten, betragen reichlich das Doppelte. An Taback wurden höchstens 5000 Oka gewonnen. Aus den Salzseen von Larnaka wurden ungefähr 4 500 000 Oka erzeugt und davon ungefähr $^4/_5$ nach Syrien ausgeführt. Die Schwammfischerei beschäftigt an den cyprischen Küsten ungefähr 40 Boote und 350 bis 400 Menschen, und wurden 1877 etwa 2500 Oka Schwämme, vorwiegend gemeinere Sorten, gefischt. Unter den Industrien steht die Gerberei und die Seidenweberei obenan. Die Geschäfte, denen die Türken sich vorzüglich widmen, sind die der Barbiere, Fleischer, Schuhmacher, Sattler und Zeugdrucker, während so ziemlich in allen anderen Gewerbszweigen die Griechen voranstehen. Die Bevölkerung von Cypern wird in diesem Bericht auf 200 000 angegeben, wovon $^2/_3$ Griechen und $^1/_3$ Muselmänner sein sollen.

— Handel von Bangkok im Jahre 1877. In der Ausfuhr erscheint Reis mit 20 549 533 T., Zucker mit 255 280 T., Pfeffer mit 122 883 T., getrocknete Fische mit 393 777 T., Salz 628 117 T., Eisenholz 87 334 T., Teak-Holz 107 570 Stämme bezw. Planken. Der Gesammtwerth der Ausfuhr bezifferte sich auf 9 153 609 mex. Piaster, während der der Einfuhren nur zu 5 930 531 mex. Piaster angegeben wird. Die letztere ist nicht nach ihren verschiedenen Artikeln angeführt. Was die einzelnen Artikel der Ausfuhr anbetrifft, so bleibt Reis immer an der Spitze derselben, wiewohl das Jahr 1877, in welchem die Regenzeit statt im Mai im August eintrat, für die Cultur dieser Frucht nicht günstig war. Ein Ausfuhrverbot, welches von der Regierung erlassen wurde, hatte wenig Wirkung. China und Singapur sind die Hauptabnehmer für dieses Erzeugniß. Der Fischhandel Siams, sowohl in Fluß- als Seefischen, ist, wie die oben angegebenen Zahlen ausweisen, bedeutend. Eine kleine Heringsart (im Lande Platu genannt), welche der Nordost-Monsun in großer Zahl in den Golf von Siam treibt, bildet getrocknet einen Ausfuhrartikel nach Java und ein wichtiges Nahrungsmittel der Siamesen. Das Salz wird an der Küste in Salzgärten gewonnen und geht in großen Mengen nach Singapur, China, Java. Das Teak-Holz, welches in Bangkok zur Ausfuhr kommt, stammt großentheils aus den siamesisch-britisch-birmanischen Grenzgebirgen, wo das Recht der Abholzung flächenweise verkauft wird. Durch Einschnitte bringt man die Bäume zum Absterben und giebt dem Holz schon vor dem Fällen eine gewisse Trockenheit. Dann wird es mehrere Jahre später gefällt und durch Elephanten zu den Flüssen hinabgebracht, auf denen man es weiterflößt. Teakholz geht von hier wenig nach Europa, da Moulmein den europäischen Bedarf vorwiegend befriedigt, dagegen sind China und Niederländisch-Indien die Hauptzielpunkte der siamesischen Teakholzausfuhr. Dasselbe wird dort vorwiegend zu Hafenbauten verwandt. In der Einfuhr Siams spielen China und Indien mit einheimischen Producten noch immer eine hervorragende Rolle. China importirt, nach Schätzung, in Siam mehr als alle anderen Länder zusammen und das Ueberhandnehmen des Verbrauches europäischer Waaren hat bis jetzt die chinesischen nur in einigen wenigen Zweigen zurückgedrängt. Thee, und zwar ausschließlich grüner, der aus Amoy eingeführt wird, steht unter den Einfuhren aus China in erster Reihe. Er ist ein unabweisliches Bedürfniß für alle Schichten der Bevölkerung. In Bangkok unternimmt z. B. der Mandarin keine kurze Bootfahrt in der Stadt, ohne seinen gefüllten Theetopf bei sich zu haben. Steingut, Porcellan, Baumwoll- und Seidenstoffe, Papier, Eßwaaren der verschiedensten Art bilden weitere wichtige Artikel dieses Handels. Die zahlreichen Chinesen in Siam leben, abgesehen vom Reis und den frischen Fischen, fast nur von den aus China eingeführten Eßwaaren und umgeben sich mit chinesischen Erzeugnissen in Kleidung und Hausgeräth. Aber auch der gewöhnliche Siamese hat noch jetzt in seiner dürftig eingerichteten Wohnung fast ausschließlich chinesische Gegenstände. Die Schüssel, von der er ißt, ist aus Hainan, der Reisbranntwein (Samschu), den er trinkt, ist aus Hongkong, die Messingschalen, welche nicht fehlen dürfen, kommen aus China und so fort. Durch chinesische Kaufleute wird auch die Einfuhr des Opium besorgt, das aus Ostindien gebracht und in großem Maßstabe geschmuggelt wird. Außerdem liefert Ostindien die sogenannten Palays, baumwollene Lendentücher, welche die einheimischen mehr und mehr verdrängen, außerdem Seidenstoffe, Brocate, Edelsteine. Die Indier, die diesen Handel vermitteln, werden wegen ihres mohammedanischen Glaubens in Siam Araber genannt. Aus Java kommt schlechter Branntwein und Sarongs für die hier wohnenden Malayen und Javanen. Australien bringt Steinkohle. Unter den europäischen Staaten hat England die größte Einfuhr nach Siam. Es werden dort namentlich große Bestellungen für die Regierung, den Hof und die ersten Familien gemacht. Dampfschiffe, Maschinen der verschiedensten Art, eiserne Brücken, Waffen, Möbel, Shirtings kommen von dort. Deutschland dürfte in zweiter Linie zu nennen sein. Seine Einfuhr läßt an Mannigfaltigkeit nichts zu wünschen übrig und hat Aussicht, die englische, welche den hiesigen Handel früher nahezu monopolisirte, noch mehr zurückzudrängen. Sie besteht vorzüglich aus Kurz- und Metallwaaren, Möbeln, Schmucksachen, Bier, Zündhölzern und zahllosen Kleinigkeiten. Frankreich bringt Möbel, Leder, Glas- und Porcellanwaaren, Oesterreich Glas- und Ledersachen, Belgien Waffen, Nordamerika außer Mehl, Conserven, starken Baumwollenzeugen hauptsächlich Steinöl, das sich immer mehr einbürgert und sogar in den mittleren Classen und im Innern das einheimische Kokosnuß-Oel verdrängt. Die Geldgeschäfte Siams mit der übrigen Welt werden in Singapore gemacht.

Der Schiffsverkehr im Hafen von Bangkok betrug 1877 580 Schiffe (191 789 T.) in der Ankunft und 521 (182 246 T.) im Abgang. Daran betheiligten sich von deutscher Seite 63 Segel- und 3 Dampfschiffe (21 615 T.) in der Ankunft und 63 Segel- und 3 Dampfschiffe (21 722 T.) im Abgang. Nach Hamburg gehörten davon 23, nach Apenrade 11, nach Sonderburg 7, nach Bremen 5.

Von Bedeutung für den Schiffsverkehr Bangkoks ist die Thatsache, daß zu Petrin am Bangpakong-Flusse wegen der vielen dort befindlichen Reismühlen ein neuer Hafenort, unterhalb Bangkok, 18 Seemeilen von der Küste, sich entwickelt hat, zu dem der Zugang wegen milderer Beschaffenheit der Barre leichter sein soll als zu dem von Bangkok.

Nach ihren Werthen zusammengestellt, folgen die wichtigsten Aus- und Einfuhrartikel von Bangkok in folgender Reihe auf einander. In der Ausfuhr: Reis 5 983 151 mex. Piaster, getrocknete Fische 220 965, Baumwolle 198 917, Teakholz 194 477, Zucker 187 884, Pfeffer 162 339, Japanholz 146 184, Büffelhäute 139 151, Rosenholz 133 323, Sesam 113 569, gesalzene Fische 112 587. In der Einfuhr: Shawls 583 587, Shirtings 559 021, Opium 373 215, Seidenwaaren 328 528, Getränke 311 617, Blattgold 266 607, gefärbte Zeugwaaren 200 684. Die Hauptplätze der Ausfuhr sind Hongkong und Singapore, nach welchen 4,3 bezw. 3,2 Mill. mex. Piaster gehen, während von den Einfuhren aus Singapore 3,8, Hongkong 1,5, Europa 0,21 Mill. kommen. An dem Schiffsverkehr im Hafen von Bangkok betheiligten sich in Abgang und Ankunft von siamesischen Schiffen 230 Segelschiffe und 34 Dampfer mit zusammen 99 300 Tonnen.

(Preußisches Handelsarchiv 1878, Nro. 37.)

— Telegraphischer Verkehr in Indien. Der dem englischen Parlament vorgelegte Bericht über das indische Telegraphenwesen bekundet in diesem Zweige der öffentlichen Arbeiten seit dem Jahr 1868 einen lebhaften Aufschwung. Die Drahtlänge stieg seit dem gedachten Jahr von 18 067 Meilen auf 39 700 Meilen im Jahre 1877, die Länge der Linien von 13 886 auf 17 840 Meilen; die Zahl der Telegraphenämter betrug 1868 178, im Vorjahre 234. Die überraschendsten Ziffern zeigt der Depeschenverkehr. Auf den indischen Telegraphen wurden befördert: an Privatdepeschen 1866 269 638, 1877 1 008 119, an Staatsdepeschen 1867 41 306, 1877 100 916; die Gesammtzahl der Depeschen incl. jener des Telegraphendienstes selbst stieg von 373 832 im Jahre 1868 auf 1 166 833 im Jahre 1877; die Totaleinnahmen betrugen 1868 114 499 Pf. St., 1877 249 646 Pf. St. In diesen Ziffern sind jene für Ceylon inbegriffen.

* * *

— Tunis. Ende September ist von der projectirten Bahn, welche Tunis mit der algerischen Grenze (bei Suk Ahras) verbinden soll, die Strecke Tubarba-Medjez el Bab (31 Kilometer) dem Verkehr übergeben worden, so daß die Regentschaft nun außer der Linie Goletta-Tunis noch eine weitere Eisenbahn, die von Tunis nach dem westlichen Theile des Landes führt, besitzt. Diese letztere

Bahn wird von einer französischen Gesellschaft gebaut und betrieben, während die Linie, welche Tunis mit dem Meere verbindet, sich im Eigenthum eines englischen Consortiums befindet (und soeben an erstere verkauft worden ist. Red.)

* * *

— Die Einfuhr von Eisen- und Stahlschienen in die Vereinigten Staaten von Nordamerika hat vom 1. Juli 1868 bis 30. Juni 1878 in folgender Weise ab- und gleichzeitig vom 1. Jan. 1868 bis 31. December 1877 die einheimische Erzeugung wie angegeben zugenommen:

	Erzeugung Tonnen	Einfuhr Tonnen
1868	506 714	151 097
1869	593 586	266 228
1870	620 000	313 338
1871	775 733	513 023
1872	1 000 000	595 321
1873	890 077	400 546
1874	729 413	166 790
1875	792 512	47 132
1876	879 629	5 273
1877	764 709	12
1878	—	12

— Nach den Berichten der Steel and Iron Association gab es 1877 716 Hochöfen in den Vereinigten Staaten, mit einer Erzeugungsfähigkeit von 4 Mill. T., aber es standen nicht weniger als 446 davon außer Arbeit und die Gesammterzeugung von Roheisen betrug nicht mehr als 2 314 585 Tonnen.

— Der Werth des Außenhandels von Brasilien wird für 1876 auf 194 Mill. Doll. geschätzt, von denen 94 auf die Ein- und 100 auf die Ausfuhren entfallen. Die Einfuhren vertheilen sich auf England mit 30,4, Frankreich 16,3, Vereinigte Staaten 7,2, Belgien 4,8, andere Länder 35,2 Mill. Doll. Von den Ausfuhren nehmen die Vereinigten Staaten 45,5, England 25,1, Frankreich 11, Belgien 2,5, andere Länder 15,8 Mill. Doll. Die einheimische Industrie Brasiliens ist kaum nennenswerth; die 30 Baumwollmanufacturen, welche bestehen, arbeiten ausschließlich billige Stoffe für den einheimischen Verbrauch.

— Einem amtlichen Berichte über die Colonie Blumenau vom 5. Juli 1878 entnehmen wir, daß Ende Juni 1875 die Bevölkerung 12 291 Köpfe betrug und zwar: Deutsche 9012, Italiener 545, Südtyroler 1473, Brasilianer 1250, Engländer 5, Franzosen 6. Darunter waren 7855 Protestanten und 4434 Katholiken. Es gab 1204 gezimmerte und 1010 provisorische Häuser, 1 protestantische und 1 katholische Kirche, Hospital, Irrenhaus, 2 Schulhäuser, Gefängniß. Es bestanden 2 öffentliche und 6 Privatschulen in dem Hauptort und 19 Privatschulen in anderen Theilen der Colonie. In Cultur war eine Bodenfläche von 3970 Hectaren, welche an Haupterzeugnissen lieferte: Mais 63 044, Knollenfrüchte 88 204 und Maniokmehl 11 239 Hectoliter, Zucker 202 500, Arrow-Root 16 170, Taback 14 000, Baumwolle 2000, Kaffee 1500 Kilogramm, Branntwein 350 000 Liter. An Vieh gab es 1542 Pferde, 244 Maulthiere, 6250 Rinder, 16 600 Schweine, 70 000 Geflügel. Unter den Erzeugnissen der Viehzucht stehen in erster Linie Butter mit 47 000 und Käse 82 000 Kilogramm. An Honig wurden 6000, an Wachs 550 Kilogramm gewonnen. Es gab 117 Zuckermühlen (2 davon eiserne), 202 Branntweinblasen, 82 Pflüge, 30 Säg- und 19 Mahlmühlen, 4 Reisschälmühlen, 10 Ziegeleien. An fahrbaren Straßen waren Ende 1876 236 Kilometer vorhanden. Die Ausfuhr von Erzeugnissen der Colonie bewerthete 190 000 M. Reis. Die Gesammtausgaben für 1876 392 479, die Einnahmen 397 372, die Schulden der Colonisten (hauptsächlich Vorschüsse für Ansiedelung und Landkauf) 176 971. Bis Ende 1874 war die Einwanderung fast vollständig deutsch, 1875 und 1876 wanderten dagegen nur 576 deutsch und 1614 italienisch Sprechende ein. Die Gesammteinwanderung ist seit 1875 bedeutend im Steigen. Sie betrug 1871 23, 1872 207, 1873 426, 1874 362, 1875 1129, 1876 1078.

— Britisch-Guyana empfing 1877 4678 Einwanderer, wovon 3982 (Kulis) aus Ostindien, 606 von Barbadoes, 90 von Madeira; 492 Kulis kehrten nach Indien zurück und nahmen 29 805 Doll. Ersparnisse mit sich.

Aus allen Erdtheilen.

Asien.

— Die „Times" enthalten folgendes Telegramm aus Bombay, 12. November: „Sir Andrew Clarke, Mitglied für öffentliche Arbeiten im viceköniglichen Rathe, besuchte im letzten Februar Wainad (einen kleinen District in der Präsidentschaft Madras mit gesundem und neun Monate im Jahre für Europäer angenehmem Klima, während drei Monate lang Fieber herrschen), und da er nach seinen australischen Erfahrungen das Land für sehr goldreich hielt, lud er mit Genehmigung des Vicekönigs Mr. Brough Smyth, den bedeutenden Bergwerksingenieur von Victoria, ein, einige erfahrene Minenarbeiter nach Indien zu senden, um die Quarzriffe zu durchforschen. Mr. Smyth hat schon auf einer Fläche von 25 mal 13 engl. Meilen 90 von 2 bis 4 Fuß starke Vorkommnisse von Gestein entdeckt, welches per Tonne bis zu 200 Unzen Gold enthält. Reicheres Erz zeigt auf dem Bruche feines und grobes Gold und einzelne erbsengroße Stücke. In manchen Riffen ist viel praktisch unproductives Gestein, welches aber immerhin per Tonne 8, 10, 14 Pennyweights (20 = 1 Unze), 2 und 4 Unzen enthielt. Man glaubt, mit Capital und unter guter Leitung einen sehr großen Betrieb ins Leben rufen zu können." Es wäre das für den ziemlich ausgedehnten und bisher hauptsächlich durch seine Kaffeeplantagen bekannten District — derselbe liegt südlich von Maisur (Mysore) auf den nördlichen Ausläufern des Nilagiri- (Neilgherry-) Gebirges — ein um so größerer Segen, als er letzthin durch Trockenheit und sonstige Unglücksfälle mehr als gewöhnlich gelitten hat. Bekannt ist übrigens das dortige Vorkommen von Gold schon lange, und seine erste officielle Erwähnung datirt aus dem Jahre 1831. Es fand aber damals keine eingehende fachmännische Untersuchung statt.

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 13, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.